Deutsche

Dichtungen des Mittelalters

in

vollständigen Auszügen und Bearbeitungen.

Von

F. W. Genthe.

Zweiter Band.

Eisleben 1841.

Verlag von Georg Reichardt.

Druck von J. I. Uckermann in Erfurt.

DER

BERLINISCHEN GESELLSCHAFT

FÜR DEUTSCHE SPRACHE

WIRD

DIESER ZWEITE BAND DEUTSCHER DICHTUNGEN

HOCHACHTUNGSVOLL GEWIDMET

VON

IHREM EHRENMITGLIEDE

F. W. G.

Vorwort.

Indem ich den zweiten Band der deutschen Dichtungen dem Publikum übergebe, hätte ich wohl kaum einer Vorbemerkung nöthig, da ich mich über meine Absicht genügend ausgesprochen habe, und auch jetzt noch überzeugt sein darf, vielen Litteraturfreunden einen willkommenen Dienst geleistet zu haben. Wer das Buch aber für unbrauchbar hält, der bedenke nur, dass es für ihn gar nicht geschrieben sein soll. Nur in Betreff des Titels, der von vollständigen Auszügen spricht, bemerke ich, dass die Nummern XIV. bis XXIV. zwar kurze Auszüge sind, ich aber die Gedichte nicht unerwähnt lassen wollte.

Zu dem ersten Bande ist in Ansehung litterarischer Notizen noch hinzuzufügen, dass Beowulf vollständig stabreimend von Ettmüller in einer Uebersetzung erschienen ist; aber dies geschah erst, als es des vorgerückten Druckes wegen nicht mehr an-

gezeigt werden konnte. Zu Barlaam und Josaphat kann auch der Auszug bemerkt werden, welcher in Hüllmann's Städtewesen steht, und bei dem vorliegenden zweiten Bande die prosaische Erzählung „Crescentia“ in M. Haupt's altdeutschen Blättern Band I.

Das Urteil einsichtsvoller und besonnener Personen ist mir nicht gleichgiltig, Belehrungen nehme ich stets dankbar an, wie sie auch gegeben werden; aber ich verstehe auch recht gut selber zu beurteilen, wozu ich befähigt bin, und belächle knabenhaften Dünkel und grüne Gelehrsamkeit.

Eisleben, den 5. October 1841.

F. W. G.

I n h a l t.

*) Auf S. 256 ist Zeile 18. v. u. zu lesen Maelgewns.

I.

Ueber Salomon und Morolf.

Die Dichtung von Salomon und Morolf ist eben so weit verbreitet als alt; sie liegt uns in zwei poetischen Gestalten vor, welche von einander wohl unterschieden werden müssen. Das kürzere Gedicht, unstreitig das ältere, ist nach einem lateinischen Orginal in Prosa gedichtet, nicht übersetzt; es giebt aber auch prosaische Uebersetzungen davon. Das längere Gedicht, welches ganz in dem Charakter der Ritterromane, z. B. wie König Rother, gehalten, ist wahrscheinlich reindeutsche Dichtung, wenigstens hat man bis jetzt noch keine Spur der Ableitung gefunden. Abgedruckt sind beide Gedichte in: Deutsche Gedichte des Mittelalters. Herausgegeben von F. H. von der Hagen und Dr. J. G. Büsching. Bd. I. Berlin 1808, gr. 4°., nach der Handschrift, welche Joh. Joach. Eschenburg besass. Dieser Gelehrte war es auch, der, zuerst im Bragur, Bd. III, S. 357 ff., dann wiederholt in den Denkmälern deutscher Dichtkunst. Bremen 1799, S. 117 bis 185, eine ausführliche Abhandlung darüber mittheilte. Vollständiger noch behandelte v. d. Hagen den Gegenstand in seiner Einleitung zu der Ausgabe des Gedichts (S. I — XXIV.) und in der Abhandlung zu der erneuerten prosaischen Bearbeitung des Stoffes im Narrenbuch, Halle 1811, S. 498 — 513, mit Berücksichtigung von J. Grimms Recension der Ausgabe etc. des Gedichtes in den Heidelb. Jahrb. 1809, Heft XLV. S. 249 — 253. Einen Beitrag hat geliefert Mone im Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit, V. Jahrg. 1836, I. Heft, Sp. 58 — 63. Die gegenwärtige Einleitung begründet sich auf alle diese verschiedenen Abhandlungen.

Den morgenländischen und bestimmt jüdischen Ursprung der Fabel hat J. Grimm a. a. O. nachgewiesen durch die Beziehung auf die Sprüche Salomos, besonders Cap. 30, 31 und die Bemerkung, dass Markolf (es ist dies eine neben Morolf, Morolt, Marolt vorkommende Form) hebräisch ein Schimpfname ist. Eine persische Handschrift von Salomon und Markolf soll, nach Docen, in N. litter. Anzeig., 1807, Sp. 757, in Uri's Katalog der orientalischen Handschriften der Bodleyschen Sammlung zu Oxford, angeführt sein. Die älteste Erwähnung des Gegenstandes in Deutschland, wobei höchst wahrscheinlich die lateinische Abfassung zu verstehen ist und nicht schon eine deutsche Bearbeitung, findet sich in der Psalmenparaphrase des St. Galler Mönchs Notker La-

beo (gest. 1022), XVIII. 85. *Schilteri thes. T. I. p.* 228: „*Narraverunt mihi iniqui fabulationes, sed non, ut lex tua.* Unrechte sageton mir *adoleschias, item exercitationes delectabiles*, nieht so din ea, *an* dero mir *veritas* lichet als *verba.* Soliche habent misseliche *professiones, Judeorum literae*, so geschriebene heizent *deuterosis*, an dien *milia fabularum* sind, ane den *canonem divinarum scripturarum.* Sameliche habent *haeretici*, an iro *vana loquacitate.* Habent ouh soliche *saeculares literae.* Uuaz ist joh anderes, daz man *Marcholfum* saget sich ellenon uuider *proverbiis Salomonis?* An dien allen sint uuort sconiu ane uuarheit“ Ein hundert Jahr jüngeres Zeugniss über das Vorhandensein der Fabel findet sich in des Erzbischofs Wilhelm (oder Willermus) von Tyrus Schrift: *Historia rerum in partibus transmarinis gestarum*, in der Sammlung: *Gesta Dei per Francos*, p. 834: „*Ex hac nihilominus urbe (Tyro) fuit Abdimus adolescens, Abdaemonis filius, qui Salomonis omnia sophismata et verba parabolarum aenigmatica, quae Hyram regi Tyriorum solvenda mittebat, mira solvebat subtilitate. De quo ita legitur in Josepho Antiquitatum L. VIII.* „*Meminit horum duorum regum Menan-* „*der, qui ex phoenica lingua antiquitates Tyriorum in vocem con-* „*vertit helladicam, ita dicens: Moriente Abibalo, successit in eius* „*regnum filius eius Hyram, qui cum vixisset annis quinquaginta tri-* „*bus, regnavit triginta quatuor. Huius temporibus erat Abdimus,* „*Abdaemonis filius, in vinculis, qui semper propositiones, quas im-* „*perasset Hierosolymorum rex, evincebat.*“ *Et iterum infra ad hoc: Regem Hierosolymorum Salomonem misisse ad Hyram Tyri regem figuras quasdam, et petisse ab eo solutionem, ita, ut si non posset discernere, solventi pecunias daret; cumque fateretur Hyram, se non posse illas solvere, multaque foret pecuniarum detrimenta passurus, per Abdimum quenda Tyrium, quaem proposita fuerunt, sunt absoluta; et alia ab eo proposita, quae si Salomo non solveret, regi Hyram multas pecunias daret.* „— *Et hic fortasse est, quem fabulose popularium narrationes MARCOLFUM vocant, de quo dicitur, quod Salomonis solvebat aenigmata, et ei respondebat, aequipollenter iterum solvenda proponens.*“

Die Erzählungen von Salomos Weisheit, wie seine Sprüchwörter, mögen schon sehr frühzeitig zur Abfassung eines Buches geführt haben, worin dieser berühmte König in einem Wettkampfe des Scharfsinns und der Weisheit dargestellt wurde, und es lag wohl nahe, des Contrastes wegen, ihm die plumpe Natürlichkeit des gesunden Menschenverstandes in einem rohen Bauer gegenüber zu stellen. Im Jahre 494 verwarf der Papst Gelasius als apokryphisch ein Buch „*Contradictio Salomonis*“ („Red vnd widerred Salomonis“ heisst auch eine deutsche Ausgabe un-

seres Gedichts) und es möchte nicht ganz unwahrscheinlich sein, dass dies das noch vorhandene lateinische Orginal sei, denn der Inhalt streitet nicht dagegen, und so gut wie die apokryphischen Evangelien von Jakobus, Thomas, Barnabas etc. entstanden, kann auch sehr wohl die *Contradictio Salomonis* als ein angeblich biblisches Buch verbreitet sein. Man kann aber nicht wissen, welche Umgestaltungen das Werk erfahren hat und ob es nicht etwa zuerst in griechischer Sprache geschrieben war; eben so wenig kann man aus der Stelle im Freidank (Ausg. von Wilh. Grimm. Göttingen 1834, S. 81, V. 3—8):

Salmôn witze lêrte,
Marolt daz verkêrte.
den ſite hânt non hiute
leider genuoge liute.
Salmôn hât doch wâr geſeit
diu werlt ist gar ein üppecheit *).

errathen, ob der Dichter des Freidank ein lateinisches oder deutsches Buch vor sich hatte.

Von dem lateinischen Buche, dem alle deutschen Bearbeitungen gefolgt sind, genügt es, den Anfang und den Schluss herzusetzen.

Cum sederet Salomon super solium Dauid patris sui plenus sapientia, et diuitiis, vidit quendam hominem, Marcolphum nomine, qui ab Oriente nuper venerat, facie turpissimum et deformem: et tamen eloquentissimum. Vxor eius erat cum eo; quæ nimis erat terribilis, et rustica: cum eos ambos conspectui suo pariter exhiberi iussisset: stabant ambo ante eum, se mutuò conspicientes. Statura itaque Marcolphi fuit brevis, et grossa, caput habuit grande: frontem latissimam, rubicundam et rugosam, aures pilosas et vsque ad medium maxillarum pendentes, oculos grossos et lipposos, labium subtus minus quasi caballinum, barbam sordidam et foetosam quasi hirci, manus truncas, digitos breves et grossos, pedes rotundos, nasum spissum et gibbosum, labia magna et grossa, faciem asininam, capillos, veluti sunt hircorum: calceamenta pedum eius rustica erant nimis, pannitiosa atque lutosa pellis, curta tunica vsque ad nates, caligæ repagulatæ, vestimenta eius coloris turpissimi erant. Vxor quoque eius erat pusilla et nimis grossa, cum grossis mammis, comam habebat spinosam, supercilia longa, foetosa et acuta, quasi dorsum porci, barbam ut habet

*) In der Müllerschen Samml., Bd. II, V. 1281 ff. lautet die Stelle etwas anders nämlich, wie v. d. Hagen angeführt, so:

Salmon wiszheit lerte,
Marolff das verkerte;
Den siten hant noch hiute
Leider junge liute.
Ein jeglich gebur grosz ere hat,
Der vor sine dorff gat.
Sin selbs sinne er mert,
Der wiszheit gern lert etc.

hircus, aures asininas, oculos lipposos, aspectum colubrinum, carnem rugosam et nigram, et massa de plumbo ornabat grossas mammas eius, digitos habebat breues, ornatos annulis ferreis, nares habebat valde grandes, tibias breves et grossas, in modum vrsœ pilosas: tunica eius erat pilosa, et dirupta: de tali quidem muliere quidam iuuenis hos dixit versus:

Foemina deformis tenebrarum subdita formis
Cum turpi facie transijt absque die.
Et mala res multum turpem concedere cultum,
Sed turpis nimium turpe ferat vitium.

Rex verò Salomon cum eos conspexisset, sic exorsus est, dicens: Qui estis, et vnde estis, quod est genus vestrum? Marcolphus respondit: Dic tu nobis priùs genealogiam tuam, et patrum tuorum: et tunc indicabo tibi genus nostrum. Salomon: Ego sum de duodecim generibus Prophetarum. Judas genuit Phares. Phares genuit Esron. Esron genuit Aran. Aran genuit Aminadab. Aminadab genuit Naason. Naason autem genuit Salmon. Salmon genuit Boos. Boos genuit Isai. Isai genuit Dauid regem. Dauid autem rex genuit Salomonem. Et ego sum Salomon rex.

*Marcolphus respondit: Et ego sum de duodecim generibus rusticorum. Rusticus genuit Rustam. Rusta genuit Rustum. Rustus genuit Rusticulum. Rusticulus genuit Tarcum. Tarcus genuit Tarcol. Tarcol genuit Pharsi. Pharsi genuit Marcuel. Marcuel genuit Marquat. Marquat autem genuit Marcolphum. Et ego sum Marcolphus follus. Vxor mea est de duodecim generibus Lupicanarum. Lupica genuit Lupicam. Lupica genuit Lupidrag. Lupidrag genuit Bonestrung. Bonestrung genuit Boledrut. Boledrut genuit Bladrut. Bladrut genuit Lordam. Lorda genuit Curtam. Curta genuit Curtellam. Curtella genuit Policam. Polica genuit Policanam. Et haec Policana vxor mea. Salomon dixit: Audivi te esse verbosum et callidum, quamuis sis rusticus et turpis. Quamobrem inter nos habeamus altercationem. Ego verò te interrogabo: tu verò subsequens responde mihi. Marcolphus respondit: Qui malè cantat primò incipiat. Sal. Si per omnia poteres respondere sermonibus meis, te ditabo magnis opibus *) et nominatissimus eris in regno meo. Marc. Promittit medicus sanitatem, cùm non habet potestatem etc.* — Der Schluss ist also (Markolf soll wegen seiner grossen Unverschämtheit gegen Salomo gehenkt werden; er bittet es sich als eine Gnade aus, dazu sich den Baum aufzusuchen).

---

*) Salomon fordert also zu einem Wettstreite auf und verspricht, im Fall, dass Morolf alle seine Fragen beantworten kann, grosse Belohnung. Es scheint das mit der oben S. 2 angeführten Stelle bei Will. Tyrus in Beziehung zu stehen. Die Ueberlieferung, dass Salomon sich an Spruch- und Rathselfragen ergetzt, wurde benutzt, den weisen König mit der bäuerischen Lustigkeit des Markolf im Gegensatz zu zeigen

Er spricht: *Domine mi Rex, tantummodò mihi impendere potes, vt in ligno, quod elegero, suspendar. Salomon ait: Fiat quod petijsti; mihi autem pro minimo est, in quo suspendaris ligno. Tunc ministri Regis Marcolphum capientes duxerunt extra civitatem et pertranseuntes vallem Josaphat, et cliuum montis Olive ti, pervenerunt usque Hiericho, et nullam arborem inuenire potuerunt, quam Marcolphus suspendio suo eligeret. Inde transeuntes Jordanem, peragrantes omnem Arabiam, et iterum Marcolphus nullam arborem elegit. Inde circumeuntes saltum Carmeli et cedros Libani, et solitudinem campestri circa mare rubrum, et nunquam Marcolphus arborem elegit. Et sic euasit manus Salomonis. Post hoc domum remeans quieuit in pace.*

Die deutschen prosaischen Bearbeitungen, welche wir von dem Gedicht haben, sind aus dem Ende des XV. Jahrh. Man kennt folgende Ausgaben: 1) Frag vnd antwort Salomos vnd marcolfj. Nürnberg, bei Mart. Ayrer. 1487. 3½ Bg. mit Holzschn. 2) Red vnd widerred. Augsb. 1490. 4°. 3) Marcolphi Hystory. Ulm, 1496. 4°. 4) Nürnberg, 1520 (vermutlich mit dem Titel der ersten Ausgabe). 5) Frag vnd antwort König Salomonis vnd Marcolfi. Nürnberg, gedruckt durch Val. Newber. 1560 (?). Nach dieser letzten Ausgabe und mit Zuziehung des lateinischen Textes ist die Bearbeitung in v. d. Hagen's Narrenbuch gemacht. Aus der ältesten Ausgabe theilte Eschenburg (Denkmäler, S. 172 u. 173) und nach ihm v. d. Hagen (Deutsche Gedichte des MA., S. XIV u. XV) zur Vergleichung folgende Stellen mit, woraus zu sehen, wie die deutsche Bearbeitung sich an das Orginal gehalten und wie sie abgewichen. Zuerst die Beschreibung der Person Morolfs.

„Vnd dy perſon Marcolfi was kurtz vnd dick, grob, vnd het ein „groſz haupt, ein preite ſtirn, rot vnd geruntzelt horig oren, hangende „waugen, groſz flieſsende augen. Der vnter lebs als ein kalbs (*caballinum*) lebs. Ein ſtinkender part als ein pock, plochet hende, kurtze „finger vnd dick ſchentlich ſüeſz, eyn ſpitzige hogerte naſen, groſz vnd „grobe lebſzen, ein eſeliſch angeſicht vnd har als eyn ygel. Groſz „peweriſch ſchuch. Vnd auch ein ſchwert vmb sich gegurt mit einer „zuriſſen ſcheiden. Seyn kappen was mit har geflochten vnd geziert „mit einem hyrſen gehürn (Hirschgehörn; dieser Zusatz ist vielleicht „ein Missverständniss der Worte: *capillos, veluti sunt hircorum*; von „dem Schwert steht gar nichts im lateinischen Texte). Sein kleit het „ein ſchnode farb vnd was von ſchnodem tuch. Sein rock ging im „piſz auff die scham. Czuriſſen hoſzen." — Der Gang der Geschichte ist ganz so wie im Lateinischen, ebenso der Schluss, nur dass derselbe noch einen Zusatz hat. — „Do namen die diener des künigs „marcolfum vnd füreten ihn auſs der ſtat und furten in in das dall „ioſafat vnd vber den olberg vnd kamen gen iericho, vnd kunden kai-

„nen baum vinden den ime marcolfus aufzerwelen wolt daran zu han-
„gen. Darnach gingen ſy zu dem jordan vnd das gantze landt arabia,
„vnd funden kein baum den ime marcolfus aufzerwelen wolt. Darnach
„fuerten ſy in vber den berg karmeli vnd die wueſtung campeſtri pey
„den roten mer zwiſchen pharan laban aſarot oreb cades vnd moab,
„vnd marcolfus wolt im kein baum aufzerwelen die ſy im weiſzten.
„Darnach giengen ſy gen hebron betel ieromet latis [hier hat der deutsche Bearbeiter noch einige Namen aus der biblischen Geographie hinzugesetzt] vnd ſy funden keynen baum daran marcolfus gern er-
„hangen woldt werden.

„Wie man den marcolfum widerpracht fur den künig vnd kund niendert keinen baum fynden dar an er woldt hangen."

„Do giengen ſy wider zu dem künig Salomon vnd ſagten ihm
„ſolch geſchicht. Do ſprach künig Salomon: Ich woll oder woll nicht
„ſo muſz ich dich doch neren. Darvmb ſo gebt im ſeynes leibes noturfft
„ſo will ich ihn behaldten zu einem ewigen knecht, wann ſein poſzheit
„hat mich vberwunden. Vnd darvmb das er mich fürpaſz nymmer er-
„zorne, So verſecht in vnd ſein hauſzfrawen nach der noturfft ihres
„leibs mit eſſen vnd mit drinken vnd mit cleidern vnd was ſy be-
„dürffen."

Poetische Bearbeitungen des lateinischen Textes sind: 1) Das Gedicht, von welchem unten unter Nro. 2. eine ausführlichere Mittheilung gegeben werden wird. Dasselbe ist in einer Handschrift vom J. 1479 vorhanden, wo es auf das unter Nro. 1. in einer Bearbeitung gelieferte Gedicht folgt. Eschenburg besass diese Handschrift selbst und gab im Bragur und dann in den Denkmälern altd. Dichtk. von S. 162 — 171 einen Auszug davon, das Gedicht selbst wurde nach dieser Handschrift abgedruckt in den deutschen Gedichten des Mittelalters. Es ist wohl anzunehmen, dass die Abfassung des Gedichts in das XIV. Jahrh. fällt, auch dass der Verfasser ein Mönch war, da er V. 7 seine Zelle und seine gelehrte Beschäftigung erwähnt, die Handschrift auch ein Gemälde hat, welches einen am Pulte sitzenden Mönch in grauer Kutte vorstellt. Eben so möchte v. d. Hagen's Vermutung richtig sein, dass derselbe ein Niederdeutscher war. Die Uebersetzung aus dem Lateinischen wird im Gedichte ebenfalls ausdrücklich angegeben. 2) Aus dem XV. Jahrh. ist eine zweite poetische Bearbeitung durch Gregor Hayden, der sein Werk dem Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg (in der Oberpfalz) zueignete. Der Verfasser erklärt ebenfalls ausdrücklich, dass er nach dem Lateinischen gearbeitet. Die Handschrift ist noch aus dem Ende des XV. Jahrh., besteht aus 28 Blättern in Folio und das Gedicht ist in zwei Theile getheilt. Der zweite Theil beginnt Bl. 10 mit Salomos Jagd. Ueber dieses Werk hat Docen einen

besondern Aufsatz geliefert im Museum für altdeutsche Litteratur, Bd. II., S. 270 — 276. Anfang und Schluss lauten also:

Der alle Ding beschuf von nicht,
Der vergunne mir dis gethicht
Zu uolbringen, das ich han
Zu willen mich genomen an
Dem hochgeboren fursten vnd hern,
Herrn Fridricheun dem lantgrafen werdem,
Von Leuttenberg ist er genant,
Also sey mein getieht erkannt
Yme zu lieb, doch sol es sich
Weitter bräuttenn, das hoff ich
Wann ob icht guter das vernem
Vnd dadurch zur besserung kome,
Das wer das mayste, das ich gerdt.

Zway ding sind auf erd,
Die paide die sind achtpart,
Wer das recht wel nemen war,
Der aines ist die weifheit
Das ander ist die listigkait.
Von dem han ich mir furgenomen
Ainer materien nach zu komen,
Wie der konig Salomon
Weisliche rede hab gethan
Mit einem pawren in Judischem landt,
Markolus*) ist er genant,
Wie auch der pawr mit listigkeit
Salomonis weisheit
Verantwurt vnd versprechen hab.
Do mag man peyspil nemen ab,
Was ain kündig listig man
Gen ainem weisen mug gethan. —

Der Schluss des Gedichts ist:

Lateynifch ich die hystory han
Funden vnd in Teutsch gerichtet;
Dytz buch hat getichtet
Gregort Haydenn der ainfaltig,
Des nomens pillich ich gefwig,
Wann was ich hie getichtet han,
One kunst ist das gethan,
Auch sol ohne zorne sein,
Ob yringtz ein wörtlein
Verrucket vnd verkeret stat;
Wer des zun andern willen hat,
Der mach es thun ich sich es geren
Vnd nym vergut, daz er mich leren;
Seidt nichtz so gar ist volkomen,
Das gantz dem wandel sey benomen.

---

*) Diese Form Markolus, welche im Deutschen selten vorkommt, erinnert an die französische Marcouz. Vielleicht ist es in dieser Stelle auch ein blosser Schreibfehler, da der Name nachher Markolfus lautet.

Auch in dramatischer Form ist der Stoff bei uns behandelt worden. Zuerst im XV. Jahrh. von Hans Folz in einem Fastnachtspiel, wovon Panzer, Ann. Th. II, S. 51 folgende Ausgabe anführt: „Von künig Salomo vnd Marckolffo, vnd einem narren, ein hübsch Fastnachtspiel neu gemacht. Nürnberg 1521. 8." Sodann zwei bekanntere Lustspiele von Hans Sachs, beide aus dem Jahre 1550 (vgl. Gottsched's Nöth. Vorrath z. Gesch. d. deutsch. dram. Dichtk. Lpz. 1757, S. 92 u. 94). Das erste ist: „Ein Comödi, mit acht Personen zu recitiren, das Judicium Salomonis. Hat 5 Act." Hier erscheint im 4. Act Morolf, sagt zu Salomo, dass er ein thörichtes Urteil gefällt habe und lästert dann die Frauen. Salomo drohet, ihn henken zu lassen, geht auf die Jagd, und es folgen nun einige Streiche Morolfs. Das andere Stück ist: „Ein Fastnachtspiel. Mit vier Personen zu agiern, Von Joseph nnd Melisso, auch König Salomon." Die handelnden Personen sind: König Salomon; Markolphus; Joseph, ein Burger; Melisso, der ander Burger. — Der Inhalt ist kurz dieser: Joseph hat ein böses Weib, Melissus ist reich, jung, kann aber zu keinem Ansehen und keiner Beliebtheit gelangen. Beide begegnen sich, klagen einander ihre Noth und beschliessen, den König Salomon um Rath zu fragen. Salomon ertheilt beiden Anweisung, wie sie sich verhalten sollen, wobei Morolf einige unnütze Bemerkungen spricht, so wie den Schluss.

Ausser den zuvor genannten hochdeutschen Uebersetzungen gab es auch schon zeitig eine in niederdeutscher Sprache, welche von Nyerup, der ein Exemplar auf der Bibliothek zu Kopenhagen fand, so angeführt wird (Bragur, III, 358 — 359): „Markolphus myt synem Wiwe." Auf der Rückseite des Titels: „Hie heuet sick an eyne To hope redhinghe des alderwysesten Koninges Salomonis vnde eines Wanschapen geheten Marcolphus de doch klook was in sinen reden." 16 Bl. 4. Ohne Jahreszahl und Ort.

Unser neueres Volksbuch: „Der visirliche Marcolphus, bestehend In einem abendtheuerlichen Gespräch zwischen dem König Salomon, und diesem unberichtsamen und groben Menschen. Ganz neu gedruckt." 3 Bog. 8., welches aber bei dem Volke nicht recht im Gange gekommen zu sein scheint, ist kein Abdruck des alten Textes, sondern ist sowohl der Sprache als dem Inhalte nach sehr verändert.

Aehnlich scheint es mit dem dänischen Volksbuche zu sein, wovon es mehrere Ausgaben gibt, z. B. von d. J. 1540, 1699, 1711. Der Titel der letztgenannten ist: „Marcolphus, det er: en lystig Samtale imellem Kong Salomon og Marcolfum, saare kortvillig at lanse. trykt Aar 1711." $2\frac{1}{2}$ Bog. 8. Es soll auch eine isländische Uebersetzung geben.

Unter den französischen Gedichten, von denen von der Hagen im Narrenbuch S. 510 spricht, verdient hier der besondern Erwähnung dasjenige, welches Mone im Anzeiger (1836, Sp. 58 fg.) nach einer Papierhandschrift aus dem XV. Jahrh. mitgetheilt hat. Es ist nachlässig im Texte, der auch unvollständig scheint, da das Gespräch ohne alle Einleitung beginnt; hat aber die Eigenthümlichkeit, dass es sich nur auf die Wechselrede beschränkt und dass Morolf immer von der nämlichen Sache spricht, was weder im Lateinischen noch im Deutschen der Fall ist. Es lautet also:

La difputation de Salomon et de Marcou.

Sal. Qui en sa maison
attrait ung larron,
dommaige en reçoit:

Marcouz. Qui putain honoure,
en la fin en ploure, 5.
quant il s'apperçoit.

Sal. Poirier mal gardez
est souvent croulez,
ne puet proffit rendre:

Mar. Tant vous priserat 10.
putain, com sauerat *)
qu'aurez à despendre.

Sal. La poire bien meure **)
vault mieuls que la dure,
ce sauez vous bien: 15.

Mar. Putain a tel nature,
car de nul n'at cure,
puisque il n'ayt rien.

Sal. Maison embrasée
est tost alumée, 20.
quant le feu s'y prent:

Mar. La putain parée
est tost enversée
quant el voit l'argent.

Sal. Mortalitey et guerre 25.
sont pil de terre
et estrivement:

Mar. De putain vient mauls
et guerres mortauls
et peril de gens. 30.

Sal. Tançons et envie
depart compaignie
de deux bons amis:

Mar. Engin de putain
Fait cousin germain 35.
mortels ennemis.

Sal. A l'asne avez venus ***)
laissier foin menue †)
pour mangier chardon:

Mar. La putain avez veu ††) 40.
laissiez son bon drux
pour malvais garson.

Sal. Morel et fauvain
si gaignent le pain,
dont le pueple vit: 45.

Mar. Bien se lasse en vain,
qui cuide putain
tuer à son vit.

Sal. Tel chasse le dayn
par vauls et par plain, 50.
que puis le pert tout:

Mar. Tel vest la putain
et paist de son pain,
que ung aultre fout.

Sal. Mult et biaulz osteiz 55.
et la fleur dez prez
dont il n'y a tant:

Mar. Se putain croyez.
quanque vous arez,
perdrez en mant †††). 60.

Sal. Getez au plongon
et pierre et baton,
et tant plus se anoulle:

Mar. Donnez à putain
et huy et demain, 65.
et tant plus s'orguelle.

---

*) saura. **) mûre. ***) zu lesen: l'asne aves veû. †) menu. — ††) La ist zu viel. — †††) fehlt eine Silbe.

Sal. A gueule de four
at souvent chalour,
ja n'y croiterat herbe:

Mar. Metez vostre main 70.
à cul de putain,
vous y trouverez merde.

Sal. Brebis prez tondue
souvent se remue.
pour l'ombrel trouver: 75.

Mar. Putain bien vestue
souvent sault en rue,
pour son corps monstrer.

Sal. Qui langour aurait,
bien esploiterat, 80.
se vif en eschappe:

Mar. Qui putain croirait,
ne li demourat
ne sorcot ne chappe.

Sal. On doit le bon meire 85.
querir et eslire,
pour garir ses mauls:

Mar. La putain s'atire
et farde et remire,
pour trouver ribauls. 90.

Sal. Virgile, Aristote
sceurent muet de note
par lor estudie:

Mar. La putain est sote,
que le saige assote 95.
de sa compaignie.

Sal. Qui vilain norrit
et sovent blandit,
adonc l'at piour·

Mar. Qui putain honnit, 100.
et bat et laidit,
adonc l'at millour.

Sal. L'ortrie est poignante,
foult et †) qui la plante,
mieulz vault le persil: 105.

Mar. Qui la putain hante,
bien est en la sente
d'aler en exil.

Sal. De graile levriere
biau sault en bruiere, 110.
se dit Salomon:

Mar. De grosse trippiere
grant vesse planiere
Marcouz li respon.

Qui putain aime et dez quarrez,
ne morrat ja sans povreté.
Explicit.

Bei den Italiänern fand die Fabel von Salomon und Morolf nicht geringen Beifall; sie machten aber aus Morolf oder Markolf einen Bertoldo, und ein Volks- und Bänkelsänger zu Bologna gegen Ende des XVI. Jahrh., Giulio Cesare Croce, von seinem Saitenspiel della Lira zugenannt, soll das Leben Bertoldos zuerst in Stanzen abgesungen haben, ehe er es weitläuftiger in Prosa niederschrieb, so wie es noch gegenwärtig als Volksbuch in Italien verkauft wird. In seinen letzten Lebensjahren soll er selber noch die Geschichte Bertoldinos, Bertoldos Sohnes, hinzugefügt haben. Einige Zeit nach Croces Tode schrieb Camillo Scaliggeri dalla Fratta noch als dritten Theil dazu die Geschichte von Cacasenno, Bertoldinos Sohne (vgl. Reichards Romanenbibl. I, 210). Diese Werke erschienen unter folgenden Titeln (vgl. Görres, Volksbücher etc. S. 273 ff.):

1) *Astuzie sottilissime di Bertoldo, dove si scorge un villano accorto e sagace, il quale dopo varij e strani accidenti, alla fine per il suo raro ed acuto ingegno vien fatt'uomo di corte, a regio consigliero con l'aggiunta del suo Testamento; ed altri detti sententiosi.*

†) est.

Opera di Giulio Cesare della Croce in Lucca, per S. et G. D. Marescandoli.

2) *La Piacevole e ridicolose semplicita di Bertoldino figliuolo dell' astuto ed accorto Bertoldo, con se sottili ed argute risposte della Marcolfa sua madre, e moglie di esso Bertoldo, opera piena di moralita, e di spasso di Giulio Cesare Croce. In Lucca etc.*

3) *Novella di Cacasenno figlio del simplici Bertoldino, divisa in diversi Ragionamenti, opera onesta, e di spassevole rattenimento. Nuovamente aggiunta al Bertoldino del Croce. Dal Sig. Camillo Scalliggeri dalla Fratta.*

Der Inhalt des Buchs (wie ihn v. d. Hagen a. a. O. S. XVIII-XIX nach Reichards Romanenbibl. Bd. I. angibt) ist kurz folgender: „Als im sechsten Jahrhundert der lombardische König Alboni (Alboin) zu Verona Hof hielt, lebte in dem nahen Dorfe Bretagnana ein Bauer Bertoldo mit seiner Frau Marcolfa und seinem Jungen Bertoldino; er war der jüngste von zehn Brüdern, von lächerlicher Missgestalt, aber bei Allen beliebt wegen seines Witzes und Verstandes, dabei war er arbeitsam und fleissig. Aus Neugier geht er einst an den Hof; ein Streit, den zwei Weiber um einen Spiegel führen, zieht ihn in den Palast, wo er sich dreist vor den König hinsetzt, der aufmerksam durch seine Antworten, ihn um seine Herkunft befragt und ihm räthselhafte Fragen vorlegt. Auf alles antwortet Bertoldo zugespitzt oder sinnreich (z. B. Was ist das Geschwindeste in der Welt? — die Gedanken), und ergetzt den König; als er aber gegen diesen und seinen Hof etwas vorbringt, wird er verwiesen. Bertoldo sagt, er sei unverjagbar wie die Fliegen; und Alboni verbietet ihm bei Todesstrafe, anders als auf deren Fuhrwerk zu kommen. Am andern Tage kommt er auf einem elenden halbgeschundenen Esel. Er hört nun Albonis Urteil über den Spiegel (ganz wie das Salomonische, dessen hier auch gedacht wird), welches er verspottet, ausführlich auf die Weiber scheltend, was Alboni durch eine Lobrede auf diese erwiedert. Bertoldo gebraucht auch hier die List von den sieben Weibern, welche ein Mann haben solle (sein Grund ist, weil der Krieg die Männer so vermindert habe) und bringt den König zur entgegengesetzten Meinung. Die aufrührerisch gemachten Weiber werden durch Soldaten heimgeschickt. Alboni will Bertoldon belohnen, aber die Königin, erzürnt über den Streich, fordert ihn zu sich. Er entschuldigt sich bei ihr durch Spässe, ist aber so klug, sich nicht auf einen Stul zu setzen, worunter ein Brunnen verborgen ist, und als er die Frauen der Königin mit Ruthen kommen sieht, rettet er sich mit den Worten, dass diejenige ihn zuerst schlagen werde, der an ihrer Ehre am wenigsten gelegen sei. Die Wache soll ihn nun abstrafen; er bittet nur um Schonung des Hauptes; diese, seine Worte missverstehend, lässt ihn frei durch und schlägt

nur auf die ihm neugierig Nachfolgenden (*capo*, Haupt, heisst auch Anführer). Jetzt wird der Hofnarr Fagotti, ebenfalls von lächerlicher Gestalt, aber nicht so witzig, auf ihn eifersüchtig; er hält mit ihm im Angesicht des Hofes ein Witzspiel. Bertoldo besiegt alle spitzigen Fragen, und bittet in der Hitze des Streites um Erlaubniss, auszuspukken. Hier wie im Salomo und Morolf der absichtliche Missverstand. Fagotti, von ihm bespien, stürzt auf ihn los, wird aber tüchtig durchgeprügelt und räumt ihm das Feld. — Die Frauen wollen zur Entschädigung des ihnen angethanen Schimpfes Theil am geheimen Rath haben. Auf Bertoldos Anstiften wird der Frau des ersten Ministers eine verschlossene Schachtel vierundzwanzig Stunden in Verwahrung gegeben: aus Neugier öffnet sie dieselbe und ein eingesperrter Vogel fliegt heraus. Bertoldo, abermals durch die erzürnten Frauen bei der Königin verklagt und zu Hofe geladen, rettet sich vor den Hunden der Königin durch zwei lebendige Hasen, und kommt in ihr Zimmer; er wird mit Gewalt in einen Sack gesteckt und bewacht; er weis aber durch das Märchen, dass man ihn desshalb hineingesteckt, um ihn dadurch zu zwingen, ein hübsches Mädchen zu heiraten, den Sbirren zu zu beschwatzen, dass er mit ihm die Stelle wechselt (eine noch beliebte Scene auf dem italienischen Theater), entkommt mit Hilfe des Nachtkleides und des Schleiers der Königin, und kriecht in einen Backofen. Er wird gefunden und auf Dringen der Königin zum Strick verurteilt; er erhält die Erlaubniss, den Baum zu wählen; findet natürlich keinen, führt seine Begleiter mehrere Tage umher, und ergetzt sie so durch seine Schwänke, dass sie ganz vergessen, was ihnen aufgetragen ist, und ihn endlich in sein Dorf entlassen. Die Königin bereut ihre Rache und Alboni beruft ihn zurück; er bedingt sich aber, dass sein Sohn und seine Frau auf seinem Gütchen bleiben, welches von Bertolazzo auf Bertazzo, von diesem auf Bertolino und von diesem auf ihn vererbt sei; ferner, dass er seine bäuerische Tracht und Lebensart beibehalten könne. Nachdem ihm dies alles zugestanden ist, wird er des Königs Rath. Hier wird nun der Verlust des zweiten Theiles seiner Lebensbeschreibung bedauert, worin man seine trefflichen Rathschläge und Entscheidungen der verwickeltsten Fälle gefunden haben würde *). Da er wegen seines Amtes die gewohnte Lebensart doch nicht ganz beibehalten kann, so erkrankt er und stirbt. Alboni lässt ihn prächtig bestatten und ihm ein Grabmal mit einer stattlichen Inschrift setzen. Seine Frau Marcolfa und sein Sohn Bertoldino werden an den Hof

*) Solche Wendungen sind bei komischen Gedichten sehr gewöhnlich und natürlich. Im Peter Leu sagt der Verfasser.

Der Historien viel mehr sind,
Welche Peter hat getrieben.
1615. Die hierin sind nicht geschrieben.
Sollt' ichs beschreiben, es würde zu lang. —

geholt, anständig gekleidet und mit einer Meierei und einem Kästchen voll Goldstücke beschenkt. Bertoldino, um die Frösche in einem Teiche zum Schweigen zu bringen, wirft mit den Goldstücken und andern nützlichen Dingen nach ihnen; desgleichen will er statt der Hühner die Eier brüten und macht einen abscheulichen Eierkuchen: und so macht er noch verschiedene solche alberne und tölpelhafte Streiche, bis er wieder in sein Dorf zurückgeschickt wird, wo er eine Bäuerin Menghina, Cacasennos Mutter, heirathet und ganz gemächlich lebt. Alboni ist neugierig auf den Enkel Bertoldos, und Cacasenno muss mit Marcolfa an den Hof kommen. Aber er findet eben so wenig Beifall als sein Vater; er ist feig und gefrässig, und alle seine Streiche laufen darauf hinaus. Zuletzt leert er eine Schüssel mit Leim, den er für Kraftbrühe hält, und stirbt beinahe daran."

Das Wohlgefallen der Italiäner an diesem Stoffe, befriedigte sich aber noch nicht in dieser ausführlichen prosaischen Darstellung, sondern es rief auch ein grosses poetisches Werk hervor. Im Anfang des Jahrhunderts malte Jos. Maria Crespi, zubenannt der Spanier, ein berühmter Maler der Bolognesischen Schule, die vornehmsten Scenen aus dieser Geschichte, welche Mattioli zu einer neuen Ausgabe derselben in Kupfer stach. Diese Kupferstiche brachten mehrere der vorzüglichsten schönen Geister Italiens auf den Einfall, den Stoff zu einen grossen Heldengedichte in Bernis Manier zu verarbeiten. Es wurde auf 20 Gesänge angelegt, 6 für Bertoldo, 8 für Bertoldino, 6 für Cacasenno. Jeder Gesang erhielt seinen eigenen Verfasser; ein anderer setzte vor jeden Gesang den Inhalt in Versen, wieder ein anderer fügte Allegorien oder moralische Betrachtungen in Prosa hinzu, und endlich noch ein anderer gelehrte Anmerkungen über das Ganze. So ist dieses Werk eine Arbeit von 23 Dichtern, die, bis auf einen Toscaner, alle aus Bologna, Ferrara oder der Lombardei waren; dennoch bestand es die Prüfung der *Academia della Crusca* und erschien zu Bologna 1776 in 4°. Im Jahr 1740 und 41 erschien es von einigen der Verfasser aus dem Toscanischen in die Bolognesische Mundart übersetzt, neben dem Toscanischen Text, und mit einem Bolognesischen Wörterbuche; desgleichen 1747 in Veneziauischer Mundart, ebenfalls mit einem erklärenden Wörterbuche.

Eine französische Uebersetzung ist: *Histoire de Bertholde, contenant ses aventures, sentences, bons mots, réparties ingenieuses, ses tours d'esprit, l'histoire de sa fortune, et son testament; traduite et paraphrasée de l'Italien de Giulio Cesare Croce, et de messiuers les Académiciens della Crussa. A la Haye,* 1750, 8. *in* 15 *Cap.* 201 *S.* Die Vorrede (S. VIII) gibt an, dass das Buch zum ersten mal übersetzt werde, wiewohl in Italien mehr als 30—40 Auflagen und zuletzt auch die Bearbeitung der 23 Mitglieder der Crusca, deren Namen voll-

ständig aufgeführt sind, gemacht worden. Eine getreue Uebersetzung ist es nicht, sondern eine freie Bearbeitung. 1751 kam eine deutsche Uebersetzung dieser breiten Paraphrase heraus unter dem Titel: „Der Italienische Aesopus, oder Bertholds satyrische Geschichte, darinnen Seine sonderbaren Begebenheiten, sinnreiche Einfälle und kluge Aufführung bei Hofe etc., nebst Seinem Testamente enthalten. Aus dem Französischen ins Teutsche übersetzt. Frankf. u. Leipz.. Es ist eine wörtliche Uebersetzung. Eine abermalige Erneuerung des französischen Buches ist, wie die Vorrede eingesteht: Der Bauer am Hofe; oder Bertholds Abentheuer. Eine Arabeske von Peter Squenz. Leipz. 1808, 8. XIV und 271 S. Die Bearbeitung, sagt von der Hagen, ist eben so schlecht als frei; stolprichte Hexameter wechseln mit elegischen und jambischen, gereimten und ungereimten Versen. —

Da durch v. d. Hagen im Narrenbuch (Halle 1811) von S. 216 bis 268 die Frag' und Antwort König Salomons und Markolfs erneuert ist, wie schon oben S. 5 bemerkt wurde; auch K. Simrock die älteste prosaische Bearbeitung, also das eigentliche Volksbuch (Berl. 1839), und die noch ältere poetische Gestalt (Salomon und Morolf. Ein kurzweiliges Heldengedicht. Neu gereimt von Dr. Karl Simrock. Mit zwölf bildlichen Darstellungen. Berlin 1839, 8.) in ansprechender Weise dem grossen Publicum übergeben hat, so kann beides hier übergangen werden, und es reicht aus, die nähere Bekanntschaft der beiden Gedichte zu gewähren, welche nach der Eschenburg'schen Handschrift durch v. d. Hagen in den deutschen Gedichten des Mittelalters abgedruckt sind.

II.
Salomon und Morolf. 1.

Von den zwei Gedichten dieses Namens, welche die Eschenburg'sche Handschrift enthält, ist das erstere und grössere, völlig von dem Volksbuche in prosaischer und poetischer Gestalt verschieden. Es ist ein reines Rittergedicht, welches mannigfache Aehnlichkeit hat mit König Rother, Otnit, Sanct Oswalts Leben. Salomo erscheint darin als Vogt der ganzen Christenheit; sein Vater David hat vor Troja das Saitenspiel erfunden, Morolf ist hier zwar auch „der listige Mann," aber er ist Salomos Bruder und ein wackerer Degen. Ueber die Quelle, nach welcher der Dichter arbeitete, erhellt nichts, möglicherweise gab es aber schon eine ältere Sage der Art, wenn nicht gar ein Buch; denn der Dichter sagt V. 2780: „Als wir dis Buche horen sagen" und V. 3182: „Das Dutsche Buche saget." — Der Verfasser ist nicht bekannt. Das Gedicht hat 4215 Verse. In Rücksicht auf das Versmaass bemerkt v. d. Hagen: „Anfangs scheint es, dass eine Art von Strophe wiederkehre, je von zwei Reimpaaren und 4 oder 5 Zeilen, je nachdem man den letzten, immer längern Vers nach dem Reim in eine, oder durch den Abschnitt in zwei absetzt. Und so finden sich auch wirklich in der Handschrift, bei der letzten Abtheilung, hinter jedem vierten Verse zwei Striche, gleichsam als Zeichen der Abbrechung. Dies geht aber nur bis V. 91, und auch hier nicht einmal regelmässig, indem eben diese Striche auch hinter V. 17 und 93 stehen, bei dem kurzen Verse 77 fehlen, dagegen V. 85 überzählig ist. In der Folge hört auch mit der Bezeichnung diese ungefähre Regelmässigkeit auf, so dass gar nicht an die Absicht einer strophischen Form, (welche Eschenburg vermutete und das Ganze für einen in Gesetze gesonderten Meistergesang hielt. Denkm. S. 181), zu denken ist, wiewohl dieses Verhältniss der Mischung der kürzeren und längeren Verse ziemlich durchgehend scheint. Gewöhnlich sind die Reime oder Assonanzen auch immer gepaart, selten deren drei."

1. Vers 1 — 200.

Zu Jerusalem ward ein Kind geboren, welches alsdann zum Vogte ward erkoren über alles christliche Volk; das war der König Salomon, der manche Weisheit rieth. Er nahm ein Weib aus India, eines Königs wohlgezogene Tochter, um die mancher Held verloren ward *). Es war eine sehr übele Stunde, wo sie für diese Welt geboren wurde. Ihr Vater hiess Cyprian; Salomon nahm sie ihm wider seinen Willen **), führte sie über den wilden See und hielt sie gewaltiglich auf der Burg zu Jerusalem. Er taufte sie, lehrte sie das ganze Jahr den Psalter spielen, lehrte ihr das Bretspiel; die Königin war ihm lieb, was sie ihm auch zu Leide that. Ihre Kehle war weiss wie Schnee, es gab nie eine noch schönere Frau; ihr Mund brannte recht wie ein Rubin, ihre Augen glänzten, wie es ihrem Alter wohl geziemte, ihr Haar glich gelber Seide, sie war schön und minniglich und ihr Leib war wohl gestaltet. Salome hiess das wonnigliche schöne Weib. Das nächste Kleidungstück am Leibe war ein feines seidenes Hemde, darüber trug die edle Königin einen farbigen Mantel mit Gold und edelem Gesteine, dass sie nicht besser geziert sein konnte. Ihr Gürtel war eine schöne Borte von feinem Golde, welche von edlen Steinen leuchtete; eine Krone setzte die Königin auf, die leuchtete wie der Sonne Schein, darin lag ein Karfunkelstein; das Antlitz der Frau schien recht wie der Morgenstern.

Es geschah an einem Pfingsttage, dass die Königin zur Kirche ging, an ihren beiden Seiten hatte sie zwei reiche Fürsten gehen, welche sie geleiteten. Vor ihr ging manch stolzer Spielmann mit Pfeifen und Saitenspiel und zur rechten Seite mancher stolze Degen in ritterlicher Kleidung, wie man einer Königin dienen soll;

---

*) Vgl. Nibel, V. 8; Rosengarten (Ausg. v. W. Grimm) V. 15. Es kommt solcher Zusatz öfter vor, und soll anzeigen die Vortrefflichkeit des Weibes, welches viel begehrt wurde.

**) Vgl. Rother, Oswalt, Hugdieterich, Otnit.

auf der andern Seite gar viele freie stolze Mägdlein und nach ihr mancher Dienstmann in feinem und schönem Gewande. Das waren vier wonnesame Scharen. Als sie in das Münster kam, gab man ihr einen Psalter, mit goldenen Buchstaben geschrieben, in die Hand, und als man das Evangelium las, opferte die Frau einen goldenen Fingerring mit edlem Steine, dass es nicht besser sein mochte. Als man die Messe beendigte *), richtete man im Saale das Gestüle auf, darin setzte sich König Salomo mit seiner wohlgethanen Frau. Vor ihr sass so mancher Ritter, der sich selbst bei ihrem Anblick vergass, die Frau angaffte und nicht die Speise in den Mund steckte. Sie hielt manchen von seinem Mahle ab, denn es war den Rittern so Noth zu schauen, dass sie Brot und Wein, so sie in den Händen hatten, vergassen. Es stand vor ihr ein Pokal von rothem Golde, wenn sie den gegen ihren Mund erhob, so brannte ihre Farbe in dem Wein gleich einer lichten Rose und der König wusste nicht, wie er sich vor Freude geberden sollte.

Also kündet uns das Lied:
König Salomon war seine Frau lieb,
Ganze Freude er mit ihr pflag,
Wenn er in der Kammer
In ihren schneeweissen Armen lag.
100. Das war des Königs Stolz und Freud'.
Davon hub sich Noth und Arbeit
Um das wunderschöne Weib,
Mannig schöner Ritter
Verlor seinen edelen Leib.
Was ich euch sage, das ist wahr,
Er hatte sie gar lieblich
In das vierte Jahr.

Auf der andern Seite des Wendelsees **) sass ein gewaltiger König, dem ward nach der Frau weh; sein

*) Es heisst V. 75: Do man gesang uber alle, was so viel ist als das oft vorkommende: als die Messe gesungen war. Ganz eigentlich sind wohl hier die Worte zu verstehen: Ite missa est.

**) Dass unter Wendelsee das mittelländische Meer zu verstehen, ist unzweifelhaft. Die Benennung kommt schon sehr früh vor, doch findet sich auch der Ausdruck: mittelländisches Meer, bei Nother, Psalm LXXI, 8: Fone mediterraneo mari (mittelandigemo mere) unz ze Oceano (endil mere). Ob aber der Name Wendelsee von den Wandalen oder von Wende d. i. Gränze, abzuleiten, ist wohl noch nicht zu entscheiden.

Vater hiess Memerolt, er war ein sehr stolzer Heide und hiess Pharo. Er hatte Leute und Land, ihm dienten wohl sechsunddreissig Herzoge, funfzig Grafen und sechszehn heidnische Könige waren ihm unterthan. Es geschah an einem Sonntage, dass er in den Saal trat zu seinen Helden und sprach *): „Nun rathet mir alle, meine Mannen, zu einer schönen Frau, die meinem Adel geziemen möchte, die will ich nach eurem Rathe zu einer Königin nehmen über das gute Land zu Wendelsee.“ Da sprachen seine Mannen: „Herr, unser keiner kann euch rathen zu einer hehren Königin, die sich geziemte zu einer Frau über das reiche Land zu Wendelsee.“ Ehe einer noch das Wort völlig aussprach, sah der König vor Zorn nieder; da trauerten alle seine Mannen, dass sie ihm keinen Rath wegen einer wohlgethanen Frau geben konnten. Da sprach ein alter greiser Mann: „Herr, so viel der Lande ich auch kennen gelernt habe, so weiss ich nur über dem wilden See eine Christenkönigin auf der Burg zu Jerusalem, sie ist schön und wohlgethan, König Salomon hat sie zur Frau, die geziemte euch wohl zu einer Frau über das gute Land zu Wendelsee.“ Als er das Wort sprach, sah der König vor Freuden auf: „Nun kann der König Salomon seine schöne Frau nimmer vor mir behalten; es gehe nun kurz oder lang, ich nehme sie ihm über seinen Dank (wider seinen Willen); ich will mit Heereskraft über See; wer mir dazu hilft, den will ich reich machen immer. Da sprach der König Cyprian: „Herr, es ist meine schöne Tochter, Salomon hat sie mir wider meinen Willen genommen; ich klage es dir, lieber Herr. Willst du dahin fahren, so führe ich auf eigene Kosten (an dynen Schaden, d. i. ohne deinen Schaden) viertausend Mann, die mag ich wohl haben, über den wilden See vor die Stadt Jerusalem nach meiner schönen Tochter; es muss immer mich reuen, wenn sie einem Christen soll unterthan sein.“ Da sprachen der König

*) Die Stelle hat grosse Aehnlichkeit mit König Rother (s. Bd. I, S. 50) und noch mehr mit Oswald, s. Bd. I, S. 276.

von Dusefar und König Princian, dass sie jeder mit sechstausend Mann auf eigene Kosten dahin ziehen wollten, dann könnte Salomon die Frau nicht bewahren. Princian, der auf dem Hofe mit sechsunddreissig Grafen diente und mit Bischöfen, sagte, dass er wohl dreissigtausend Mann ein ganzes Jahr lang auf eigene Kosten senden könnte *).

2. Hier widersagt der König von Wendelsee dem Könige Salomo. (V. 201 — 365.)

Wie bald der heidnische Mann einen Boten gewann! Er sandte ihn über die wilde See zu dem reichen König Salomo auf der guten Burg zu Jerusalem: „Es stehe kurz oder lang, mein Herr will wider euern Willen nehmen euer schönes Weib mit ganzer Heereskraft; oder du musst einen Streit mit ihm fechten.“ Da sprach der König Salomo: „Das kann ich wohl wagen, ich habe an meinem Hofe in grossen Ehren Grafen und Herzoge; kommt der hoffärtige Mann, es muss ihm an das Leben gehen, so mir Seele und Leib (sommer sele vnd lypp)! — Ich will vor ihm behalten Salome (Salme), das schöne Weib.“

*) Der König von Dusefar und König Princian reden genau so wie König Cyprian:

Do sprach der konig von Dusefar:
„Herr wiltu faren dar,
Ich brengin hyn an dynen schaden
Sechs dusent man,
180. Die mag ich woll gehaben,
Ich foren sie uber den wilden se
Vor die burg czu Jherusalem
Noch der edelen konigin;
Esz musz mich ymmer ruwen,
Sall sie yn der Cristenheit sin.“
Da sprach der konig Princian:
„Herre, wiltu faren dar,
Ich sende dir an dinen Schaden
Sechs dusent man,
190. Die mag ich wol gehaben,
Ich foren sie vber den wilden se
Vor die burg czu Jherusale.
Kommestu mit krefften dar,
So in *) kan der konig Salomon
Siner frauwen nit vor dir bewaren.“

*) Statt in kan, welches gar keinen Sinn gibt, ist zu lesen enkan . . . niht bewaren = so kann nicht bewahren, nach gewöhnlichem Gebrauche der doppelten Verneinung.

Wie bald der heidnische Mann vierzig Kiele da gewann! Da hiess er Speise und Trank auf ein Jahr in die Kiele tragen, und als diese ausgerüstet waren, hub Noth und Arbeit an, denn mit König Pharo eilte mancher heidnische Mann über das wilde Meer. Am achtzehnten Morgen kamen sie vor die Burg von Jerusalem. Als er die Burg ansah, sprach er: „Nun kann König Salomo seine schöne Frau nicht wohl vor mir behalten." Das vermaassen sich alle seine Mannen. König Salomo hatte aber auch manchen guten Ritter, der ihm zu seiner Wehr half, vor der guten Stadt Jerusalem. — Als sie in den Hafen bei Jerusalem kamen, richteten die Schiffer (marner) die Kiele an das Gestade; die Heiden legten ihr Streitgewand an. Ein Herzog, Elyam, nahm das Banner zur Hand und sie zogen auf das Feld. Pharo lies sein Gezelt aufschlagen, und sie herbergten auf dem weiten Plan. Da ward mit Heereskraft König Salomo belagert (besessen). Pharo sprach zum Herzog Elyam: „Möchten wir einen Boten haben, der dem König Salomo ansagte, ob er mir sein schönes Weib geben, oder ob er vor Jerusalem einen Streit mit mir kämpfen wollte; eines von den zweien muss geschehen." Herzog Elyam sagte, dass er selbst die Botschaft bringen wollte, legte ein Hermelingewand mit Gold besetzt an, und machte sich zur Burg auf. Salomo sass auf seinem Palas und bei ihm die Königin, auf der andern Seite sass sein lieber Bruder Morolf. Als Elyam auf den Palas ging, empfing ihn Salomon schön und hiess ihn Gott willkommen sein, Morolf und die Königin empfingen ihn mit Anstand. Er liess sich auf sein Knie nieder und sprach: „Reicher König Salomon, ich sollte eine Botschaft werben, möchte ich deinen Urlaub dazu haben." Salomon sprach: „Rede was du willst, du sollst Urlaub dazu von mir haben." Er sprach: „Herr hast du nicht vernommen, es ist der König von Wendelsee mit Gewalt heruber gekommen; du sollst ihm entweder dein schönes Weib geben, oder du sollst einen Streit mit ihm fechten vor Jerusalem; eines

von beiden muss geschehen." Da sprach König Salomon zu Herzog Elyam: „Ehe ich ihm mein schönes Weib gebe, wollen ich und manche Ritter unsern Leib wagen." Elyam wollte von dannen gehen, aber Morolf hiess ihn stille stehen und sprach: „Elyam, kannst du mir nicht auf deine Treue sagen, wie viel Macht dein Herr haben mag?" Herzog Elyam sprach: „Er hat wohl vierzigtausend Mann." Da sprach der Degen Morolf: „Wenn ich es bewirken kann, so geht es allen an das Leben. Elyam, du magst deinem Herrn sagen, dass wir über vierzehn Tage zu streiten bereit sind, ich und mancher wackere Dienstmann." Elyam nahm Urlaub und hub sich gen dem Meere. Da sprach König Pharo: „Was entbietet uns König Salomo? Will er mir sein schönes Weib geben, oder will er vor Jerusalem einen Streit mit mir fechten?" Elyam sprach: „Herr, sie haben keine Furcht vor dem Streit. Ich fürchte, ehe uns Salomos Weib zu theil wird, muss mancher stolzer Ritter den Leib verlassen."

Der edele König Salomo gewann bald schnelle Boten, er sandte sie weit in die Lande nach manchem stolzen Helden, dem sie die Reise (Kriegszug) anzeigten. Da kam der König von Morroch mit einem kräftigen Heere dem König Salomo zu Hilfe geritten; die Bürger von Nopels (Neapel) kamen, und die von Marseliges (Marseille) brachten eine Schar gen Jerusalem in das Land. Auch der reiche König von Scharpp (?) bewies ihm seine Hilfe. So kam mancher Dienstmann zum Beistande, und es waren bei Salomo fünfunddreissigtausend Helden, die ihm mit Treue beistehen wollten. Da sprach Morolf, der listige Mann: „Mag der Heide auch fünftausend mehr haben, so sind wir doch christliches Volk, und der reiche Christ von Himmel wird uns nicht verlassen."

3. Hier geht an der Streit vor Jerusalem von König Pharo und dem Könige Salomon. (V. 366 — 823.)

Morolf liess sich ein seidenes Banner bereiten und ein Bild von Gold darin wirken, welches das christliche

Heer vorstellen sollte. Das Banner nahm er in seine Hand; die Herren waren alle schon bereit. Man blies die Heerhörner, die Könige rückten gegen einander, in dem Streite hub sich Ach und Weh; gar mancher stolzer Ritter schrie laut von seinen Wunden. Der Streit war über die Maassen gross, man hörte von den Schlägen manchen Schall. Die Macht der Heiden war zu schwach, und wer aus dem Streite entwich, ertrank im Meere. Der Streit währte bis auf den fünften Tag, wo fünfunddreissigtausend der übeln Heiden todt lagen. Pharo ward sieglos und selber gefangen; der König Salomo führte ihn mit sich auf die Burg, wo Morolf und die Königin ihn mit Anstand empfingen. Salomo sprach: „Nun rathet mir, alle meine Mannen, in welcher Art ich den König halten soll?“ Morolf, der listige Mann, sprach: „Herr, ich rathe dir, daran zu denken, aus welcher Untreue sie hergekommen sind, der hoffärtige Mann wollte dir dein schönes Weib nehmen; es muss ihm an das Leben gehen.“ Salomo sprach: „Das müsste mir immer eine Schande sein; wäre er im Streite erschlagen, so sollte es mir recht gewesen sein. Ich will ihn einschmieden und in meinem Lande muss sein Leib verderben; Salome, das schöne Weib, soll ihn hüten.“ Da sprach Morolf:

„Das dunket mich nit gut,
Wer ſtro noe zu dem fure dut,
435. Licht czundet eſz sich an;
Also beſchicht dir mit künig Pharo,
Wiltu diu frauwe ſin huden lan.“

Da sprach König Salomon: „Morolf, was hat dir die Königin gethan, dass du so Arges von ihr wähnst? ich gebe dir mein Wort darauf, dass ich keine Sorge habe.“ Der listige Morolf entgegnete, dass er ihm das Wort darauf gäbe, er bereite sich selber Schimpf und Schaden. Salomon erzürnte sich, dass Morolf der edlen Salome nicht traue, und Morolf erklärte, dass er ihm versichere, er werde in kurzer Zeit von ihr getödtet werden und dürfe es ihm nicht klagen. Salomon achtete

nicht auf Morolf, und liess Pharo durch die Frau hüten. Da that er thöricht daran, denn sie ward vertraut mit dem heidnischen Mann. Da war sie so wohl behütet, als wenn einer seine Geiss zu den grossen Böcken thut*). Pharo war ein listiger Mann und gewann die Frau mit grossem Zauber. Ein Heide, der Elias hiess, war ein Meister in Zauberlisten und Pharo war sein Oheim. Er wirkte mit Zauberkunst in ein Fingerlein einen Stein, worin der Zauber war. Diesen Fingerring sandte er über den wilden See dem König Pharo, der gab ihn der Frau und bat sie, ihn um seinetwillen zu tragen. Sie nahm ihn, ging zu Morolf und bat diesen, den Ring gegen die Sonne zu halten, um zu sehen, ob etwas daran wäre, was ihr schaden möchte. Als Morolf den Ring gegen die Sonne hielt, da war er von Gold also roth, dass Morolf mit seiner Kunst den Zauber nicht sehen konnte. Die Frau stiess den Ring an die Hand, da ward ihr alsbald der Zauber bekannt, der unter dem Steine lag, dass sie den König Pharo zu allen Zeiten gern sah. Eines Tages sass dieser nahe bei ihr und sprach: „Edle Königin, du sollst daran gedenken, dass ich um deinetwillen manchen Dienstmann verloren habe.“ Da sprach die wohlgethane Frau: „Pharo, lass diese Rede bleiben, Salomo ist ein weiser Mann; aber ich fürchte noch mehr seinen Bruder Morolf, den listigen Mann.“ „Gnade, edle Königin, hätte ich deine Huld dazu, — sprach der hoffärtige Mann — mit meinen schlauen Listen gewinne ich dich ihnen beiden ab. Du weisst wohl, schöne Frau, sie hätten dich nicht bei mir lassen sollen; du wähnest, dass sie weise sind, ich versichere dich auf meine Treue, sie sind in ihrer Weisheit gegen mich zwei Kinder.“ Da sprach die wohlgethane Frau: „König, lass die Rede bleiben, es ward nie ein Mann geboren, der Morolfen in der Klug-

*) V. 463. Alsus er ene versmeden hiesz,
Die konigin er sin huden liesz:
Da was sy [illegible] woll behut,
Als der [illegible] geisz
Czu den grossen bocken dut. —

heit das zehnte Theil gleichkommen kann; er sieht an meiner Farbe, wenn sich mein Gemüte verkehrt hat; ich weiss wohl, König Pharo, dass es uns beiden an das Leben geht.“ Er sprach: „Es sind auf meinem Hofe sechsunddreissig stattliche Herzoge, funfzig Grafen und sechszehn heidnische Könige, die mache ich Euch unterthan. Mir dienet auch dein Vater Cyprian, den will ich um deinetwillen frei lassen fortan für immer.“ „So will ich dir folgen,“ sprach die edle hehre Königin. Der Rede ward der König froh, und der üble Heide setzte hinzu: „Frau, ich will dir mehr geben, du sollst gewaltig werden über das reiche Land zu Wendesee. Von heute an über ein halbes Jahr will ich dir einen heidnischen Spielmann, Turcis genannt, senden, den sollst du, Frau, schön empfangen; eine Deutsche*) Harfe trägt er in seiner Hand, die leuchtet von edlen Steinen; er bringt eine zauberkräftige Wurzel, die nimm, ohne dass es jemand gewahr wird, und lege sie unter die Zunge, so fällst du sogleich für todt zur Erden, aber deine minnigliche Farbe bleibt unverändert.“

Die Königin klagte, dass er, ein so reicher Fürst, zu Fuss von dannen gehen sollte; aber der heidnische Mann sprach, dass zu Fuss gehen ihn gut dünkte, da er gegenwärtig in Lebensgefahr sei. Sie löste ihm nun die Bande, und ermahnte ihn, schnell das Land zu räumen, sagte auch, dass sie ungern Salomos Weib sei, und er möge bald seinen Boten senden. Als man zu Hofe die Märe vernahm, sagte Morolf, dass es die Königin gethan habe in grosser Untreue. Salomo aber tadelte den Bruder, dass er so Arges von der Königin denke, ohne deren Schuld die Jungfrauen den Mann herausgelassen. Morolf erwiederte, der König solle wohl auf sein Weib achten, er würde sie nicht ein halbes Jahr mehr behalten. Er selber wolle sich nicht darum kümmern und es selbst nicht hindern, wenn er es könnte.

*) V. 562. Eine dutsche harpp dreit er in der hant. —

Nach einem halben Jahre kam der heidnische Mann; er trug zwei zarte Turteltauben, welche die Frau erhielt, eine Deutsche Harfe hatte er in der Hand, die war der Frau wohl bekannt, sie leuchtete von edlen Steinen. Er brachte, ohne dass es jemand gewahr wurde, eine Zauberwurzel. Der Zauber wurde der Frau kund gethan; als sie in das Münster gehen sollte, da begegnete ihr der heidnische Spielmann. Sie nahm ihm die Harfe aus der Hand und empfing die Zauberwurzel, darauf gab sie ihm die Harfe zurück und sprach: „Nun räume, Held, bald den Hof, damit Morolf dein nicht gewahr wird.“ Als sie in das Münster kam, hub man die heilige Messe an; ihr *Pater noster* ward ihr zu lang, weil alle ihre Gedanken auf die Zauberwurzel gerichtet waren. Zu Gott stand wenig ihr Gebet, und sie wartete kaum*) bis man den Segen sprach. Sie dachte**), die wohlgethane Frau: „Ich muss versuchen, was ich an der Wurzel habe.“ Sie legte sie unter die Zunge, alsbald ward sie ungesund und fiel für todt auf das Gras; ihre lichte Farbe war aber noch unverwandelt.

Da erhub sich von den Frauen Angst und Noth, dass die Königin todt wäre. Morolf, sobald er es vernahm, sagte, dass es durch Zauber geschehen sei. Als König Salomo die Märe vernahm und mit eigenen Augen sah, raufte er vor Herzeleid sich die Haare aus dem Haupte. „Es ist Schande, — sprach der Degen Morolf, — dass man eines Fürsten Hand in seinem schönen gelben Haare sehen soll. Die Frau ist durch Zauber todt; ich bin in vielen Ländern gewesen, und Knecht bei Aerzten***), wenn man mich zu der Frau liesse, ich wollte sie wohl gesund machen.“ Da sprach König Salomo: „Morolf, lass die Rede bleiben, du hast der Frau soviel zu Leide

*) Kume = kaum, d. i. mit Mühe.

**) Das Orig. hat: Da sprach; das heisst: da sprach bei sich.

***) Eine sonderbare Aeusserung für den Bruder des Königs; allein es ist diese Stelle, wie hinterher das Kriechen in den Backofen, auch V. 1280 und anderes noch, ein Anklingen an den Bauer Morolf (Markolphus), und es scheint fast als ob der Prinz sich nicht so ganz in den ihm angezogenen Fürstenrock behaglich und leicht bewegen könnte.

gethan, dass du dein Spotten wohl lassen magst.“ Zu der Königin liess er ihn, sein Jammer war sehr gross; Morolf war darauf bedacht, einen Versuch anzustellen, und ging zu der Königin, und goss ihr heisses Gold durch die schneeweisse Hand; aber wegen des grossen Zaubers empfand sie nichts davon. Salomo sagte nun, dass Morolf Unrecht gethan habe, und er solle ihm aus den Augen gehen. Morolf versetzte, dass er die Königin nicht für todt halte, denn ihre Farbe sei unverändert, sie brenne noch wie eine rothe Rose, sie sei aus wahrer Schalkheit (böslicher List) todt.

Da ward Salomo zornig und sprach: „Morolf, du hast meine Huld ganz verloren, geh von meinem Hofe, damit dich meine Augen nicht mehr sehen.“

Morolff der ſtolcze degen
Sach einen ofen by dem wege,
Darjnne ſluffe der liſtige man;
Damydde wolde er ſpotten
715. Des richen koniges Salomon.
Da er in den ofen ſach,
Gerne moget ir horen, wie er ſprach;
Da ſprach der konig Salomon:
„Das is das gröste laſter,
720. Das du mir by mynen tagen haſt gethan.“
Morolff ſprach: „Ir hant by uwerem eyt
Mir uwer hulde gantz verſeit,
Vnd verbüte mir ouch das antlit din:
Nûn ſchouwe, lieber herre,
725. Wie ich dohinden geſchaffen ſie.“
Der riche konig Salomon
Vor czorne lachen da began;
Da ſprach der wyſe man:
„Hette ich ſin nit ummer ſchande,
730. Efz muſt dir an das leben gan;
Wereſtu du der bruder myn,
Du lieſſzeſt dyn ſpotten ſyn,
Myn jamer wer dir leyt:
Du en worde nye myn bruder;
735. Myn hulde ſy dir verſeyt.“

Salomo hiess die Frau bestatten und man legte sie in einen rothgoldenen Sarg, als ob sie ein Engel wäre. Darüber sprach der Degen Morolf: „Es ist Schade, dass man das Gold so verwüstet; ich will euch fürwahr sagen, wenn man meinem Rathe gefolgt wäre, so hätte

man sie in ein wildes Meer getragen." Er unterliess auch nicht, Nachts heimlich zu dem Grabe zu gehen und einen fuderschweren (fudergin) Stein darauf zu legen. Nun kam aber der Spielmann und führte die Königin dem Könige Pharo heim. Es war am dritten Tage, als sich der Sarg aufschloss und Salomo seiner Treue nicht genoss, sondern die Frau sich mit dem heidnischen Spielmann hinweg stahl, der sie über den wilden See führte. Ehe sie Morolf wieder gewann, da ward ihm, weiss Gott! sehr weh.

Am fünften Tage kam König Salomo in seinem Jammer, um nachzuschauen, ob die Königin noch im Grabe sei. Da sah er den Sarg zerbrochen, was ihm mehr als Alles leid that, und er dachte bei sich: „O weh! nun darf ich Morolfen diese Märe zu Hofe nimmer sagen." Da sah er ein schönes Mägdlein, winkte ihr mit der Hand und fragte: „Wann beräucherst du deine Königin?" Mit diesen Worten ging er davon. Die Jungfrau nahm ein silbernes Rauchfass in die Hand und ging zum Sarge; da sie diesen aber zerbrochen fand, verkündigte sie es alsbald am Hofe und sagte es auch dem Könige Salomo, der es selber sehen wollte und dann sprach: „Ist uns die Königin entronnen, so hat es mir furwahr mein Bruder Morolf vorhergesagt." Er ging zu Morolf und sagte: „Ich klage es dir auf deine Gnade, die Königin ist uns entronnen." Morolf, der listige Mann, erwiederte: „Ich kann es dir nicht glauben, dass dich deine Frau betrogen habe! — ich habe es dir doch langst gesagt, dass sie dich an einem Hälmlein führe. Wäre ich so weise als du, Salomo, und wäre ich so schön als Absalon, und sänge ich so wohl als Horant *), möchte ich nicht vor einem Schimpf an meiner Ehre durch meine Frau sicher

*) Eine Anspielung auf das VI. Abenteuer des schönen epischen Gedichts: Gudrun. Horant ist ein Abgesandter des Königs Hettel von Hegelingen, welcher bei der schönen Hilde sich Eintritt zu verschaffen weiss und „süss vor ihr singt." Auch andere Gedichte gedenken des Horant als eines vortrefflichen Sangers, z. B. Weinschwelg

V. 276: „er singt so wol, daz Horant
daz dritteil nie so wol gesanc."

sein.“ König Salomo sprach: „Bruder, lass die Rede bleiben und suche die Königin, ich will auch das gute Land Jerusalem mit dir theilen und ganz nach deinem Willen leben und büssen. Du sollst mein Bote werden nach der edlen Königin, die uns entronnen ist, dazu helfe dir der reiche Christ!“ Morolf erklärte sich bereit.

4. Hier tödtet Morolf den Juden (V. 824 — 904).

Morolf ging in die Stadt Jerusalem und bat einen alten Juden um Rath; derselbe hiess Berman, er war vor Alter weiss wie der Schnee, sein greiser Bart ging bis über den Gürtel. Er wollte ihm rathen, nahm ihn an seiner schneeweissen Hand und führte ihn in eine Kemenate. Hier zog Morolf ein langes scharfes Messer und stiess es dem Juden durch das Herz, dass es in seiner Hand erklang; darauf schnitt er dem Juden oberhalb des Gürtels die Haut ab, balsamte sie und legte sie an. „Nun will ich nimmer nachlassen, sprach der listige Mann, bis ich finde Salome, das schöne Weib.“ In der Haut und in der Geberde jenes Juden ging Morolf einher, als ob es seine eigenen gewesen. Er ging auch zum Könige und bat ihn um eine Gabe: „durch aller Frauen Ehre.“ Salomo erwiederte: „Um der Freude willen, die ich von den Frauen habe, gebe ich dir meines Gutes nicht zu viel; aber um den reichen Gott im Himmel will ich es gern mit dir theilen.“ Er hiess ihm drei Mark guten Goldes geben. Morolf sah ein Fingerlein an des Königs Hand und er bat es von ihm um seiner besten Tugend und des reichen Christus im Himmel willen. Der König zog es ab und gab es ihm; Morolf neigte sich geziementlich und ging davon, ohne dass ihn Salomo erkannt hatte. Er ging in eine Kemenate, zog die Judenhaut ab und legte scharlachne Kleider an, darauf ging er zum Könige Salomo und sagte: „König, um deiner Tugend und aller Frauen Ehre willen, wem gabst du deinen Fingerring?“ Salomo sprach: „Das that ich einem alten greisen Mann.“ Morolf begann zu lachen:

„Schau, edler Kaiser, wie ich es an der Hand habe.“ Vor Freuden küsste ihn der reiche König und sagte: „Morolf, deine Liste sind wunderlich, vor denen kann sich niemand in der Welt bewahren.“ Morolf liess sich nun einen Stab und eine Tasche bringen, beide wohl beschlagen und sagte: „Ich will die Königin finden oder dieses immer tragen.“

5. Hier fährt Morolf über Meer und suchet die Königin (V. 905 — 1838).

Morolf liess sich ein Schifflein von Leder bereiten, welches mit Pech wohl begossen war und dem zwei Glasfenster Licht gaben. Das stiess er auf das Meer und die Winde konnten ihm darin nicht schaden. Er sprach: „Salomo, mein lieber Bruder, ich befehle dir Male, mein kleines Kind.“ Man hiess das Kindlein herfür tragen und König Salomo sprach: „Ich befehle dir alle die Lehen, welche dein Vater haben sollte.“ Da nahm Morolf Abschied und zog nach der Königin über den wilden See. Er wallte von einer Burg zur andern volle sieben Jahre, bis er kam gen Wendelsee in das Land. Er verbarg sein Schifflein im Rohre und sah einen alten Heiden fern vom Wege daher gehen; er rief ihm ganz laut nach: „Du musst mir dein Leben lassen!“ Der heidnische Mann sprach: „Nein, löblicher Ritter, lass mich leben, ich bin vor manchen Jahren ein Burgmann zu Wendelsee gewesen.“ Da sprach Morolf, der listige Mann: „Sage mir, du alter Heide, wie ist es auf deines Herrn Burg gethan? Mir ist gesagt, er habe ein wunderschönes Weib, die liebe er sehr und sie sei ihm lieb als sein eigenes Leben.“ Der Heide sprach: „Davon kann ich wohl sagen, ihre Farbe brennet wie eine lichte Rose, ich sah in meinem Leben ein schöneres Weib nicht.“ Als Morolf die Rede vernahm, zog er ein Messer heraus, das war schön und wohl gemacht, scharf und lang, und stiess es dem Heiden in das Herz, dass es in seiner Hand erklang. Darauf hub er ihn auf und warf ihn in einen tiefen Graben, indem er sprach:

„Wenn dich jemand um etwas fragt, so sollst du ihm nichts sagen, was ihm nützet." Zum andern Male schlüpfte er nun in des Juden Bermans Haut, legte eine graue Kutte an, eine Palme auf seinen Rücken, eine Krücke nahm er unter seine Achsel. Von dannen wallte der edele Ritter auf die Burg zu Wendelsee. Als er auf den Hof kam, sah er König Pharo und manchen heidnischen Mann, welche mancherlei Spiele trieben; Etliche schossen den Schaft, andere stiessen den Stein. Sie hofierten dem Könige Pharo und seiner schönen Königin. Nahe bei der Kirche (wie uns das Buch sagt) stand eine breite Linde, darunter war ein wonnesames Gestüle, darauf durfte niemand sitzen, der nicht ein Edelmann war und von hoher Art geboren. Wer anders darauf sass, der hatte das Leben verloren. Morolf hub sich auf das Gestüle und ruhete allda, seinen Stab stiess er in das Gras. Auf dem Hofe hing eine Tafel, wenn die laut erklang *), ging der König Pharo zur Kirche und mit ihm mancher lobsame Ritter. Morolf sass noch auf dem Stule und man hiess ihn aus dem Wege gehen. Er wollte aber nicht weichen. Ein Kämmerer sprang her selb sechsen, welche Stöcke in der Hand trugen und den kühnen Mann schlagen wollten. Morolf sprach: „Nein, edler Degen, gäbest du mir einen Schlag, ich wollte es dir mit der Krücke vergelten, dass du mein gedächtest bis an den jüngsten Tag." König Pharo begann zu lachen und gebot, den kranken Mann ruhen zu lassen; er habe an seinem Wesen gemerkt, dass er von hoher Art geboren sei. Zu der Kirche ging der heidnische Mann und mancher löbliche Ritter; nach ihm die reiche Königin Salome, die schöne minnigliche Frau. Da sie Morolf ansah, sprach er: „Bist du es, Salome, meine Herrin? denn ich sah in meinem Leben keine schönere Königin, als die meinem Bruder von Jerusalem entrann: ich freue mich, dass ich mein langes Wallen nicht vergeb-

*) Vermutlich Anspielung auf die heiligen Bretter, welche im Orient die Stelle der Glocken vertreten.

lich gethan habe." Mit der Königin gingen drei Scharen, schöne, minniglich aussehende Mägde, sie gingen mit unbedeckten Häuptern; ihr Gebände waren schmale Borten, geziert mit edlen klaren Steinen. Morolf liess die Grafen und die Frauen vor sich vorbei gehen, als er auf dem Stule sass; als die reiche Königin gegen ihn heran kam, neigte er sich gezogentlich und setzte sich wieder; er fluchte dem heidnischen Pfaffen, dass seine Messe so lang war. Er sprach: „Verdammter Sarazen, was magst du heute singen? Möchten tausend Teufel bei dir sein!" Als die Messe zu Ende war, ging der heidnische Mann mit manchem löblichen Ritter aus der Kirche. Morolf, der kühne, gute Ritter, stand auf von dem Gestüle, ging auf den Weg, welchen die Königin kommen sollte, und stellte sich züchtiglich auf ein Ende; da sprach die wohlgethane Frau: „Sei willkommen, elender Mann, du alter greiser Mensch, von welchem Lande bist du her in diese Heidenschaft gefahren?" Er sprach: „Edle Königin, ich bin lange auf dem wilden See umgewallet und bin auf Gnade zu dir hergekommen; viel edele Königin, eine Gabe sollst du mir geben." „Waller, sprach sie, willst du hier bei mir bleiben, so gebe ich dir Wein und Brot, wovon dich niemand scheiden soll, denn der Tod eines von uns beiden." Er sprach: „Ich bin ein elender Mann, ich darf in einer Stadt nicht wohl bleiben; ich will hier ruhen vierzehn Nächte, derweile heisset mir Speise geben, Frau von hoher Art." Da sprach die edle Königin: „Waller, kamst du je nach Jerusalem und sahest du je den König Salomo und Morolf, seinen Bruder, den getreuen Dienstmann?" Er sprach: „Ja, edle Königin, es sind sieben Jahre, da war ich zu Jerusalem, da sah ich König Salomo und Morolf, seinen Bruder, gar traurig stehen, die Königin war eines jähen Todes gestorben, darüber klagten beide Fürsten, es machte ihnen grosse Noth. Sie legten sie in einen Sarg unter einen Stein, da kam der leidige Teufel und führte sie mit sich heim."

Die Frau begann zu lachen, wandte sich um, nahm ihn bei der Hand und befahl einem Kämmerer, dass er Nachts für den Pilgrim sorgen sollte: „Wohlan, Degen lobesam, pflege wohl des elenden Mannes, es ist ein wegmüder Pilgrim; siehe zu, dass zu seinen Häupten noch heute Nacht stehe der klare Wein.“ Morolf trug an seinem Leibe einen guten Panzer von Stahl, das ward eine junge Herzogin gewahr. Man richtete nun vor Pharo den Tisch, wie es einem edlen König zu Nacht geziemt. Als man den Tisch aufhub, stand die junge Herzogin auf, trat vor ihre Frau und sprach heimlich: „Frau, dürfte ich mit deiner Huld dir von dem Pilgrim sagen? Ich sah ihn an seinem Leibe einen guten stählernen Panzer haben, es sollte ihn ein frommer (tapferer) Ritter tragen.“ Da sprach die wohlgethane Frau: „Bringet mir bald den elenden Mann her, oder fraget ihn, von wannen er sei; er saget mir die rechte Märe, denn er ist aller Schalkheit frei.“ Die Magd ging alsbald über den Hof dahin, wo sie Morolfen fand: „Wohlauf, du elender Mann, du sollst sogleich vor meiner Frauen Kemenate kommen; oder sage mir, woher bist du über See? Du sollst der hehren Königin Neuigkeiten erzählen, die höret meine Frau gern, und will dirs nicht länger erlassen.“ Da sprach der listige Mann: „Schöne wohlgethane Magd, lass mich ruhen bis morgen gegen Tag; höret meine Frau gern Neuigkeiten (fremde Märe), deren will ich ihr genug sagen.“ Die wohlgethane Magd sprach: „Du musst jetzt mit mir kommen.“ Morolf hatte Angst um den Leib, er begann sehr zu fürchten Salome, das böse Weib, und überging das Gebot. Die Magd liess ihn sitzen und sagte es ihrer Frau, welche sprach: „Lasst den alten, elenden Mann bis morgen ruhen, er hat manche Länder durchfahren, dazu ist er fast alt und krank, ich will ihn gern ruhen lassen, nach seines Herzens Wunsch.“

Am andern Morgen liess sich Pharo sein bestes Reitgewand bringen und bereitete sich zur Jagd; an dem-

selben Morgen ging Morolf mit grossen Listen zur Königin. Als er sie ansah, sprach er: „Frau, pflegest du keinerhand Spiel? Lass es dir bald herbringen, mir ist Noth geworden um Geld, und ich setze dir mein Haupt an dein rothes Gold.“ Sie sprach, sie wollte es gern thun; rief ihre Mägde und hiess, da sie Ruhm zu gewinnen wähnte, sich ein gutes Schachzabelspiel herbei bringen. Es war mit Golde wohl durchschlagen, viel Gestein lag darinnen, das leuchtete schön wie der Tag, Smaragden waren es und Hyacinthen. Das Gestein war weiss und roth. Die Königin schlug mit ihrer schneeweissen Hand daran, sie wähnte, Morolfen in Noth zu bringen: „Zieh an, elender Mann, du kannst dich nicht erwehren, ich gewinne dir dein Haupt ab.“ — „Frau, was setzest du gegen mein Haupt?“ Da sprach die edle Königin: „Dreissig Mark Goldes sollst du dagegen haben, damit geb' ich dir Geleite, in welches Land du willst.“ Er sprach: „Frau, willst du gegen mein Haupt spielen, so setze mir die allerschönste Jungfrau, welche du in deiner Kemenaten hast.“ Die Frau begann zu lachen: „Aber wenn du das Spiel gewinnest, wie kannst du mit Jungfrauen umgehen?“ Da sprach der listige Mann: „Schöne, wohlgethane Frau, das will ich dir wahrlich sagen, wenn ich das Spiel gewinne, muss sie mir meine Tasche tragen.“ Manche Frau begann da zu lachen. „Du bist ein hübscher, alter, greiser Mann, sprach sie, nun sag, welche unter ihnen dir am allerbesten gefällt, die soll deine Gegenwette sein.“ Morolf zeigte auf die der Königin zunächst sitzende, welche des Königs Pharo Schwester war. Er sprach: „Frau, wenn mir das schöne Mägdlein würde, so wagte ich mein Haupt daran.“ Die Magd fing an zu lachen und sprach: „Du armer Pilgrim, da wärest du betrogen, König Pharo ist mein Bruder: ob du das Spiel auch gewinnest, es müsste doch verloren sein.“ Als Morolf die Rede vernahm, sprach der listige Mann: „Schöne, wohlgethane Magd, wenn du mir nicht zu Pfande gesetzt wirst, will

ich das Spiel fahren lassen.“ Ehe er das Wort vollends aussprach, sass die Magd vor ihm auf dem Brette: „Nun, zieh an, elender Pilgrim, ich traue, dich vor falsches Spiel wohl zu bewahren vor der edlen Königin; zieh an, elender Held, du bist vor falschem Spiele wohl behütet, du däuchst mir ein so tugendhaftiger Mann, dass ich mit dir gehen will, wenn du das Spiel gewinnest.“

Vil manchen schoch
Ffromte ym die konigin do:
1250. Morolff kunde sich huden da alfo,
Syne liste waren freifam,
Er liefz die edele konigin
Mit czogen vor ime uff dem brede gan:
„Was helffent dich die fpehen lifte dyn?
1255. Dyn heubt ift eigentlich myn;
Das fpil wirt dir noch woll leit;
Du hast den lypp hyngegeben,
Das kommet von diner dorheit.“ —
„Ffrauwe, gewinneftu mir das houbt an,
1260. Das mufz an dinen gnaden ftan.
Ich han erkennet vil der lant,
In aller der werlde
Des fpiels ich nie myn meifter fant.“
Eynen alden er da uffgehub,
1265. Vil gerne er den vnrecht fur den künig schlug.
„Was helffent dich die bösen lifte din?
Doch geben ich dirs myn truwe,
Din heubt ist eigentlich myn,
Das heiffen ich dir abeflagen,
1270. Ich will dir ifz werlich fagen.
Des czoges was dir vil gach:
Sich, mit eyme ritter
Dun ich dir matt vnd fchach.“ —
„Ffrauwe, gewinneftu mir das heubt an,
1275. Das mufz an dinen gnaden ftan;
Lefféftu mich gefunt gen von dir,
Ich fagen ifz vmmer mere,
Du fyft eyn edele konigin here.“
Morolff wart die ftat czu kortz,
1280. Er liefz vor der konigin einen groffen fortz.
Die frauwe lachen da began:
„Sage an, du alder bilgerin,
Warumb haftu das gethan?“
„Da fochte ich den czorne din; —
1285. Sprach Morolff czu der konigin,
Das heubt mufz ich verloren han.“
Die rede was aber Morolffs fpot,
Er gedacht: Myn heubt
Wirt geledigetf, fommer got;

1290. Wir ſollen weſſeln die ſtat.
Morolff mit groſſen liſten
Die konigin herober ſitzen bat.

Allererst sah er ihr durch die Hand, da er sie mit Golde durchgebrannt hatte und da die Sonne durch die Handschuh schien, erkannte er sie recht. Er schlug ihr noch einen Stein. Morolf hatte auch über den See einen goldenen Fingerring mitgebracht, worin mit grosser Kunst eine Nachtigall gearbeitet war. Das Ringlein stiess er an die Hand und die Nachtigall hub auf und sang, dass es süss erhallte und die Königin sah den Ring so unverwandt an, dass er ihr einen Ritter und zwei Bauern (venden) stahl; mit Freuden sass er an dem Brett. Die Königin schaute auf die Nachtigall, bis sie Schach und Stein vergass. Dadurch gewann er das Spiel; Morolfs Kurzweil ward der Königin zu viel. „Frau, nun hab' ich mich erwehret, nun hat der elende Pilgrim sein Haupt gerettet.“ Morolf hub auf und sang; seine Stimme war gut, damit benahm er der edlen Königin ihre Freude. Er sang besser denn jeder andere Mann, Alles ward freudenreich, was seine Stimme vernahm; es war eine wonnesame Weise, welche König David aus den alten Liedern nahm. Da sprach die Königin: „Waller, wo lerntest du diese wonnesame Stimme? Es ist manchen Tag her, da hörte ich sie an meines Vaters Tische; du mahnest mich mit grossen Ehren, davon ich geschieden sein muss.“ Er sprach: „Viel edele Königin, ich war ein Spielmann und hiess Stolzelin, ich nahm Gut um Ehre, um den reichen Gott im Himmel hab' ich es abgethan. Edle hehre Königin, ich bin lange gewallet in dem wilden See, über die Berge und durch Thäler; nie verbarg sich ein Land vor mir, mochte es breit oder schmal sein. Da kam ich zu Geilat in die Hauptstadt, da die Sonne ihren Sitz hat; darinn liegt ein Land, heisset Indean, da lernte ich die Weise, wohlgethane Frau; seitdem hörte ich sie nicht mehr, ausser in der guten Stadt Jerusalem sang sie vor König Salomo ein Herzog, er hiess

Morolf und war ein hübscher Mann." Da sprach die Frau: „Schweig und lass die Rede bleiben, du selber bist Morolf, Salomos Mann: kommt mir der König Pharo, so muss es dir an das Leben gehen." Er sprach: „Des du mich zeihest, darüber will ich mich gegen dich entschuldigen: als ich Morolf zuletzt sah, war ihm der Bart noch nicht entsprungen, sieh, was ich graue Haare habe." Sie sprach: „Du bist Morolf, König Salomos Mann, du branntest mich durch die Hand, das thut mir weh; ich gebe dir meine Treue darauf, du siehst Jerusalem nimmer mehr." Da Morolf diese Rede vernahm, zog er die Judenhaut ab und warf sie fern von sich weg; sein Haar war schön und goldfarben. „Edele Königin, schaue Morolfen überall, muss es mir an das Leben gehen, so thue ich dir zuvor viel zu Leide, Alles was ich erdenken kann; ja, du freches, ungetreues Weib, ich bin manchen beschwerlichen heidnischen Weg nach dir gewallet: des lass mich doch geniessen und versprich mir einen stäten Frieden, bis es morgen Licht wird; edle Königin, um längern Frieden bitt' ich dich nicht." Sie sprach: „Schweig und lass die Rede bleiben; du bist ein so listiger Mann, dass, wenn man dich mit tausend Schlössern verschlösse, man dich doch nicht haben könnte."

Da hatte Morolf Sorge um den Leib, er fürchtete das mordgrimme Weib und dachte, wenn es sich nicht anders schickt, so muss es mir an das Leben gehen. Er liess nicht nach mit Bitten und lag mit grossem Flehen vor ihr, bis sie ihm stäten Frieden verhiess bis an den andern Morgen. Als die Sonne untergehen wollte *), trat Morolf vor die Königin und sprach: „Edele Königin, lass einen von deinen Kämmerern mit mir spazieren gehen an das Ufer des wilden Meeres; schöne wohlgethane Frau, wer morgen den Mittag erlebt, der hat auch die beste Kurzweile, die man haben mag." Da sprach ein alter Sarazen: „Du sollst es ihm nicht versagen, edele

*) V. 1402. Da die sonne czu gaden gehen solde, d. h. in ihre Schlafkammer gehen sollte.

Königin." Alsbald nahm sie sechzig heidnische Männer mit sich und sie gingen, den wilden See zu schauen. Morolf sprach zur Königin: „Willst du mit mir nach Jerusalem?" — „Schweig und lass die Rede bleiben, du hast mir zu Jerusalem viel zu Leide gethan: ehe morgen der Tag ein Ende hat, schaffe ich, dass du mir Jerusalem, die gute Stadt, nimmermehr siehest, du musst hier an einem Ast hängen, und ich gebe dir meine Treue darauf, Salomo muss dein Gast werden." — „So muss Gott die Seele in Schutz nehmen, mich sandte nach euch aus Salomo, der auserwählte Degen: muss er mich nun auch verlieren, so mag sein übel werden berathen. Lass mich, edele Königin, mit einem deiner Kämmerer hingehen zu dem See, ich will dem Schilfe meine Sünde klagen; du weisst wohl, ich mag hier nicht gut einen Pfaffen haben." „Deine schlauen Liste helfen dir nicht davon, sprach die Königin, du musst hier dein Leben lassen." Sie nahm den auserwählten Degen bei der Hand und befahl ihn in die Gewalt von zwölf heidnischen Rittern: „Nun achtet wohl auf den listigen Mann; entrinnet er von hinnen, so muss es euch an das Leben gehen."

Man führte den tugendhaften Mann in eine Kemenate, die Königin ging mit ihm; sie sassen bei einander und hatten mancherlei Rede. Ein Kämmerer sagte zu der Frau, sie möchte in ihr Gemach gehen, er setze sein Haupt daran, dass jener nicht entrinne. Die Königin ging schlafen und Morolf erzählte seinen Hütern seltsame Geschichten, bis sie schläfrig wurden. Da fing er an zu husten und löschte das Licht aus, welches auf dem Tische brannte. Da sprach ein heidnischer Mann: „Sag an, edler Ritter, warum hast du das gethan?" Morolf sagte, es sei aus Versehen geschehen, man möchte ein anderes Licht herbei bringen heissen, denn jenes habe so nicht gut brennen wollen, alsdann würde er ihnen erst recht kurzweilige Dinge erzählen; wenn zwei vor dem Thore ständen, so brauchten sie nicht ängstlich zu sein, dass er heraus käme. Ehe das Licht gebracht

wurde, hatte sich Morolf bedacht. Bei ihm stand ein goldener Pokal, darin goss er einen Schlaftrank aus seinem guten Fläschchen. Als das Licht angezündet war, sprach er: „Ihr Herren, dürstet euch nicht? Trinket diesen Wein aus, es ist Wein von Apperlant, den mir die edele Königin gelassen hat; es mag dem Tage nahe sein, trinket diesen Wein aus, da mir nichts mehr hilft bei der Königin und, wie ihr Helden wohl vernommen habt, es mir an das Leben geht. Trinket, der Pokal soll auch euer sein.“ Er gab ihn dem Besten in die Hand, sie tranken stark und sanken nieder *), bis auf einen heidnischen Mann, der hatte den Pokal in der Hand und sah die andern alle an und sprach: „Warum habt ihr das gethan, dass ihr euch wollet schlafen legen? Entrinnet uns der Christ, so geht es uns an das Leben.“ Der listige Morolf sprach: „Sie wollen mich versuchen, ob ich hinweg gehe; dir bleibt allein der Wein; wenn du ihn austrinkest, soll der Pokal auch dein sein.“ Da trank der Heide, der Pokal entfiel ihm und er sank nieder. Morolf war von Sorgen erlöst und gewann hohen Mut. Er nahm eine Schere aus der Tasche und schnitt den zwölfen das Haar über den Ohren ab, darauf nahm er ein Schermesser und schor jeglichem eine Platte **): „Nun singet Messe allesammt.“ Morolf ging zur Pforte und verlangte vom Thorwächter, hinaus gelassen zu werden, er müsste für die Königin fischen. Der Heide erwiederte, die Königin habe ihm verboten, vor morgen jemand hinaus zu lassen. Morolf ging zum Pförtner in die Kemenate und bat ihn, die Pforte aufzuschliessen, er

---

*) V. 1502. Sie druncken faste vnd segen nider uff das lant. Ebenso V. 1641, — V. 1518 und 19: Eme enphiel der kopp Vnd seyg nyeder uff das lant.

**) V. 1523. Er nam eyn schere
usz der deschen, das ist ware,
Vberhalb den oren
Sneyt er den zwölffen abe das hare;
Er nam eyn scharsasz in die hant,
Er schare iglichem eyn blatte:
„Nu singent messe allesamt,“ —

Diese Verse wiederholen sich unten (V. 1656-1661) wörtlich, nur steht statt „den zwölfen“ — „yne.“ Ebenso kommen diese Verse mit wenigen Veränderungen vor V. 1736—1741.

wolle ihm auch an den Sternen zeigen, was ihm begegnen würde. Das gefiel dem Pförtner und er nahm den Schlüssel und ging gegen das Thor, da hub Morolf einen Stein auf und schlug dem armen Pförtner das Herz im Leibe entzwei, dass er todt zur Erde fiel. Darnach kam seine Frau und wollte schreien, aber Morolf warf sie mit demselben Steine todt, nahm die Schlüssel und ging an das Meerufer, wo er sein Schifflein verborgen hatte. Er trat hinein und stiess auf den wilden See, da schwebte er bis an den Tag, wo der König erwachte. Die Frau erhielt bald die Nachricht, dass die Heiden beschoren wären, allesammt schliefen und Morolf über See entronnen sei. Die Königin lief auf die Zinnen und als sie ihn von fern sah, begann sie heisse Thränen zu weinen, setzte sich auf die Erde und sprach freudenlos: „Ich konnte es, ihr Herren, euch nicht genug sagen, ihn hätte seine grosse List aus einem harten Stein getragen. Nun bringet, ihr lobesamen Helden, mir den listigen Mann zurück, ich gebe euch zum Lohne dreissig Mark rothen Goldes.“ Da gingen funfzig heidnische Männer an die Kiele. Ein Herzog, Marsilian, eilte Morolfen sehr schnell nach. Sie waren vier Meilen auf dem wilden Meere zu ihm hingefahren, da wandte Morolf sein Schifflein und stiess unter seinen Gürtel ein Fläschchen mit silbernen Reifen. Er sprach: „Der Teufel hat alle die Stauden hin, die hier um das Wasser stehen sollten.“ Das heidnische Volk eilte auf ihn zu, er konnte sich nicht verbergen, da fingen sie ihn und banden ihn so sehr, dass ihm das Blut aus den Nägeln drang. Zwei Ritter eilten schnell voraus, um der Königin die Nachricht zu bringen. Die edele Königin gab ihnen einen farbigen, mit Gold durchstickten Mantel; den andern wollte sie dreissig Mark Goldes geben, wenn sie Morolf brächten.

Die Nacht brach an, zwölf Heiden hielten Schildwacht; bis an den ersten Schlaf sah man Morolfen gebunden. Er sprach: „Wenn ihr mir die Bande löset, so

will ich euch seltsame Märe erzählen, was ich in der Heidenschaft für grosses Leiden ertragen, denn ich habe viel Länder gesehen.“ Vier der Besten lösten ihm die Bande und er erzählte ihnen manches Abenteuer, bis sie anfingen zu dürsten. Da zog der Fürst sein Fläschchen hervor und setzte es an den Mund; aber er täuschte sie, denn es kam kein Tropfen in seinen Mund. Er sprach: „Ihr Herren, dürstet euch etwa, so trinket hier nach Lust, bessern Trank trinket ihr nicht.“ Dem Besten gab er es in die Hand, sie tranken sehr und sanken nieder auf den Boden. Demjenigen, der ihn so sehr gebunden hatte, schlug er mit seinem Schwerte das Haupt ab: „Das sollst du als Botenbrot haben; ich will deine Kleider selber tragen.“ Der listige Mann nahm die eilfe bei den Haaren und zog sie von dem zwölften hinweg über das breite Gefilde, über Berg und Thal, er raufte sie so sehr, dass sie an dem Haupte kahl wurden. Er nahm eine Schere aus der Tasche und schnitt ihnen das Haar oberhalb der Ohren ab und nahm ein Schermesser und schor jeglichem eine Platte: „Nun singet Messe allesammt, — sprach der listige Mann — dies möchte ein Bischof nicht gethan haben; wären diese Helden geweihet, sie könnten wohl genug singen für ein weites Münster, so mannigfaltig ist ihre Stimme.“

Als Morolf dies gethan hatte, ging er zu dem Meere, wo er sein Schifflein gelassen hatte; er trat darein und stiess auf den See *); da führt er des Kämmrers Kleider vor die Königin. Sein Haar war kraus und dabei fahl, sein Antlitz war dem Kämmerer gleich überall **). Er lenkte sein Schifflein gegen die Burg, liess es unter einem Berge stehen, hub sich gegen die Pforte und verlangte eingelassen zu werden: „Ich komme über den

*) Es ist hier nicht recht klar, ob Morolf auf dem Wasser oder auf dem Lande ergriffen und wo er bewacht ist. Man muss annehmen, dass er sich an das Land rettete, aber dort ergriffen wurde, nachdem er noch Zeit gehabt hatte, sein Schifflein zu verbergen.

**) Hier muss man wieder vermuten, dass der Kammerer, so wie oben der Jude, seine Haut zu einer Maske hergeben müssen.

wilden See, Morolf ist gefangen, ich will es der hehren Königin sagen.“ Die Pforte wurde aufgethan, Morolf in die Burg gelassen. Er ging vor die Königin, den König und das Gesinde und wurde von ihnen als der Kämmerer empfangen: „Nun sage uns von dem listigen Mann.“ — „Herr, wir haben ihn gefangen, nun entkommt er nimmermehr; ich band ihn auf dem wilden See, dass er laut Mord schrie, ihm rann das Blut zu den Nägeln heraus; wir wollen ihn in des Meeres Grund senken, das muss nun sein Haus sein: darum, edle Königin, braucht ihr nicht mehr in Sorgen zu sein.“ König Pharo sprach: „So will ich mich schlafen legen.“ Da hiess Morolf die Betten bereiten und als Pharo zu Bette ging, segneten ihn zwölf heidnische Capellane ein; mit ihm ging die wohlgethane Frau. Morolf war nicht von ihnen erkannt. Der nahm in einem Pokal den Schlaftrunk in seine Hand, kniete vor den König und die Königin und liess sie beide trinken, dass sie vest schliefen. Als die Capellane weggehen wollten, hiess Morolf sie warten, gab ihnen auch zu trinken, dass sie zu Boden sanken. Darauf hob er sie auf und trug sie zu einer steinernen Wand, wo er sie über einander auf einen Haufen legte. Den König Pharo nahm er aus dem Bette legte ihn auch an die Wand bei einem jungen Capellan, dem er den Rock abzog und denselben dem Könige anlegte. Den nackten Capellan hub er auf und trug ihn in das Bette zu der Frau. Darauf nahm er eine Schere aus der Tasche, schnitt dem Könige das Haar ab oberhalb der Ohren, nahm dann das Schermesser und schor ihm und den andern allen eine Platte.

Als Morolf dies gethan hatte, ging er zu dem Meere und trat in sein Schifflein und sties auf den See, da schwebte er den Tag bis der König erwachte. Der König wollte seine Frau liebkosen, und umfasste den Capellan, der aber nahm seine Kraft zusammen, und gab ihm eine Ohrfeige, dass er eine Weile stille lag. Als sich Pharo von dem Schlage erholte, sagte er: „Edle

hehre Königin, ihr seid sieben Jahre bei mir gewesen, und habt mir das nicht gethan.“ Da sah er die Kutte an sich, und sprach: „Welcher Teufel hat mir diese Kutte angelegt? Das ist sicherlich Morolf, König Salomos Mann, gewesen.“ Pharo ging zu dem Bette, da fand er den nackten Capellan bei der Frau, er fasste ihn bei den Beinen, und zog ihn hinweg: „Wohlauf, ihr nackter Capellan, geht in die Kirche, um Metten zu singen! lasst mich zu der Frau gehen. Euere Nacht ist besser gewesen, denn meine; ich lag auf der harten Erde und ihr bei der Königin.“ Er ging an das Bette wo die Königin noch schlief, und sprach: „Ihr mögt alsbald nun aufstehen.“ Da sie ihn ansah, sprach sie: „Ihr seid so unmaassen zornig, reicher König Pharo; welcher Teufel hat dich geschoren?“ „Das hat Gottes Stimme gethan; wir sollen die Sünde büssen, die wir an Salomo gethan haben.“

In der Burg erhob sich ein lauter Schall, Morolf sang auf dem wilden See, dass die Burg davon erhallte. Als Pharo die Stimme vernahm, stand er auf vom Bett, trat auf eine Zinne und rief: „Morolf, stolzer Degen, warte ein klein wenig, dass dich die Königin auch sehe!“ Der erwiederte, dass er nicht mehr warten könne, er möge sagen, was er seinem Bruder Salomo entbieten lasse, denn er wolle über Meer nach Jerusalem fahren, und Salomo mit einem kräftigen Heere hersenden. Morolf wollte von dannen fahren, aber Pharo hiess es verhindern, und ehe jener es gewahr geworden, hatten ihn vierundzwanzig Galeren umringt. Da senkte er, seine List kund machend, sich vor ihrem Angesichte auf den Grund. Ein Rohr ging aus dem Schifflein, wodurch er Athem fing, das war mit starkem Leder bevestigt, oben daran lag eine Schnur, dass das Wasser das Rohr nicht abbrechen konnte. Vierzehn Tage verbarg er sich auf dem Grunde, denn anders konnte er nicht entkommen. Sechsunddreissig Tage fuhr er auf dem Meere, da schlugen ihm die Winde zu Jerusalem in den Hafen.

6. Hier kommt Morolf wieder heim nach Jerusalem zu König Salomo.
(V. 1839 — 1998.)

Als der listige Mann sieben Jahre umher gefahren war, kam er wunderbar schnell wieder nach Jerusalem. Salomo und mancher Dienstmann sah ihn an, aber keiner erkannte ihn, worüber dem Degen die Augen trübe wurden; sein Haar war ihm halb grau geworden. Der König wollte von dannen gehen, aber Morolf bat ihn, eine Weile stille zu stehen: „König, ich hörte sagen, dass du gern fremde Märe vernähmest, ich kann dir welche sagen, mir sind alle Länder bekannt von der Elbe bis an den Termont, von dannen über den See; auf Abenteuer bin ich nach Jerusalem gefahren. Salomo nahm ihn bei der Hand und führte ihn heimlich über den Hof auf eine Zinne von Marmelstein. Morolf erzählte ihm manches Abenteuer, so dass der König seines Bruders mit Jammer gedachte und fragte, ob der Pilger keine Nachricht von demselben habe, der seit sieben Jahren, oder mehr, nach des Königes Weib ausgezogen; er denke, dass jener in der Heidenschaft seinen Tod gefunden. Morolf bestätigte das und sagte, jener sei sieben Jahr sein Wallbruder gewesen und er habe ihn begraben. Da begehrte Salomo den Ort des Grabes zu wissen, denn er wolle ihn, der ihm so lieb gewesen, nicht in der Heidenschaft lassen, sondern ihn zu Jerusalem bestatten. Darauf klagte er, was ihm nun Krone und Reich solle, da er einen so getreuen Dienstmann verloren, der zugleich sein Bruder gewesen. Als Morolf diese aufrichtigen Klagen sah, gab er sich zu erkennen und sprach: „König, du sollst fröhlich sein, ich bin selber Morolf, um deine bittern Klagen will ich dir immer hold sein; ich habe dein schönes Weib gefunden, willst du sie wiedergewinnen, so muss mancher stolze Ritter seinen Leib wagen.“ Da geschah jenem Lieb' und Leid; er küsste den wackern Ritter und sprach: „Nun will ich alles Trauren lassen, da ich dich gesund gefunden habe.“ Er ging bald von ihm in eine Kemenate. Morolf wollte Salomon

seine Kunst zeigen. Er legte unter sein Gewand einen Panzer an, die Ringe waren weiss und fein, und niemand mochte sie sehen, als der, welcher sie am Leibe trug; er setzte einen Stahlhut auf und darüber einen guten grauen Filz; er nahm die Krücken unter die Achsel, und ging demütig vor den reichen Kaiser. Ein Kämmerer sprang hervor, und gab ihm einen Schlag mit der Hand: „Da nimm das, du Bettelmann, wie kannst du mit deinem Geschrei vor den reichen Kaiser treten?“ Da sprach Morolf: „Du hast übel gethan; ich ward nie geschlagen vor löblichen Fürsten, gereichte es mir nicht zu stäter Sünde, so müsste es dir an das Leben gehen.“ Er ballte die Faust und gab mit grosser Kraft dem Kämmerer einen Schlag, dass er vor des Königs Füssen lag. Salomons Mannen sprangen auf; Morolf wandte sich gegen das Thor des Saales und hob die Krücken auf: „Ich habe diese Krücken dreimal über See geführt, wen ich damit weihe, der gedenket stets an mich.“ Salomo sprang vom Stul auf und winkete seinen Helden mit der Hand; er trat hervor und sah ihm unter dem Eisenhut, da erkannte er Morolfen. Der Kämmerer musste den Faustschlag hinnehmen, den ihm der Waller hinter die Ohren gegeben hatte. Der König sprach: „Morolf zeigt uns seine List, wie wir die edle Königin wiedergewinnen.“ Der sprach: „Herr, das kann ich euch wohl sagen.“ Er zog sein Gewaffen ab und gab es zur Aufbewahrung. Der Kämmerer aber sagte: „Euch muss der Teufel plagen, dass mir von euerm Gewaffen ein so derber Schlag an das Ohr gegeben ist.“

Salomo fragte nun, was er thun sollte? und Morolf rieth, ein Turnei auszuschreiben, wenn dann viele Helden zusammen kämen, wolle er zehntausend auslesen, und wenn er die Fahne führe, könne es nicht missglücken. Salomo war froh dazu, gebot ein Turnei und stellte Morolfen den Herren vor. Sie hatten ihn in sieben Jahren nicht gesehen, und fragten gleich, ob er die Königin gefunden hätte? Der listige Mann sprach: „Sie ist jenseit

des Meeres auf der Burg zu Wendelsee, man muss sie mit Heereskraft wieder gewinnen." Da sprachen die Besten unter ihnen: Wir wollen mit dir nach der Königin. Morolf ward der Rede froh und wählte zehntausend „für die Reise" aus.

7. Hier fährt König Salomo mit Morolf über Meer nach der Königin. (V. 1999 — 2653.)

Morolf rieth dem Könige seine Schatzkammern aufzuschliessen und den Helden Gold und Silber zu geben, und als Salomo das gethan hatte, sprach er; „Sieh, König, nun hast du recht gethan, dein Silber und dein Gold so roth, das weiset manchen kühnen Recken in den ferchgrimmen*) Tod." Die Kiele wurden am Gestade bereitet, welche Morolfen und die Helden über das Meer führen sollten. Die Zehntausend stiegen ein, und als sie landeten, liess Morolf Mann und Ross von den Kielen gehen. Salomo gab sich ganz seiner Leitung hin. Morolf nahm das Banner in die Hand und führte das Heer zu Thale auf einem schmalen Steig, den er mehrmals nach dem ungetreuen Weibe gegangen war. Vor einem finstern Tan (Wald) gab er den Müden Herberge. Er sprach: „König, du weisst wohl, weshalb du hergekommen bist; mir mögen der Burg jetzt nahe sein, du, lieber Bruder, sollst hinauf gehen und dein Leben wagen, das dünket mich gut gethan, so siehest du das schöne Weib; sie liebt einen Heiden, das, König, lass dir leid sein." König Salomo sprach: „Was hab' ich dir gethan, dass du mich senden willst in Lebensgefahr? Hab' ich den Zorn um dich verdient, den lass fahren, auserwählter Degen." — „König, es muss so sein, Salome ist dir wohl so lieb: ginge es dir an dein Haupt, ich liesse dich nicht sterben." — „Die Liebe ist gar verloren, sie hat einen andern Heiden in Liebe erkoren. Hätte ich das zu Jerusalem gewusst, auf meine Treue! ich wäre nicht über See hergekommen." — „König, du magst ohne Angst ziehen,

*) Ferchgrimm = Grimm gegen das Leben habend. Vgl. Bd. I, 5, 15. Ferchbrecherin.

ich will dich mit meinen Listen wohl bewahren, und würdest du erkannt, so greife zu den Krücken und wehre dich als ein tapferer Mann." —

Morolf legte dem Könige unter sein Gewand einen guten Panzer an, gab ihm ein gutes Schwert und setzte ihm einen Schaubenhut auf, darin war künstlich ein Stahlhut angebracht, der dem Könige vor manchem Heiden half, das er nicht sein Ende fand; unter seine Kutte gab er ihm ein kleines Horn. „Wann du das bläsest, Fürst lobesam, so komme ich dir mit deinen zehntausend Mann zu Hilfe." Morolf führte den König vor den Wald, da sah er die Burg, welche wonnesam war: „Darauf ist König Pharo und mancher heidnische Mann." — „Weise mir den Weg gegen die Burg genauer." — Morolfen verdross die Rede: „Ich lag auf derselben Burg gefangen, so dass ich mit Mühe entrann; obschon nun deine Helden über See fuhren, so müsste es uns doch an das Leben gehen, wenn uns niemand zu Hilfe käme." Salomo ging fürbass, blieb aber oft stehen, ob ihm Morolf etwa hiesse stille stehen. Da sprach der listige Mann: „Du musst allein zu der Burg gehen, und sollst das wohl hören, ich hatte um deiner Frau willen beinahe das Leben verloren." Salomo fing an zu weinen: „Morolf, tugendhafter Mann, sollte ich in der Burg mein Haupt verlieren, so lass dir aus brüderlicher Treue die Seele befohlen sein." — „König, das darf dich nicht beunruhigen; dir überlässt der Heide dein Urteil, das ist mir lieb *), damit wollen wir ihm beide Leben und Leib abgewinnen. Verlange deine Hinrichtung (dein Urteil) vor dem finstern Walde, so kommen dir zur Hilfe zehntausend deiner Mannen; Pharo und alle Seinigen müssen das Leben verlieren. Deine Schönheit kann sich nicht verbergen, leugne auch nicht zu lange, wenn dir je Ehre lieb war."

---

*) Aehnlich wie im König Rother (s. Bd. I, S. 84), nach der Sitte, dass Fürsten sich selbst das Urteil sprechen und die Vergünstigung haben, den Ort ihrer Hinrichtung zu bestimmen.

Morolf ging wieder in den Wald. Salomos Gedanken waren mannigfaltig; da stand er auf dem weiten Plan und zweifelte sehr, ob er hingehen sollte. Er kam in die Burg und ward wohl empfangen von Pharos Schwester, der wohlgethanen Magd. Sie sprach: „Sei willkommen, du elender (fremder) Mann; von wannen bist du in diese Heidenschaft gefahren? dein Antlitz ist so wonnesam, wolltest du bei mir bleiben, ich gäbe dir williglich Wein und Brot, dass dich niemand davon schiede, denn der Tod eines von uns beiden*)." Er sprach: „Ich bin ein sündiger Mann, ich darf nicht wohl an einer Stäte bleiben; es ist mir zur Busse aufgegeben, dass ich immer umherwandern muss, so lange ich lebe." — „Warum musst du solches thun?" — „Ich erschlug meinen Bruder, edele Königin, des muss ich immer traurig sein." Da sprach die wonnesame Magd: „Waller, dir ziemte viel ehr ein schönes Weib, als dass du also deinen schönen Leib verderben willst." —

Die Magd ging alsbald in die Burg, wo ihre Frau war: „Oh weh, meine liebe Frau, uns ist auf den Hof gekommen der allerschönste Pilgrim; er ist der allerschönste Mann, wie ihn noch keine Frau gewann, ihm brennen die Augen in seinem Haupte recht wie einem wilden Falken; es mag wohl der König von Jerusalem sein; berathe dich Königin, er ist nach dir hergekommen. Sein Mund und seine Nase sind wohl gebildet, und seine Brauen stehen ihm schön." Da sprach die wohlgethane Frau: „Das hat Morolf, Salomos Mann gethan, der hat ihn über See hergeführt; aber, auf meine Treue! es muss ihm an das Haupt gehen." Da sprach die wohlgethane Magd: „Es soll nicht sein Schade sein, dass ich es gesagt habe, ich werde selbst der Bote zu ihm, dass er schnell den Hof räume, so lieb ihm sein Leben sei." Als die Königin sah, dass die Magd um ihn Ungemach hatte, sprach sie: „Heiss ihn stille stehen, ich will selber nach

*) Diese Stelle, V. 2135 — 2147, entspricht völlig der Rede der Königin an Morolf, V. 1081 — 1086, s. S. 31.

dem schönen Pilgrim sehen." Sie winkte schnell vier Capellanen: „Bringet mir bald den fremden Mann." Als sie ihn von fern sah, sprach das ungetreue Weib: „Sei Gott willkommen, Salomo, mein Mann; mir ist leid, dass uns Morolf entrann und man ihn nicht fing, wisse ohne Zweifel, man hätte ihn an einen Galgen gehangen." — „Frau, das ist deine Untreue, Morolfen war stets meine Ehre lieb; Du musst wieder mein Weib werden, ich gebe dir mein Wort darauf, oder Morolf nimmt dir das Leben.": — „Deiner Minne begehr' ich nicht, König Pharo ist mir dreimal so lieb, bei dem will ich immer bleiben: ich vertraue seiner Gnade, dass er über dein Haupt richte." — „Frau, lass mich gesund von hinnen fahren, so verspreche ich dir, dich vor Morolfen wohl zu bewahren, dass er nimmer nach dir über See komme, ich gebe dir mein Wort, edle hehre Königin." — „Das dünket dich wohl gethan, liess ich dich gesund von hinnen gehen; du musst mir an einem Ast hängen, ich gebe dir mein Wort, Morolf und all sein Gesinde müssen deine Gäste werden." Er sprach: „Edle hehre Königin, als du zu Jerusalem warst, waren dir Land und Leute unterthan, das solltest du mir zu Gute kommen lassen."

Man führte ihn durch eine Kemenate hinter einen schönen Vorhang, da stand der weise Mann, und die Zeit däuchte ihm nicht zu lang. Er war hinter dem Vorhang bis Pharo zu Tische sass. Als der König auf den Hof ritt, da geschah der Königin Lieb und Leid; wie schnell sie ihm entgegen ging! Sie umfing ihn mit ihren weissen Armen: „Edler Fürst lobesam, wenn dich meine Augen nicht sehen, mag ich keine Freude haben." Das sah Salomo hinter dem Vorhang, und sprach: „Gott, wie kann grössere Untreue an der Frau sein! Reicher Gott, ich habe dir viel gedienet, soll ich von meinem Dienste nicht bessern Lohn haben? Mir will das mordgrimme üble Weib in dieser Stunde meinen weidlichen Leib verrathen."

Man richtete die Tische vor dem heidnischen Mann an, wie es seinem Adel geziemte. Der König sass an

der Tafel und neben ihm gezogentlich sass die Königin, welche Salomos nicht vergass. Sie sprach: „Ach, mein lieber Herr, uns ist der allerschönste Pilgrim auf den Hof gekommen; es ist der allerschönste Mann, wie ihn keine Frau auf der Welt gewann; es mag wohl der König von Jerusalem sein: nun rathe, wie es ihm an das Leben gehen soll.“ Da sprach Pharo: „Salomo mag nicht in diesem Lande bleiben; ist es aber der König von Jerusalem und er gibt mir eine bescheidene Antwort*), so sende ich ihn wieder über See.“ Die Königin erwiederte: „Du kennst seine List nicht, lässt du ihn über See fahren, so redet er dir dein Haupt ab; du sollst sehen, es geschieht. Siehst du ihn dort hinter dem Vorhang stehen? es hilft nichts, er muss jetzt zu dir hervortreten. Handle mit ihm wie du willst, ich bin deinem Willen gefolgt.“ —

Nun ist König Salomo verrathen, das hat sein ehelich Weib gethan. Der auserwählte Degen musste mit grossen Listen sein junges Leben fristen. Die edle Magd (Pharos Schwester) sprang auf schnell von dem Sitze und sprach zu König Pharo, dem heidnischen Mann: „Ach, lieber Bruder, wie soll es dir ergehen? Ihn hat sein ehelich Weib verrathen, die sollst du ihm wiedergeben, wenn du dein Leben behalten willst. Du sollst es ihm zu Gute kommen lassen, dass du ihm ohne seine Schuld so viel zu Leide gethan hast.“ Pharo versetzte: „Ich habe ihm nichts zu Leide gethan und will fürwahr die Königin selber behalten, so lange ich lebe.“ Die Magd schürzte das Gewand und ging über den Hof in eine schöne Kemenate; sie nahm daraus ein Trinkgefäss mit edlem Lautertrank, das brachte sie König Salomon und sprach: „Nun trink, du edler Fürst, dich hat dein ehelich Weib verrathen, nach der du über See hergekommen bist.“ Salomo trank und antwortete ihr freundlich**): „Edle Königin, hätte ich dich zu Jerusalem, du müsstest

*) V. 2262. Gebe er mir schone antwort. — **) wie V. 2262.

fürwahr bei mir getauft sein.“ Sie sprach: „König, wenn es dir lieb wäre, dass ich mit dir über See ginge, so wollte ich es gern thun, denn du dünkest mich ein tugendhafter Mann; nur fürchte ich, dass ich dir schade, wenn man unsere Einstimmung (vnser beider genote) wahrnimmt. Du sollst mit mir zu meinem Bruder gehen, dem gieb eine freundliche Antwort *), so sendet er dich wieder heim.“ — „Wie mag ich ihm eine freundliche Antwort geben? sagte König Salomo, er hätte mir vor Jerusalem gern das Leben genommen und hat mir auch Salome, meine schöne Frau, geraubt; sein Haupt sollte billig mein sein.“ — „Du sollst bedenken, dass du niemand hast, der dir dein Leben fristen kann, darum musst du aus Noth ihm eine freundliche Antwort geben.“

Salomo gewann eines Löwen Mut und trat vor König Pharo: „Pharo, du ungetreuer Mann, was hast du mir zu Jerusalem so grosses Leid gethan! Du nahmst mir Salome, mein schönes Weib; ich hätte dir das Leben dort nehmen sollen.“ Das war dem Heiden ein Spott; er sprach: „Reicher König Salomo, die Rede vergebe dir Gott; du weisst wohl, dass ich um der Frau willen manchen Heiden verloren habe, dass mich deine Hand vor Jerusalem fing und ich drei Jahre in Banden ging; da befreite mich Salome, dein Weib; um die willst du dein Leben verlieren, das ist mir inniglich leid; o weh, König Salomon, was wolltest du über den so breiten See?“ Salomo sprach: „Was hatte ich dir gethan, dass du um diese edle Königin einen Streit mit mir fochtest? Ich hätte dir das Leben nehmen sollen.“ Die Rede war dem Heiden gar ein Spott, er sprach: „Reicher König Salomo, die Rede vergebe dir Gott, du weisst wohl, ich wollte dich (des Vorzugs) deiner Geburt geniessen lassen; du antwortest mir aber aus grimmem Zorn, darum sollst du wissen, dass du dein Leben verloren hast.“ — „Soll ich nicht leben bleiben, so vertraue ich doch mei-

*) wie V. 2262: schone antwort.

nem Gotte, dass du mir dein Haupt geben musst." Da fragte Pharo, was Salomo wohl thun würde, wenn er ihn so zu Jerusalem hätte? und dieser erwiederte, dass er ihn bis auf den morgenden Tag behalten, und dann seinen Mannen heissen würde, einen neuen wonnesamen Galgen zwischen dem Walde und seiner Burg zu bereiten, woran er ihn dann sicherlich selber henken würde. Da sprach der heidnische Mann: „Du hast dir dein eigenes Urteil gesprochen; nehmet sein wahr, meine Mannen, lasset ihn ungebunden bis Morgen in der Burg umhergehen, und dann bereitet einen wonnesamen Galgen vor dem finstern Walde und henket ihn daran; wenn er sein Leben verliert, bleibt mir die Königin für immer: ich sorge nicht, dass Morolf nach ihr über See komme." Da sprach die wohlgethane Frau: „Pharo, wenn du ihm das Leben nimmst, will ich immer bei dir sein." — „Frau, das ist nicht zu viel, wie gern ich das um dich leiden will." — Salome hiess zwei eiserne Fesseln herbeibringen und sie Salomo anlegen, dass er darin sein Leben verlieren sollte *).

Als die Jungfrau sah, dass man ihm das Leben nehmen wollte, ward es ihr zu Leid und Ungemach, und sie begann Erbarmen zu fühlen; sie sprang auf zu ihrem Bruder hin und begehrte, dass er ihr den König diese eine Nacht lasse, damit er nicht in Banden bleibe; wenn

---

*) Der volksmässige und zum Theil bänkelsängerische Charakter, den das Lied in dieser Gestalt angenommen hat, spricht sich auch darin aus, dass einigemal gesagt wird, man solle dem Leser zu trinken geben. So hier V. 2414 ff.:

Daynne musz er verliesen
Syn werdes leben:
Man wolde dan dem leser drincken geben. —

später V. 2798: Man gebe dem leser drincken, —
V. 3314: Der leser musz drincken han.

und ebenso V. 4127:

Man wolde dan dem leser
Eyns drincken geben. —

Man vergleiche hiezu Bd. I, S. 140 den Schluss von der Bearbeitung des Gedichts „Herzog Ernst" durch Casper von der Roen:

„Schenk ein und lot vns trinken hie: wer sein mer kun, der sing fur pas etc."

Auffallend ist es, dass diese Aufforderung, dem Leser zu trinken zu geben, in der ersten Hälfte des Gedichts von Morolf gar nicht vorkommt.

sie ihn über See entkommen lasse, solle ihr Pharo nie mehr trauen. Pharo versetzte: „Wie wolltest du ihn behalten, da uns Morolf, als es Tag wurde, über den wilden See entrann; entkäme er uns, wir könnten es nicht mehr verwinden.“ Die Jungfrau setzte ihren Antheil am Reiche und ihr Haupt zum Pfande, worauf Pharo sagte; „Mehr des Pfandes begehre ich nicht von dir, aber lässt du ihn über See fahren, so geht es dir an das Haupt, und wärst du mit tausend Leben meine Schwester.“ Darauf ermahnte er sie, den König in Ehren zu halten, denn es reue ihn selbst, dass jener das Leben verlieren solle, und dürfte er vor seiner Frau, so liesse er ihn gern heimziehen.

Die Jungfrau nahm die Fesseln, welche man gebracht hatte, und warf sie fern an die Wand; sie sprach: „Wohlauf, König Salomo, ich habe für dich, bis es morgen zu Tagen beginnt, bei meinem Bruder mein Haupt zum Pfande gesetzt; ich vertraue auf deine Gnade, dass du es mir behalten hilfst.“ Salomo sprach: „Schöne wohlgethane Magd, ehe ich dich in Noth liesse, ehe läge ich bei dir todt.“ Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in eine schöne Kemenate, wo des Wunders viel war, da wurde dem reichen Kaiser die lange Nacht vertrieben. Sie brachte ihm einen Spielmann, der eine deutsche Harfe in die Hand nahm; dem gab sie einen schönen Mantel und sagte: „Nun diene wohl dem reichen Kaiser diese einzige Nacht.“ Sie selber setzte sich zu ihm auf die Matte und tröstete ihn mit allen Fleiss, bis er seine Sorge ganz vergass. Sie trug ihm zu trinken herbei und war so recht minniglich, dass der reiche Kaiser freudenreich wurde. Er nahm dem Spielmann die Harfe aus der Hand und stellte sie in seinen Arm und schlug leise daran; er gedachte an König David, seinen lieben Vater, der vor der alten Troja das feine Saitenspiel erdachte. Er verstand wohl der Engel Griff, der war so recht wonnesam; die Finger gingen ihm so leicht, das nahm die gute Jungfrau wahr und sagte: „Du bist ein so hübscher

Spielmann, dass wenn ich immer bei dir sein sollte, ich mich wohl mit dir vertragen wollte.“ Sie rückte zu ihm und raunte ihm in das Ohr: „Sage mir, König Salomo, aufrichtig, willst du von hinnen fahren über See, meine Helden sind müde, ich heisse sie schlafen gehen; ich bin meinem Bruder so lieb, dass er mir gewiss nichts thut.“ Er sprach: „Jungfrau, was sollte mir das Leben, sollte ich meine Seele um dich geben? Ich will bei dir in Sorgen bleiben die Nacht bis an den Morgen, wie es mir auch darum ergehen mag.“ Sie sprach: „So kann ich dir nicht helfen; morgen kommt das heidnische Volk, zweitausend oder mehr, die klagen auf dein Haupt und verurteilen dich, dass muss mich immer reuen; du bist ein so schöner Degen.“ Salomo versetzte: „Ich vertraue wohl auf meine Engel im Walde, dass sie mich nicht verlassen. Schweig, mir thun deine Thränen weh; komme ich je aus dieser Noth, ich danke es dir edle Königin.“

Als die Rede ein Ende nahm, begann der Tag zu lichten, da führte man den König von Jerusalem zu Gericht. Pharo hatte manchen Dienstmann beschickt, die kamen geritten oder gegangen, zweitausend oder mehr; sie klagten alle auf den König von Jerusalem, dass er gerichtet werde, da er in dieses Land gekommen. Pharo sprach das Urteil, dass man ihn vor dem finstern Walde henken sollte. Als die Jungfrau das ersah, war ihr Ungemach gross. Sie sprach: „Weh dir, mein Bruder Pharo, warum willst du unschuldig Blut vergiessen wegen der falschen ungetreuen Königin! Ich schreie Rache über euch Heiden *). Ach, edler Kaiser, dass ich von euch scheiden muss, das müsse nun Gott erbarmen!“ Sie küsste ihn auf seinen rothen Mund, und umfing ihn mit ihren weissen Armen.

Da führten sie Salomo von der Burg vor den Wald bis zu den Galgen, woran sie ihn henken wollten, und

*) V. 2576: Ich schrige den roch über uch heiden.

ihm das Leben nehmen. Die Jungfrau ritt stets neben ihm, und trocknete ihm den Schweiss mit ihrem guten Mantel: „Du bist ein löblicher Fürst, deine Farbe ist dir nicht verblichen, du bist einer Rose gleich."

Morolf hatte seinen Herrn nicht aus der Hut gelassen; er ritt allein vor den Wald nach der Burg zu. Als er jene von fern herankommen sah, eilte er wieder zu den Seinen und sprach: „Wohlauf, ihr Herren lobesam, kommet dem Könige Salomo zu Hilfe; auf meine Treue! ich sah ihn nie in solchen Nöthen stehen. Wer heute für seinen Herrn den Leib wagt, dem gibt Gott viel! Ihr Helden, ihr sollt nicht verzagen, kommt ihr wieder gen Jerusalem, so erhaltet ihr grossen Lohn. — Das Meer ist uns zu tief, wir mögen nicht hindurch reiten, das ist mir lieb. — Gedenkt nicht an euere schönen Weiber, noch an euere Kinder daheim, damit der Streit recht blutig werde." Da sprachen die Besten unter ihnen: „Morolf, wir wollen nicht verzagt sein, wir wären sonst gar nicht mit dir hergekommen; was du uns sagst und heissest, darin wollen wir dir folgen; wir wollen dir nicht entweichen, edler Degen, und sollten wir alle ertrinken in unserm eigenen Blut." Als Morolf die Rede vernahm, ward er froh. Er hatte auch zwei Tempelherrn mit sich geführt über See, denen befahl er eine gute Schar, und sprach: „Geleitet sie vor den Wald, und nehmet wahr, ob uns Gott den Sieg unter dem Galgen gebe. Lasset keinen von denen leben, welche gegen die Burg fliehen. Nun, Herzog Friedrich, bitte ich auch dich, dass du um deines Herrn willen eine Schar vor den Wald führest." Sie zogen etwas fürbass, dann hiess Morolf absitzen und die Helme aufbinden. Das thaten sie und sprachen: „Morolf, tugendhafter Mann, säume dich nicht lange, und komm dem Könige Salomo zu Hilfe." Morolf sprach: „Schweiget, ihr sollet nicht eilen, wir wollen recht sehen, welche Teufelei sie mit ihm anfangen wollen. Sie müssen es unterwegen lassen, Pharo und alle Seinen müssen das Leben verlieren."

8. Hier hebt sich der Streit unter dem Galgen an mit König Salomo und den Heiden. (V. 2654 — 3228).

Die Heidenschaft lag unter dem Galgen; Salomo sprach zu der Königin: „Frau, um deiner besten Tugend willen, hilf mir dazu, dass ich dreimal mein Hörnlein blasen mag, das soll eine Nachricht sein für Sanct Michaël, dass er meine Seele empfange. Du weisst, Frau, dass man keinen Fürsten umkommen lässt, ohne dass er dreimal sein Horn blase, das hört dann die Schar der Engel und nimmt seiner Seele wahr." Die Frau versetzte: „Schweig, den Rath hat dir Morolf gegeben. Lässt einer ihn das Horn blasen, so sind wir alle verloren, denn es kommen ihm seine Leute zu Hilfe, die im Walde warten." Darüber zürnte Pharo und sagte, dass wenn es ihm lieb sei, Salomo sein Horn zehn mal blasen könnte; dann kämen ihm auch alle seine Mannen zu Hilfe, so wär' er doch der Erste, der das Leben verlieren müsste." Salomo war darüber froh, zog sein Horn aus der Kutte hervor, und blies es nach Kräften drei mal; das vernahmen alsbald seine Helden. Er kniete nieder und küsste die Erde (um Sündenvergebung zu erlangen)*), und nahm die Krücken in die Hand. Die Königin fragte, weshalb er das thue? es geschehe aus Falschheit; Salomo aber sagte: „Ich habe sie mit mir über See geführt, man soll sie mit mir henken; sie kommen nimmer wieder her.

Morolf hatte drei Scharen gemacht: Die Eine war schwarz, die Andere weiss wie der Schnee, die dritte bleich, diese führte Morolf selber. Die Jungfrau (Pharo's Schwester) wartete vor dem Walde und sprach: „Salomo, wackerer Mann, ein Herr fährt daher mit schwarzem Gewande; wenn ihm der Wind entgegen weht, so ist sein Harnisch von Silber weiss und von Golde roth. Sage mir recht, wie ist dein Michaël beschaffen? Ich sehe einen Herrn herantraben, wenn den der Wind anwehet, ist sein Leib weiss wie Hermelin." Er sprach:

*) V. 2690: Die venie sucht er an das grasz. Vgl. Bd. I, S. 43.

„Jungfrau, siehst du eine schwarze Schar, das sind alles Teufel, die warten auf meine Seele; siehst du eine bleiche Schar, das sind Erlöste unseres Herrn*) und sind aus der Hölle gekommen; siehst du eine weisse Schar, das sind alles Engel, welche meiner Seele wahrnehmen; da ich ein sündiger Mann bin, magst du den Streit schauen, den sie um die Seele haben sollen.“ Da sprach die junge Königin: „Salomo, das soll wohl sein, du hast deine Engel mit dir hergeführt aus der guten Stadt Jerusalem; es sind deine lieben Dienstmannen, die dich nicht in Nöthen lassen wollen, und dir aus dem Walde zu Hilfe kommen; dadurch sollst du dich bald wohl befinden; willst du mich aber allein in Nöthen lassen? Nun schlag wacker auf meines Bruders Mannen, du thust mir, fürwahr, Liebe damit.“ Salomo versprach es, und sagte: „Jungfrau, nun weichet aus den Rosen auf der Statt (Kampfplatz); geschieht es, dass ich nach Jerusalem komme, so müsset ihr immer bei mir sein, und ist meine Frau dann untreu gegen mich, so müsset ihr zu Jerusalem eine gewaltige Königin sein.“ Salomo blies zum andern Male das Horn, da kam mancher Ritter vor den Wald, und als die Königin Salome das ersah, begann sie heiss zu weinen, und sprach: „Sehet her, ein Zeichen (eine Fahne)**) wehet der Wind, das führt Morolf, des Teufels Kind, erblickt er mich hier, so muss ich das Leben verlieren.“ Pharo tröstete die Frau, dass wenn ihm auch alle seine Mannen zu Hilfe kämen, jener doch zuerst das Leben verlöre. Als Salomo die Rede vernahm, fasste er seine Krücke und zog das Schwert; sobald Pharo's Mannen das ersahen, liefen sie ihn an, und es erhob sich ein starker Streit. Salomo stand in grosser Noth, er schlug fünfhundert Heiden todt, ehe ihm einer seiner Dienstmannen zu Hilfe kam.

Salomo war müde vom Streit; das ersah ein heidnischer Mann und lief ihn selb zwölfen an. Salomo stand

*) V. 2725: Die sint unsers herren mage.

**) Das Banner, von welchem Morolf oben gesprochen hat V. 2031 (S. 45).

in grosser Noth, er schlug eilf Heiden todt. Das sah Pharo und lief selber den König mit einem scharfen Schwerte an und gab ihm einen Schlag über das Haupt, dass ihm das Blut zu den Ohren herausfloss, und er auf die Erde fiel. — Morolf brach drei mal durch das Heer und kam dahin, wo er Salomon in grosser Ohnmacht fand; er half ihm auf und rief: „Wohlauf, König Salomo, Pharo und alle die Seinen müssen das Leben verlieren.“ Als das der Heide hörte, lief er Morolfen an, und gab ihm mit Kräften einen Schlag, dass der kühne Degen auf der Erde lag; aber Morolf sprang wieder auf, das Schwert klang in seiner Hand (er rief): „Jetzt wehre dich, Heide, ich will dich heute noch dafür henken, dass du Salomon das schöne Weib stahlest.“ Pharo sah ein Heer nahe an sich herankommen, da wollte er fliehen, aber Morolf sprang ihm nach, und gab ihm mit Kraft einen Schlag, dass er niederfallen musste: „Wie nun, heidnischer Mann? Ich will dir vergelten, was du mir zu Leide gethan hast; jetzt will ich dich umbringen, und das ungetreue Weib zu dir hängen.“ Als die Königin das vernahm, sprang sie zu Salomo hin, und bat ihn um aller Frauen Ehre, ihr das Leben zu fristen, sie verspreche nimmer wieder zu thun, was sie gethan, und wolle mit ihm über See fahren. Morolf sprach: „Nein, es hilft dir nichts, bitte wie du willst, deine Untreue muss dir belohnet werden; ich will dich fliegen lehren, funfzehn Schuh von der Erde musst du in der Luft hangen. Du bist dem Heiden gefolgt, darum musst du gleichen Lohn mit ihm haben; du warst eine edle reiche Kaiserin und deinem Ansehen war nirgends etwas gleich, dennoch hast du Salomo und mich verrathen, und mit einem Heiden dein Leben vereinigt, darum sollst du büssen, und ich will dich an Pharos eigenen Galgen hängen.“

Morolf fing den König Pharo und fuhrte ihn vor Salomo, dem er die schöne Frau von der Hand riss und sagte: „Wie nun, ihr ungetreues Weib? ihr müsst das Leben verlieren.“ Er nahm sie bei der Hand, und Kö-

nig Pharo ging von der andern Seite mit beiden zum Galgen. Die Frau redete zu Salomo, warum er ihr nicht helfe, Pharo sei der Schuldige, der gehenkt werden müsse, er habe es ihr mit seinem Zauber angethan. Der Heide versetzte: „Schweig, du ungetreues Weib, kommst du von hinnen gesund, du bringst Salomon doch um das Leben.“ Die Frau sprach: „Salomo, ich will dir einen Traum sagen: mir träumte heut in der Nacht, dass ich in deinem Arm lag und schlief, und mir Lieberes nie geschah; zwei Falken flogen mir auf die Hand, das bedeutet, wie ich den Traum verstehe, einen schönen Sohn, der nach dir dein weites Königreich besitzen soll.“ Morolf versetzte: „Den Traum will ich dir anders auslegen; es ist ein Strick*) und ein hoher Galgen, der beiden sollst du gewiss sein.“ Salomo fing an zu lachen, und sagte, Morolf solle ihm das schöne Weib lassen, dafür wolle er stets erkenntlich sein; sie habe ihm Treue gelobt. Morolf missbilligte diese Schonung, und hing den König auf. Alsdann brach man die Burg und brannte das Land. Salomo forderte Morolfen auf, die Schwester Pharo's zu suchen, welche ihm so wohl gedient habe. Morolf ging über den Hof dahin, wo er die Jungfrau fand**), und sagte, dass König Salomo nach ihr gesandt habe. Sie erkundigte sich, ob ihr Bruder noch lebe, und als Morolf sagte, er habe seinen Lohn erhalten und schwebe in der Luft, weinte sie, sich als eine Waise beklagend und hinzufügend, dass besser dem ungetreuen Weibe so der Tod gegeben wäre. Darauf bat sie Morolfen, ihren Bruder vom Galgen zu nehmen, und ehrlich zu bestatten, sie wolle ihm dafür auch eine Kemenate zeigen, worin viel Gold liege. Morolf erfüllte ihren Wunsch; Pharo wurde anständig in dem Grabe bestattet,

*) V. 2886: Jsz ist eyn wyde eichin; d. h. es ist eine eichene Weide. Weide steht hier allgemein für: Seil, aus frischem Holze gedreht, dessen man sich bediente, um die Missethater aufzuhangen.

**) Wie vorher erzählt ist, war sie mit zum Galgen hingezogen; es muss angenommen werden, dass sie bei dem Beginn des Kampfes in die Burg zurück floh, während die Königin Salome in der Nähe des Kampfplatzes blieb.

worin sein Vater lag, und die Jungfrau nahm nun den Fürsten bei der Hand und führte ihn über den Hof nach einer Kemenate. Als sie diese aufschloss, stralte der Schein des Goldes und der Edelsteine heraus, und sie sagte zu Morolf, dass er mit diesem Schatze seine Helden belohnen möchte, damit sie nie von ihm wichen. Der Schatz wurde vertheilt und darnach hielt man ein Turnei vor der Stadt auf einer breiten Haide. Mancher mutige Ritter sprach da: „Wollte Gott, Morolf, du wackerer Mann, dass du alle Tage eine solche starke Heerfährte hättest.“

Die Kiele standen zur Heimfahrt bereit und die Helden ruheten bis an den zwölften Morgen. Nun wollte man die vortreffliche Burg Fimde zerstören; aber ehe das beendigt wurde, kam die Nachricht davon gen Tuschan, zu dem Könige Ysolt, welcher Silber und Gold bot, um die Heiden zu einem Kriegszug gegen Salomo aufzubringen. Er gewann ein Heer von dreissigtausend oder mehr, und band nun ein Banner auf, welches ein Herzog in die Hand nahm. Das Banner war roth und köstlich, darauf war ein Panther gemalt und zwei Würme, die bezeichneten, dass es des Königs Ysolt war. Das Heer ritt in das Land zu Wendelsee, welches verheert und verbrannt war. Als Morolf sie sah, sprach er zu Salomo: „Ich sehe auf der Haide die Fahne des Königs Ysolt schweben, sein Vater Verczigan ward vor Jerusalem erschlagen, Pharo war sein Oheim; ich zweifle nicht, dass wir von ihnen bestanden werden; wenn aber heute jeglicher von euch ein Mann ist, so wollen wir den Kampf schon aushalten: Ich möchte doch gern wissen, welcher Teufel uns die Heiden alle über den Hals geschickt hat.“ *) —

König Salomo ward bestanden, denn Ysolt wollte das schöne Weib nehmen; aber jener und seine Mannen

*) Morolf drückt sich hier morolfisch aus; wie schon oben bemerkt ist (S. 25), dass die bauerische Derbheit des Markolph auch auf den Prinzen übergetragen ist. V. 3013: „Ich wollte doch gerne wissen,
Weller tüfel vns mit den heyden alle hette — —

wehrten sich tapfer in dem Streite. Morolf rieth Salomo, eine Schar von viertausend Mann zu sich zu nehmen, Herzog Friedrich solle dreitausend und alle Tempelherren nehmen, er selber wolle mit seiner bleichfarbenen Schar zu vorderst über die grüne Haide in den Streit.

Morolf drang vor in den Feind und stach den Bannerträger vom Rosse; so wie die Sturmfahne sank, waren die Heiden verloren. Morolf schlug mit seiner Hand fünfthalbhundert Heiden; Herzog Friedrich focht unmässig und fällte vierthalbhundert, auch Salomo und seine Schar kämpften, dass das Blut durch die Ringe floss. Ysolt drang vor auf Salomo und rief: „Ist das der König von Jerusalem? es muss, dazu traue ich der Gnade meines Gottes, an sein Haupt gehen. Mein Vater ward vor Jerusalem erschlagen, meinen Oheim hast du gehängt, du kommst nimmer wieder heim und musst mir das schöne Weib lassen.“ Er nahm sein Schwert in die Hand und schlug mit Kräften auf König Salomo. Dieser aber zog sein langes und breites Schwert und gab dem Könige Ysolt einen Schlag, dass ihm das Haupt vor die Füsse lag. Die Heiden wurden geschlagen und flohen gen Tuschan. Salomo siegte mit grosser Ehre. Sie stiegen auf der Walstatt von den Rossen und steckten die Banner in die Erde, ob sie noch jemand bestehen wollte. Da keiner kam, zogen sie mit Freuden an des Meeres Strand. Funfzehntausend hatten das Leben verloren und Salomo gewann sein schönes Weib wieder. Er nahm die Königin an der Hand, Morolf die Jungfrau, so zogen sie an das Meer; Ritter und alles Volk sangen mit freudenreichem Schalle. — Morolf sprach: „Wir wollen trinken Sanct Johanns Segen,

Und wollen uns scheiden von dem heidnischen Land;
3005. Wir sind den Heiden worden bekannt,
Wir haben sie die Christenheit erkennen gelehret,
Die Köpfe ihnen zu den Hintern gekehret,
Wir haben sie getauft in ihrem Blut,
Wir haben sie gefirmelt, dass keinem weh es thut,
3010. Wir haben sie gemartert und zu Heiligen gemacht;
Das möchte kein Bischof so bald haben erdacht:

Der Teufel soll ihr Herre sein,
Der führe sie alle mit Leib und Seele heim."

Sie fuhren über den wilden See in die gute Stadt Jerusalem; kaum ertrug es die Königin, dass sie von den Heiden zurück war; dachte sie an den heidnischen Mann, so mochte sie keine Freude mehr haben, bis ein anderer Heide sie mit grossem Zauber gewann.

„Darvmb ſal eyn ieglicher frummer man
3025. Sin frauwe sich selber huden lan:
Eſz wart noch kein hude nye so gut,
Wan die eyn biderbe frouwe selber an ir dut."
Salomon was nye so clug,
Czu dem andern male enn sin wipp bedrug.

Morolf ging zu Pharos Schwester und forderte sie auf, sich taufen zu lassen; sie lehnte es aber ab, weil sie noch grossen Jammer über ihren Bruder empfinde, erst neulich über See gekommen sei und Land und Burgen ihr noch fremd wären. Morolf sprach, er wolle, wenn sie es thue, ihr geben, was sie ergetzen würde. Sie fragte, wie er das könnte, da sie eine geborne Königin sei. Morolf versetzte, wenn die Königin stürbe, so müsse sie mächtig werden über Jerusalem, er wolle sie dann Salomon zum Weibe geben. Da sprach sie: „So will ich mich gern taufen lassen; wo soll ich zur Taufe gehen?"

Morolf ging zu Salomo und sagte, dass sich die Jungfrau, welche ihnen über See gefolgt wäre, wollte taufen lassen; worauf Salomo sagte, Morolf möge es besorgen und mit grossen Ehren zurichten, sie sei dessen wohl werth; wäre seine Frau nicht, oder sie stürbe, so würde sein Herz keiner andern zur Frau begehren.

Man führte sie auf den Dom hindan;
Ein sehr gutes seidnes Hemde legte man der wohlgethanen Magd an.
3180. Die der Jungfrau Zuchtmeisterin war,
Die hiess dar tragen einen Stul;
Das deutsche Buch, das saget es,
Dass sie sie auf den Schooss nahm:
„O Gott, du bist mir gar zu schwer,
3185. Ich mag dich nicht in die Taufe heben."
Zwei Herzoginnen gingen um den Taufstein dann,

Sie sah'n auf andrer Seite den reichen Kaiser stehn:
„Wir haben euer hier guten Rath,
Wir bedürfen euer zu diesen Dingen nicht:
3190. Wer weiss, wie es unter euch zweien ergeht."
Als aus der Taufe sie ward gehoben,
Ward sie geheissen Afra,
Man führte sie zu dem heiligen Grabe;
Da opfert sie ihr Haupt(haar), das ist wahr;
3195. Da lehrte man sie den Psalter
Volle ganze sieben Jahre."

Morolf redete zum Könige: „Bezeigt sich dein Weib wieder untreu, so versichere ich dich, dass du einen andern Boten senden musst nach ihr über See, der deinetwillen sein Leben wage: ich hätte mein freies Haupt gar schier darum verloren." Salomo erwiederte: „Schweig, sie thut es nicht wieder, seit wir sie von Pharo heimgebracht haben." Morolf sprach: „König, ich mahne dich dennoch daran."

Die schöne Königin war jedoch zu Jerusalem, bis sie einen Sohn erhielt, auch war es ihr vester Vorsatz, bis an ihren Tod dort zu bleiben. Das bestand sieben volle Jahre, bis nach Abers die Nachricht kam, es gäbe keine schönere Frau, als König Salomo's Weib. Da sprach der König Princian: „Um die muss ich mein Leben wagen."

9. Hier entführt König Princian Salomons Frau, die wohlgethane. (V. 3228 — 3341.)

„Ich will über See fahren nach der guten Stadt Jerusalem und sie ihm abgewinnen, oder man soll mich in Abers nicht wieder die Krone tragen sehen." König Princian fuhr selb zwölfen seiner Mannen über den wilden See und kam am zwölften Abend nach Jerusalem, als die wohlgethane Frau in die Vesper gehen wollte. König Salomo ging mit ihr und empfing den fremden Mann gut. Als die Vesper zu Ende war, kam Princian vor die Burg und bat die Königin, ihm um Gotteswillen zu trinken zu geben. Die edle Königin liess sich einen goldnen Pokal bringen, den nahm sie in ihre schneeweisse Hand und bot ihn dem Könige Princian. — Dar-

um musste sie das Land räumen. — Als der Heide trank, warf er einen Ring in den Pokal. Nach ihm trank die schöne Frau und alsbald fühlte sie Sehnsucht nach dem Heiden. Sie steckte den Ring an die Hand und Morolf, der es sah, sprach: „Königin, was ich gesehen habe, davon hast du nimmermehr Ehre.“ Zu Salomo sagte er: „Dein schönes Weib will ihren minniglichen Leib wagen: das sind nicht rechte Pilgrimme, sie werben um deine Frau.“ Salomo sagte, Morolf möchte die Rede lassen, seine Frau wolle bei ihm bleiben, sie habe Beständigkeit; aber Morolf versetzte, er wolle ihn daran mahnen, dass ihm seine Hilfe noch nöthig werde; aber er wisse noch nicht, ob er sie ihm leisten werde.

Ueber zwölf Wochen gab die Königin dem Heiden eine Zusammenkunft, stahl sich mit ihm hinweg über den wilden See und kam wieder in die Heidenschaft, bis Morolf sie wieder mit Heereskraft gewann.

Morolf ging zu Salomo und sagte: „Wie nun, edler König? nun musst du selber deinen Leib nach der Königin über See wagen.“ Salomo weinte, bat, die Strafrede zu lassen, in Jerusalem zu bleiben und Land und Leute sollten unter seiner Hand sein, er selber wolle die Königin suchen. Als Morolf die Betrübniss des Königs sah, fragte er ihn, ob er ihm sein Wort darauf gebe, dass er ihr das Leben nehmen dürfte, wenn er sie wiederbrächte. Als Salomo dies bejahete, sagte jener: „Nun gehab dich wohl, sie ist denn nicht mehr auf dem Erdreiche, sonst muss sie wieder nach Jerusalem; um ihretwillen will ich meine Kunst zeigen.“ Er liess sich die Haare vom Haupte scheren, stiess zwei Ringe durch die Ohren, den dritten durch den Nacken; die Schmerzen litt der edle Morolf um der Königin willen; er nahm eine Wurzel in den Mund,

> 3322. Davon blat er ſich, als were er vngeſunt,
> Man hette ein hare in eme geſehen.

Er trat vor Salomo, der ihm Meisterschaft zugestehen musste, dem aber auch die Augen übergingen und der

ihn bat, heimzubleiben, denn ergriffen ihn die Winde auf dem Meere, so könnte ihn keiner retten. Morolf sagte zum Könige: „Was ich Wunders an meinem Leibe habe, geschieht alles deinetwegen; lass dir des Heiden Schwester befohlen sein, und muss ich jenseit des Meeres mein Leben lassen, so sollst du sie zur Frau nehmen.“ Er suchte sich einen Arzt und legte sich, wegen seiner Treue, noch grosse Marter an.

10. Hier zieht Morolf wieder nach der Königin. (V. 3342—3908.)

Er zwang die Füsse an den Leib und in Gestalt eines Siechen räumte er das Land. Er ging an das Ufer des wilden Sees, wo sein Schifflein war, zog sein Eselein hinein und fuhr sechsunddreissig Tage auf dem Meere, da schlugen ihn die Winde zu Abers in den Hafen. Er ritt zu einem Thurme (zu einer clusen) hin, da fand er die Königin und den König Princian, welche sich vor Morolf nirgend anderswo sicher wähnten. Morolf stieg vor der Pforte ab und kroch auf allen Vieren dahin, wo der Thorwächter war, welcher bei seinem Anblicke sprach: „Sage mir, du armer dürftiger Mann, wie lange hast du diese Armut an deinem Leibe getragen?“ „Sieben volle Jahre, versetzte dieser, bin ich nun von Siechthum lahm (eyn schemeler) gewesen.“ Der Pförtner sprach: „Du bist so siech und arm, weisst du irgend etwas, was du aus meines Herrn Burg zur Speise haben möchtest?“ — „Deine Speise begehr' ich nicht; aber ein Trunk wäre mir lieb.“ — „Warte, sprach der Thorwächter, ich will es dir vor die Burg tragen.“ Er ging zum Kellner, nahm einen schönen goldenen Pokal in die Hand und trug den voll Lautertrank Morolfen vor die Burg. Morolf trank, der Pförtner setzte sich zu ihm auf die Bank: „Durstiger, ich will dir mehr sagen; hier ist neulich eine deutsche Frau mit dem König Princian über See gekommen, die ist schön und wohlgebildet, ihre Farbe ist lauter und licht; ich gebe dir mein Wort darauf, sie entlässt dich nicht unbeschenkt. Sieh meiner

Hand nach, dort in jenem weissen Stein ist die edle Königin verborgen vor einem gewissen Morolf, der ihr nie in Treuen hold war.“ Der listige Mann sprach: „Wie mag sie mit dem Könige Princian in dem Steine Kurzweil haben?“ Der Thorwächter versetzte: „Aus meines Herrn Kemenate geht ein Gang (eyn zore) unter der Erde zu dem Thurm, durch den geht der König zu der Frau. Zwölf seiner besten Mannen bewachen den Gang.“ Morolf sagte: „Nach solchen Sachen soll kein armer Mann fragen; ich bitte dich um des Gottes willen, an den du glaubst, lass den König Princian einen Augenblick (eyn wile) vor die Pforte treten.“ Der Pförtner ging zum Könige und trug ihm des Bettlers Bitte vor. König Princian ging vor die Burg und mancher wackere Ritter mit ihm.

Als Morolf ihn ersah, sprach er ihn dringend um eine Gabe an, und König Princian erwiederte, dass wenn er Kleider oder Speise bedürfe, er ihm solche geben wolle, so lange er selber das Leben habe. Morolf hub seine Kleider auf und zeigte seinen siechen Körper, indem er sagte, dass ein Arzt ihm Heilung versprochen hätte, wenn er bezahlen könnte. Princian sagte: „Du sollst drei Mark Goldes von mir haben und bedarfst du noch mehr, so gebe ich dir auf mein Wort noch zehn Pfund.“ Morolf nahm die Gabe an; die Ritter traten herzu und wunderten sich, wie der dürftige Mann verkrüppelt war. Alsbald sprach ein Kämmerer: „Herr, der ist nicht von rechter Krankheit so ungesund; wenn ich es mit deiner Erlaubniss thun möchte, ich machte ihn heute noch gesund.“ Als das Morolf hörte, nahm er eine Wurzel aus der Tasche und legte sie in den Mund, davon blähete er sich auf, als wäre er ungesund. Zum Kämmerer sprach er: „Ihr habt nicht recht gesehen, rühret mich eure Hand an, so wird euch meine Krankheit bekannt.“ Der Kämmerer ging zu ihm, fasste ihn bei einem Beine und wollte es ihm vom Leibe strecken, da fing Morolf durch seine List an zu f.... und erwehrte

sich damit des heidnischen Mannes, der von ihm wegsprang und rief: „Du Dürftiger, du bist nirgends an deinem Leibe gesund.“ Als er so sprach, sah man manche Hand im Beutel und es war im ganzen Kreise kein Mann, der ihm nicht einen goldenen Pfennig gab. Der Kämmerer sagte: „Du sollst einen Schilling Pfennige (d. i. 30 Pfennige) haben, damit du mir vergebest, dass meine Hand dich angerührt hat.“

Morolf nahm es und sah an des Königs Hand einen Fingerring, darin mit grosser Kunst viel Heilthum eingewirkt war; ihm liefen heimlich die Augen über: „Du hast mich wohl berathen, edler reicher König; aber du solltest mir auch ein Geleit geben, damit, wenn deine Knaben (Diener) mir begegneten, sie mich nicht beraubten.“ Der König schob eine schöne goldene Spange ab, aber Morolf wollte diese nicht, da sie zu kostbar sei und er leicht, wenn er sie verlöre, des Königs Gunst verlieren könnte. Der König versetzte: „Dürftiger, was begehrst du von mir? bei dem reichen Gott im Himmel, ich will es dir gern geben.“ Morolf zeigte auf den Ring; der König sprach: „Wäre er tausend Mark werth, so müsste er doch dein sein. Recke die Hand her, wenn du ihn gern haben willst.“ Morolf empfing den Ring und neigte sich vor dem Heilthum (Reliquie). Man zog ihm den Esel herbei und Princian half ihm selber darauf. Er nahm Urlaub von allen Mannen und zog fröhlich davon. Er zeigte aber noch seine List, denn er fing an, sein Eselein so zu kitzeln, dass es vorn und hinten ausschlug und er über Kopf in einen Burggraben fiel. Der edle König Princian sprang selb zwölfen seiner Dienstmannen herbei und trug ihn auf den Esel, wobei er ihn ein wenig an das Bein drückte; da liess jener drei grosse F.... und sprach: „Ihr habt mir also weh gethan, edler König.“ König Princian sprach: „Nun fahre hin, du armer Mann, und bitte Gott auch für mich, ich hoffe, er erhöret dich; dein Siechthum ist grösser, als ich es sagen kann.“ Morolf zog seine Strasse, welche in die Heiden-

schaft führte, damit Niemand denken möchte, er wolle über das Meer. Als die Sonne unter (ezu gaden) ging, wandte er sich und ritt zum See; Zaum und Sattel barg er im Rohr, nahm die Wurzel aus dem Munde und ging auf die Strasse, da war sein Arzt gekommen und er war ein gesunder Mann.

Morolf hatte sich vorgesehen; in seiner Reisetasche hatte er eine deutsche Harfe*), einen rothen seidenen Rock und zwei rauhe Bärte mitgebracht, die halfen ihm aus der Noth. Er band einen Bart um, legte eine rauhe Kutte an, nahm eine Palme auf den Rücken und schnitt aus dem Rohre einen Stab, worauf er sich lehnte, so war er ein wallender Mann und sprach: „Gebt mir Urlaub, mein Bruder, ich will dich hier in guter Weide lassen, ich will ohne dich gen Jerusalem.**)“

Als König Princian schlafen gehen wollte, erkundigte sich Salome, wo der goldene Fingerring geblieben sei? Der König erzählte, wie er ihn einem armen Kranken gegeben, der ihn um eine Gabe und darnach um ein Geleitszeichen gebeten; er glaube nicht, setzte er hinzu, dass der Kranke bis morgen lebe. Die Königin erkundigte sich nach dem Aussehen der Augen und Augenbrauen und sagte dann, als Princian sie beschrieben: „Lauter die Augen als ein Glas und höflich stehen ihm die Brauen an“, es sei der Waller Morolf, Salomos Mann gewesen. „Nein, sprach König Princian, den sah ich einst zu Jerusalem vor dem Tempel stehen, er trug einen Hermelinmantel; es ist ein dürftiger Mann, das glaubet, Königin.“

Die Königin versetzte, Princian kenne den Listigen nicht, er solle Keinen abfahren lassen, und sie wolle den mit Gold aufwiegen, der ihr den Krüppel bringe. Prin-

---

*) V. 3578. Deutsche Harfe; V. 3924 dutsche ysern gewant; Herzog Friedrich u. A. geben dem Gedichte einen heimathlichen deutschen Anstrich, es scheint auch, als wenn Salomo nicht in Asien, sondern in Europa gedacht wird.

**) Der Bruder ist der Esel. Dieser Esel — welcher Steine zum Tempel getragen hat und den die Königin als solchen kennt — erinnert wieder an das Ineinanderspielen des Prinzen Morolf und des Bauern Markolph.

cian that das und sandte zweitausend Mann aus, jenen zu suchen. Morolf begegnete ihnen, als er das Meer untersuchen wollte; sie befragten ihn über den Krüppel und er sagte, er habe ihn zu Aders (Abers) in der Herberge gesehen; er habe einen Arzt gesucht für das Geld, welches er vom Könige bekommen, seinen Esel würden sie noch auf der Strasse finden. Man fand den Esel, den sie in die Stadt trieben, aber den Krüppel hatte keiner gesehen und als Princian die Nachricht erhielt, sagte er: „Ich wähne, mich hat der Waller betrogen, das ist Morolf selber gewesen. Die Königin erkannte den Esel: „Ich sah ihn zu Jerusalem vor dem Tempel stehen, sagte sie, da trug er alle Tage Steine hinzu. Geht zu den Schiffen und suchet den Waller.“

Morolf zog seine Kutte und seinen Bart ab, verbarg auch Stab und Tasche im Rohre und kleidete sich als ein Spielmann. Princian nahm einen Kämmerer und funfzig Mann zu sich und wollte den Pilgrim suchen. Sie trafen auf Morolf, der sie beschied, er habe den Pilger, dessen Kleidung er schilderte, in der Herberge getroffen: „wollt ihr etwas warten, so sehet ihr ihn vor euch auf der Strasse gehen.“ Sie blieben bei ihm bis zum Abend in einem Reihen, so dass sie nicht suchten; Morolf sagte nun, er müsse zu einer Hochzeit kommen und könne nicht länger bleiben. Da gaben sie ihm einen Schilling Pfennige und liessen ihn ziehen, sie selbst kehrten in die Stadt und sagten, dass sie nur einen Spielmann getroffen. Die Königin sagte, das sei eben wieder Morolf gewesen und wer ihn bringe, solle dreissig Mark Goldes haben. Morolf wusste wohl die Gesinnung der Königin, er verbarg seine Harfe und sein schönes Gewand und legte einen grauen Rock an und band grosse Schuhe an seine Fusse, legte einen breiten Gürtel an und hing daran einen Wetzstein und ein breites Messer. Nun ging er in die Stadt und verlangte Küh und Schafe zu kaufen. Von einem alten Heiden kaufte er dergleichen, schlachtete und schlug das Rind in Stücke. Man

fragte ihn, ob er den Spielmann nicht gesehen? „Allerdings, sprach er, habe ich ihn gesehen, aber ich sorgte mehr dafür, was ich meinen Kunden geben sollte.“ Dabei rief er wieder die Leute zum Kaufen herbei. Die Heiden verliessen ihn und suchten den Spielmann; er blieb bis auf den dritten Tag in der Stadt und sah ein, dass er als Metzger nicht davon kommen möchte. Da verlangte er zu kaufen „Spindeln und Nadeln, Seckel, Gürtel, Beutel, Garn, weiss und roth, wie es die Frauen ziert“, er wollte als Krämer über Meer fahren. Als solcher kam er bis an das Meer, da warf er den Krämerkorb weg, wünschte, dass ein armer Mann ihn finden möchte, sprang in sein Schifflein und fuhr über das wilde Meer. Er war ein halbes Jahr ausgewesen, als er wieder nach Jerusalem kam.

Er zeigte dem Könige Salomo an, dass er die Königin aufgefunden, und wolle er sie wiedergewinnen, so müsse mancher Ritter seinen Leib wagen. König Princian habe sie in einer Klause auf einem Felsen im Meere, aus Furcht vor ihm, wohl verborgen, dahin führe unter dem Wasser ein verborgener Gang, durch welchen Princian zu der Frau gehe. Salomo sagte: „Morolf, wackerer Mann, du auserwählter Degen, sie hat dem Teufel gedienet, der muss ihrer immer pflegen; führe ich mit dir über See, so müsste ich wieder allein in die Burg gehen, wie in König Pharos Land; sie führten mich unter den Galgen, recht als hätte ich ein Land verbrannt.“ Morolf fing an lachen: „So willst du die wohlgethane Frau fahren lassen? edler König Salomo, soll ich mein langes Wallen also verloren haben? Du hast mir dein Wort gegeben, dass ich ihr das Leben nehmen soll, wenn ich sie wiederbrächte; ich will ohne dich in das Heidenland, ich getraue wohl Gottes Gnade, dass ihm meine Fahrt bekannt wird.“ Da gab ihm Salomo zu, über das Leben der Frau zu richten, wenn er sie gewinne. Nun zeigte Morolf den Ring und erzählte, wie er ihn gewonnen. Salomo solle daheim bleiben, aber

dreitausend Helden zum Zuge rüsten. Herzog Friedrich sprach: „Morolf, um deinetwillen ziehe auch ich mit, zehnhundert Mann will ich mitbringen auf eigene Hand. Salomo ward darob froh, zehntausend Mann rüsteten sich, die Kiele wurden am Gestade bereitet, welche Morolf und die Reisigen über das Wasser tragen sollten.

11. Hier gewinnt Morolf die Königin zum andern Male.
(V. 3909 — 4201 5.)

Sie eilten über den wilden See; in zehn Tagen oder mehr kamen sie zu Elsabe hinter einen Berg, wo eine Meerminne und viele wilde Zwerge wohnten. Als sie an den Strand kamen, stiegen sie aus und waren sehr froh. Die Meerminne sprach da: „Hörst du, Sohn Madelger, lege deine Nebelkappe an und luge, ob jemand daher kommt, ich spüre deutsches eisernes Gewand; Morolf ist in das Land gekommen." Der wilde Zwerg Madelger legte seine Nebelkappe an und stieg auf den Berg, da begegnete er Morolfen und manchen seiner werthen Dienstmänner. Er zog seine Nebelkappe ab und sprach: „Morolf, mein lieber Oheim, du sollst mir Gott willkommen sein." Er nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Berg, wo ihn die Meerminne und viele Zwerge schön empfingen. Die Meerminne sprach: „Sei willkommen im heidnischen Lande, dich hat König Salomo nach seiner Frau ausgesandt." Morolf versetzte: „Meerminne, ich muss deinen Rath haben, nun rathe mir, liebe Muhme, wie ich die Königin wiedergewinne." Sie sprach: „Ich muss Alles thun, denn wenn du auch dreissigtausend Krieger hättest, so hülfen sie dir doch nichts, lieber Neffe. Wenn die Nacht anbricht, sende ich dir sechs wilde Zwerge, die brechen den Gang in dem Berge entzwei und du sollst selb zwölfen deiner Mannen vor dem Fenster der Klause stehen, so fängst du den König Princian und manchen heidnischen Mann." Morolf nahm Urlaub, tröstete seine Mannen und sie ruheten, bis der Tag zu leuchten begann. Er und zwölf Mann rüsteten sich und traten vor das Fenster. Er sprach: „Bis

du drinnen, edler König Princian? Nimm hin dein Ringlein, damit löse ich mein Wort." Als ihn die Königin ersah, begann sie heiss zu weinen und sprach: „Vor dem Fenster ist Morolf, der mir nie hold war, wird er mein ansichtig, so muss ich das Leben verlieren." Der König wollte mit der Frau durch den heimlichen Gang entfliehen, der aber war zerbrochen und sie mussten zurück bleiben. Morolf drang herein und fing den König Princian und manchen Heiden, doch liess er den König leben und, nachdem er ihm den Ring wieder abgezogen, hiess er ihn zu Rosse entfliehen. Princian floh auf einen hohen Berg zu seinem Bruder Belian, den er bat, ihm beizustehen, sein schönes Weib werde ihm genommen durch Morolf. Da sprach König Belian: „Du gebarest dich wie ein Weib; Morolf und alle Seinen mussen das Leben verlieren." Da sammelten sich in der Nacht zwölftausend Heidèn, die Abfahrt der Schiffe wurde bewacht und Morolf angegriffen. Dieser ermunterte seine Helden, indem er sagte, jene seien ungetauftes Volk und Gott werde sie nicht verlassen. Herzog Friedrich sprach: „Auf der grünen Haide werden die Feinde angerannt." Da sprach ein alter Surian (Syrer?), der oft vor Throc (Troja) das Beste gethan hatte, er habe manchen Streit gefochten und die Schwertschläge seien ihm nicht misslungen, man solle ihm das Banner anbinden: „Ich führe uns in den ferchgrimmen Tod, oder erlöse uns aus aller Noth." Morolf, darüber erfreuet, gab ihm das Banner. Da begann ein grosser Streit; von Herzog Friedrich ward mancher Heide erschlagen; Morolf und der Surian huben einen schrecklichen Sturm an, sie wateten im Blute bis über die Sporen. Morolf schlug zu beiden Seiten die Heiden. Das sah König Belian*) und wandte sich gegen ihn, er gab ihm einen solchen Schlag, dass er auf die Knie fiel; Morolf sprang wieder auf, das Schwert klang in seiner Hand, er schlug den Heiden durch des Helmes Nasenband, dass König Belian todt

*) Im Texte steht Princian, was aber des Folgenden wegen nicht angeht.

hinfiel. Das sah sein Bruder Princian, er drang zu ihm im Streit. Es ward ein grosser Schall, der Stahl wiederhallte auf einander, es hub sich Angst und Noth, die Heiden waren vom Blute nass und roth. Der Streit währte bis auf die Vesperzeit, da ward ein Friede unter den Feinden gegeben und man liess die stolzen Degen ausruhen.

Am andern Morgen früh ging Morolf vor Princians Zelt und sprach: „Edler König, wir wollen uns einander hier bestehen; ich will meine Helden ziehen lassen, also lass du auch die Deinigen; siegst du über mich, so nehme ich die Königin nicht mit.“ Princian war der Rede froh, sie bestätigten einander den Vertrag, und die Christen wurden den Heiden zu Pfande gegeben. Da sprangen die auserwählten Degen zusammen: Princian war unverzagt, er trieb Morolfen umher, und gab ihm einen so kräftigen Schlag, dass der kühne Degen auf der Erde lag. Er rief Gott um Beistand an, gewann neue Kraft und sprang auf, dass ihm das Schwert laut in der Hand erklang: „Nun schirme dich, König Princian, es muss an dein Leben gehen.“ Zwischen der Halsberge und dem Halse schlug er ihm das Haupt ab. Dieses nahm er und warf es der Königin hin, indem er sagte: „Nun sieh, edele Königin, das ist Princian, dein Mann; bringe ich dich auf das wilde Meer, so kann dich nichts retten.“ Morolf liess von den Heiden keinen am Leben, dann spannte man die Segel auf und fuhr aus der Heidenschaft. Ein halbes Jahr waren sie ausgewesen, als sie wieder nach Jerusalem kamen, wo Salomo, mancher Ritter und schöne Frauen sie wohl empfingen. Morolf sprach zu Salomo: „Du sollst deine Frau nach der fremden Minne baden.“ Salomo war darüber froh, und liess ein Bad in einem Marmorbecken bereiten, darin ging die Frau. Morolf kniete vor ihr

„An der riemen adern er ir liez,
Er druckte ſie ſo lyſe
Daſz ir die ſele ufz ging.“

Er liess einen Pokal bringen und setzte ihr den an den Mund, und sprach: „Ihr verschmähet dieses Trinken, ich gebe euch keines mehr.“ Salomo weinte, als er es sah und fragte, warum Morolf das gethan? Dieser versetzte, nun bleibe er daheim, vorher habe er keine Ruhe gehabt. Man trug die Frau wieder in ihr Begräbniss. „Du entrinnest uns nimmermehr bis an den jüngsten Tag!“ sprach Morolf, und führte Salomo zu Pharos Schwester, die er ihm zum Weibe gab; diese war volle dreissig Jahr Königin zu Jerusalem, bis sie Gottes Huld gewann.

Hiemede hat ſie erfollet difz lyth;
Sie was geheifzen Affrica *);
Gode iſt ſie vmmer liepp.
Hie hat difz buche eyn ende:
4215. Got vns ſine gnade ſende.
Amen.

---

*) Hier ist Afra zu lesen wie oben V. 1392.

III.
Salomon und Morolf. 2.

Nach dem Rittergedichte von Salomon und Morolf hat der Eschenburgische Codex eine zweite Bearbeitung des Stoffes, welche den Titel führt: „Hie hait Morolffs rede eyn ende vnd vahet an der ander Morolff." Dieses Gedicht gründet sich auf das lateinische Original, und stimmt mit dem deutschen Volksbuche bis V. 1605 fast völlig überein; von da ab bis V. 1848 erzählt es kurz, wie Morolf dem Könige Salomo behilflich war, seine Frau wieder zu gewinnen, und scheint ein Auszug aus dem grossen Gedichte zu sein. Von V. 1849 bis zum Schluss (V. 1876) gibt der Bearbeiter eine Nachrede.

Man hat vordem wohl verstanden,
Wie man findet in allen Landen
Die Weisen bei den Thoren:
Wer es nun gern will hören,
5. Dem will ich fremde Märe sagen,
Die Niemand übel mag behagen.
Ich sass in der Zelle mein,
Da fand ich ein Buch, das war Latein;
In demselben Buche fand ich
10. Viele Worte, die nicht höflich
Lauten in deutschen Zungen.
Ich bitte die Alten und Jungen,
Die da lesen, wie hier geschrieben steht,
Dass mich ihrer aller Gefälligkeit
15. Entschuldige um das,
Wenn ich nicht zu Deutsch bass
Mochte gewenden das Latein,
Dass es behielte die Deutung *) sein.

*) Das Daden sin. Daden, wie auch v. d. Hagen bemerkt, ist ein dunkles Wort; vielleicht ist es verschrieben für: sine dahte = seine Gedanken, seinen Sinn.

Von Morolf und seinem ungeschaffenen Weibe.

Hiervor ein reicher Herr war
20. Der gewaltiglich besass
Zu Israel des Reiches Kron'
Er war geheissen Salomon,
Und trug die Krone bei seinen Jahren;
Viel Lande ihm unterthänig waren.
25. Auf einen Tag das geschah,
Dass der weise König sah
Kommen zu seinem Hofe,
Der da stand in grossem Lobe,
Einen Mann und sein Weib,
30. Denen war allen beiden der Leib
Unmaassen wunderlich gestaltet;
Sie waren aber noch nicht alt
Darum dass sie missgestaltet waren.
Des Mannes Figur im Wahren
35. Will ich meinen Freunden
Mit Worten verkünden:
Sein Haupt war wie ein Oelkrug,
Sein Haar, das er darauf trug,
Das stand wie Haar von den Schweinen,
40. Sein Mund konnte nichts als greinen,
Seine Stirn breit und gerunzelt war,
Seine Ohren hart, wie einem Bär,
Waren von Haaren alzu rauh;
Wollet ihr mehr noch hören auch:
45. Seine Augen glichen wohl dem Straussen,
Ein alter Hengst von zwanzig Maussen
Hatte nicht so lange Zähne;
Er hatte kurze Finger und dicke Hände,
Die waren ihm allzu schwarz;
50. Beinahe ich vergass des Barts:
Sein Bart, seine Brauen waren sehr gross,
Von Haaren war er nirgends bloss,
Die stachen wie eines Igels Haut;
Ich muss es sagen überlaut:
55. Wie einer Meerkatze stand ihm die Nase,
Sein Rücken war wie ein gebratner Hase,
Einen kurzen Hals und kropficht
Trug der ungeschaffne Knecht;
Aber ich es mit Urlaub sprechen muss:
60. Sein Bauch, sein Bein, sein Fuss

Glichen wohl dem Bären;
Das mocht' einen Heiden beschweren;
Geschrunden war ihm seine Haut.
Bei ihm stand seines Herzens Traut':

65. Sein Weib konnte sein Abbild machen,
Wenn sie sollte lachen,
So griente sie wie ein alter Hund,
Ihr Haubt, ihre Nase, ihre Augen, ihr Mund,
Die waren jämmerlich verstellt,
70. Ihr Gewand, ihre Schuhe verschlissen, alt,
Waren grob, kurz und enge.
Um die Zwei ward gross Gedränge,
Weil ihr Geschäft war fremde.
Ich wähne, bei beiden das Hemde
75. War von alten Säcken
Und mochte kaum den Hintern decken*).
Wie kurz ihm auch die Kleider waren,
Konnt' er doch feindlich sich gebaren
Mit einem Schwerte, das er trug,
80. Das war alt und böse genug,
Der Knauf war ein Widderhorn,
Die Scheide hatt' er halb verlorn'.
Höret von diesem wilden Affen:
Er konnte gar wohl klaffen,
85. Wie schnöde er anders war',
War er doch ein Kläffer.
Bei ihm stand gezieret schön
Mit einer hölzernen Kron' **)
Sein Weib, die werthe Anne;
90. Von Blei eine Vorspanne
Zierte wohl der Lieben Brust;
Ungern hätt' ich sie geküsst:
Auf beiden Seiten that sie hinken,
Ihr musste ihr Athem stinken,
95. . . . . ***)
Wem sie gab ein Morgengrüssen,

---

*) Das Original etwas derber.

**) Diese hölzerne Krone kennt weder der lateinische Text, noch das deutsche Volksbuch. Es ist ein lappischer Zusatz, der selbst als Gegensatz zu Salomos Krone genommen, doch ohne allen Witz ist. Man sieht auch nicht ein, wie ein Bauerweib dazu kommen soll, eine hölzerne Krone zu tragen.

***) Ein Theil der Schilderung, welcher im Original nachgelesen werden mag.

Dem musst' es wühlen den ganzen Tag;
In ungeheurer Masse lag
Die Nase, sie troff ihr in den Mund;
100. Auch trug sie zu derselben Stund'
An ihrer Hand zwei Fingerlein,
Die waren schwarze eiserne.
Was soll ich aber viel noch sagen?
Ihr Haar, ihre Stirn, ihre Braen,
105. Ihre Nase, ihr Mund, ihre Zähne
Ihr A . ., ihr Haupt, ihre Füsse und Hände,
Das war alles schwarz geschrunden.
Wie sie weiter beschaffen unten
Wo nicht die Sonne scheinet heiss,
110. Das ich nicht zu sagen weiss.
Sie schnatzte wie eine schreckliche Katze.

So stand das ungestaltete Paar da und war zärtlich gegen einander. Als Salomo sie sah, fragte er den Mann, wer er wäre und woher er stamme? Dieser versetzte, der König könne das eben so gut ihm zuerst von sich sagen, worauf Salomo sein königliches Geschlecht hernannte, und Morolf dann ihm seine bäuerlichen Ahnen herzählte. Darauf sagte Salomo:

„Du bist so recht wortreich,
Mich dünket wohl, dass du und ich
Mit Worten mögen disputiren.
165. Kannst meiner Frage du satisfaciren,*)
Will ich dich reich machen
Mit mancherhand Sachen."

Mor. Es gelobet mancher Gesundheit,
Die nicht in seiner Gewalt steht;
170. Wer übel singet, der singe an,
Also du auch und singe an.

Sal. Ich fand das Urteil, als zwei Weib
Kriegten um eines Kindes Leib;
Das andre war geblieben todt:
175. Der Mutter ich das zu geben gebot.

Mor. Wo der Kühe viel, ist auch Käse viel;
Gleicherweise ich sprechen will,
Die Weiber klaffen über die Massen,
Wo sie gehen mit einem auf der Strassen.

*) Salfiseren.

Sal. Gott der hat mir Weisheit gegeben
Vor allen Menschen, die da leben.

Mor. Wer böse Nachbarn hat,
Der lobe sich selber, das ist mein Rath.

Sal. Der Schuldige schnell fliehet,
185. So Jemand jagend ihn nachziehet.

(V. 186—187 bringt Morolf eine Unfläterei vor, wie deren mehrere kommen, und diese Wechselreden gehen noch bis V. 583. Der Bearbeiter hat verschiedentlich den lateinischen Text missverstanden, auch einzelnes zusammengezogen oder erweitert, wodurch sowohl Abweichungen vom lateinischen Original, als auch vom Volksbuche entstehen. Von der Hagen im Narrenbuche hat die Derbheiten des lateinischen Textes und des alten Volksbuches getreu wiedergegeben, Simrock in seiner Bearbeitung die groben Unflätereien ganz weggelassen, die Derbheiten sehr gemildert! Nach dem Volksbuche, wie es v. d. Hagen gibt, schliesst die Unterredung also: Salomo. Ich bin müde zu reden, ich will ruhen. Morolf. Ich höre nicht auf zu reden. Salomo. Ich mag nicht mehr reden. Morolf. So gib dich überwunden, und gib mir das, das du mir verheissen hast. — Da sprachen Bonayos, Jojadas Sohn, und Zabs, des Königs Freund, und Adonias, Abdas Sohn, der Rentmeister, zu Markolf also: Meinst du, du wollest der dritte sein in dem Reiche unseres Königs? Ehe sollten dir deine schnöden Augen aus dem Kopfe gestochen werden. Es ziemt dir bass bei den Schweinen zu sein, denn dass man dir solche Ehre zugebe.“ — Morolf antwortet hierauf wieder mit Unflätereien und Salomo sagt, man solle ihn in Frieden lassen und ihn vollfullen).

Unser Gedicht fügt folgenden Schluss an das Zwiegespräch:

Sal. Ich kann zu sagen Dir's nicht erlassen,
Dass du deine Unhübschheit wollest lassen;
585. Darum will ich nicht mit dir klaffen,
Ich befehle dich den Affen.

Mor. Das mag nicht sein, muss ich leben,
Du sollst dich überwunden geben,

Und bezahle mir zu dieser Stund',
590. Was mir gelobet hat dein Mund.
(Dazu sprach des Königs Rath:)
Herr Bauer, ihr seid mir quat,
Dass ihr jemals werdet gewährt,
Was ihr von unserm Herrn begehrt;
595. Man soll euch mit einem Hirtenstab
Den Staub hier klopfen ab.

Sal. Man soll ihm nichts zu Leide thun,
Man soll ihm geben Rock und Schuh,
Ihm und auch seinem Weibe,
600. Und ihnen das schneiden nach ihrem Leibe.

Mor. Dank habe, König, grosser Herr!
Gott stärke dir deine Ehr'.

Also Morolf von Hofe kam,
Sein schönes Weib er mit sich nahm.

Hier kommt Salomo zu Morolfs Hause *).

Nicht lange nachher ritt König Salomo bei der Heimkehr vor der Jagd an Morolfs Hause vorüber, und die Seinen sagten ihm, dass sein Gumpelmann dort wohne. Der König liess das Gefolge vorwärts ziehen, und wollte sehen, was Morolf machte. Er ritt über des Hauses Schwelle und rief hinein: „Wo bist du, Gesell? Wer ist bei dir im Haus?" Morolf antwortete heraus: „Anderthalb Mann und ein Rósshaupt, und die Einen steigen auf, die Andern nieder." Auf die Frage, wo sein Vater? sagte er, der mache aus einem Schaden zwei. — Wo seine Mutter? — Die thue einer Gevatterin einen Dienst, den ihr diese nicht erwiedere, so lange die Welt stehe. — Wo sein Bruder? — Der sitze am Zaune und begehe manchen Mord. — Und seine Schwester? — Die sitze und beschreie jämmerlich ihre Freude. Als Salomo die Auflösung dieser Räthsel verlangt, sagt Morolf: Die anderthalb Menschen sind, ich ganz, du halb in der Hütte; die auf und nieder steigen sind kochende Bohnen im

*) Ausser der ersten und dieser Ueberschrift hat das Gedicht keine weitere Abtheilung, sondern die Geschichte geht hinter einander bis zum Ende fort. Bei Simrock ist das Gedicht in 12 Abenteuer getheilt, deren letztes ist, wie Morolf keinen Baum finden konnte, an welchen er gehenkt sein wollte. In der Bearbeitung durch v. d. Hagen sind, wie im latein. Texte, gar keine Abtheilungen.

Topfe. Meine Mutter drückt einer gestorbenen Gevatterin die Augen zu. Mein Vater versperret einen Weg, den die Leute durch sein Kornfeld gemacht haben, nun wird man einen zweiten Weg daneben treten. Mein Bruder reinigt sich von Ungeziefer. Meine Schwester hat durch Bulschaft ein Kind, darüber weint sie nun*).

Salomo ritt hinweg, indem er bestellte, Morolfs Mutter solle ihm einen Topf voll Milch schicken durch ihn, und den Topf mit einem Fladen von der Kuh (d. i. ein Kuchen, der mit derselben Milch eingerührt) bedecken. Die Frau besorgte den Auftrag, und Morolf trug beides zum König, unterwegs aber ward er hungrig, ass den Fladen auf und deckte einen Rindsdreck auf den Topf. Der König wurde zornig, befahl ihm, die Milch zu essen, und wünschte ihm die Sucht an den Hals. Er verlangte darauf, Morolf solle die Nacht mit ihm wachen, schlafe er ein, so liesse er ihn sicherlich henken. Morolf ass, schlief ein und schnarchte; Salomo fragte, ob er schliefe? allein Morolf versetzte, er denke darüber nach, dass der Hase im Rücken eben so viel Gelenke habe, als im Schwanze. Der König verlangte am folgenden Tage den Beweis. Morolf schlief ein, und als ihn Salomos Frage wiederum weckte, gab er vor, darüber zu denken, wie nichts weisser sei, als der Tag. Auch das sollte er am folgenden Tage beweisen oder das Leben verlieren. Zum drittenmal ermuntert, sagte er, was man verhehlen wolle, müsse man vor Weibern geheim halten. Wieder eingeschlafen und von neuem erweckt, sagte er, er denke darüber, wie Natur über Gewohnheit gehe. (Die Antwort, dass die Elster gleichviel schwarze und weisse Federn habe, welche in den andern Bearbeitungen die zweite ist, fehlt hier ganz, obschon unten davon die Rede ist). Am andern Morgen sollte Morolf alle seine Behauptungen beweisen.

Salomo war des Wachens müde und ging zur Ruhe. Morolf begab sich zu seiner Schwester Fusade, stellte

*) In den andern Bearbeitungen fragt Salomo, woher Morolf diese Schlauheit habe? Unser Verf. hat das ausgelassen, vielleicht waren ihm Schwierigkeiten darin.

ich zornig wieder den König und sagte, er wolle den-
elben erstechen, weil er gedrohet, ihn ertränken oder
enken zu lassen. Sie möchte es aber ja verschweigen.
ie versprach es und er nahm ein Messer unter den
ock und ging.

Salomo war erwacht und dachte an die Rede in der
acht. Er liess einen Hasen bringen, zählte die Glieder
n Schwanz und Rücken, und fand sie gleich, ebenso
ie Zahl der weissen und schwarzen Federn gleich bei
er Elster. Nun nahm Morolf ein Gefäss mit Milch und
etzte es an einen dunkeln Ort, wo der König vorbei
ehen musste. Der sah es nicht vor sich stehen und
rat in die Milch. Er schalt auf Morolf, dass er ihn
abe wolle hinfallen lassen; der aber versetzte, der Kö-
ig habe gesagt, Milch sei weisser als der Tag; nun
ätte er aber wahrnehmen können, dass der Tag weis-
er sei, denn Milch und Schnee. Nun wolle er ihm auch
on den Weibern sagen. Seine Schwester Fusade, wel-
he, zur Schande der Familie, ein unehelich Kind habe,
erlange die väterliche Erbschaft mit ihm zu theilen, er
nöge sie doch mit ihrer Anforderung abweisen. Die
Schwester wird geholt, Morolf macht ihr wegen ihrer
Unkeuschheit Vorwürfe und sagt, dass er nicht mit ihr
heilen wolle; sie dagegen entdeckt, dass Morolf den
König erstechen wolle und ein Messer dazu bei sich
rage. Die Knechte untersuchen ihn, finden aber nichts,
nd er sagt, dass er damit nur habe beweisen wollen,
ass man Weibern keine Geheimnisse anvertrauen dürfe.
Der Beweis, dass Natur über Gewohnheit gehe, führt
r dadurch, dass er Salomos Katze, welche abgerichtet
var, bei der Abendtafel eine Kerze zwischen den Pfoten
zu halten, durch drei nach einander vor ihr hinlaufende
Mäuse dahin bringt, als die dritte Maus kommt, die
Kerze fallen zu lassen und die Maus zu fangen. Dar-
auf fragt er, was er noch mehr beweisen solle, und Sa-
lomo sagt, da Morolf behauptet habe, dass ein böses
Weib den Teufel an Behendigkeit (Verführungskunst
zum Bösen) übertreffe, so möge er auch dies bewei-
sen. (Hiervon ist früher nicht die Rede gewesen, und

das lateinische Original kennt die folgende Erzählung nicht) *).

„Es ist wahr, ich habe mich vermessen,
Allein, ich hatt' es fast vergessen." —
915. Morolf zu dem Könige sprach —
Ich will dir sagen wie das geschah:
Es war ein guter Mann und sein Weib,
Die ihre Seele und ihren Leib
Hielten in aller Bescheidenheit;
920. Das war dem Teufel allzu leid,
Nun sann auf Alles er, das wisst,
Mit gar mancherhande List,
Wie er sie brächte zu Falle
Doch verfehlt' er das Rechte alle.
925. Ein böses Weib ihm entgegen kam,
Und eine Rede sich annahm:
„Sage an, woher kommst du?"
Der Teufel sprach: „Ich sage dir nun,
Ich kann mit keinen Sachen
930. Die beiden zwieträchtig machen."
Sie sprach: „Dass dich Gott schände,
Wie bist du so unbehende!
Wolltest du mir etwas geben,
Ich wollte sie lassen mit Schanden leben."
935. Da sprach der Teufel: „Wohl ich das thu',
Ich bringe dir zwei neue Schuh',"
So ward ihr beider Sinn gepaart;
Das böse Weib des Rathes ward,
Dass sie zu der Frau hinging
940. Und ihre Rede also anfing:
„Frau, wollt' ihr es aufnehmen gut,
Euer Schaden mich sehr schmerzen thut,
Den wollt' ich euch gerne kunden,
Als einer lieben Freundin."
945. Sie sprach: „Ja, nun saget mir an."
Sie sprach: „Ihr habt einen Mann,
Der gross' Untreue an euch begeht
Und mit andern Weibern umgeht." —
„Ich glaub' es nicht," sprach das Weib.
950. Sie sprach: „Wahr ist's, auf meinen Leib;

*) Bei Simrock steht sie S. 52—56, stimmt aber den Worten nach nicht mit d[en] obigen überein.

Dazu kann ich wohl geben Rath,
Wenn ihr ihn nicht etwa verschmäht."
Die Frau sprach da einfältiglich:
„Nimmer, sicherlich."

955. Sie sprach: „So hint' er bei euch sitzet,
Des Feuers Wärme ihn dann hitzet,
So beginnet er zu schlafen,
Behendiglich sollet ihr rauffen
Ein lang Haar unter seiner Kehlen,

960. Das sollet ihr ihm da stehlen
Und mit einem Messer abschneiden:
Dass soll mir niemand widerstreiten,
Dass ihm die Frau dann leidig wird
Und er sich nicht mehr zu ihr verirrt."

965. Die Frau da sprach: „Ist das genug,
So versuche ich die Besserung."
So schied die Zauberin von dann
Und kam zu demselben Mann,
Da er bei seinem Pfluge ging.

970. Ihre Rede sie also anfing:
„Euch mag wundern, woher ich kommen,
Doch komme ich zu euerm Frommen,
Denn ihr seid ein guter Leib:
Ihr sollt wissen, dass euer Weib

975. Einem andern Mann ist heimlich,
Das ist wahr sicherlich,
Und wollet ihr die Wahrheit sehen,
So erfahret ihr, was euch mag geschehen: —
Sprach die böse Alte —

980. Noch hint' allzu balde,
Nach dem Essen sollet ihr schlafen,
So soll sie euch nach der Kehle rauffen,
Und will euch die entzwei schneiden;
Den Tod müsstet ihr da leiden,

985. Wär' ich nicht zu euch gekommen;
Das hab' ich fürwahr vernommen;
Darum so sollet ihr schlafen nicht,
Dass ihr die Wahrheit sehet licht."
Des Nachts da er heim kam

990. Den Schein des Schlafens er annahm;
Die Fraue hatte ein Messer gesucht,
Sie wähnt', es thue sie ganz gut,

Und begann zu schneiden an dem Haar.
Da das der Mann ward gewahr,
995. Ergriff er sie bei der Strossen (drozze? = Gurgel)
Begann sie zu schlagen und stossen,
Bis dass sie vor todt blieb.
Das böse Weib das zusammen trieb,
Was nicht der Teufel konnte thun;
1000. Drum bracht' er ihr zwei neue Schuh,
Die langet er ihr mit einem Stecken,
Den musste er ihr darrecken,
Und sprach: „Soll mich! ich muss gestehn',
Ich darf nicht nahe bei dir stehn,
1005. Ich gebe dir die Meisterschaft."

Salomo sprach, um diese Geschichte wolle er die guten Weiber nicht schelten; Morolf rede aus Bosheit so, und er solle darum den Hof meiden; käme er wieder, so sollte er von den Hunden zerrissen werden. Morolf sann darauf, wie er wieder vor den König kommen möchte. Er nahm einen lebendigen Hasen und ging an den Hof *). Als man nun die Hunde auf ihn hetzte, so liess er den Hasen laufen, worauf die Hunde diesen verfolgten, und er ungehindert vor Salomo kam und sprach: „Ich bin hier, wem lieb, wem leid." Salomo machte ihn aufmerksam, dass der Saal ganz mit Teppichen belegt sei, und dass die Hofversammlung bald statt finde, er möchte also seinen Husten unterdrücken, und nicht anders auf die Erde speien, als wo es kahl sei. Während der Versammlung überfällt Morolfen sein Husten, er hält lange an sich, muss aber endlich ausspeien; er geht umher, um eine Stelle dazu zu finden, bemerkt einen alten kahlköpfigen Ritter, und speiet diesem auf die Glatze. Der Ritter klagt bei Salomo, und dieser schilt; aber Morolf sagt, es sei weiter keine kahle Stelle da gewesen, und er denke, dass er die Glatze gedüngt, so dass nun Haare darauf wachsen würden.

Darauf kamen zwei unkeusche Weiber vor den König und begehrten Recht. Die Eine hatte ihr Kind in

*) Dieser Zug wird auch von Taubmann erzählt. Taubmanniana. Berlin 1746, S. 18[illegible]

Schlafe erdrückt, und dieses todte der andern Frau für deren lebendiges hingelegt. Salomo fällt das bekannte Urteil, und Morolf fragt, woran der König die rechte Mutter erkannt. Salomo sagt: an ihrem grossen Geschrei und Wehklagen, als das Kind zerschnitten werden sollte. Morolf versetzt darauf, dass wenn das Weib mit dem einem Auge weine, so lache es mit dem andern; es sei keine Beständigkeit an ihnen. Salomo sagt: Morolfs Mutter müsste ein solches Weib gewesen sein, denn wäre sie ein gutes Weib gewesen, so hätte sie nicht einen solchen Bösewicht zum Sohn haben können; darauf hält er den Weibern eine Lobrede:

„Wo Frauen sind, da ist Freude viel;
Ein Frau ist ein wonnigliches Spiel;
1145. Sie sind der Männer Leid-Vertreib
. . . . *)
Könige, Grafen, die Jungen und Alten
Können sie in Freuden behalten;
Sie sind aller Ehren Stamm:
1150. Die Zunge muss dir werden lahm,
An diesem Tage noch heute,
Sagst du von ihnen das übel laute."

Morolf versichert, dass auch Salomo noch werde von ihnen betrogen werden, reizt aber des Königs Zorn dadurch so, dass er aus Furcht sich zu verbergen sucht. Er kriecht in einen Bienenkorb. (Es folgt nun das Abenteuer, welches auch im Eulenspiegel steht, dass Diebe kommen, den schwersten Korb, also den, worin Morolf sitzt, auslesen, und dass dieser bei dem Tragen bald den Einen, bald den Andern schlägt, bis die Diebe darüber in Streit gerathen). Morolf entfloh und kam zu der Frau, welche durch Salomos Urteil ihr Kind wieder erhalten hatte. Dieser redet er zuerst vor, dass Salomo ihr Kind dennoch wolle theilen lassen; sodann vertraut er ihr an, dass der König ein Gesetz geben wolle, dass

---

*) Eine Lücke. Im folgenden Verse hat der Text: griffen, wofür ich „Grafen" gesetzt, denn „Greisen" würde nicht so angemessen sein, da „Junge und Alte" noch folgen

jeder Mann in rechter Ehe sieben Frauen haben könne, und reizt dadurch ihre Wut. Sie wirft einen Rock um und rennt in die Stadt, wo sie Weiber durch Erzählung dieses Gräuelgebots aufwiegelt. Siebenhundert *) stürmen vor den Palast, erbrechen das Thor und werfen es in den Graben. Salomo kommt bei dem Tumult auf die Brücke, wird mit lästerlichen Worten begrüsst und fragt, wessen man ihn beschuldige? Die Weiber schreien, dass er zwar seinen Willen haben möchte, aber der arme Mann könnte ihm es nicht gleich thun, für den wäre eine Frau schon übergenug, und es könnte eher eine Frau sieben Männer haben, als ein Mann sieben Frauen. Dabei werfen sie ihm vor, er sei ein uneheliches Kind, und dass sein Vater David Bersaben nacket gesehen, habe dem Urias das Leben gekostet. Da Salomo lacht, schimpfen sie, und er, vor Zorn bleich, hält ihnen eine Schmährede, worin er sagt, dass es nichts Schlimmeres gebe, denn ein böses Weib. Da springt Morolf auf und dankt, dass er ihm seinen Willen gethan. Sobald Salomo erfährt, dass Alles durch Morolfs Bosheit angestiftet ist, schilt er diesen, hält den Weibern eine Lobrede, und verjagt Morolfen.

Morolf dachte, Salomo hat mir verboten, dass ich nie ihm in die Augen sehe, so mag er denn wo anders-hin sehen **). Es war in einer Nacht Schnee gefallen, so dass man die Spur des Wildes wohl wahrnehmen konnte. Morolf nahm ein Pfeffersieb in die eine Hand, eines Bären Fuss in die Andere, verkehrte seine Schuh, und kroch auf allen Vieren von Berg zu Thal, durch Busch und Staude, durch Hecken und Kraut auf dem Felde hin und her, bis zu einem alten Ofen, da niemand mit einem Hause dabei wohnte ***). Der König ritt am Morgen mit seinem Gesinde auf die Jagd, fand die

*) Bei von der Hagen 7000; bei Simrock gar keine Zahl.

**) Das Original drückt die Sache ganz einfach und deutlich aus.

***) Diesen Schwank hat das latein. Orginal nicht: in das Rittergedicht von Salomon und Morolf ist er übergegangen. An beiden Orten ist aber die Behandlung ganz selbstständig.

Spur und verfolgte sie, um das sonderbare Thier aufzujagen, endlich kam er zu dem Ofen, und als Morolf das merkte, zog er die Hosen herunter und kehrte dem Könige den Hintern heraus. Der König errieth bald, wer im Ofen steckte, liess Morolfen hervorziehen und gebot, ihn zu hängen im Walde. Morolf erbat sich die Gnade, den Baum zum hängen sich selber auswählen zu dürfen. Das wird ihm gestattet, aber er führt seine Henker hin und her und kann sich zu keiner Wahl entschliessen. Die Begleiter berathen sich, was sie machen sollen. Tödten wir ihn, so wird unseres Herrn Wort gebrochen, denn man soll ihm nicht eher was zu Leide thun, als bis er gehängt wird. Einer sprach: Wenn wir ihn auch sieben Jahr umher führen, er sucht doch keinen Baum aus; er hat unsern Herrn und uns betrogen. Nun besprachen sie sich und fragten dann Morolfen, ob er das Land verschwören wollte (nicht wieder Salomos Land betreten), dann könnte er sein Leben retten.

„Wie soll ich das bewahren?
Soll ich in das Wasser fahren?
1595. Darinnen ich nicht leben kann,
Weil mich es nicht gelehret man;
Ich kann noch schwimmen, noch fischen.“ —
„Du machst uns nicht entwischen,
Du musst des Königs Hof verschwören.“ —
1600. Mag ich damit mich ernähren (erretten),
Wohlan, ich will es wagen,
Und will gehn zu meinen Magen (Verwandten).“
Morolf ging alsbald ledig hin;
Dazu half ihm sein behender Sinn *).

Als das Jahr ein Ende nahm, kam der König in grosses Leiden; er hatte ein allerliebstes Weib, welche ihren Sinn in Liebe zu einem heidnischen König gewendet hatte, mit dem sie Briefe wechselte und bei dem sie gern gewesen wäre, aber sie konnte es nicht ausführen.

*) Damit schliesst das Volksbuch, das folgende ist nun aus dem Rittergedichte von Salomon und Morolf herubergezogen, behandelt den Stoff jedoch mit einiger Selbstständigkeit.

Da stellte sie sich, als wäre sie krank und gab dem Heiden ihre Gedanken an, damit er ihr Boten sende. Er sandte zwei Spielleute zur Ausführung des Vorhabens. Sie kamen von den Griechen und konnten die Kranken mit ihrem Spiel erheitern; ich mag auch nicht verschweigen, dass sie die Kunst von Zaubereien verstanden. Sie spielten an des Königs Hofe mit grossem Lobe und kamen endlich vor die Königin, deren Sinn sie ganz einnahmen. Sie hatten ein Kraut mit sich gebracht, das wurde ihr in den Mund gelegt und da lag sie, als wäre sie todt. Als am Morgen die Märe erscholl, wunderte sich der König und das Ingesinde sehr über den schnellen Tod, da doch ihr Mund noch ganz roth war. Niemand vermochte einen Unterschied zu machen.

Der König sprach: „Auf meinen Eid! lebte Morolf noch, er sollte hierbei seinen Rath geben.“ „Ja, sprach einer, er lebt, aber hält sich aus Furcht verborgen, denn er hat euern Hof verschworen, und besorgt, dass es ihm an das Leben gehe, wenn ihr ihn hier seht; er wird schwer zu finden sein.“ Der König sprach:

„Du sollst nicht lassen,
1660. Lauf von Strassen zu Strassen,
Und ruf: „Ihr sollet alle wissen,
Dass mein Topf mir ist zerrissen,
An dem Boden, bei den Füssen,
Mag das jemand büssen?“
1665. Wo Morolf dann verborgen ist,
Er antwortet in kurzer Frist.“

Als der Knecht nun umherlief und diese Worte oft ausrief, kam er auch an den Ort, wo Morolf war. Als dieser die Worte recht vernahm, kam er hervor und sprach:

„Ist jemand hier so behende,
Dass er den Topf auch umwende,
1675. Es sei Mann oder Weib,
Ich büsse es auf meinen Leib.“

So wurde Morolf gefunden und vor den König gebracht, der ihm verzieh. Als Morolf den Tod der Köni-

gin hörte, sagte er: „Dabei ist Zauberei, bringet geschmolzenes Blei herbei, ich will es ihr durch die Hand giessen; lebt sie, so zucket sie dabei.“ Als er aber das Blei in die Hand goss, zuckte sie nicht, und Alle sprachen: „Sie ist todt.“ Der König hiess sie in ein Grab legen; Morolf aber sagte, dass man wohl auf sie achten möchte, denn er wette um sein Haupt, dass sie noch verloren gehe. Niemand achtete auf seine Worte und in der dritten Nacht führten die zwei Spielleute sie hinweg. Als es der König am Morgen erfuhr, kam er zu Morolf und bat ihn um seinen Rath, er wolle ihm auch Alles geben, was er verlangen möchte. Morolf versprach, weder Arbeit noch das Leben zu sparen; er wolle erfahren, in welches Land das Weib gekommen, oder todt dabei bleiben.

Er begehrte, dass ihm ein Krämerkarrn mit Handschuhen und dergleichen Dingen besorgt würde, sodann machte er sich durch Kleidung unkenntlich, setzte eine Haarhaube (Perrücke) auf, färbte Augenbrauen und Bart und zog so aus dem Lande. Er durchzog manches Land ohne die Frau zu finden; zuletzt kam er vor eine Burg, wo er Kunde von ihr vernahm. Bei einer Linde machte er seinen Kram auf; seine Sprache hatte er so verstellt, dass sie niemand verstehen konnte; auch konnte keiner, der ihn gesehen hatte, sagen, dass er Morolf wäre, so unkenntlich war er. Die Frauen kamen alle herzu, die Handschuhe zu besehen, auch die Königin war dabei, und Morolf spähete, als sie die Handschuhe ansah, nach dem Loche in der Hand, welches ihr das Blei gebrannt hatte. Nun gab er seinen Kram, den er anfangs ungebürlich theuer gehalten hatte, zu wohlfeilerm Kauf, bis die Frauen weggingen.

Er kam wieder zu Salomo und sagte ihm, dass er die Königin gefunden. Salomo fragte, was er thun sollte? und Morolf rieth ihm, eine Kutte anzulegen, gleich einem alten Bettler, dann wolle er ihn auf die Burg führen, wo Salomo um Speise bitten und sagen solle, er sei auf

der See beraubt worden. Morolf wolle mit Salomos Gefolge im Walde bleiben und bei dem Schalle des Hornes hervor kommen.

Salomo zog, wie ihn Morolf gelehrt, als Pilger auf die Burg und begehrte Speise; aber die Frau erkannte ihn und sprach zum Heiden: „Besehet ihn, es ist Salomo, was wollt ihr mit ihm thun? Da fragte der Heide Salomon, was er wohl thun würde, wenn er ihn so in Banden hätte? Salomo versetzte: „Wollte Gott, es wäre so, ich führte euch in den grossen Wald und liesse euch an einen Baum hängen, den ihr euch aussuchen möchtet.“ Der Heide sprach: „Das muss geschehen, des mögt ihr euch versehen. Wohlauf, Frauen und Mannen, alles, was nur einen Stab tragen mag, um den reichsten König, von dem man je sagen hörte, zu henken.“ Alsbald nahm man Salomo und führte ihn in den Wald, dass er sich einen Baum aussuchen möchte. Er sprach: „Ich sollte bald einen erkoren haben, vergönnet mir aber, dass ich drei Mal mein Horn blase, so thut ihr recht, denn ich bin von königlichem Geschlechte.“ Der Heide sprach: „Nun blas' an, und komme auch davon —.“ Die Königin sprach: „Herr, es ist hoch am Tage, wartet ihr länger, so ist das thöricht; ich fürchte sehr Morolfs Rath, denn der ist behende; darum mach' ein Ende.“

Der Heide versetzte: „Ihr mögt rasen! Schweigt und lasst den Herrn blasen, ich bin in meinen Landen wohl vor den Seinen sicher.“

Salomon bliess sein Horn zum ersten, zweiten und dritten Male; da kamen Morolfs und Salomos Mannen in einer Schar geschwinde heran, fingen Alle, die zugegen waren, dass ihnen Keiner entging, und tödteten, was da war, nur die Königin liess man am Leben und führte sie mit Unminne hinweg. Als sie Morolfen ersah, schrie sie laut auf und sprach:

„Morolff, du in [l. en-] were nit so alt,
1840 Da ich vmb dich die hentschuwe galt;

Owe der leiden stunden!
Das han ich woll befunden."

Man führte sie in der Juden Land *); da geschah ihr grosse Schande; man liess sie in ein Bad steigen, und Morolf machte, dass sie darin starb: „Ihr ward gelohnet, darnach sie warb."

Noch hat Morolff me gedrieben,
1850. Das ich nit han geschrieben
Durch der wort vnhübscheit,
Der doch genug hiejnne steit.
Syn kunst ist uch nu bekannt;
Ich laszen yne als ich yne fant.
1855. In Latine was diese rede
Geschrieben, die dorch bede
In das Dutzsche gewant han
Das sie woll mogen verstan,
Die da nit verstent Latin.
1860. Nu ist die hoheste bede myn
Also: Wer dis buch lesen will,
Ich han vnhubscher Worte vil
Geschrieben in das buchelin,
Das er durch den willen myn
1865. Mich beschone des besten, das er kan,
Esz sy frauwe, ader man;
Wan ich bin nit also behende,
Das ich das Dutsche yt **) anders wende,
Dan das Latin mich beschiet;
1870. Hervmb in beschelden sie mich nyt,
Den czu horen dis gebort.
Ich han der rede vil gekort,
Dorch des Dutsches vngefug;
Des stet hinin me, dan genug.
1875. Alsus hat diese rede eyn ende:
Got sin genade czu vns sende.

A m e n.

*) In diesem Gedichte wird Salomo nicht, wie in dem vorhergehenden, als Kaiser der Christenheit angesehen.

**) iht = irgend.

IV — VII.

Der Stricker.

Ueber Namen und Lebenszeit dieses Dichters, welcher zu den besten gehört, welche kleinere Erzählungen gedichtet, haben noch keine vollständige Ermittelungen statt gefunden. K. A. Hahn beabsichtigte sie bei seiner Ausgabe der kleinern Gedichte von dem Stricker, wurde aber damals durch Mangel selbst der gewöhnlichsten Hilfsmittel daran verhindert. Der Stricker gehört zu den österreichischen Dichtern und lebte im XIII. Jahrh.; Rudolf von Ems nennt, in der bekannten litterarischen Stelle, ihn im Wilhelm von Orlens als einen Zeitgenossen; er sagt (bei Docen, Miscellaneen II, 153) V. 88—91:

Ouch hat iuch der Strichere
Baz den ich berihtet,
Wolder er iuch han getihtet,
Als Danieln von Blumental.

Da Wilhelm von Orlens höchst wahrscheinlich noch vor 1250 gedichtet wurde, so könnten des Stricker's Hauptarbeiten, wie J. Grimm (Reinhart Fuchs S. CLXXXI.) meint, etwa um 1230 bis 40 anzusetzen sein. In dem Gedichte „der Wolf in der Schule,“ welches J. Grimm nicht weit nach 1250 setzen möchte, wird auf den Pfaffen Amîs angespielt, V. 58—65:

„wan ez ouch geschrieben stât
daz der phaffe Amîs
was an künsten alsô wîs
daz er ein esel lêrte,
daz er diu blat umb kêrte
und daran sanc daz abecê.
lebet der phaffen keiner mê
die alsô wîse mügen sîn?“

Man kennt drei grössere Gedichte vom Stricker. 1) Die Bearbeitung des Rolandsliedes vom Pfaffen Chuonrat. 2) Daniel von Blumenthal, ein dem Sagenkreise von Artus ange-

höriger Ritterroman, bis jetzt noch nicht gedruckt, jedoch versprochen in der Bibliothek der gesammten deutschen Nationallitteratur. 3) Der Pfaffe Amîs, abgedruckt im Coloczaer Codex von Mailath und Köffinger, Pesth 1817, 8. S. 293—355, in Beneckes Beiträgen zur Kenntniss der altd. Sprache und Litt., zweite Hälfte, Göttingen 1832, S. 499—608. Von einem Druck in 4. aus dem Anfang des XVI. Jahrh., oder noch früher, spricht Docen, Miscellaneen I, 76; giebt aber nichts weiter davon an, als dass die Verse ununterbrochen darin fortlaufen. Die kleinern Gedichte des Strickers sind theils Erzählungen, welche er nach andern, vermutlich französischen, Vorbildern dichtete, theils gnomologische Gedichte und Beispiele. Von den zur Thiersage gehörigen Gedichten schreibt ihm Grimm a. a. O. die vier Erzählungen zu: der Wolf und die Gense, der Wolf und datz Wip, der Wolf und sin Sûn, der Wolf und der Gebure; doch werden ihm in der Handschrift nur die beiden ersten ausdrücklich beigelegt. Dreizehn Gedichte gab K. A. Hahn heraus „kleinere Gedichte von dem Stricker." Quedlinburg und Leipzig 1839. 8. 102 S. (XVIII. Bd. der Bibl. der gesammt. deut. Nat.-Litt.). Früher waren schon ihm theils mit Bestimmtheit, theils mutmasslich beigelegte Erzählungen und Beispiele gedruckt in Docens Miscellaneen I, 51; II, 209—227; durch Docen in den altd. Wäldern II, 1—7, und daselbst durch J. Grimm, B. III, 169—238. Docen theilte die Gedichte nach einem Würzburger, Grimm nach einem Wiener Codex mit. Hierzu bemerkt Lachmann „Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des XIII. Jahrh., Berl. 1820. S. VI., Anmk. 2." dass von den Fabeln in den altd. Wäldern nicht dem Stricker gehören, Bd. II, 1 u. 4. Bd. III, Nro. 2, 3, 6, 7, 10, 13, 14, 23, 24, 25; und die unter Nro. 1, 4 u. 12 ihm nur unter Voraussetzung von mancher Verfälschung zugesprochen werden können.

---

1. Der kundige Knecht.

Der kundige oder kluge Knecht, d. h., der seine Sache geschickt anzufangen weiss, steht in der Ausgabe von Hahn, S. 9—20 und zählt 338 Verse. Der Inhalt ist einem französischen Fabliau entnommen, wie die Vergleichung zeigen wird, indem ich dasselbe vollständig hersetze, wie es unter der Aufschrift: „der arme Student" in den „Erzählungen aus dem XII. u. XIII. Jahrhundert etc.

aus dem Französischen des Le Grand," Th. IV, S. 123 bis 130 steht.

„Ich bin kein Freund von Weitläuftigkeiten, meine Herrn, und will euch daher ohne Moralität und Vorrede schlichtweg erzählen, dass einsmals ein junger Student aus der Provinz nach Paris auf die hohe Schule gegangen war, und, nachdem er einige Wochen daselbst zugebracht, und all' sein bischen Habe, Stück für Stück, vertrödelt hatte, um sein Leben zu fristen, sich endlich nothgedrungen sah, Schule und Stadt zu verlassen, und zu seinen Aeltern zurück zu kehren. Er ging mit grossen Schritten wie ein Eilbote dahin, und marschierte so den ganzen Tag, ohne zu trinken und zu essen, weil er keinen Heller bei sich hatte. Die einfallende Nacht nöthigte ihn indessen, an ein Obdach zu denken, und sein gutes Glück führte ihn auf einmal an ein einzeln gelegenes Haus. Er trat vor die Thüre und erbat sich um Gottes willen ein Nachtlager. — Der Herr der Wohnung, ein ehrlicher, fleissiger Bauer, war zur Müle gegangen; seine Frau fand sich allein mit einer Magd zu Hause, und erwiederte dem Studenten mit dürren Worten, dass sie in Abwesenheit ihres Mannes niemanden aufnehme. Der arme Gelehrte verdoppelte seine Bitten, er malte sein Elend mit den herzbrechendsten Farben, und verlangte endlich nichts als ein Plätzchen im Stalle mit einem Bissen Brotes. Aber man gab ihm nur noch eine härtere Antwort, mit dem Befehle, sich seiner Wege zu scheren. Traurig stand er am Fenster, als er plötzlich einen Burschen mit einem Korbe in die Thür springen sah, worin ein Paar Flaschen mit Wein lagen, welche die Dame freundlich aushob, und in einen Winkel stellte, während die Magd einen Kuchen und einen frisch aus dem Topf gezogenen Schinken in einen Schrank schob. Alles dies bemerkte unser Student durch's Fenster, und begriff die ganze Geschichte sehr wohl; indem einen Augenblick nachher ein Priester, in seine schwarze Kappe gehüllt, ihm vorüber in das Haus schlüpfte. Das Schauspiel vermehrte seinen Verdruss nicht wenig. Ermüdet vom Wege, vor Hunger sterbend, setzte er sich ein Streckchen vom Hause am Wege nieder, und ergoss sich in Klagen über sein Elend. Indem kommt ein Bauer mit einem beladnen Gaule daher, hört ihn jammern und fragt ihn, was ihm fehle? „Ach!" antwortete er, „ein Obdach nach langem Wege in dieser kalten Nacht." — „Ein Obdach? Ei, warum klopft ihr nicht an die Thüre da?" — „Das hab' ich gethan, aber man hat mich schimpflich abgewiesen." — „Was, zum Teufel! schimpflich abgewiesen? So wisst denn, das Haus da ist mein. Steht auf und kommt! Wir wollen schon sehen, ob es Platz für euch hat." Der Bauer nahm ihn mit diesen Worten bei der Hand, pochte an die Thüre und rief seiner Frau. — „Hilf Himmel!" sprach diese erschrocken zum Priester, „das ist mein Mann! Versteckt euch ge-

schwind in den Stall. Ich will ihn schon zeitig zu Bette bringen, und sobald er schläft, euch aus dem Hause lassen." — Sie lief hiermit zur Thüre und öffnete sie ihrem Mann, indess der Geistliche sich in den Stall verbarg.

„So!" sprach der Bauer, mit dem Studenten in die Stube tretend, „legt nun eure Kappe ab und nehmt einen Stul; setzt euch nach Bequemlichkeit nieder; thut, als wenn ihr zu Hause wäret! Denn, seht ihr, ich bin ein Mann ohne Umstände; schlicht und recht ist mein Wandel, und ehrliche, lustige Leute sind mir eine wahre Freude! — Heh! Mutter! Was wirst du denn unserm Gast zu essen geben?" — „Nichts, Männchen! Du weisst ja, dass du beim Weggehen sagtest, du würdest die Nacht ausbleiben, und da hab ich für nichts gesorgt." — „Das ist wahr! Mein Mehl ist eher fertig geworden als ich dachte; Gevatter Müller hatte just nichts anderes zu malen, und das sei Gott gedankt! denn so hab' ich den Ehrenmann da gefunden. Aber beim heiligen Clemens! Nichts, Frau? Das ist auch gar zu wenig! Zum Henker, ich sage das nicht eben meinethalb; aber mein Kamerad da hat viel gelaufen und muss wohl hungrig sein." — „Je nun! Du bringst ja Mehl; Katharina kann ja eine Hand voll durchschlagen und eine Mehlsuppe machen. Wer keine Jungfer hat, muss mit einer Hure tanzen, heisst es, und eine schlimme Mahlzeit ist bald vergessen." Der Bauer fluchte noch ein Weilchen und gab sich dann zufrieden. Der Student hingegen, der wohl wusste, was die Glocke geschlagen, und die Anstalten zu einem schönen Abendbrote gesehen hatte, konnte kaum seine Wut zurückhalten, und wünschte nichts, als eine gute Gelegenheit, sich zu rächen. Während also Katharina ihre Mehlsuppe machte, bat der Bauer seinen Gast, ihm ein hübsches Liedchen zu singen, oder ein lustiges Histörchen zu erzählen. „Ach, guter Mann," erwiederte dieser, „ich bin nur ein einfältiger Fant, so lieb mir auch geistreiche Leute sind, die lesen können." — „Schnickschnack, Kamerad!" versetzte der Bauer; „nur heraus damit! Ich seh's euch an der Nase an, dass ihr ein pfiffiges, gelehrtes Bürschchen seid." — „Ihr wollt nur spassen; denn, wie gesagt, ich bin in der That nicht witzig genug, um aus dem Stegreif Märchen zu erzählen, die weder gehauen noch gestochen sind. Aber wenn's euch gefällt, so will ich euch einen Vorfall erzählen, der mir diesen Morgen unterwegs begegnete, und keine kleine Furcht einjagte." — „Gelt! erzählt uns eure Furcht, und damit holla! denn soviel merk' ich wohl, dass ihr nicht ein Sänger seid." — Der Student hob hierauf folgendermassen an:

„Herr, ich kam eben aus einem Holze, — es mochte ungefähr halb acht Uhr sein, — als ich auf einem Stoppelfelde einen grossen Haufen Schweine sah. Da gab es grosse und kleine, weisse und schwarze,

junge und alte, fette und magere, mit einem Worte, Schweine von aller Grösse, Farbe, Alter und Leibesbeschaffenheit. Aber vor allen fiel mir der Anführer der Truppe in die Augen. Er war lang, breit, hoch und bammelich, mit einem Worte, ungefähr so, wie das Schwein sein musste, wovon Katharine vorhin einen Schinken aus dem Topfe holte." — „Was!" fiel der Bauer ein, „du hast also Schinken, Frau, und hast uns kein Wort davon gesagt?" — Die Frau gestand es erröthend, da sie wohl sah, dass es nicht Läugnens Zeit sei. — „Heh, Kamerad," fuhr der Bauer fort, „da werden wir also nicht Hungers sterben, und ihr habt gar wohl gethan, die Schweine zu sehen. Aber weiter in der Geschichte." — „Wie gesagt also, Herr, es befand sich in der Herde ein schönes Schwein, welches ein wenig abseite ging. Auf einmal springt ein Wolf hervor, packt das Schwein bei den Ohren, und läuft damit fort über Stock und Stein, ungefähr so, wie vorher der Bursche, als er bei eurer Frau den Wein abgesetzt hatte." — „Was? Heiliger Martin! Auch Wein ist da?" rief der Bauer. „Ei, zum Henker, das ist ja wie gefunden! Schönen Dank auch, Kamerad! Das wird den Schinken hübsch hinunter spülen. Aber sagt mir doch, waren denn keine Hunde da, die hinter dem Wolf her waren?" — „Nein, Herr, offenbar war der Schweinhirt im Holz geblieben. Aber von Herzen gern hätt' ich den Spitzbuben beim Beine gehabt. Aber wie sollt' ich's machen? Zum Glück stiess ich an einen Stein, bei meiner Treu! an einen Stein, der, ohne zu lügen, beinahe so gross war, als der Kuchen, den Katharine in den Schrank geschoben hat." — Bei diesen Worten verlor die Frau ihre Fassung. — „Ja doch, Herr!" stammelte sie, „wie der Herr sagt, so ist es; Katharine hat den Kuchen gebacken. Ei, sieh doch nur, Männchen, ich wollte dir da eine Freude machen. Es ist wahrhaftig so! Es ist auch ein Eierguss darauf. Wahrhaftig, ich dachte, das sollte dir lieb sein." — „Und das auch noch!" erwiederte der Bauer; „so etwas ist mir ganz recht! Aber, unter uns, vivat unser Gast mit seiner Furcht und seinem Steine! Also, Herr, ihr schmisst mit dem Stein nach dem Wolfe?" — „Getroffen! Ich warf den Stein nach dem Wolfe, und traf ihn auf ein Haar am Schwanze. Aber nun kommt das Schreckliche von der Sache, wo meine Furcht eigentlich erst anging. Denn was geschah? Mein Wolf lässt sein Schwein fahren, dreht sich um und gerade auf mich los, weist mir seine Zähne, und schiesst so wütende Blicke auf mich, als vermutlich der Priester da unten im Stalle thun wird," — „Hölle und Teufel! Ein Priester in meinem Stalle?" schrie der Bauer. „Was, du Käthe? Pfaffen lässt du kommen, wenn ich aussen bin? Heiliger Martin! nun versteh' ich dein schönes Abendbrot!" — Er nahm bei diesen Worten einen Stock, und fiel damit über seine Frau her. Der Priester, der in seinem Stalle alles gehört hatte, bemühete sich, ehe die Reihe an ihn

käme, zu entwischen, hob glücklich die Stallthüre aus, wurde aber aufgegriffen und unbarmherzig geprügelt, nackend ausgezogen und so zur Thüre hinausgeworfen. Der arme Student liess sich seinen Wein, den Schinken und Kuchen trefflich schmecken, hatte eine gute Nacht und erhielt am andern Morgen, bei seiner Abreise, den ganzen Anzug des Geistlichen von seinem Wirt zum Geschenke.

„Meine Herren, die Bauern haben ein Sprüchwort, welches sagt: Verweigre Keinem ein Stück Brot. In Wahrheit, eine sehr weise Lehre! Denn Mancher, dem man es nicht ansehen sollte, kann uns oft viel Verdruss machen. So war es mit unserer Bauerfrau. Hätte sie dem Studenten Quartier gegeben, so würde er geschwiegen haben, und so wäre ihr Unrecht ihrem Manne verborgen geblieben*).“

Höret was einem Manne geschah,
an dem sein eheliches Weib brach
beides, ihre Treue und ihr Recht.
Doch hatt' er einen gefügen Knecht,
5. der ward es an ihr innen,
dass sie begann zu minnen
heimlichen ihren Pfarrer.
Das war dem Knecht schwer.
Er hehlt' es dem Meister um das,
10. er fürchtet, er würf' auf ihn Hass,
wenn er es kund ihm thäte,
eh' er die Wahrheit sähe.
Der Wirt fuhr auf den Acker und in's Holz.
Das Weib üppig und stolz,
15. wenn sie ihn den Hof sah räumen,
so wollte sie es nicht versäumen,
sie kaufte Meth und auch Wein:
was guter Speise mochte sein,
der briet sie viel und sott.
20. Wenn sie dem Pfaffen dann entbot,
dass der Wirt war gewichen,
so kam er hergeschlichen,
als ein Minnedieb von Rechtens soll.
So sie dann gegessen sehr wohl,
25. begannen sie in ein Bett zu gehn
und da Kurzweile zu verstehn.

*) Der Stricker hat den Ausgang des Abenteuers so beibehalten, wie er in der französischen Erzählung ist. Hans Sachs und Cervantes haben ihn nach der angehängten Lehre geändert und lassen das Weib ohne Strafe davon kommen. Vgl. unten bei dem fahrenden Schüler.

Also trieben sie's manchen Tag.
In jeder Nacht, wenn der Wirt lag
bei seinem Weibe und schlief,
30. so pflag sie zu thun, dass sie ihn anrief,
bis ihm das Schlafen musst' vergehn:
sie hiess ihn hurtig aufstehn
und hiess ihn hin zu Holze fahren.
Sie sprach: „Willst du die Fahrt sparen
35. bis die Nacht dem Tage geräumet,
so hast du dich versäumet:
die Tage sind nur mässig lang,
das nimm in deinen Gedank
und fahr' hinweg balde.
40. Es ist fern hin zum Walde,
auch sind die Rinder sehr lass:
du sollst früh aufstehn desto bass."
„Fürwahr," gedachte der Knecht,
es wäre billig und recht,
45. wüsste mein Meister ihren Mut,
was ihre Untreue uns thut.
Fürwahr, kann ich es fügen,
ich will es schier schon rügen
so recht mit der Wahrheit,
50. dass es euch wird ein Herzeleid."
Als sie zu dem Feuer kamen
und ihr Gewand an sich nahmen,
da schwur der Knecht dafür,
er käme nicht ehr vor die Thür,
55. er hätte denn gut gegessen eh';
ihm thäte der Hunger so weh,
dass er wohl essen sollte,
eh' er hinweg fahren wollte.
Das war der Frau sehr ungemach.
60. Jedoch da sie den Ernst ersah,
so bracht sie einen Käs und Brot.
Sie sprach: „Nun iss den grimmen Tod.
Du thust es doch aus Hunger nicht,
magst du das Werk verzögern icht*),
65. des bist du allezeit bereit
durch deine grosse Schalkheit."
Sie assen wie sie wollten
und fuhren wie sie sollten.

*) icht = irgend.

Als auf der Fahrt sie waren dann,
70. „Meister, nehmt diese Peitsche an"
sprach der Knecht wider ihn,
„und fahrt eine Weile hin
ich muss den Weg noch messen,
weil ich daheim vergessen *)
75. meine Handschuh und meinen Hut."
Drob ward der Meister ungemut.

Doch sprach er „nun lauf' balde!"
und er fuhr hin zu Walde.
Das war dem Knechte gar sehr lieb.
80. Er stahl sich heimlich wie ein Dieb
hin in das Haus in ein Gemach,
wo man ihn weder hört' noch sah.
Seine Frau war sehr erfreut;
sie that nach ihrer Gewohnheit
85. und bereitete viel gute Speise.
Da wähnte die unweise,
es wäre ganz gut verhohlen
und vor aller Welt verstohlen,
womit sie sich selbst betrog.
90. Ein schönes Ferkel, das noch sog,
das füllte sie und briet es wohl:
eine Kanne, gutes Methes voll,
die holt' sie, wo man feil ihn fand:
Dazu buk sie zuhand
95. eine Wecke, weiss wie Schnee,
und sandte wieder, wie schon eh'
heimlich nach dem Pfaffen.
Doch mochte sie es nicht schaffen,
als sie die Speise bereiten ging,
100. dass nicht darüber die Zeit verging
und, als sie zu Tisch gesessen,
ehe sie begannen zu essen,
dass der Wirt wieder heim kam.
Da man sein Kommen vernahm,
105. da wähnte der Pfarrer
dass es der Knecht wär:
davon erschraken sie nicht.
Nun aber wegen der neuen Geschicht',

*) Das Original hat: ich muoz hin widere gan, ich han da heime verlan —

dass der Knecht daheim blieb,
110. kam es, dass der Meister selber trieb
seine Rinder von dem Walde;
er lief zu der Thür balde
und stiess daran mit Grimme.
Da schuf des Wirtes Stimme
115. und auch der zornigliche Stoss,
dass sie bei einander Furcht umschloss,
beide, den Pfaffen und das Weib.
„Frau, hilf, dass ich den Leib
behalte,“ sprach der Pfaffe,
120. „ich würde ein rechter Affe,
wenn mich ergriffe der Wirt hie.
Ich gewann so grosse Angst nie:
ich höre wohl, er ist im Zorn,
ich wähne, ich habe den Leib verlor'n.“
125. Da gewann sie manchen Gedank'
und hiess ihn unter eine Bank
in einem Winkel liegen gehn.
Was sie zu essen hatten stehn
das räumt' sie alles aus dem Wege.
130. Der Knecht nahm's wohl in seine Pflege,
dass er sah, wohin sie's barg,
er war der Frauen gar zu karg *).
Da den Wirt niemand einliess,
mit Grimm er wiederum anstiess
135. und begann das Weib zu schelten.
Weder trabend noch wie ein Zelter **)
lief sie nun hin zu der Thür.
Sie sprach: Ob ich den Leib verlier',
ich mochte nicht eher herkommen.
140. Ich hatt' ein Werk in die Hand genommen,
das mochte ich draus werfen nicht.
Sag an, wirret dir icht,
dass du so früh gekommen bist?
Was ist es, das zum Zorn dir ist?
145. Bis die Rede war vernommen,
da war der Knecht herbei gekommen
und begann zum Thor hinzugehn,
wo er sie sah zusammen stehn.

*) Karg = klug.

**) Das Original hat: noch balder denne zelten; d. i. wörtlich = weder hurtig (trabend) noch wie ein Zelter (im Passgang).

Da sprach der Meister wieder ihn:
150. welcher Teufel nahm dich heute hin
dass du nicht kamst hin wieder?
du legst die Arbeit ja ganz nieder!
Da machte er ein Märe
und sagte, dass er wäre
155. viel Wundern unmüssig seit.
Da liess der Meister den Streit.
Er war biderbe, der Knecht;
darum that der Meister recht,
dass er einen kleinen Zorn
160. sehr bald hatte verlor'n.
„Fahrt hinweg, sprach das Weib,
und spart weder die Rinder noch den Leib
und bringet Holzes genug,
dass im Sommer ihr den Pflug
165. nicht versäumet durch die Holzfahrt,
ihr habt euch übel bewahrt,
dass ihr euch also säumen wollt;
bis ihr noch zwei Fuder holt,
so ist es, weiss Gott! finstre Nacht.
170. Darum eilet mit Macht *):
ihr thut uns anders grossen Schaden."
Sie half den Wagen selbst abladen.
Sie sprach: „lasst euch doch sein ein wenig jach:
ihr habet euch versäumt danach."
175. Da sprach der Knecht dem Meister zu:
„es ist fürwahr noch so früh,
dass ich wohl noch zwei Fuder hol'.
Herr Meister, drum thut so wohl,
und lasset uns ein wenig essen.
180. Mich hat der Hunger so besessen,
dass ich den Leib nicht kann bewahren,
soll ich so hin zu Holze fahren,
dass ich des Essens entbehr'.
Esset ein wenig mit mir.
185. Was ihr hernach von mir begehrt,
des seid ihr gar von mir gewährt.
Ist aber, dass das nicht geschieht,
so geniesset ihr mein nimmer nicht.
Der Meister sprach: „das mag geschehn;
190. wir wollen wahrlich essen gehn,

*) Ueber maht = sehr.

wie wenig ich auch essen mag,
so äss' ich doch diesen ganzen Tag
eh' ich dich durch Hunger verlör'."
Sie gingen also hinein zur Thür.
195. Das ging dem Weibe an Seel' und Leib *).
Es macht Sorge jedem Weib
die sich einen Buler **) hält
wenn man sie dabei überfällt.
Bis sie Hände gewaschen sich,
200. hat sie getragen auf den Tisch
Brot, Käse und ein Tuch.
Sie that ihnen heimlich manchen Fluch.
Doch sprach sie: „esset in Haste" —
über zwei und dreissig Raste
205. wären sie ihr lieber beide
denn zu ihrer Augenweide.
Der Wirt sprach zu dem Knecht:
„Deine Frau die thut recht
heute den ganzen Tag, als ob sie dich
210. mehr fürchtet denn mich.
Ich weiss wohl, hätt' ich von ihr nu
zu essen gefordert, so wie du,
sie wär' mir nicht gewesen gerecht." ***)
„In Wahrheit, Meister", sprach der Knecht,
215. ich habe nun lange den Sinn,
bei wem ich auch gewesen bin
dass keiner durch mich in Schaden war,
als zu einer Zeit: da der Wald war
mit Laube wohl behangen,
220. da kam ein Wolf gegangen
unter meines Meisters Schwein'.
Die Schuld war nicht alle mein,
da ich ihn leider nicht eher sah,
al bis mir von ihm Leid geschah,
225. dass er ergriff ein kleines Schwein.
Das war recht wie das Ferkelein,

---

*) Das Orig. hat nur: daz gie dem wîbe an den lîp.

**) Das Orig. hat statt Buler das treffende Wort zuoman = der Mann, den ein Weib noch zu ihrem ehelichen Manne nimmt. Im Pfaffen Amis erlautert sich das Wort in der Umschreibung V. 382—384. (vgl. unten S. 121. in der Mitte.

daz mir gebe dehein wîp
diu zuo ir êlichem man
ie deheinen man gewan

***) D. h., sie wäre nicht mit mir übereingestimmt, hätte es mir nicht zu willen gethan.

das dort oben liegt gebraten.
Ich kann es aber nicht errathen,
obs grösser oder kleiner wäre.
230. „Es bessern sich deine Märe,“
sprach der Meister wieder ihn.
er ging sehr fröhlich hin
und nahm das Schwein wo er es sah.
Der Knecht aber ferner sprach:
235. „Da der Wolf zu den Schweinen kam
und ich ihr Schreien vernahm,
so lief ich zu demselben Ort;
es lagen aber Steine dort,
derselben war da einer,
240. der war weder grösser noch kleiner,
als die Wecke, die da steht.
Ich weiss nicht, wer sie gemessen hat.
nie sah ich, dass so sich was glich.“
„Unser Herr Gott segne dich“
245. so sprach der Meister zu hand,
„deine Märe sind gar gut bewandt.“
Er nahm die Wecke herab.
Da sprach der listige Knab:
„da ich also den Stein nahm
250. eh' der Wolf von mir weg kam,
da warf ich ihn an das Haupt,
dass er ward so betäubt,
dass er mit Mühe mir entrann
und eine Wunde gewann,
255. die blutete, dass ich schwören will,
also gewaltig und viel,
eh' dass er kam von dannen,
als des Meths ist in der Kannen,
die ihr dort hinten sehet stehn.
260. Da begann der Meister dahin zu gehn
und nahm die Kanne herfür.
Er sprach: „bei meiner Treu', ich spür'
den Segen an deinen Mären wohl,
dass ich's immer gern hören soll:
265. sie sind sowohl gut als recht.“
„Wahrhaftig, Meister,“ sprach der Knecht,
„da ich den Wolf also traf,
dass sein bester Saft von ihm troff,
konnt' er nur langsam fliehen.

270. Ich fing an, ihm nach zu ziehen,
da schlüpfte er in eine Veste,
da waren der Stämme und Aeste
so viel zusammen geschlagen,
dass ich ihn nicht mehr mochte erjagen.
275. Darunter legt er sich nieder
und sah so recht herwieder,
als jener Pfaffe jetzo sieht,
der auch glaubt zu genesen nicht,
der dort steckt unter jener Bank."
280. Der Meister zorniglich aufsprang
und griff den Pfaffen bei dem Haar.
Er sprach: „Nun bin ich fürwahr
an das Ende deiner Märe gekommen,
und habe sehr wohl vernommen,
285. warum mich die Frau ausjaget
zu allen Zeiten, eh' es taget."
Der Pfaffe ward gebunden
alsbald in kurzen Stunden *),
bis er dem Wirt verhiess, —
290. was er mit Müh' wahr sein liess, —
seines Gutes so viel,
dass ihm wär' eines Kindes Spiel,
hätt' er das Weib nie gesehen.
Das musst' er sich als Glück gestehen,
295. was er Schaden an dem Gute nahm,
dass er mit dem Leibe davon kam.
Das Weib, die ward auch geschlagen,
dass sie den Leib mochte beklagen
mit Recht gar manchen Tag.
300. Wie wohl sie nun des Wirtes pflag,
darnach ward er ihr nimmermehr
so hold als er gewesen ehr.
Der Knecht war dem Meister lieb,
dass er ihm zeigte seinen Dieb
305. so listig ohne böse Mär' **).
Es war wohl etwas schwer
hätt' er es anders ihm gesagt.
Wer mit freundlicher Klugheit sagt
und mit Geschick es thun kann,
310. der hat nie daran missgethan.

*) Ist soviel als: schnell.
**) D. i. ohne Verläumdung

Klugheit *) hat grossen Sinn.
Es erstrebet bösen Gewinn
der sie mit Falschheit zeiget:
er hat sein Lob hinab gebeuget **).
315. Wer da freundlich strebet mit,
das ist eine höfliche Sitt'.
Man mag mit Klugheit wohl thun dann,
was sehr schicklich ist gethan.
Das merket an dem Knecht.
320. Hätt' er gesprochen recht:
„der Pfaffe minnet euer Weib,
als sie auch sehr thut seinen Leib,“
das hätte der Meister nicht verschwiegen,
er hätt' es sie sogleich geziehen
325. und hätte sie auch leicht geschlagen.
So begann sie es dem Pfaffen zu sagen,
und leicht schufen ihre Sinne,
dass der Wirt ihrer beider Minne
nimmer recht erführe
330. und er ***) zuletzt wohl schwüre,
der Knecht hätte ihn betrogen
und hätte auf die Frau gelogen
allein aus bösem Hass,
und würde ihm feind um das.
335. Doch so war alles wohl bereit
mit geschickter Klugheit.
Darum auch hass ich Klugheit nicht,
Wo sie mit Fug noch geschieht.

---

2. Sanct Martins Abend.

In der Handschrift führt diese artige Erzählung die Aufschrift:
„Hie ist wie an sente Mertines naht
Ein gebovwer so vaste trank vb' maht.“
bei Hahn a. a. O. steht dieselbe Nro. V. S. 20—29 und zählt 214 Verse.

---

*) Im Orig. steht Kündigkeit.

**) Veigen = machen, dass etwas nicht mehr bestehen kann, zum Tode reif machen. Wird auch in Verbindung mit Fallen gebraucht, z. B. Otte mit dem Barte, 209. veigen unde vellen.

***) Der Wirt, der Bauer.

Es war ein reicher Bauer, der begann sehr zu jubeln an Sanct Martins Abend, und trank gewaltig viel; so machte es auch sein Gesinde, denn er hatte viel guten Wein. Als sie so viel getrunken hatten, dass ihnen die Zungen schwer wurden, kamen schlaue Diebe herbei, welche an ihren Worten wohl merkten, dass sie genug getrunken hatten. Sie beschlossen also, geschwind ein Loch in den Rinderstall zu brechen. Doch entsetzten sie sich vor des Wirtes Lärmen, so dass jeglicher von ihnen draussen blieb und seine Gesellen hinein trieb. Da war einer unter ihnen, der war kühn, der hatte verwegenen Sinn zum Diebeshandwerke und war auch listig genug: der schlüpfte zuerst hinein. Zwei Hofhunde hätten ihm da den Gewinn beinahe benommen, denn sie kamen zornig heran und bellten in den Stall hinein. Als der Wirt den Schall vernahm, ging er mit einem Lichte dahin, und ward des Diebes gewahr.

Als der Dieb innen ward, dass er nicht entrinnen möchte, wurde es ihm doch sehr unbehaglich; er zog schnell das Gewand ab, so dass ihn der Wirt nackend fand, und machte mit seiner rechten Hand über den Wirt, dessen Kinder und über jedes Rind mehr denn zehnmal das Kreuz. Dazu bewegte er den Mund, als spräche er einen Segen. Als der Wirt das sah, stand er still, sprach kein Wort, und achtete auf die Geberden. Der Dieb winkte ihm heran. Der Wirt ging näher. Da sprach der Dieb: „Siehst du, wie ich dein Gut gesegnet habe? ich will dich nicht zu Schaden kommen lassen. Ich bin es, Sanct Martin, und will dir den Wein vergelten, den du mir zu Ehren getrunken hast. Dein Trinken, dass du um meinetwillen thust, ist so grossartig, dass du dafür belohnt werden musst. Es waren Diebe hergekommen, welche dir deine Rinder und dein anderes Gut nehmen wollten; aber ich habe mich darum herbemüht, dass ich dich und dein Gut behüten will; das überlass mir: ich werde es in sorgfältige Obacht nehmen. Ich habe meinen Segen über dich gethan, und

über alles, was du hast, so dass mit Diebstahl dir Niemand dein Gut nehmen kann. Nun lösch' das Licht, lieber Mann, und geh in dein Gemach; ich will wieder dahin fahren, woher ich gekommen bin, und will dich immer wohl bewahren."

Da weinte der Wirt vor Freude, und glaubte dem Diebe, dass er Sanct Martin wäre. „Wohl mir armen Sünder!" gedachte er in seinem Sinn, dass mich Sanct Martin hier heimgesuchet hat und der Gnade gewürdigt, dass er mich und mein Gut mit seinem Segen in Hut genommen." Er verneigte sich und löschte sein Licht, denn in seiner Trunkenheit hielt er jenen wirklich für Sanct Martin; der Dieb war darüber sehr erfreut.

Der Bauer ging fröhlich wieder hinein und sprach zu den Seinen: „Wohl mir, dass ich so selig bin, ich habe Sanct Martin mit meinen Augen gesehen; mir kann nun nichts Schlimmes geschehen. Er hat mir Dank dafür gesagt, dass ich zu seiner Ehre so reichlich getrunken habe; er sagt, dass ich die Diebe nicht mehr zu fürchten brauche, und hat mich und mein Gut so sehr gesegnet, das mir Niemand etwas schaden mag. Wer es nun gut mit mir meint, der trinke heute meinen Wein zu Sanct Martins Ehre. Ich will nun nimmermehr in seinem Lobe träge sein. Wollten meine Hühner trinken, so wollte ich ihnen einschenken."

„Schenke fröhlich ein," sprach er zu seinem Knechte, „ich habe es wahr befunden, dass es wohlgethan ist, wenn man die Heiligen ehret. Wir müssen meinen Wein trinken, so sehr, dass Sanct Martin immer mehr geehrt wird, und er uns für unser Trinken Dank sagen muss. Weil ich ihm so wohl behage, dass er mich vor Schaden bewahren will, will ich nicht schonen, und was ich hier trinke, will ich ihm zu Ehren trinken; das ist meine Schuldigkeit. Wie möchte sonst seine Huld immer sanfter über uns kommen! Seit ich von ihm vernommen, dass er das Trinken gern hat, wird er dessen von mir wohl gewährt."

Er sprach zu seinem Weibe: „Nun gehe, so lieb dir dein Leben ist, und trage uns einen alten Käse her, den sollen wir essen, da ist trinken gut nach.“ Da war das Weib sehr eilig, und brachte, was er verlangte. Was da für trinken geschah! das war ein starkes Stück. Sie tranken um beiderlei Heil, der Seele und des Leibes. Seine, seines Weibes und der andern Sinne alle die wurden über Nacht sehr schwach.

Er sprach: „Trinkt tüchtig, lieben Kinder! das ist wirklich alles ein rechter Wind, was bisher hier im Trinken geschehen ist; man soll noch solche Trünke sehen, die wohl mit Ehren geschehen können. Wohl dir, Herr Sanct Martin! wer möchte dir gleichen! sie müssen dir alle weichen, die im Himmelreich sind. Hebt die Becher auf, lieben Kinder, und schenket vom kühlen ein. Sanct Martin müss' es walten, dass wir heute so trinken, damit seine Seele froh werde. Trinket kräftig! welcher Heilige hat auch eine Nacht wie der gute Sanct Martin! Wenn wir all meinen Wein heute austränken, so achtete ich das für gar nichts.“

So trank er und die Seinen dem guten Sanct Martin zu Lobe und zu Liebe, bis sie so von Sinnen kamen, dass sie ohne Besinnung waren, und nicht wussten wo sie lagen.

Das war dem Diebe in der Nacht sehr willkommen. Er trieb die starken Ochsen alle aus dem Stall, darzu auch manche gute Kuh. Als der Wirt frühmorgens von seiner Trunkenheit aufstand und zu seinem Stalle schritt, war er leer von Rindern. Nun erzählte er die böse Geschichte seinem Gesinde und sagte: „Ich wähne, Sanct Martin hat uns die Rinder alle genommen, ich weiss nicht, wo sie hingekommen sind.“

Da ward der Morgen, dünket mich, dem Abend keinesweges gleich. Dem er des Abends wohl zwanzig Becher voll geschenket hätte, dem schenkte er nun nicht einen. Er fing sehr an zu weinen, so thaten auch alle seine Kinder. Da sprach sein Weib, er wäre ein Rind

mit all seinen Sinnen, dass er gewähnt, Sanct Martinen mit seinen Augen zu sehen. So war ihm Schaden und Schande geschehen, doch klagte er über den Schaden mehr als uber den Schimpf.

Dâ mane ich mîne vriunde bî,
200. swie guot des diebes rede sî
und sîn gebaerde dar zuo,
daz man im doch sîn reht tuo
und in für einen diep habe
er muoz die liute leiten abe
205. mit sînen witzen swâ er mak.
ern wert niht einen halben tak,
jaehe er selbe, er waer ein diep.
des ist im nôt unde liep,
mit swiu er sich gevristen kan.
210. man sol in vür ein getriwen man
durch siniu wort niht enhân
ern lâz die werk der nâch gân.
ern triuget niemen sô vil,
sô den der im getrowen wil.

---

3. Die zwei Könige.

Das Gedicht steht bei Hahn a. a. O. S. 2 — 8 als Nro. 3. und zählt 184 Verse. Die Ueberschrift im Manuscript ist:

Ditz ist ein hvbsche ler
von zwein kvnigen her.

Zween Könige waren zu einer Zeit,
die grossen Hass und Neid
gegen einander trugen beide.
Dem reichern war's zu Leide,
5. dass der arme etwas behielt.
Wenn ihn nicht grosse Klugheit hielt
und auch dazu ein tapfrer Sinn,
er hätt' ihn oft gestrecket hin.
Doch war er biderb' und weise,
10. dass er gelangt zu solchem Preise,
dass ihn der reiche nicht vertrieb
und er bei seinen Ehren blieb,

bis der reiche König starb.
Als sein Sohn die Krone erwarb,
15. da wollt' auch er dem armen an.
Das widerriethen seine Mann
und schwuren ihm gar sehr,
dass sein Vater niemals Ehr'
über ihn konnt' erjagen.
20. „Ihr könnet niemand sagen"
sprachen, die ihm Rath geben,
„warum ihr wollt' mit Leide leben.
da er kein Leid euch hat gethan,
so lasst ihn diess geniessen dann."
25. Der König aber zornig sprach:
„mir ist ein solches Ungemach
geschehen durch seine Schuld,
dass er nicht kommt in meine Huld,
ich räche es an ihm immer;
30. die Rache erlasse ich nimmer,
bis ich ihm seine Ehre nehm'.
Mir hat geträumet von ihm
Unsanftes und Bittres fürwahr,
dass er es mir offenbar
35. nach meinen Ehren büssen muss
oder ihm wird das nimmer Buss' *),
dass er haben müsse jeden Tag
den Streit, den ich leisten mag."
Das begann den Weisen allen
40. sehr zu missfallen,
dass er so grosse Ungeduld **)
hegte um so kleine Schuld.
Er nahm ihres Rathes nicht wahr
und sandte seinen Boten dar;
45. der kam, da er den König fand.
Ein Wasser schied ihr beider Land,
so gross, dass grosse Schiff' es trug.
Als der Bote dort vortrug,
wie man ihm geboten das
50. und man dazu den Brief auch las,
und dass der Brief dasselbe sag',
dann fand, der König also sprach:

*) D. i. = es wird nicht eher als gebüsst angenommen.

**) Ungedult, vergl. Bd. I, 366.

„Nun sage deinem Herren das,
trägt er irgend einen Hass,
55. das will ich gerne stillen.
Er hat mit meinem Willen
kein Unrecht gegen sich gesehen;
ist es unwissend geschehen,
so büsse ich es gern und gleich.
60. Ich bin wohl so reich
an Rittern und an Gut,
an Leib und auch an Mut,
dass ich ihm Busse nicht versage.
Von heute über vierzig Tage
65. heiss ihn her an dies Wasser kommen.
Wenn seine Klage wird vernommen,
sie sei krumm oder schlecht,
ich will ihm büssen über Recht.
Der Bote damit Urlaub nahm.
70. Da er zu seinem Herren kam
und der vernahm diesen Tag,
„Was an Rittern ich haben mag,
die müssen, sprach er, all' nun dar.
Werd' ich alsdann gewahr,
75. dass er mir irgend widersteht,
nehm' ich ihm Alles, was er hat.“
Als nun der Tag gebrochen an
zum Wasser ritten beide dann,
das ihre Königreiche schied.
80. Der ärmere König nun rieth,
dass jeglicher zwölf Ritter nahm
und in einem Schiff gefahren kam
auf einen Werder, schön zu sehn,
den man sah in dem Wasser stehn.
85. Sie begannen eilends nahen.
Da sie einander sahen,
sprach der ärmere: „sagt mir an
um Gott, was ich euch hab' gethan?“
Dagegen sprach der reiche:
90. „Bescheid ist euch ja gleich
durch Brief und Boten kommen,
die habt ihr beid' vernommen.
Glaubt ihr nicht den beiden,
so will ich euch bescheiden

75. und die Wahrheit gestehen.
Mir ist ein Leid von euch geschehen,
dessen ich billig entbehr':
mir ist ein Traum so schwer
geträumt von euch, versteht!
100. Dass Schand' ich hätte stät,
wenn ihr nicht büsst das Ungemach,
das mir in der Nacht geschah."
Da hat der Arme das bedacht,
dass er viel Ritter mitgebracht,
105. die besten aus dem ganzen Land,
und die besten Rosse, die man fand.
Die je ein Ross beschritten,
waren auf die Statt geritten
(davon stand das Feld ganz voll).
110. Da sah man in dem Wasser wohl
der Ritter Schatten ganz,
auch der Rosse Farb' und Glanz.
Das nahm der ärmere König wahr
und zeigt ihm mit der Hand dar
115. in dem Wasser die Schatten.
Er sprach: „Hier geht's von statten,
dass euch hier Recht von mir geschieht,
mir fehlet auch der Wille nicht,
da ihr so grosses Leid macht laut,
120. was ihr von Rittern drinnen schaut
in dem Wasser überall,
hinauf und dort zu Thal,
die sind mir alle unterthan,
die besten sind es, die ich hab',
125. die führt gefangen von hinnen
und lasst sie dann gewinnen
eure Huld, so schnell sie mögen.
Damit will ich beilegen
das Leid, das euch von mir geschah."
130. der reiche König darauf sprach:
„Wer möchte die berühren,
oder von hinnen führen,
da es nichts als Schatten sind.
Ich wähne, ihr haltet mich für ein Kind,
135. dass ihr mich verspottet so."
Der arme König sprach da:

„Ihr musstet doch gestehen,
dass es im Traum geschehen,
das Leid, das ihr von mir klagt.
140. Da ihr mir selber habt gesagt,
dass ein Schatten reizte euern Mut;
wenn da ein Schatten Busse thut,
so ist die Busse gleich und recht.
Die sollt ihr nehmen nach dem Recht.
145. Geschähe wieder so wie eh'
in einem Traum euch von mir weh,
so kommet wieder her zu mir;
dieselbe Busse finden wir
zu allen Zeiten hier bereit.
150. Wollt ihr grosse Reichheit
mit euren Träumen erjagen
so sollt' ihr's alten Weibern sagen.
Die sagen euch wahrlich gleich,
dass ihr selig und reich
155. Werdet und dazu auch alt;
Der Nutzen ist dann dreifalt.
So ward sein Spotten so gross,
dass es den Reichen verdross:
er fuhr zornig von dannen
160. und sagte seinen Mannen,
wie ihre Unterredung war.
Dass er entging des Spotts Gefahr
ist durch ein Wunder wohl geschehen.
Sie mussten alle eingestehen,
165. wer immer denken sollte,
wie man ihm büssen wollte,
der konnte nichts bessres finden.
Das musste der König befinden.
das Wasser war so wehrhaft,
170. hätte er noch grössere Kraft,
der andere hätte sich wohl erwehrt.
Wer ohne Weisheit ausfährt,
thut er die Heimkehr
ohne Nutzen und ohne Ehr',
175. da ist kein Wunder bei gewesen.
Wer seines Willens will genesen *)
und ohne gute Klugheit lebet,
wenn der nach fremden Ehren strebet,

*) Froh werden.

die schwer sind zu erwerben,
180. des Gewerbe muss verderben.
Man verlieret unnützes Spiel
durch eigene Schuld viel,
die das Unnützeste beginnen
sind von sehr dummen Sinnen.

4. Der Pfaffe Amîs.

I. V. 1—38.

Einleitung.

Hievor war Freude und Ehr'
beliebet also sehr,
dass, wo ein feiner Mann zu Hofe kam,
man seine Rede gern vernahm.
5. Saitenspiel, Singen oder Sagen
das war angenehm in den Tagen;
das ist aber nun so unwerth,
dass es der sechste nicht begehrt,
er könnte dann eine Märe,
10. die den Leuten gut wäre
gegen Sorgen und Armut;
etwas anderes dünkt sehr selten gut,
was er sonst in Wort und Rede kan.
Wie soll nun ein kunstvoller Mann
15. am Hofe sich betragen?
Ich weiss es nicht zu sagen.
Ich verstehe sinniger Worte viel,
das bezeug' ich dem, der's hören will;
wo man deren gar nicht begehrt,
20. da bin ich eines Thoren werth.
Nun höret, was vordem geschah.
Da Freud' man vor der Sorge sah,
man Ehre statt der Schand' empfing,
Freigebigkeit vor Kargheit ging,
25. Treue schritt vor Untreu weit,
und Rechtlichkeit vor der Bosheit
ohne Kummer wohl genass,
und Wahrheit vor der Lüge sass;
da war die Tugend wohlgefällig
30. der schlechten Sitte war man abfällig,

und die Tugend besass alles Land,
so dass Untugend man nirgends fand;
vor Uebel ging die Gütigkeit,
vor Trauren Hochgemutheit;
35. die Demut war des Friedens Knecht
und das Recht ging für's Unrecht.
Das war in den Stunden,
ehe Trügen wurde gefunden.

II. V. 39 — 59.
Wer der Pfaffe Amîs war.

Nun saget uns der Strickaere,
40. wer der erste Mann wäre,
der Lügen und Trügen anfing,
und wie es ihm nach Wunsche ging,
dass er keinen Widersatz fand.
Er hatte ein Haus in Engelland
45. in einer Stadt zu Tranis,
und hiess der Pfaffe Amis.
Er war in den Büchern ein weiser Mann
und verschenkte so sehr, was er gewann,
um der Ehre willen und um Gott,
50. dass er der Milde Gebot
zu keiner Zeit überging.
Er hielt seine Gäste und empfing
sie besser als sonst jemand thate,
weil er dazu Vermögen hatte.
55. Seine Freigebigkeit war so gross,
dass es den Bischof verdross,
dem er war gehorsam.
Da er so viel von ihm vernahm
blieb er nicht ohne Neid.

III. V. 60 — 180.
Wie der Bischof einen Theil des Vermögens vom Pfaffen Amis verlangte und ihn mit spitzfindigen Fragen versuchte *).

Der Bischof kam zum Pfaffen zu einer Zeit und sprach: „Herr, ihr habet stets einen grössern Hof als ich, das ist sehr unbillig, ihr habt zu viel Vermögen, welches ihr mit vornehmen Wesen verthut; darum sollt

*) Vergl. Eulenspiegel: L'hist. de la vie de Wlenspiegel p. 68., cont. 20. Augsb. Ausg.: Historie 28. Neu-Hallische A. Hist. 26.; bei Marbach S. 28.

ihr mir einen Theil davon geben; ihr dürft euch nicht dawider sperren, denn ich will es haben und, fürwahr! ihr müsst mich dessen gewähren." Der Pfaffe Amîs erwiederte: „Mein Sinn ist von der Art, dass ich mein Gut jederzeit ganz wohl verzehre und mich vorsehe, dass nichts übrig bleibt; wäre es mehr, ich könnte es gut gebrauchen. Ich gebe euch nicht anders etwas, als wenn ihr geruhet, meinen Tisch anzunehmen; begehrt ihr das, so reitet in mein Haus und lasst mich euern Wirt sein, so oft ihr wollt; aber lasst mich von der Abgabe frei. Ich gebe euch nimmer einen Pfennig." Der Bischof erwiederte zornig: „So ist die Kirche, welche ihr von mir habt, wegen dieser Missethat verloren. Amis sprach: „Das besorg' ich eben wenig. Ich bin euch immer gehorsam gewesen und habe in meinem Amte nichts versäumt. Versucht mich auch mit Worten aus den Büchern. Verstehe ich mein Amt, so wie ich es soll, so lasst mich auch darin bleiben." — „Das thu' ich, sagte der Bischof. Da ich euch prüfen soll, so kann ich mit kurzen Worten das hier gleich thun; ihr habt den Habicht angerannt."

„Sagt mir, wie viel Wasser im Meere ist; — ich erlasse euch die Antwort nicht, aber bedenkt euch auch sehr wohl; denn sagt ihr zu viel oder zu wenig, so nimmt euch mein Zorn die Kirche." „Es ist gerade ein Fuder", sprach er. „Wer verbürgt dir das, sagte der Bischof, zeiget mir den." „Das müsst ihr, sprach der Pfaffe, ich lüge nicht um ein Haar; aber wenn ihr es nicht für wahr haltet, so macht, dass die Gewässer, welche in das Meer gehen, still stehen, dann will ich es euch messen und sehen lassen, so dass ihr mir Recht geben müsst." „Wenn ihr es so anstellen wollt, versetzte der Bischof, so lasst die Wasser nur vorwärts gehen und ich will euch das Messen erlassen, denn ich kann sie nicht stehen heissen."

„Aber nun sagt mir, wie viel Tage von Adam her bis jetzt sind?" „Der sind sieben, sprach er, als die

zu Ende waren, sind wieder sieben gekommen und so ange die Welt steht, werden ihrer weder mehr noch weniger."

Das war dem Bischof verdriesslich und er sprach zornig zu dem Pfaffen: „Nun saget mir aber, welches recht die Mitte sei auf diesem Erdreich? Theilt ihr es nicht ganz gleich, so geht euch die Kirche fort, darum antwortet nicht so nach blossem Gutdünken." „Das ist bald gethan, entgegnete der Pfaffe, die Kirche, welche ich von euch habe, die steht gerade in der Mitte. Lasst euere Knechte nur ein Seil nehmen und messen, reicht es an einem Theile nur eines Halmes breit darüber, so nehmt mir darum die Kirche." „Ihr lügt, sprach der Bischof; aber wie sehr ihr mich auch betrüget, so muss ich es euch schon glauben, wenn ich nicht an das Messen gehen will."

„Allein nun sagt mir doch, denn ihr seid ein so sehr weiser Herr, wie weit es von der Erde aus bis an den Himmel sein mag?" „O nicht weiter, sprach der Pfaffe, als dass ein Mann bequem hinauf rufen kann. Zweifelt ihr daran, so steiget hinauf und ich will hier rufen; höret ihr mich dann nicht sogleich, so steiget schnell hernieder und nehmet euere Kirche wieder hin."

Das war dem Bischof sehr verdriesslich. „Euere Weisheit, sagte er, macht mir viel Mühe; aber nun saget mir noch, wie breit wohl der Himmel sein mag, oder die Kirche ist mein." „Das will ich euch ganz gewiss sagen, antwortete der Pfaffe Amis, so wie mir meine Kunst gesagt hat, ist er tausend Klafter breit und dazu noch tausend Ellen. Wollt ihr das nun ganz genau zählen, was ich euch sehr gern gönne, so nehmet die Sonne und auch den Mond ab, auch was der Himmel sonst von Sternen noch hat, rückt ihn dann überall zusammen, da wird er also schmal werden, so dass ihr mir, wenn ihr gemessen habt, meine Kirche lasst."

IV. V. 181 — 310.

Wie der Bischof dem Pfaffen einen Esel in die Leseschule gab *).

„Ihr versteht so viel, sprach darauf der Bischof, dass ich euere Kenntnisse nicht entbehren will, und ihr müsst mich damit ehren, dass ihr einen Esel in den Büchern unterweiset. Seit ihr den Himmel gemessen habt und den Weg, der davon bis zu uns geht, und Meer und Erde dazu, muss ich mich überzeugen, ob euch irgend eine Kunst widersteht. Habt ihr aber alles das gethan, was ihr mir vorhin erzählt habt, so glaube ich, dass ihr alles bewerkstelligen könnt, was ihr wollt. Daran will ich nun sehen, ob das Andere alles wahr sei; denn lehret ihr den Esel richtig lesen, so nehme ich alles für voll, was ihr gesagt habt und weiss, dass ihr die Wahrheit redet.“ „Nun so gebt mir einen Esel her, sprach der Pfaffe, ich will ihn lesen lehren.“ Man fand bald einen jungen Esel, den man zu ihm brachte und der Bischof erinnerte ihn, nicht zu vergessen, es ihm anzuzeigen, wenn der Esel gelernt habe. Der Pfaffe bemerkte hierauf: „Ihr wisst wohl, dass wenn ein Kind soll unterrichtet werden, bis es weise ist, zwanzig Jahre dazu erforderlich sind; wenn ich nun einen Esel in dreissig Jahren so unterweise, wie ich soll, da er doch noch gar nicht sprechen kann, so denke ich, dass euch das genügen muss.“ „Nun lasst sehen, sprach der Bischof, denn könnt ihr es nicht ausrichten, fürwahr! es soll euch sehr leid thun.“

Der Pfaffe dachte bei sich: „Alle drei leben wir zuverlässig keine dreissig Jahre mehr; entweder stirbt der Esel, der Bischof, oder ich, und der Tod kann mich sehr wohl von dem Schaden befreien, den er mir zuzufügen denkt.“ Als der Bischof weggegangen war, nahm er den Esel vor, liess ihm einen Stall machen, worin er die Kunst, die er ihn lehren wollte, geheim hielt. Er hol

*) Vergl. Eulenspiegel: La vie de Wlenspiegel, Amst. 1703, hat diese Geschichte nicht. Augsb. A. Hist. 29; Hallesche (Dietlein) Hist. 27; bei M…bach S. 30.

ein altes, abgenutztes Buch, legte ihm das vor, schüttete zwischen jegliches Blatt Hafer und liess den Esel nie satt füttern. Das that er darum, dass er die Blätter desto besser umwerfen lernte. Wenn nun der Tropf zwischen einem Blatte nichts fand, so warf er es gleich um und suchte dann, und so wieder anderwärts; wenn da nichts mehr drinnen war, so stand der Esel und las so lange in dem Buche, bis er dahinter kam, wie er den Hafer daraus erlangen konnte. Das trieb er früh und spät mit ihm in einem fort, bis er das Umblättern fertig gelernt hatte.

Nun kam der Bischof und sagte, dass er wissen wollte, wie weit der Esel sich in den Büchern beflissen. Da suchte der Pfaffe ein ganz neues Buch hervor, legte es vor sich auf den Tisch und sprach zum Bischof: Herr, ich sage euch, was er kann; umblättern hat er gelernt." „Gut, erwiederte der Bischof, das nehme ich für voll; es ist so sehr lange noch nicht her, seit er angefangen, er mag auch wohl noch lesen lernen. Lasst mich das Umblättern sehen." „Da schlug der Pfaffe das Buch auf und führte den Esel an den Tisch, der alsbald auch, um den Hafer zu bekommen, das Maul hinein steckte. Da nun nichts darin war, warf er, um Hafer zu finden, ein anderes Blatt um, wo auch nichts war, und so fort das ganze Buch durch, und wäre nur ein einziges Korn darin gewesen, er hätte es aufgelesen. Da nun aber in dem ganzen Buche nichts war, so fing er, so laut er immer konnte, an zu brähen. Als er das that, fragte der Bischof: „Was ist das?" „Das will ich euch gleich bescheiden, sagte der Pfaffe, er hat die Buchstaben gesehen, ich lehre ihm jetzt das A B C, davon hat er noch nicht mehr gelernt als das A, das hat er sehr häufig darin gesehen und es darum so laut gesprochen, damit er es desto besser behielte; er lernt über die Maassen wohl und ich lehre ihm das, was ich soll."

Da war der Bischof sehr zufrieden und sie schieden ausserordentlich zufrieden von einander. Gott erlösete

aber den Pfaffen bald von seiner Noth, denn nach kürzer Zeit starb der Bischof und der Esel wurde nicht weiter unterrichtet.

V. V. 311 — 336.
Wie Amîs durch seine Berühmtheit mehr Gäste erhielt, als er bewirten konnte.

Nun hielten die Leute den Pfaffen Amîs alle für so weise, dass sie ganz gewiss glaubten, er würde den Esel lesen gelehrt haben, wenn der Bischof am Leben geblieben wäre. Deshalb ward der Pfaffe sehr geehrt und weit und breit im Lande bekannt. Wer die Geschichte hörte, der ritt oder ging zu ihm, zumal da er die Leute gut aufnahm. Davon mehrten sich seine Gäste so, dass er endlich mit Betrübniss sah, er würde sie nicht mehr bewirten und die Sache nicht verborgen bleiben können. Das machte ihm manche Sorge und er bedachte, dass alle seine Freigebigkeit zu Ende wäre, wenn er sein Haus im Stiche liesse, und wie er doch so gern darin bliebe; doch bedachte er auch, dass er ausser dem Hause leichter wieder Gut gewinnen könnte und er sprach zu sich: „ich will nach Gut werben, denn mein Haus soll nicht verderben."

VI. V. 337 — 490.
Wie der Pfaffe auf den Kirchweihen im Lande von den Frauen grosse Opfer erlangte*).

Nun rüstete sich der Pfaffe herrlich, dazu auch sechs Knappen und machte alle wohl beritten, führte auch alles mit sich, was ein Pfaffe haben muss, der predigen will, um damit Gut zu erwerben. In Worten war er so weise, dass ihn keiner tadeln konnte. Was ein Maler gebraucht, und was ein Arzt zu seinen Arzeneien haben muss, das hatte er alles bei sich. Damit zog er nun in eine Gegend, wo er eine Kirchweihe fand und bat den Pfaffen, welcher das Evangelium las, dass er ihn predigen liesse,

*) Vergl. Eulenspiegel: Hist. de la vie de Wl. Amst. 1703, p. 71. Conte 21. Augsb. A. Hist. 31; Hallesche A. Hist 29; bei Marbach S. 34.

indem er ihm die Hälfte von dem Gewinne versprach. Es waren aus mancher reichen Familie Bauern und Frauen da, zwanzighundert oder mehr konnte man sehen. Nun sprach er vom neuen Testamente und zog auch das alte an und predigte sehr eifrig; darnach sagte er: „Ihr mögt immer froh darüber sein, dass mich Gott in dieses Land gesandt hat, denn ich habe euch ein Heiligthum hierher gebracht, welches alle Tage Wunder thut. Euch soll hier die Gnade geschehen, dass ich euch heute Zeichen sehen lasse, die ihr mir wohl glaubet. Seht, hier habe ich Sanct Brandanus' Haupt, welches zu mir gesprochen hat, dass ich ihm einen Münster machen soll, aber mit so reinen Gaben, wie es sich auch für Gott im Himmel geziemt, und hat mir bei meinem Leben geboten, keine Opfer zu nehmen, welche mir ein Weib gibt, welche neben ihrem ehelichen Mann es noch mit einem andern Manne gehalten hat. Wenn eine das gethan hat, so gebiete ich ihr, stille zu stehen, denn wenn sie mir etwas geben wollte, so wahr! ich nehme es nicht, das will ich euch wohl schauen lassen."

Als er zu singen begann, fingen die Frauen an mit ihren Opfern herzu zu dringen, und diejenigen, welche heimliche Buler hatten, fassten Mut und wurden die allerersten; er nahm aber ihre Opfer alle. Als sie nun sahen, dass er alle die Opfer annahm, welche ihm gebracht wurden, und Niemandes Opfer zurück wies, drangen die Frauen alle in hellen Haufen heran. Diejenige, welche stehen geblieben wäre, hätte sich alsbald in das Gerücht gebracht, man zeihe sie heimlicher Bulschaft. Das wussten sie wohl, und kamen darum alle. Die Frau, welche keine Pfennige hatte, die borgte sich schnell welche, oder opferte einen goldenen oder silbernen Fingerring. Sie eilten so sehr, als ob sie alle ihre Ehre damit lösen sollten. Die tugendhaften und die anrüchigen kamen zusammen, und nahmen sorgfältig wahr, welche Frau man etwa nicht opfern sähe, damit man von ihr sagen könnte, dass ihre Treue von Kupfer sei.

Das war das reichste Opfer, welches vor dem und nachmals einem Pfaffen an einem Feste gegeben wurde; da hätte sich eine Frau viel lieber mit Ehren in das Grab gelegt, als dass sie sich selber den Schimpf gethan hätte und nicht zu ihm gegangen wäre. Die aber, welche in üblem Rufe stand und aus dem Gerede kommen wollte, opferte wohl dreimal, damit dem Leuten kund würde, dass sie unbescholten sei, rein und ehrbar.

Nachdem alle geopfert hatten, was sie sehr gern thaten, sprach der Pfaffe Amîs: „Gott hat heute hier in göttlicher Weise ein Zeichen gethan, dass wir hier so viele Frauen haben, die sich alle gut gehalten, dass sie in keiner unerlaubten Liebe stehen, noch heimliche Buler haben. Nun gebiete ich bei dem Banne, dass man alle die, welche heute hier gewesen sind, von übeler Nachrede frei lasse; denn sie sind gewisslich unbescholten. Mag eine Frau so edel oder reich und so gewaltig auf der Welt sein wie sie will, so nehme ich doch, wenn sie unerlaubter Liebe pflegt, ihr Opfer nicht; diejenigen aber, deren Opfer ich genommen habe, die haben sich wohl behütet, sind rein und gut.

So wurde der Pfaffe reich, und von Frauen und Weibern ausserordentlich gelobt. Er trieb aber diese Reden in jeder Kirche, wo er hinkam, und wo man ihn predigen hörte, da waren die Frauen froh und auch von dem Verdachte unerlaubter Liebe frei. Er gewann aber mit dieser List so viel Geld, dass er seine Pfänder einlös'te, und solchen Reichthum erlangte, dass er sein Haus behielt, nur weil er die Frauen ehrte. Wo er einkehrte, empfing man ihn wie einen Gott, und sie sagten, er wäre ein heiliger Prediger, dass er in dem Lande umher ritte und keine Kirche vermiede, sondern darin predigte, damit man die Frauen desto besser von unerlaubter Liebe frei wüsste. Zu allen Zeiten war bei ihm ein Bote von mancher edlen Frau, die ihn sehr um Gottes willen baten, dass er zu ihrer Kirche käme, damit man ihn dort

auch vernähme. Damit gewann er so viel Geld, dass er von allen Sorgen frei wurde.

VII. V. 491 — 804.

Wie Amis nach Frankreich zog, und in Paris dem Könige einen Saal malte, dessen Gemälde nur ehelich Geborene sehen konnten *).

Da der Pfaffe reich wurde, strebte er mit seinen Sinnen darnach, grossen Gewinn zu machen. Er ritt nach Kerlingen, und begab sich in der Stadt Paris zu dem Könige des Landes, den fragte er, ob er seiner etwa bedürfte, was ihn sehr glücklich machen würde. Der König fragte ihn: „Nun, Meister, sagt mir, was ihr für Künste könnet.“ Er antwortete: „ich kann so gut malen, dass es die ganze Welt loben soll; denn ich verstehe eine Kunst, die allen Menschen, welche gegenwärtig leben, mich ausgenommen, fremd ist; diese Kunst habe ich selber erfunden. Ich male euch, gleichviel ob es ein Haus oder Saal ist, alles Zahme und Wilde, was jemand lebendig gesehen hat. Wenn alles fertig ist, lasse ich Ritter und Frauen hineingehen um es zu schauen, und alle die dabei sind, mögen sie alt oder jung sein, keiner ist so gut, so weise und wohlgemut, dass er das Gemälde sehen könnte, wenn er nicht von Vater und Mutter her ein echtes eheliches Kind ist. Nur diese sehen es; andere, die nicht in ordentlicher Ehe geboren sind, sehen nichts. Geruhet ihr etwa ein solches Werk zu begehren, so thue ich es sehr gern und zeige euch, dass ich in der Kunst Meister bin.“

Das war der König sehr gern zufrieden, und führte den Meister alsbald in einen hohen und weiten Saal (Palas), wo er ihn sich umsehen hiess und ihn fragte, was er ihm geben sollte, wenn er ihm den Saal malte. Da sprach der Pfaffe Amis: „Man lobt euere Person und Lebensart so, dass ihr mir leicht gebt, was ich fordere. Gebt mir dreihundert Mark, denn ich habe so viel

*) Vergl. Eulenspiegel. Amst. 1703, p. 60, cont. 19. Augsb. A. Hist. 27; Hallesche A. Hist. 25; bei Marbach S. 25.

Kosten, dass fast alles darauf geht, und mir nichts übrig bleibt." Der König erwiederte: „Wollt ihr mehr? bei meiner Treue, ich gebe es euch, ehe wir jetzt von einander scheiden; ich ermahne euch, dass ihr es sogleich thut, denn ich habe niemals lieber Geld gegeben." Da sprach der Pfaffe: „Ich male diesen Saal so, dass während ich darin arbeite, weder ihr noch sonst jemand hineinkommen darf; auch getraue ich mich das Werk in sechs Wochen, oder auch früher zu beendigen. Wenn ihr also das gebietet, so will ich den Saal malen."

„Des seiet gewährt, sprach der König, und dazu alles, dessen ihr begehrt. Verschliesset die Thür, ich stelle euch zwei Wächter davor, welche niemand hinein lassen, bis ich zuerst darin gewesen bin. Sechs Wochen will ich abwesend sein, dann will ich kommen und alle meine Ritter mit mir bringen, und jeder Ritter, der hineingehen will, soll euch Eintrittsgeld geben, dass soll euere besondere Vergünstigung sein; ich verspreche euch aber, dass wenn ich bis dahin gesund bleibe, alle meine Ritter hineingehen müssen, damit ich sehe, wer in richtiger Ehe erzeugt ist, denn allen unehelich Gebornen werde ich ihre Lehen nehmen. Darauf ritt der König mit seinen Mannen fort, und erzählte diese Geschichte vom Maler überall.

Der Pfaffe ging nun mit seinen Knechten in den Saal, um zu malen; er verhing alle Fenster dicht, liess auch niemand als seine Knechte hinein, und Fleisch, Fisch, Meth, Wein und was er sonst begehrte, wurde ihm gebracht; damit war er Tag und Nacht im Saal, malte aber gar nichts. Als die sechs Wochen um waren, kam der König und brachte ein grosses Heer von Rittern mit sich; denn alle, die er in dieser Zeit gesehen und gesprochen hatte, waren bei ihm. Der Meister empfing den König, sagte ihm, dass er in den Saal gehen, und die Ritter draussen lassen möchte, damit er zuvor hörte, wie es dem Könige gefalle, und er demselben die Gegenstände erklären könnte.

Sie gingen in den Saal und schlossen die Thür zu; der König blickte an den Wänden umher, und sahe nicht mehr als er früher gesehen hatte. Da erschrak er und dachte bei sich, o weh! ich habe zwei Ehren verloren, meiner Mutter und meine Ehre. Sage ich, dass ich nichts sehen kann, so breiten die andern, welche es sehen können aus, dass ich nicht aus richtiger Ehe bin, und das bin ich nicht, weil ich gar nichts sehen kann; daher ist's besser, ich sage, dass ich es sehe, so erhalte ich doch meine Ehre; denn es kränkt mich und macht mich todt, dass Ritter, Frauen und sogar Knechte es schauen sollen. Da sprach der König: „Meister, nun sagt mir von welchen Gegenständen ihr hier so schön gemalt habt?" Der antwortete: „Dieses ist von Salomon und seinem Vater David und dem grossen Streite, den dieser mit Absalon stritt, wo er ihm nachjagte, und dessen Haar sich um einen Ast schwang, dass er dadurch hängen blieb. Dieses andere ist vom Könige Alexander, wie er Trevernis überwand, und Porus aus Morenland, und was er sonst noch that. Hier aber, Herr, steht, was die Könige thaten, welche zu Rom gewaltig waren; hier aber mag man sehen, was zu Babylonien ist geschehen, bis es Gottes Zorn mit mancherlei Sprache verwirrte. Da oben aber habe ich euch selbst hingemalt, wie euere Ritter alle mit euch in den Saal gehen und bei euch sitzen und stehen; wie der, welcher das Gemälde nicht sehen kann, sich vor Leide einen Schlag an sein Herz gibt, wie aber die wohlgemut sind, welche es gesehen haben."

„Nun hab' ich alles wohl gesehen, sprach der König mit Lügen, wer es nicht sehen kann, der mag es sich annehmen; ich habe nie ein Haus besser gemalt gesehen."

Der Meister sprach: „Nun gehet hin und lasst die Ritter ein und sagt ihnen auch dabei, was heute meine Vergünstigung ist." Da schloss der König die Thür auf und sprach zu den Rittern: „Jeder Ritter, der hereingeht, so lange die Sonne am Himmel steht, der gebe

meinem Meister eine Verehrung, oder er bleibe draussen. Diese Vergünstigung habe ich dem Meister verliehen. Da gingen die Ritter herzu; einige gaben ihm ihr Gewand, einige gleich Pfennige, einige Pferd oder Schwert; auf diese Weise wurde er bereichert und geehrt. Darauf drangen die Ritter alle mit Geräusch in den Saal; aber keiner war, der, als er das Gemälde nicht sah, nicht sehr erschrocken wäre, und doch um seiner Ehre willen sprach: er sähe es wohl, und es wäre gut. Allein es ging ihnen zu Herzen und sie sahen betrübt aus und fürchteten, dass man dahinter käme, dass sie das Gemälde nicht sehen könnten und ihnen dann das Lehen nähme, so dass sie verderben müssten. Sie wähnten vor Leide zu sterben, dass sie nichts sehen konnten, als sie den König sagen hörten, dieses stände da und das da, wie es ihm der Meister gesagt hatte; aber sie sprachen alle: „Es ist also.“ Doch waren sie sehr misslaunig, dass sie sich selber ihre unehrliche Herkunft gestehen mussten, und jeder hätte wohl geschworen, dass alle ausser ihm die Gemälde sähen, beeiferte sich daher zu sagen, er sähe alles über die Massen wohl, zürnte aber in seinem Herzen, dass seine Mutter sich nicht besser behütet hätte.

Da nun alle das Gemälde sahen und lobten, begehrte der Meister vom König Urlaub und seinen Lohn, empfing den und ritt davon; er hatte wohl zweihundert Mark zu Hofe erworben, die sandte er schnell heim und hiess die Gäste bewirten, während der Zeit, dass er abwesend wäre. Als die Ritter den Saal beschauet hatten, ging am andern Tage die Königin mit ihren Frauen hinein, die erschraken alle eben so wie die Ritter, oder noch mehr, dass sie gar nichts erblickten, sagten aber, eben so wie die Ritter, sie sähen alles sehr wohl. Nun kamen auch die Knechte und mancher sprach aus Scham, es wäre alles gut und schön, er hätte etwas besseres noch nicht geschauet. Fürwahr! sprach einer, welcher dabei war, siehst du denn wirklich etwas? Meine Au-

gen sind nicht von Glas, ich müsste es sonst eben so gut sehen. Nun sprachen die, welche sich schämten, „wir hören wohl, du bist darum so blind, weil du kein eheliches Kind bist.“ Da war ein Narr zugegen, der sagte: „Ich weiss nicht, was für ein Kind ich bin und ob ich irgend einen Vater habe; aber hier ist nichts angemalet, denn es sieht hier keiner besser als ich; wer das widerstreitet, der gewinnet heute die Wette, welche ich anstellen kann.“ So stritten die Knechte mit einander, bis noch mehrere hinzukamen, die auch sagten, man könnte nichts sehen, und wer sagte, dass er da was gemalet sähe, das wäre ein Gauch. Da bedachten auch die Klugen sich, als sie sahen, dass sie nichts wahrnahmen, und sprachen dem Narren nach, und die Knechte gestanden einander die Wahrheit. Als die Ritter das vernahmen, kamen sie zu den Knechten und fingen an sich zu entzweien, bis der Jüngste durch Wahrheit die Lüge überwand und allezusammen sagten, es wäre eine Betrügerei. Nur der König schwieg still und hörte zu, da aber endlich alle, Arme und Reiche, gestanden, dass sie nichts sähen, sagte er: „Weiss Gott! ich sehe auch nichts.“ Da erhob sich grosse Verspottung am Hofe und Lärmen, und zuletzt sagten Alle: „Dieser Pfaffe ist ein schlauer Mann, dass er so grosses Gut erhaschen kann.“

VIII. V. 805 — 932.

Wie der Pfaffe nach Lothringen zog, sich für einen Arzt ausgab und die Siechen im Krankenhause alle gesund machte *).

Nachdem der Pfaffe am Hofe zu Kerlingen sich solche Schätze erworben, ritt er nach Lothringen und fragte dort alsbald nach dem Herzoge. Diesem sprach er vor, dass, Gott ausgenommen, er der beste Arzt wäre. „So hat euch Gott hergesendet, erwiederte der Herzog, und ich bin sehr erfreuet darüber, denn ich habe hier ziemlich viel Angehörige und Dienstmannen, die ich un-

---

*) Vergl. Eulenspiegel: Augsb. A. Hist. 17; Hallesche A. Hist. 15; bei Marbach S. 16.

gern krank sehe; gibt euch nun Gott solches Heil, dass ihr die gesund macht, so sollt ihr schnell reich werden. Da sprach der Pfaffe Amîs: „Ich bin ein so weiser Arzt, dass ich alle die, welche nicht den Aussatz haben oder nicht an Wunden leiden, möchte ihnen noch so weh sein und wenn es ihrer Tausend oder mehr wären, doch gesund mache, ehe der Tag vergeht, oder ihr sollt mir das Leben nehmen. Ich will auch von euch weder Belobung noch Belohnung empfangen, bis ihr selber von den Kranken höret, dass sie gesund sind.“ Das gefiel dem Herzog und es wurde alsbald nach den Siechen geschickt, deren zwanzig kamen, welche der Pfaffe in ein Gemach führte und dort so zu ihnen sprach: „Ich kann euch sehr schnell von euerem Siechthum befreien, aber ihr müsst mir einen Eid schwören, das, was ich euch sage, eine Woche lang zu verschweigen.“ Als das die Siechen gethan hatten, hiess er sie zusammen abseits gehen und sich unter einander besprechen, welcher der Siecheste von ihnen sei; den sollten sie nennen, und sofort wollte er sie gesund machen, indem er denselben tödtete und mit dem Blute ihnen aus ihrer Noth hülfe.

Da erschraken die Siechen, und der von ihnen, welcher wegen seines Siechthums kaum kriechen konnte, fing an ohne Stab zu gehen, nachdem dies gesprochen war; denn er fürchtete, dass es sein Tod sein möchte, wenn man seiner Noth gewahr würde. Und jeglicher dachte bei sich, wenn ich auch sage, dass mein Leiden noch so klein ist, so sagt hier doch einer, seine Krankheit sei noch geringer, und wieder einer, die seinige noch kleiner, und dann behaupten sie alle zusammen, ich sei der siecheste, und er tödtet mich und macht sie damit gesund. Darum will ich mich vorsehen und sprechen, dass mir nichts weh thue. So dachte der Eine und so dachten sie Alle und redeten, ihnen wäre Gnade wiederfahren, sie wären alle gesund geworden, und sagten das auch dem Meister. Meister Amîs sagte: „Ihr

betrüget mich!“ aber jeglicher schwur bei seiner Treue, dass ihm nichts fehle, es wäre wahr. Da war der Meister sehr froh und sagte ihnen: „Nun dann gehet und verkündiget es auch dem Herzoge.“ Damit säumten sie nicht, sondern gingen hin und sagten, als sie ihren Herrn sahen, es wäre ein Heiliger gekommen, und ihr Siechthum wäre von ihnen genommen. Das wunderte den Herzog gar sehr, und er fragte einen Jeden besonders, ob es wahr wäre? Da zwang sie der Eid, den sie dem Pfaffen geleistet, dass sie keine andere Rede hatten, als sie wären gesund.

Da hiess der Herzog dem Meister hundert Mark Silbers geben, die er alsbald empfing, Urlaub nahm und das Geld nach Engelland sandte, um dafür die Gäste ohne Unterschied zu bewirten. Als er eine Woche fort war, da wurde den Siechen so weh wie vorher, oder noch mehr, und sie sagten dem Herzoge, wie der Arzt, welcher sie heilen sollen, sie betrogen hätte, und von dem Eide, den sie schwören müssen, die Sache sechs Tage lang zu verschweigen. Als der Herzog das hörte, sagte er es überall den Seinen, und es erhob sich am Hofe zu Lothringen davon eben solcher Lärm wie zu Kerlingen, und sie sprachen Alle: „der Pfaffe Amîs ist aller List sehr kundig.“

IX. V. 933 — 1028.

Wie Amîs die Bäuerinnen mit dem Hahnenopfer betrog.

Als der Pfaffe von Lothringen kam, machte er es wie zuvor und predigte in den Dörfern, wo Kirchweihe war, dazu trieb er auch noch andere Dinge. Er fuhrte einen schönen Kasten mit sich, worin sein Reliquienschrein mit den Reliquien war, und unterliess es keinen Tag, einen Knecht vorauszuschicken, welcher spähen und erforschen musste, wo eine reiche und einfältige Bäuerin war, der er dann sein Gebet, welches er mit ihr in der Nacht halten wollte, ansagen liess. Wegen seiner grossen Heiligkeit war sie dann sehr erfreuet

ihn zu sehen. Durch seinen Knecht hatte er aber auch auskundschaften lassen, wie ihr Haushahn beschaffen war, und so wie er das wusste, liess er einen Hahn kaufen, der ähnlich aussah, welchen er dann in seinem Kasten verbarg. Kam er nun in die Herberge und merkte an der Frau, dass sie ihn für einen heiligen Mann hielt und seinetwillen eine Mahlzeit anrichtete, so sprach er: „Meine liebe Schwester, du hast ein Opfer, das gib mir; denn empfange ich das von dir, so entgilt es dir Gott, fürwahr! vor Hahnenruf; dieses Opfer ist dein Hahn, der dort steht, den heiss mir, um Gottes willen, auf das Beste zum Abendessen machen.“ Der Hahn wurde sofort geschlachtet, und die Frau konnte kaum warten, bis er gesotten war; der Pfaffe verzehrte ihn ganz allein und behielt die Knochen. Wenn nun alle Leute schliefen, so nahm er seinen Hahn aus dem Kasten und setzte ihn dahin, wo der Haushahn gesessen hatte. Wenn nun die Zeit kam, dass der Hahn krähen sollte, so hob der fröhlich an; alsdann liess der Pfaffe von seinem Knechte ein Licht anzünden und verkündigte der Frau, dass ihr Hahn wieder da wäre. „Ich habe es wohl vernommen, sprach sie, hier ist ein Zeichen geschehen.“ Der Pfaffe Amis sagte dann zu ihr: „Also sollst du dich versehen, glaube das Gott und mir, dass alles, was ich von dir empfange, Gott dir zwiefältig wieder gibt, und nicht blos hier gibt er soviel, sondern das Himmelreich will er dir auch geben.“ Dann liess er einen Tisch bringen, bedeckte ihn wie einen Altar mit seinem Altartuche, stellte seine Reliquienschreine darauf, welche schön goldfarbig waren und mit Cristallen, hell wie ein Eis, verziert, setzte wohl dreissig Lichter um sich, und hielt ein herrliches Amt. Er sang eine Frühmette, dann eine Messe und ertheilte der Frau, ihren Verwandten und ihrem Manne so grossen Ablass, dass selbst der, welcher das Reich Gottes hätte fressen mögen, sich daran musste genügen lassen. Alles, was sie Uebels gethan hatten oder noch

hun würden, und alles was sie ihr Lebelang sündigen wollten, wurde ihnen vergeben. Damit gewann er denn von ihnen, ehe er abzog, eine Mark oder auch mehr; war es einem Manne etwa nicht ganz recht, so bat ihn die Frau so lange, bis dass er ihr gönnte, dass sie dem Herrn um das ewige Leben etwas geben durfte. Mit solchem Gewinne machte sich der Pfaffe dann noch vor Tage davon.

X. V. 1029—1164.

Wie der Pfaffe einen Ritter zur Busse brachte, als ihm dieser das von der Frau erhaltene Geschenk wieder nahm.

Einst ward ihm die Frau eines Ritters ausgekundschaftet, die war einfältig; der Ritter war ausgeritten und er liess sie um Herberge bitten, welche ihm auch sogleich gewährt wurde. Da sie seine Heiligkeit an ihrem Hahn wahrnahm, gab sie ihm ein feines weisses Stück Leinwand, welches wohl hundert Ellen lang war. Damit zog er von dannen. Nun kam der Ritter nach Hause, und die Frau fing an ihm zu erzählen, dass von einem heiligen Manne ein Zeichen geschehen wäre. „Und was gewann er dir damit ab?" fragte der Ritter. „Es wäre wohl angewandt gewesen, wenn ich ihm etwas gegeben hätte, erwiederte die Frau; aber ich hatte nur ein Stück Leinwand von hundert Ellen." Da sagte der Ritter: „Wer eine Thörin wählen sollte, der möchte dich nehmen; die Leinwand muss er wieder hergeben, weiss Gott!" Er war ein zorniger und karger Mann. Er setzte sich auf sein schnelles und starkes Ross, und jagte dem Pfaffen nach. Der Pfaffe Amîs war aber in schlauen Listen sehr wohl erfahren, und da er gewahr wurde, dass ihm der Ritter nachjagte, um die Leinwand wieder zu nehmen, so schlug er Feuer an, und band das mitten in die Leinwand hinein.

Der Ritter kam ganz zornroth herbei und sprach grimmig: „Wisset, ihr Betrüger, dass ich dessen sehr gern entbehre, dass ihr mein Weib betrogen habt, ich

wollte, ihr hättet anderswo gelogen. Ich kann es nicht gut heissen, dass ihr mir mein Gut entführt habt und nun, da ich's gefunden habe, müsst ihr mir Busse stehen.“ „Herr, sprach da der Pfaffe Amîs, was möchtet ihr wohl von einem Pfaffen gewinnen können. Die Frau muss selber sagen, dass ich ihre Leinwand sehr ablehnte, und dass sie mir dieselbe wider meinen Willen aufpackte. Ihr mögt uns hier das Leben und alles, was wir haben, nehmen, wenn ihr es etwa nicht selber um eurer Ehre und Gottes willen und wegen des Gebotes euerer Tugenden lassen wollt, denn ihr habt uns in euerer Gewalt.“

Wie gross und mannigfaltig auch des Ritters Zorn war, so liess er doch, da der Betrüger so flehentlich bat, ihn unbeschädigt davon ziehen und nahm nur die Leinwand wieder. Diese fing, da er fern von ihm war, an zu brennen; das ward der Ritter gewahr, wand sie auf und fand sie inwendig ganz verbraunt und sah, wie sie noch fortbrannte. Da ward er blass wie der Tod und glaubte ganz gewiss, es sei wegen seiner Sünden geschehen, dass er dem Manne das genommen, was ihm um Gottes willen gegeben war, und fürchtete nur, es möchte ihm an das Leben gehen, weil er Gott beraubt hätte. Er warf die Leinwand auf das Gras, liess sie brennen, wie sie wollte, und jagte nun dem Pfaffen noch einmal so eilig nach als vorher, weil ihn seine Sünde reuete. Als er ihn eingeholt hatte, bat er ihn, um des grossen Gottes Ehre und um Christus Treue willen, dass er seines Herzens Reue und Busse annähme. Dann fiel er ihm zu Fusse und bat sehr demütig, dass er ihm seine Schuld vergäbe. Der Pfaffe sprach: „Das thu' ich; ihr seid unschuldig wider mich, ihr seid wider Gott oder sein Gebot schuldig, das vergebe er euch durch seine Kraft. Sagt mir, bei euerer Ritterschaft, warum habt ihr das gethan? Ich hatte euch die Leinwand ohne Zorn gelassen und keinen Fluch gegen euch gethan.‘ Da sagte ihm der Ritter, dass sie seiner Sünden wegen

gleich darauf verbrannt wäre. „Gönnet mir, setzte er hinzu, dass ich euch zwiefältig dafür entschädige.“ Darauf nahm er ihn, wohl oder übel, mit sich zurück, und als daheim die Frau hörte, wie es ergangen war, sprach sie: „Nun hast du wohl gesehen, dass du wider Gott strebst und nicht christlich lebst.“ „Frau, entgegnete der Ritter, hilf mir nur dazu, um Gottes willen, dass ich es wieder gut mache. Da versetzte die Frau all' ihr Gewand, und der Pfaffe bekam davon zehn Pfund; dazu erzählte der Ritter allen seinen Nachbarn die Begebenheit, welche dann nicht unterliessen, sich in sein Gebet zu kaufen, was dem Pfaffen sehr wohl gefiel.

XI. V. 1165 — 1241.

Wie der Pfaffe in dem Brunnen auf dem Hofe eines Bauern grosse Fische fing.

Als der Pfaffe daselbst etwas Ansehnliches zusammengebracht, schied er fröhlich von dannen und jagte fernerem Gewinne nach. An einem Freitage kam er zu einem sehr reichen, aber einfältigen Bauern, in dessen Hofe ein Brunnen war. Nun hatte der Pfaffe grosse lebendige Fische mit sich gebracht und dafür gesorgt, dass dieselben in den Brunnen gesetzt würden, damit er einen Gewinn davon zöge. Als zum Imbiss angerichtet werden sollte, sprach der Pfaffe Amîs: „Mit diesem Imbiss sollt ihr den ewigen Preis erlangen, das mögt ihr mir vest glauben. Ihr sollt mir daher gern grosse Fische geben, die noch lebendig sind; etwas anderes esse ich hier nicht.“ Der Wirt sprach: „Wo nehm' ich die her? Unser Herr weiss, dass, wenn sie nicht zu fern wären, euch deren genug zu Theil werden sollten.“ Der Pfaffe antwortete: „Ich sage euch wie. Gehet an das Wasser und fanget sie.“ „Das sind drei Meilen, versetzte der Wirt, das kann leider nicht geschehen.“ Der Pfaffe sprach: „Wie mag das kommen? Wo habt ihr denn das Wasser hergenommen, welches ich getrunken habe?“ der Bauer sagte: „Damit bin ich schon berathen. Wollet ihr etwa davon? Sahet ihr

denn meinen Brunnen nicht? der ist kalt und klar, ist der beste im ganzen Jahre und fliesset schön und klar." „Herr Wirt, das lohne euch Gott, sprach Amis, gehet und suchet ein Sieb herbei, wir wollen in diesem Brunnen fischen, denn wenn uns Gott Fische gönnen will, so finden wir genug darin."

Der Wirt brachte ein Sieb, sie gingen zu dem Brunnen, der Pfaffe sprach einen Segen darüber, und dann hiess er den Wirt hingehen und Fische fangen. Als der herzu kam, war der Brunnen voll Fische, die sehr lebendig waren, gross und gut. Nun glaubte der Wirt, die Fische kämen von Gott, und der Mann wäre ein rechter Gottes-Bote und Heiliger. Er liess die Fische seinem Weibe sehen und diese sagte nun, dass, was sie Gottes Ehre geben wollten, sie nun senden müssten, denn der Mann sei ein gewisser Bote. Nach dem Imbisse beriethen sie sich daher, und gaben ihm zehn Pfund; dafür verkündigte er ihnen Ablass für alles Uebele, was sie je gethan hätten. Darauf ritt er aber fürbass.

XII. V. 1242 — 1298.

Wie er es sonst anfing, die Landleute zu betrügen.

Wenn er irgendwo übernachtete, so hatte er stets einen Knecht, der in ein anderes Haus ging, dort ausfragte, wie viel Jahre es her wäre, dass der Wirt die Hausfrau genommen; wie oft er nach Rom gekommen, Sanct Petrus und Sanct Jacobus zu Ehren; wie ihrer beider Väter hiessen und wann sie gestorben; ebenso fragte er nach der Mutter und nach eines jeglichen Namen. Wenn ihm das gesagt wurde, so liess er nicht ab, bis er wusste, wie viel Kinder da waren und wie ihre Namen; das alles schrieb er auf ein Täfelchen, auch wie viele von der Familie der Tod schon abgefordert, und in welcher Ordenskutte jeglicher der Lebenden gesund geworden war. Wenn der Pfaffe das gelesen hatte, so sagte er der Frau und ihrem Ehewirte so viel von

ihren Kindern und ihrem Geschlechte, dass er sie verwirrte und sie glaubten, dass alles wahr wäre, was er sagte, und achteten weder Gut noch Leben und gaben ihm so viel, dass es ihnen auf zehn Jahr schadete. Dafür prophezeiete er ihnen dann, dass sie alt und reich würden, und an einem Tage in das Himmelreich führen. Das war ein heiliger Wahrsager, dem sie sehr glaubten; er aber blieb dann nicht länger dort.

XIII. V. 1289 — 1316.

Wie es der Pfaffe in den Städten machte.

Wenn er von einer Stadt sagen hörte, wohin er nach vierzehn Tagen, um einen Gewinn zu machen, reiten wollte, so sandte er zwei Knappen dahin, welche dort Betteln gingen, und sich stellten, als wären sie blind oder lahm. Wenn nun der Pfaffe dahin kam und rühmte, welche Zeichen seine Reliquien alle Tage thäten, und dass der, welcher um Beistand sie anriefe, die Hilfe wohl gewahr werden würde, so gingen seine beiden Knechte herzu, und wurden alsbald von seinem Heiligthume gesund. Das ward schnell überall in der Stadt bekannt, und machte grosses Aufsehen. Man läutete und sang; die Leute drangen, Arme wie Reiche, fleissig mit Opfern herzu, ja die Leute in der Stadt brachten alle ihre Opfer dar, und wenn er die empfangen hatte, machte er sich schnell davon.

XIV. V. 1317 — 1552.

Wie Amis einen Propst hinterging, dass ihn dieser für einen heiligen Mann hielt.

Nun hört was geschah. Er kam dahin, wo ein abergläubischer und einfältiger Propst war, der aber ein reiches Kloster unter sich hatte, und da trieb den Pfaffen die Lust, dass er den betrügen möchte; denn das wäre einträgliches Lügen, da er einen Gewinn ziehen möchte, mit dem er sein Haus auf ein halbes Jahr versorgte. Der Betrüger stellte sich also an Kleidern und Haaren,

als ob er ein Bauer wäre *), und ging zu dem Propste, der ihn fragte, was sein Begehren sei? „Ich bin ein armer Mann, sprach der Pfaffe Amis; auch bin ich so gesinnt, dass ich nicht nach Gut strebe. Denn ich will ohne Sünde leben, und bis an mein Ende Herz und Hände gegen Gott erheben mit Gebet, wenn es angeht, damit mir der ängstliche Tag zur Seligkeit erscheinet, wenn Gott mit den Seinen die Sünder vertheilet, die er nimmermehr zur Seligkeit bestimmt hat.“ Dabei sprach nun Amis nach Laienart so weise, dass der Propst sagte: „Ich habe niemals einen so weisen Laien gesehen. Verstehet ihr, die Bücher zu lesen?“ „Nein, Herr, sprach er, ich nicht.“ „So seid Gott hier willkommen, sprach der Propst, fürwahr, ich bin euerer froh, da ihr so weise redet und ohne Sünde lebet, so sollt ihr thun, warum ich euch bitte, da wird unser armes Kloster ein gutes Theil gebessert, und es dient auch zum Heil eurer Seele, dass ihr hier bei uns bleibet und die Tage zubringt, die ihr noch zu leben habt. Euer guter Rath soll unserm Kloster helfen.“ „Ich bin leider nicht so weise, sagte da der Pfaffe Amîs, als wie billig ein Klostermann; denn ich kann der Pfründe nicht so dienen, wie ich soll.“ „Ihr dienet dem Kloster über die Maassen wohl, sprach der Einfältige; ihr sollt unser Schaffner sein über alles, was dieses Kloster innen oder aussen hat, dazu sollt ihr auch unsern Schrein, worin unser Silber liegt, beschliessen, ich will aber am jüngsten Tage euer Zeuge sein.“ Dagegen hatte er keinen Einwand und nahm das Amt an.

So war der Pfaffe Amis etwa vier Wochen oder mehr da, und des Amtes war nie vorher so wohl gepflegt worden. Es war das Klostergut sehr wohl bewahrt, das sagten alle Klosterleute, im Bau und Rathe konnte keiner einsichtsvoller sein. Dazu fastete er alle

*) Hier nach V. 1330 ist eine Lücke in der Riedegger Hdschr., dem Raume nach für zwei Zeilen, auch fehlt nichts Erhebliches.

Tage und genoss nur Wasser und Brot, litt auch viel vom Wachen und Gebet. Nun höret, was er that. Er nahm den Propst bei Seite, und sprach zu ihm: „Ich will euch ein Wunder sagen; ihr seid so getreu und weise, dass ich es wohl thun kann. Es ist nun zu drei malen, als ich lag und zu Gott flehete, der Engel zu mir gekommen, der spricht immer, ich soll nicht länger warten, sondern soll die Messe singen, das soll mir, wenn ich das Messgewand anlege, so wohl gelingen, als ich in den Büchern ein weiser Meister sei alsbald. Nun saget mir, um der heiligen Dreieinigkeit willen, was dünkt euch gut dazu? Wenn ich euch meine Herzensmeinung sage; ich versuchte es gern, wenn es anginge, dass ausser euch und mir keiner im Münster wäre. Will unser Schöpfer dann, dass ich die Bücher verstehen soll, so werdet ihr das wohl beurteilen. Ist es aber, dass ich betrogen bin, so seid ihr so getreuen Sinnes, dass ihr es mir verschweigen helft; denn erführe es jemand, so würde ich verspottet.

Der Propst sprach: „Ich thue gern, was ihr begehrt, fürwahr! wir wollen es versuchen; denn man lies't in den Büchern von Manchem, der nie weder einen ganzen noch halben Tag zur Schule ging, und der in kurzer Zeit alle Weisheit hatte, wenn Gott ihm seinen Geist als Lehrer schickte; das kann auch hier geschehen sein. Ist es so, wie ihr mir erzählt, so ist es nützlich und gut, des Engels Gebot zu thun.“ Nun bereitete ihn der Propst dazu, führte ihn am andern Morgen in den Münster, schloss die Thüre zu, und legte ihm das beste Messgewand an. Da hub der Pfaffe Amis an, und sang eine schöne lange Messe, so dass dem Propste der Glaube in das Herz kam, dass, was jener läse oder sänge, aus dem Munde des heiligen Geistes käme. Als die Messe aus war, fragte er den Propst: ob es so recht gewesen wäre? und dieser erwiederte, dass sie so gut gewesen, dass sich sein Herz freue, ihn kennen gelernt zu haben, denn er sei ein heiliger Mann, und Gott habe grosse

Dinge an ihm gethan, nun möchte er ihn auch in sein Gebet einschliessen. „Das thu ich, mein Herr,“ sprach jener.

Der Propst verschwieg die Begebenheit nicht, sondern erzählte sie, wem er nur konnte. Da kamen bald eine Menge Pfaffen herzu, die ihn mit listigem Sinn versuchen wollten, und viele Fragen aus der Schrift thaten. Die beschied er aber so ohne Fragen, dass sie alle eingestanden, sie hätten nie einen so weisen Mann weder gesehen noch gehört, wie Meister Amis. So äffte er manchen. Die Pfaffen breiteten alsbald im ganzen Lande aus, dass der Schaffner Amis ein heiliger Pfaffe sei, kein Mann wäre so sehr über Gottes Lehre mit dem heiligen Geiste begabt. Nun kamen die Landleute geritten und gegangen, arme und reiche, und brachten alle ihr Opfer dar. Das währte vier Wochen, dass er die Opfer empfing, und dass die Leute bei Tag und Nacht zugingen. Als der Zugang aufhörte, hiess er seinen Knechten, welche heimlich in der Nähe waren, Rosse in der Nacht bereit zu halten. Darauf machte er im Kloster die Brüder und Knechte alle betrunken, so dass sie wie erschlagen da lagen, und dann hiess er, hurtig alles Gold und Silber, welches man ihm geopfert hatte, hinaustragen. Er nahm wohl zweihundert Mark mit auf die Fahrt und beeilte sich sehr, dass er ohne Schaden davon kam. Als man die Märe vernahm, da wurde der Propst sehr zornig, aber er hatte noch den Spott dazu. Die thörichten Leute lobten Gott, dass ihm solches Leid geschehen war, weil sie ihn sagen gehört hatten, dass sein Schaffner ein heiliger Pfaffe wäre. Als aber die Rede herumging, war er in Sicherheit. Wenn ich alle die Betrügereien erzählen wollte, die er in seinem Leben beging, so würde es mehr denn zu viel; darum will ich mich mässigen. Er war der erste Mann, der solchen Lug und Trug trieb.

XV. V. 1553 — 2042.

Wie Amîs sich auf grössern Gewinn legte und zu Konstantinopel einen Kaufmann um viele Seidenstoffe betrog, indem er ihm einen Bischof zum Bürgen da liess.

Als er so mit seinen Listen von Kerlingen bis Lothringen und wieder bis nach Engelland Arme und Reiche überwand und beide gleich betrog, da besann er sich auf eine List, mit der er mehr gewann. Er dachte, ich will ein Kaufmann nach Gewinn werden, und streben, grosses Gut zu erwerben oder darüber sterben. Was hilft mir mein Ringen nach Kleinigkeiten, wenn ich ein wenig erwerbe, so ist das in meinem Hause gleich verzehrt und ich muss immer arm bleiben; ich will nun mein Haus für immer wohl versorgen oder zu Grunde gehen, darum will ich den Leib daran wagen. Nun rüstete er sich aus, als ob er ein reicher Kaufmann wäre. Er kaufte die besten Tragkasten, welche er finden konnte, und gab zweihundert Pfund für Saumthiere aus. Die Kasten beschwerte er mit Allerlei, damit man glauben möchte, es wären Handelswaaren darin; auch nahm er sich gewandte Knechte, die bereit waren, das Leben zu wagen und welche die Saumthiere besorgten. So fuhr er nach Griechenland; aber es schien ihm jedes Geschäft noch zu klein, darum dachte er, alle Welt spricht von den grossen Reichthümern, die zu Konstantinopel sind, da kann ich leicht sorgenfrei werden. Er fuhr fröhlich in die Stadt, und der Wirt, bei dem er Herberge nahm, war sehr erfreut, weil das Gefolge so ansehnlich war, und bereitete ihm gutes Gemach. Als Amîs gemächlich die Stadt besah und die grossen Reichthümer gewahrte, wurde sein Herz leicht und er gutes Mutes. Er kam in einen Kaufgadem, da sah er mehr und verschiedenartigere Seidenstoffe von hohem Werthe, als er sonst je gefunden hatte, das behagte ihm sehr wohl. Er ging hin und stellte sich, als ob er sie kaufen wollte, wusste aber noch nicht, wie er sie an sich bringen sollte.

Da sah er einen kahlköpfigen Maurer, den fragte

er, woher er wäre. „Ich bin ein Franke, sagte dieser, und freue mich sehr, dass ich euere Sprache vernommen habe. Ich bin auf wunderbare Weise in dieses Land gekommen und verstehe nun hier die Sprache nicht, was mir viel Noth macht.“ „Ei, wollt ihr nun immer nach Herrenweise leben, sprach Amis, so will ich euch einen Rath dazu geben, denn ich kann es wohl machen. Mir starb am Montage früh mein Herr, ein Bischof, den sollt ihr mir ersetzen. Ich war sein lieber Capellan und die Wahl ist mir überlassen; wen ich zum Bischof nehme, der ist uns allen recht, da sollt ihr nun Bischof werden. Es gibt kein so reiches Bisthum weiter in griechischen Landen, und ihr mögt weltlichen Ruhm und Gottes Huld dabei wohl erlangen.“ „Den Spott mögt ihr nur unterlassen, sprach der kahlköpfige Maurer, mir wird mein tägliches Brot sehr sauer, und dagegen mag mir auch niemand rathen können.“ „Lieber Landsmann, sagte Amis, Gott hat euch gerade zur rechten Zeit hergesandt und ihr sollt dessen froh werden, ihr seid mir lieb um des Landes willen, worin wir beide geboren sind; ihr seid zum Bischof erkoren, das muss also gewiss sein.“ Der sprach: „Warum spottet ihr mein, wie möcht' ich Bischof werden, da ich weder singen noch lesen kann und auch die Schrift nicht verstehe.“ „Ihr braucht nichts weiter zu können, sprach Amis, als dass ihr eine gewisse Redensart annehmet. Sprecht so, wie ich euch sage. Was man in den nächsten zwei Tagen mit euch rede oder thue, so thut nichts weiter, als dass ihr sprecht „das ist wahr.“ Wenn ihr dann tausend Jahr lebet, so sollt ihr allezeit Bischof sein und dürft weder lesen noch singen, denn ich kann das wohl machen. Diese griechischen Pfaffen verstehen unsere Bücher nicht, wenn ihr nun ja ein Mal singen müsst, so singt ihr ein deutsches Lied und ich sage dem griechischen Volke, dass es die Messe sei, dabei wollen wir uns beide wohl befinden.“

Nun war der kahlköpfige Maurer so einfältig, dass er sich überreden liess und in dem Namen hinging, dass

er Bischof werden sollte, und wollte ein Herr sein und nach Herren Art leben. Der Pfaffe Amis kleidete nun den Maurer wie einen Bischof und trug ihm, nach der Sitte, einen Stul nach; erinnerte ihn aber ernstlich, dass er kein anderes Wort sich möchte entfahren lassen, als „es ist wahr“, sonst sei er um das Bisthum und werde als ein Gauch dastehen. Weil er ihm aber lieb sei, möchte er ihn gern in dieser Zeit vor Schaden behüten. Darauf gingen sie in das Gewölbe, wo die Seidenstoffe lagen und der Betrüger Amis fragte den Kaufmann, wie viel Stücke Zeug er liefern könnte. Der Kaufmann sprach: „Wüsste ich, wozu es dienen sollte, so sagte ich es euch wohl.“ Amis sagte: „Es nützt uns beiden, ehe wir hier fortgehen.“ „Ihrer sind so viel, versetzte der Kaufmann, dass ich glaube, wenn ich sie auch zum halben Werthe gebe, doch in allen deutschen Landen niemand so reich wäre, dass er sie mir abkaufen könnte. Nun sehet, wo käme wohl der her, der sie nach vollem Werthe nehme.“ Der Pfaffe sprach: „Ueberiegt's euch, wie ihr sie gebt, denn wir nehmen alles, wenn ihr billig seid. Mein Herr, den ihr hier stehen sehet, ist ein reicher Bischof, welcher ein grosses Fest auf das Herrlichste halten, und so viel Ritterrn Ross, Kleider und Schwert geben will, dass wenn ihr ihm die Stoffe verkaufet und sie euch noch so viel dünken, wir doch gar nichts übrig behalten. Da sprach der Bischof: „Das ist wahr.“ Der Kaufmann war darüber erfreuet und sagte: „Nun Herr, da ihr sie alle begehrt, so will ich, da die schlechtesten zehn Mark werth sind, auch die guten dafür geben, damit dürft ihr nicht unzufrieden sein.“ Der Pfaffe Amis entgegnete: „Ich bin im Handel so weit erfahren, dass ich das widerrathe, darum lasst uns schnell den äussersten Preis hören und bescheidet meinen Herrn und mich, wie ihr es uns gebet und wie anders nicht.“ „Nun, versetzte der Kaufmann, ihr kaufet es nicht anders, denn dass ihr acht Mark gebet; haltet ihr das für zu viel, so lasst uns keine Rede weiter verlieren; denn eher wollte

ich sie zehen Jahre lang liegen lassen, wenn ich so lange lebte, als dass ich sie billiger gäbe.“ „Nun, so schlagt sie uns zu, sprach der Pfaffe.“ Da wurden sie ihnen zugeschlagen und der Pfaffe hiess sie hinweg tragen. Der Kaufmann sagte: „Nun bezahlet zuvor.“ „Ihr habt nichts zu besorgen, sprach der Pfaffe Amis, unsere Herberge ist hier nahe bei. Zählt sie, wie viel ihrer sind, damit mein Herr es sehe und uns beiden Recht geschieht; ich lasse ihn alsdann bei euch sitzen und ihr sollt nicht länger warten, als bis sie zu uns hingetragen sind, und ihr uns dann sagen könnt; was euch mein Herr schuldig ist, das soll er euch dann leisten; ich habe wohl dreitausend Pfund Silber von ihm unter Beschluss, und ehe ihr von uns scheidet, habt ihr die Bezahlung erhalten. Dieser Kauf nützt euch auf ein halbes Jahr.“ Da sprach der Bischof: „Das ist wahr.“

Das gefiel dem Kaufmann wohl, und er sagte zum Pfaffen, dass er die Stoffe wegtragen heissen sollte. Der sorgte denn bald dafür, dass seine Knechte kamen, die Stoffe nahmen und in ein Schiff trugen. Er aber sprach zum Kaufmann: „Wir sollen euch so bezahlen, dass wir nicht darüber zanken dürfen; schaffet uns einen Wagen, so bringe ich euch das Geld, sowohl in Pfennigen als in Silberbarren; inzwischen nehmet die Wage zur Hand, mein Herr kauft ohne Hinterlist.“ Da sprach der Bischof: „Das ist wahr.“ Der Pfaffe ging schnell davon; seine Knechte waren mit allen seinen Sachen im Schiff, denn sie hatten wohl von ihm vernommen, dass er auf dem Meere entrinnen wollte, und so ward denn nicht weiter gewartet, sondern das Schiff schnell abgestossen und so kam der Pfaffe davon.

Der Kaufmann liess dem Bischof Speise bereiten und nahm eine Silberwage her, auch ein so starkes Gewicht, dass es wohl zwölf Mark statt eilf wog und wartete den ganzen Tag, sein Silber in Empfang zu nehmen, wenn der Pfaffe käme; das dauerte so bis zum Abend; da aber Keiner etwas brachte, noch zu bringen

gedachte, war es ihm sehr unlieb und er sprach: „Wo bleibet euer Kämmerer so lange? Vielleicht will er das Silber morgen am Tage bringen, denn er fürchtet vielleicht, dass ich sage, es scheinet mir nicht völlig klar.“ Da sprach der Bischof: „Das ist wahr.“ Zu Nacht machte sich der Kaufmann sehr anständig und gab dem Bischof ein herrliches Abendessen und liess ein Bette für ihn zurichten, wie es für Herren sein muss. Des Morgens ward ein kostbares Frühstück bereitet und der Kaufmann lud auf Rechnung des Bischofes seine Freunde, die er gut bewirtete. Nun wartete er den ganzen Tag auf sein Silber, noch mehr als am vorigen Tage, allein es brachte es eben so wenig einer wie gestern. In einer freundlichen Klage sprach er zum Bischof: „Das Silber wäre heute früh wohl billig hergebracht. Ich vermute ihn etwas unruhig darüber, dass er die Gelegenheit nicht hat; ihre Herberge ist vielleicht etwas fern, oder sie haben den Schlüssel verloren. Ich bin unwillig über den Kämmerer, dass er so unrecht handelt und euch heute hier lässt; ich wähne, der Tag wird euch lang?“ Da sprach der Bischof: „Das ist wahr.“ Da war er nicht weiter zornig und gab ihm genug zu essen und behandelte ihn gut; als sie aber am dritten Morgen früh den Imbiss gehalten hatten, sprach der Wirt: „Ich weiss nicht, wie ich mich vor Leide haben soll, dass mir mein Silber nicht wird; ich wähne, dass euer Kämmerer darum, dass er ein kleines Gut nicht finden kann, euch wohl ein halbes Jahr hier liesse.“ Da sprach der Bischof: „Das ist wahr.“ Da erschrak der Wirt sehr und sagte: „Euer wird hier nicht mehr so gut gepfleget werden, ihr schaffet mir denn mein Silber her. Mir ist mein Herz sehr schwer, und ich wähne, euer Kämmerer will mir die Sache so einrichten, dass ich darauf länger als zwanzig Jahr warten muss.“ Da sprach der Bischof: „Das ist wahr.“ Ueber dieses Wort ergrimmte der Wirt und sagte: „So werdet ihr an Armen und Beinen gelähmt, und es soll mich des nicht erbarmen, was ich an euch

thue. Ich lasse euch keinen Tag ferner länger leben; habt ihr mich so betrogen, so müsst ihr den Tod erleiden, ihr und euer Capellan; dem geht es nicht um ein Haar besser.“ Da sprach der Bischof: „Das ist wahr.“ Der Wirt sprach: „Die Wahrheit wird euch noch ein Herzeleid.“ Mit grimmen Mute ging er da auf ihn los, fasste ihn bei dem Haar und warf ihn zornig nieder; der aber sprach nichts andres als: „Das ist wahr.“ Ob er ihm nun Hut und Haar abschlug oder abriss, er rief doch immer nur und sprach: „Es ist wahr; es ist wahr!“ Und wenn er ihn ein halbes Jahr schlüge, so riefe er doch nur immer denselben Schrei. Er hatte ihn an Haupt und Beinen bereits sehr verwundet, als die Leute den Lärmen hörten und herzu kamen; da war denn auch ein Bürger dabei, wo der Bischof gemauert hatte, der fragte den Kaufmann, was er von dem Manne wolle? Der sprach: „Was ich je erworben habe, das hat er hin, so dass ich nun verloren bin. Er ist Bischof irgendwo, aber sie sollen ihn da nicht wieder sehen, denn er muss das Leben lassen oder mir mein Silber geben, wofür er hier als Geisel liegt. Ich sah nie, dass ein Mann so schändlich um sein Gut betrogen ward; aber damit er es nicht wieder thut, soll er solche Qual erleiden, dass kein Märtyrer grössere Marter erlitt. Sagt er doch selber, dass sein Lohn sehr schwer sei.“ Da sprach der Bischof: „Das ist wahr.“ Da sprach der Bürger: „Fürwahr, das ist hart, dass ihr ihn so geschlagen habt, und so ungern wie ihr ihn leben lasst, so müsst ihr ihn doch frei lassen; er ist mehr denn anderthalb Jahr mein Maurer gewesen.“ Da sprach der Bischof: „Das ist wahr.“ Das war dem Wirte verdriesslich und er sprach: „Er ist kein Maurer, bei meinem Leben, er muss mein Bischof sein, bis dass er mir mein Silber giebt, darnach gönn' ich es ihm ganz wohl, dass er ein Maurer werde, oder dass er singe und lese.“ Da griff er ihm wieder in das Haar; der aber schrie: „Es ist wahr! Es ist wahr!“ „Mein Meister, sprach der Bürger, warum thut ihr so?

Sagt mir, wie sich die Sache verhält, so rette ich euch aus dieser Noth, oder es ist wirklich euer Tod, wenn ihr nicht etwas Anderes redet. Warum sprecht ihr denn immer: „Es ist wahr! Es ist wahr!?“ Ihr seid doch zwei Jahr lang vernünftig gewesen; wollt ihr nun das Leben retten, so sagt mir, was die Rede bedeutet, und ich mache euch ledig und frei.

„Lieber Herr, sprach er nun, es kam ein Capellan her, der war ein Franke wie ich, der erwählte mich zu einem Bischof, weil er mir die Ehre lieber gönnte, als einem Griechen, obschon ich die Bücher nicht verstehe. Der gebot mir nun bei Leib und Ehre, ich sollte in diesen drei Tagen nichts anderes sprechen noch sagen, als: „Es ist wahr!“ Das that ich auch; denn man hielte mich für einen Gauch, wenn ich anders thäte. Ich war des Bisthumes froh, und sprach wie er mich lehrte. Weil er mich so ehrte und zum Herrn nahm, wähnte ich, ich sei zu Ehren gekommen; aber was mir seitdem geschehen ist, ist mir keine Freude, und ich habe es so entgolten, dass mich die ganze Fahrt reuet, dass ich Bischof ward. Er hatte mir mit seiner Rede den Verstand eingenommen, und ich weiss nun sehr wohl, wer ich bin. Ich bin ein Thor, wie Gott weiss, dass ich mich durch sein Geheiss in so grossen Schaden gebracht habe. Ich will es jetzt ohne Klage geschehen lassen, dass mir das Bisthum nicht zu Theil wird, denn der Rücken schwirrt mir.“

Wer das hörte, der lachte, nur der Kaufmann nicht, dem krachte vor Zorne Herz und Mut, und er sprach: „Ihr müsst mir mein Gut ersetzen, fürwahr! das glaubet mir.“ Der Maurer sprach: „Man sagte mir, ich wäre ein reicher Bischof und sollte einen grossen Hof und ein grosses Fest halten, und Ehre und Ruhm da erlangen; nun zeiget mir mein Bisthum, ich schwöre euch einen Eid, dass das Geld bereit sein soll. Hat mich der Capellan belogen, weiss Gott! so seid auch ihr betrogen.“ Wie zornig auch der Kaufmann war, so half der

Bürger doch dem armen Mann, dass er nicht erschlagen wurde und gesund davon kam.

XVI, V. 2043 — 2472.

Wie Amîs einen Diamantenhändler betrog, und ihn bei einem Arzte für seinen wahnsinnigen Vater ausgab.

So entrann der Pfaffe aus Griechenland, gewann grosses Gut und kam froh und heil wieder nach Engelland. Nun dachte er aber bald: weiss Gott! ich muss noch einmal daran, denn ich bin wohl gewahr geworden, wie der ein reicher Mann wird, wer grosses Gut erwerben kann; ich will das Glücksrad willig umtreiben, da es mir so gern geht. Er kleidete sich also mit Haar und Gewand wie ein Kaufmann, besorgte alles, was er zur Fahrt gebrauchte und verstellte sich so, dass man ihn nicht erkannte, als er wieder nach Griechenland kam und in Constantinopel Herberge nahm. In seine Herberge liess er keinen andern als sich und sein Gesinde hinein, damit sie sich und was sie dahin gebracht hätten, desto besser bewahrten. Er selber ging in der Stadt umher, einen Kauf zu erspähen, wovon er hundert Pfund oder mehr gewinnen möchte. Er fand wie früher einen reichen Handelsmann und sah, dass dieser so viel edele Steine vor sich liegen hatte, dass Niemand sie zusammen bezahlen möchte. Er sprach zu dem Kaufmann: „Wie gebt ihr die Steine?“ Der sprach: „Da liegt der eine, der ist wohl zehn Mark werth; sagt mir, welchen ihr begehrt, den will ich euch, wie es recht ist, verkaufen.“ Da sprach der Pfaffe Amîs: „Wie gebt ihr alle, die ihr habt?“ „Die Rede lasst, entgegnete der Kaufmann, ich meine ihr möchtet sie nicht bezahlen können, so viel sind ihrer.“ Amîs sprach: „Stehet die Sache so, dass sie Gott euch gegeben hat, so mag doch auch wohl ein Mann leben, der so reich ist als ihr; das denke ich wohl; nun sagt mir, wie viel man euch dafür geben soll, denn ich bezahle sie alle.“ Da liess der Kaufmann alle Steine, die er hatte, hurtig vor Amîs tragen, und

begann her zu nennen wie ihre Namen waren; aber der unterbrach ihn und sagte: „Lasst alle andere Rede und sagt mir, wie ich sie haben soll.“ Da sprach der Kaufmann: „Sie sind wohl tausend Mark werth, und wenn der Kauflustige sich auf ihre Güte versteht, so muss er selber sagen, dass ich sie billig lasse.“ „Euch beliebt ein so hoher Preis, weil ihr so viel habt und ich sie alle kaufen will; sind sie euch wirklich feil, so werden sie mir zu theil um sechshundert Mark, redet ihr dagegen, so wird aus dem Handel nichts.“ „Ihr dünket mich ein so wackerer Mann, sprach der andere, dass ich auf den Handel eingehen will, Gott lasse es euch gut damit ergehen.“ So gab er ihm den Handschlag darauf; es wurde nach gutem Weine gesandt, den tranken sie. Amis sprach zu seinem Knechten, dass sie die Steine hinweg trügen, aber der Haufmann versetzte: „Ich lasse sie nicht wegtragen, bis ich das Geld empfangen habe.“ Der Pfaffe sprach: „Herr, ich bin hier fremd, seiet unbesorgt um euer Geld. Lasst mir die Steine zu meinem Wirt tragen, der hier nahebei wohnt, und mir ein so aufrichtiger Mann scheint, dass er das Silber wägen soll. Er ist so treu, dass er uns beiden recht thut, und ich habe all mein Gut in seine Verwahrung gegeben. Die Summe, worüber wir Handels einig geworden sind, beträgt nicht halb so viel, als ich noch kaufen will.“ Der Andere spricht darauf: „Des bin ich froh, er mag mich bei der Wage vor Nachtheil bewahren.“ „Geht ihr mit, sagte Amis, so bringt es euch zwei Mark ein, ich werde euch gerecht, wie ihr es begehrt, und wenn ihr von dem Silber etwas zurückweiset, so gebe ich euch gleich anderes; denn ich habe so viel, dass es zehn Saumthiere kaum hergetragen haben. Ich gebe euch gern zwei Mark oder mehr, dass ihr mit gehet, als dass ihr hier bleibet.“ Da freuete der sich sehr und sagte: „Wollt ihr mir zwei Mark geben dafür, dass euer Wirt die Bezahlung leistet, so will ich gern mit gehen und das Silber wägen lassen.“

„Gern, sprach der Pfaffe.“ So äffte er einen weisen Mann, machte sich auf, hiess die Steine dahin tragen, was jener später sehr bereuete, denn ich sage euch, was geschah. Amîs befahl seinen Knechten, den Kaufmann zu bewältigen und vest zu binden; auch sahen sie sich wohl vor, dass er nicht schreien konnte, was ihm sehr nöthig schien, da sie heim fahren wollten und alles bereitet war; da ward auch nicht gewartet, und alles in ein Schiff getragen. Als alles fertig war, ging der Pfaffe in der Nacht zu einem weisen Arzt, und bat ihn dringend um Arznei. Da ihn der Arzt fragte wozu, sagte er: „Mein lieber Vater ist mir seit langer Zeit schon siech gewesen, möchtet ihr mit euerer Hilfe doch bewirken, dass er gesund würde, wir sind darum hergekommen, und wollen euch geben, was ihr verlangt, denn sein Siechthum hat bereits zwei Jahr gedauert.“ Der weise Arzt sprach: „Lasst mich hören, woran er krank ist, so mag euch mein Rath und meine Kunst wohl helfen.“ „Er ist leider nicht bei Sinnen, sprach der Pfaffe Amîs; vorher war er ganz vernünftig und klug, nun aber ist er ohne alle Zucht und die Tobsucht ist ihm in den Kopf gefahren, und seitdem hat er nicht anders zu mir gesprochen, als: „Herr, bezahlt mir mein Gut,“ und was man immer spricht oder thut, so heisst er mich, ihn bezahlen. Er schreiet so, dass sein Schreien alle die verjagt, welche es hören; darum muss ich ihn immer stark hüten, seine Hände gebunden halten und ein Tuch vor den Mund. Ich thue das nur, seit er das Leiden hat und ich umher reise, denn ich habe Schaden und Schande von ihm, man spottet seiner und meiner. In welches Land er auch als Fremder kommt, da spricht er: „Ich bin hier heim und habe ein Haus in der Stadt, und der Rede, dass ich ihm sein Gut wiedergeben solle, wird er nie satt. Helft mir dazu, dass ich erlebe, dass er die Rede lässt, ich gebe euch, was es sein muss.“ Da sprach der weise Arzt: „Wie gross seine Krankheit auch ist, so will ich ihn gesund machen, dass man

ihn schier vernünftig sieht, wenn ihr mir dreissig Mark geben wollt; davon lasse ich keinen Pfennig ab.“ „Das geb' ich euch gern, sprach er.“ „Nun, so bringet den Siechen her,“ sagte der Arzt. Da ging er alsbald hin und brachte den Mann schnell her. Der weise Arzt sprach: „Ich will, dass ihr die Bande löset, denn ich will seine Beschwerde, wie auch seine Ungeberdigkeit hören und sehen.“ Der Pfaffe that es; als jenem aber der Mund vom Tuche befreiet war, sprach er gleich: „Herr, helfet mir dazu, dass dieser Mann, welcher mir so grosse Noth macht, mir gerecht werde; ich gab ihm heute mein Gut zu kaufen, wie er mich darum selbst bat. Ich habe hier ein Haus in der Stadt. Da wo er es hinweg holte und mir bezahlen sollte, da war Niemand als ich, da fing und band er mich, und hat mir nach dem Leben gestrebt. Lasst einen Boten hingehen, der es meinen Freunden kund thue, ich gebe euch zehn Pfund dafür, dass ich euch Bürgen für mich schaffe.“

„Höret, sprach der Pfaffe, so hat er bisher gelebt.“ „Nun, sagte der Arzt, ich weiss wohl, wie es um ihn steht, und wenn ihr mir den Lohn gebet, so will ich mit ihm schon Ehre einlegen.“ Der Pfaffe versetzte: „Seiet nur recht fleissig; von den sechszig Mark bring' ich euch dreissig morgen früh und die andern bring' ich, wenn er die Rede lässt, von der ich euch gesagt habe.“ „Das lob' ich, sprach der Arzt, ich will, dass ihr ihn nun schlafen lasst und morgen früh bringet mir die dreissig Mark, dann sollt ihr auch gute Nachricht von ihm erhalten. Noch heute Nacht soll ihm geschehen, wovon er ein vernünftiger Mann wird, ich versuche mit ihm Alles, was ich kann.“ So ging der Pfaffe fröhlich von dannen zu seinem Schiffe und stiess vom Lande ab. Was der, den er bei dem Arzte liess, für Noth litt, will ich euch nun erzählen. Er musste, wohl oder übel, sich entkleiden und wurde in ein Schwitzbad gesetzt; er schwur manchen grossen Eid, dass er ein Haus in der Stadt hätte und Bürger, auch ein vernünftiger Mann wäre; aber ob-

schon es die Wahrheit war, so nahm es der Meister doch nicht für wahr. Er schor ihm das Haar ab, worüber der sehr unwillig war und oftmals zehn Mark bot, wenn er ihm sein Haar liesse. Was er auch sagte, man glaubte ihm nicht. Der Kopf wurde ihm mit einem feinen Messer zerpicket und er hatte eine sehr unsanfte Nacht, denn das Bad war auch so heiss gemacht, dass er fast umkam. So oft er auch zu dem Meister sprach, dass er ihn ungequälet lassen möchte und einen Boten zu seinen Freunden schicken, so war das stets in den Wind geredet, er musste wie ein Kind alles leiden, was er an ihm that. Er wollte ihn durchaus vernünftig machen und ging in der Nacht auf verschiedene Weise zu Werke und fragte ihn des Morgens früh, ob ihm nun wohler sei? „Meines Leides ist nun viel mehr, sprach der Kaufmann, da ich euch nicht sagen kann, dass mich der Mann bezahlen soll. Ich hätte wohl mein Geld oder Gut von ihm bekommen, aber ihr habt ihn davor behütet und ich erhalte nichts mehr, dazu habt ihr mir an meinem Leibe grossen Schaden gethan.“ „Fürwahr, entgegnete der Arzt, was ihr bis jetzt von mir erlitten habt, das ist nichts im Vergleich zu dem, was euch geschieht; denn ihr werdet nicht von mir frei, so lange ihr noch saget, dass er euch eines Eies Werth schuldig sei. Das verlangt euer Sohn, dass ihr die Rede lasst, dafür bezahlt er mich, und ich will an euch die Kraft meiner Kunst mit rechter Meisterschaft beweisen; also begebt euch der Rede, oder ich quäle euch, so lange ihr lebt.“

„Wohlan, sprach der Kaufmann, wenn ich nicht anders loskommen kann, so schwöre ich euch zu dieser Stunde, dass er mir nichts schuldig ist.“ „Nun lob' ich, sprach der Arzt, den Gott, der uns geschaffen, dass ich euch wieder zu Sinnen gebracht habe. Das war eine selige Nacht, dass ihr euern Verstand wieder habt und ich reich geworden bin.“ Der Kaufmann sprach: „Nun sendet hin, dass er euch das Silber gebe, welches ihr an mir verdienet habt.“ Da ward ein Bote hingesandt,

der kam aber bald wieder und sagte, er sei hinweg gefahren. „Fürwahr! sagte der Arzt, da er seinen Vater also im Stich gelassen, so will ich euch damit schänden, dass ich euch blende.“ „Nein, Herr, sprach der Kaufmann, wenn ich mich selber lösen kann, so lasst mich loskommen.“ „Das lasse ich gern geschehen, versetzte der Arzt.“ Da sandte er einen Boten hin zu seinem Weibe, dass, wenn sie ihn gesund sehen wollte, sie bald kommen möchte. Als die Frau von dem Boten diese neue böse Märe erfuhr, war sie betrübt und kam eilends zu ihrem Manne, und da sie ihn so bloss sitzen sah, ward sie besorgt und fragte ihn vor allen Dingen nach den sechshundert Mark, ob er die hätte, und darauf, warum er so behandelt würde? „O schweig' stille, sprach der Mann, man sagte, ich sei von Sinnen, als ich von meinem Gelde sprach; schau hier mein grosses Ungemach, weiss Gott! es geht dir eben so.“ „Weh mir, weh! rief das Weib, hast du Gut und Leib so mordlich verloren? Wer hat dich, du Unglücklicher, so geschoren?“ Er sprach: „Das that der Arzt, mein Meister, der hier bei mir steht.“ Nun erzählte er ihr den ganzen Vorfall, da brachte sie alle ihre Freunde herbei, denen ward es auch erzählt und seine Leiden wurden da sehr beklagt. Aber sein Verlust war doch nicht so gross, er musste dem Meister noch dreissig Mark geben als Lohn. Diese Schmach that ihm sein ganzes Leben lang weh und er grämte sich mehr über den Schimpf als über den Verlust. Den Arzt musste er aber darum bezahlen, weil der des Königes Arzt war und Gewalt hatte, dass er den Kaufmann zwingen konnte, der sich nun bis an sein Grab schämte.

XVII. V. 2473 — 2510.

Wie der Pfaffe Amis endlich Lügen und Trügen aufgab, in ein Kloster ging und heilig lebte.

Als der Pfaffe Amis in Griechenland so den Gesunden zu einem Kranken gemacht hatte, fuhr er sehr schnell

davon und brachte grosses Gut heim; damit war er sehr freigebig und wir sollen desshalb ihn preisen; denn in wie ferne Länder er auch fuhr, man fand doch in seinem Hause alles wohl besorgt; da fehlte weder Eins noch Daus *) in der Wirthschaft, der Alte und der Junge fand, was er begehrte. Als der Pfaffe Amis dreissig Jahr lang in diesen weltlichen Ehren lebte, da fing Gott an, ihn zu bekehren, dass er das Lügen verschwur und mit allem seinem Gute in ein graues Kloster ging. Mit Leib und Gemüt diente er Gott eifrig und befolgte früh und spät sein Gebot. Mit seinem Gute und seinem Rathe verbesserte er die Umstände des Klosters so, dass die Mönche sein sehr froh wurden und bewirkte damit, als der Abt starb, dass er zum Abte erkoren wurde; das wäre sonst übel verloren gewesen. Er besserte sich aber in allen seinen Thaten und befliss sich auf rechten Weg, darum half sein Rath desto besser, und der Pfaffe Amis verdiente damit, dass ihm nach diesem Leibe das ewige Leben gegeben ward.

*) Ausdrücke vom Würfelspiel.

VIII.
Der Pfarrherr vom Kalenberg.

Der Pfarrherr vom Kalenberge ist ein Seitenstück zum Pfaffen Amis und schildert die gemeine Wirklichkeit. Eine Reihe von Schwänken, zum Theil schon im Charakter der eulenspiegelschen Spässe, welche keinen solchen Zweck haben, wie im Gedicht vom Pfaffen Amis, und auch noch weiter hätten können fortgesetzt werden; da das Gedicht mehr ein Ende als einen in sich bedingten Schluss hat, werden nach einander erzählt, und füllen 2102 Verse. Amis betrügt auf listige Weise, und will seine zerrütteten Vermögensumstände verbessern; er thut dies zuerst als Pfaff und benutzt den frommen Aberglauben, verlässt dann aber diesen Weg, und betrügt auch auf andere Weise, wobei er nun habsüchtig wird und grossen Erwerb machen will und macht. Als er diesen Zweck erreicht hat, zieht er sich wieder in sein frühestes ehrbares Leben zurück, bereuet sein Unrecht, gibt sein Gût zu die Kirche, und geht in ein Kloster. Der Pfarrherr zu Kalenberg dagegen treibt Possen bis an sein Ende, oft nur der Possen wegen, mitunter auch aus Rücksicht auf seinen Vortheil. Das folgende Gedicht „Peter Leu" ist ähnlichen Charakters, steht aber dem Eulenspiegel noch näher. Die Zeit der Abfassung für den Pfarrherrn vom Kalenberg ist das Ende des 14. oder der Anfang des 15. Jahrhunderts. Abgedruckt in modernisirter Gestalt in: „Narrenbuch." Herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen, Halle 1811, S. 271—352. Litterarische Bemerkungen folgen daselbst S. 514 bis 533. Die poetische Darstellung ist etwas unbeholfen. Es ist die folgende Einleitung des Gedichts nach v. d. Hagens Ausgabe.

Hätt' ich der Bücher viel gelesen,
Das wäre mir sehr noth gewesen,
Wär' ich der Kunst ein weiser Mann,
Ein Gedicht das wollt' ich fangen an,

Und das auch gut zu hören wär':
Mein' Zunge die ist mir so schwer,
Dass ich nicht hab' auf dieser Fahrt
Subtile und geblümte Wort',
Als die Rhetorik hat in ihr;
10. Jedoch steht meines Herzens Begier
Nach Lobes Preis und hoher Kunst,
Darnach so reucht mein's Herzensdunst.
Bin ich der Bücher ungelahrt,
Dennoch richt' ich mich auf die Fahrt,
Nach Meisterschaft und klugem Gedicht,
Darnach mein Sinn und Herz sich richt't,
Dass ich komm' auf der Künste Bahn.
Damit fang' ich mein' Rede an;
Ich hoff' es soll bleiben ohn' Zorn.
20. Ein Fürst mächtig und hochgeborn,
Mit Worten sanft und tugendreich,
Der sass zu Wien in Oesterreich;
Es darf niemand meinen, ich spott':
Er war geheissen Herzog Ott;
Und was zu seiner Zeit geschach,
In meiner Red' kömmt es hernach,
Als ich mir fürgenommen habe.
Wiewohl ich aber kleine Gabe
Und schmalen Lohn dafür empfah',
30. Wenn nicht mir wird mein Hirn zu schwach,
Jedoch will ich nicht abela'n.

Zu Wien war ein weiser angesehener Bürger gesessen, Mitglied des Raths, der hatte einen Studenten, der gar schnell und behend war in seinem Sinn. Eines Tages ging der Bürger auf den Fischmarkt, um Fische zu kaufen; da waren viele Leute, welche einen grossen Fisch anstaunten, der dort feil war, aber seiner Grösse wegen allen zu theuer. Der Student kam auch herzu, dachte, der Fisch verdiene auf die Tafel des Herzogs zu kommen, und beschloss ihn zu kaufen. Er bat seinen Herrn um Geld, kaufte den Fisch, welchen er durch den Fischer in des Rathsherrn Haus tragen liess, sich dort von dem Bürger besseres Gewand lieh, und nun den Fisch auf das Schloss trug. Der Thürhü-

ter wollte ihn aber nicht eher einlassen, bis er ihm versprochen hatte, mit ihm zu theilen, was ihm der Herzog dafür verehren würde.

Der Fürst nahm das Geschenk gnädig an und fragte, was er begehre. Der Student bat, der Fürst möge ihn binden und tüchtig mit Ruthen streichen lassen durch zwei starke Knaben. Da der Fürst sich über dieses Verlangen wunderte, erklärte ihm der Student, wie er nur durch das Versprechen, mit dem Thürsteher das Gnadengeschenk des Herzogs zu theilen, hereingelassen wäre, und der eigennützige Mann nun von den Streichen seinen Theil haben sollte; es käme auch nicht darauf an, wenn jener etwas mehr erhielte. So bekam denn der Student seine Streiche und dem Thürhüter wurden sie gehörig zugemessen.

Darauf fragte der Fürst den Studenten, wer und was er wäre? Jener sagte, er sei ein Schüler und möchte gern zum Priester geweihet werden, der Fürst möchte ihm doch gnädigst dazu verhelfen. Der Fürst bedachte sich nicht lange, versprach ihm die nächste Pfarre, und als er bald darauf Nachricht bekam, dass der Pfarrherr vom Kalenberg gestorben wäre, so setzte er ihn dort hin, wo er als Priester sich wohl tüchtig bewies und den Alten und Jungen mit gelehrter Zunge predigte. (V. 32—228.)

Er ermahnte sie, Hab' und Gut mit ihm zu theilen, damit sie nicht in das höllische Feuer kämen, und weil das Gotteshaus gedeckt werden musste, so schlug er ihnen vor, dass sie es gemeinschaftlich thun wollten; die Bauern sollten die Wahl haben, ob sie den Chor oder das lange Kirchendach decken wollten, er würde dann für das andere sorgen. Die Bauern wählten das wohlfeilere, deckten den Chor. Der Pfarrherr stand nun im Trockenen, und als die Bauern murrten, dass er nicht seinem Versprechen nachkomme, und sie eine Woche nach der andern in Wind und Regen sitzen lasse, hiess er sie selber decken, wenn sie im Trocknen sein woll-

ten. Da verwunderten sich die Bauern und legten selbst Hand an. (V. 229—296.)

Eines Tages musste er Hauer um Lohn haben; er wies sie zu ihrer Arbeit an und ging weg, die Arbeiter machten ihre Aufgabe, jeder wie er wollte. Am Abend gab er jedem einen Pfennig weniger. Darüber murrten die Arbeiter und sagten, es sei unrecht, da sie doch die Sache nach seinem Willen machten. Er hiess sie am folgenden Tage wieder kommen. Nun wies er sie an einen Berg, und alle mussten gen Thal hauen. Das gefiel ihnen nicht; allein er sagte, dass sie ja nach seinem Willen arbeiten wollten. Doch liess er es ihnen nach, und sie hackten nur bis Nachmittag, während der Pfarrherr auf dem Raine lag. Da kam ein Rabe und schrie sehr. Der Pfarrherr fragte: „Was mag dem Vogel sein?“ Da sprach einer: Es ist unser Zeitvogel. Er kommt zu dieser Zeit, setzt sich auf den Stein und schreiet, und dann gehen wir nach Hause. „Gut, sagte der Pfarrer, ich gehe auch gern.“ Am andern Tage schaueten die Arbeiter fleisig nach ihrem Zeitvogel um, aber er kam nicht, und als sie Feierabend machen wollten, liess der Pfarrherr sie nicht weg, weil ihr Zeitvogel noch nicht gerufen hätte, behielt sie bis zur Nacht und vergalt ihnen so den Possen. (V. 297—400.)

(V. 401—424 riecht wie oft der Eulenspiegelsche Witz, d. h. handelt vom Hofiren während der Predigt.)

Danach dachte der Pfarrherr darauf, wie er seinen sauern Wein möchte gut los werden. Er versprach also den Bauern, er wolle vom Kirchthurm auffliegen. Die Leute kamen zusammen, der Tag war heiss, und er liess sie lange in der Sonne stehen und warten, dass sie durstig wurden und seinen Wein kauften, den er herausbringen liess, während er sich, mit Federn beputzt, auf dem Thurme zeigte. Als ihm gesagt wurde, der Wein sei alle, schalt er die Bauern über ihre Thorheit, dass sie meinten, ein Mensch könne fliegen. Sie moch-

ten ihm mehr solchen Wein austrinken. Da schalt der Eine, der Andere fluchte, der Dritte lachte; aber dem Pfarrer kümmerte das sehr wenig. (V. 425—497.)

Des Pfarrherrn Ruf erscholl weit, und ein anderer Pfarrer, der sich für witzig hielt, machte sich zu einem Wettstreit hin. Der Kalenberger fragte, auf Verlangen des andern, zuerst: Achthalbes Schaf, wie viel hat's Füsse? der andere Pfarrer versetzte: dreissig, ward aber abgewiesen, da im Singular gefragt sei, und also nur zwei Füsse da seien. Die Gegenfrage von der Jungfrau, welche einen Mann nahm und von ihm einen Sohn gebar, ehe sie ein Jahr alt war, und starb, ehe sie geboren ward, beantwortete der vom Kalenberg richtig, dass Eva diese Jungfrau war. Es werden darauf noch ein paar Fragen gewechselt, und der von Kalenberg betrügt den andern, dass er die Pfarre mit ihm tauscht, indem er ihm glaubend macht, dass die Bauern grössere Opfer brächten; allein er hatte sie vorher dreschen lassen und ihnen die Groschen gegeben, welche sie zum Altar brachten. Auf einen Wiedertausch liess er sich aber nicht ein. (V. 498—668.)

Die Märe von der Klugheit des Pfaffen kam vor den Bischof, welcher ihn zu sehen wünschte und ihn zu sich beschied. Der Bischof war kurzsichtig und der Pfarrherr empfahl ihm dagegen ein Mittel, welches das Uebel nur verschlimmern konnte. Am andern Morgen sah der Bischof wirklich statt des einen Kirchthurms zwei, in Folge der Aufregung, glaubte aber, nun viel besser zu sehen. Bei Tische verhöhnte der Pfarrherr den Bischof noch dadurch, dass er ihn bat, durch seinen bischöflichen Segen die Freitagsspeise so zu verwandeln, dass die Fische wie Wildpret und Vögel schmeckten. Der Bischof, welcher nichts davon erkennen konnte, liess sich täuschen und glaubte durch seinen Segen die Fische, welche man gar nicht auf dem Tische hatte, in Vögel u. s. w. verwandelt zu haben. (V. 669—774.)

Als der Pfarrherr Urlaub nahm, kam der Weihbischof, dem die Geschichte erzählt ward. Er that einige Fragen an den Pfarrer, welche dieser possenhaft beantwortete und dadurch den Bischof veranlasste, dass er ihm gebot, zu jeder Kirchweihe zu kommen. Da dem Pfarrherrn das sehr unangenehm war, so machte er sich durch List davon frei, indem er die Schaffnerin des Weihbischofs zu einer sonderbaren Kapellenweihe beredete, bei welcher er gegenwärtig war, indem er unter dem Bett steckte. (V. 775—875.)

Der Bischof konnte ihm den Streich nicht vergessen und gebot ihm, seine junge Kellnerin abzuschaffen und eine von vierzig Jahren zu nehmen. Das war ihm sehr verdriesslich (V. 908). Nun fuhr eines Tages die Herzogin Elisabeth von Baiern in froher Weise auf dem Strom, da lief der Pfarrherr hin an das Wasser, ohne Unterkleider und wusch. Man berichtete der Herzogin auf ihre Frage, wer es wäre, der dort wüsche. Sie wunderte sich über die Armut des Geistlichen und erzählte es ihrem Gemal daheim, welcher darüber lachte und scherzte (V. 958). Als darnach der Winter gekommen war, machte sich die Herzogin mit Gefolge auf, den Pfarrherrn zu besuchen. Sobald er ihre Ankunft vernahm, zündete er ein tüchtiges Feuer an und stellte Töpfe und Krüge auf den Heerd. Die Herzogin wunderte sich, dass er eben sowohl kochen als waschen müsste und fragte ihn, ob er denn keine Magd habe? der Pfarrherr erzählte ihr nun, wie ihm der Bischof geboten habe, eine vierzigjährige Wirthschafterin zu nehmen und wie eine Alte ihm nichts nützen könne, weshalb er gedacht, dass zweimal zwanzig auch vierzig machten, und also zwei junge genommen. Die Fürstin hiess ihm die jungen nun hervorbringen und ohne Sorge zu sein, versprach auch, auf sein Verlangen, jeder ein gutes Kleid zu schenken. Darauf fragte sie ihn, warum aber Krüge und Töpfe leer wären, da doch das Feuer brenne? Er versetzte, dass seine Einnahme nicht hin-

reiche, sie mit ihrem Gefolge zu bewirten, und er habe nur Feuer angemacht, wenn etwa ihre Leute mitgebrachte Speisen zu einer Mahlzeit zurichten wollten. Jedoch brachte er der Fürstin einen Becher vortrefflichen Weines, sagte auch, es sei kalt, er wolle einheizen. Er holte die hölzernen Bilder der Apostel aus der Kapelle, und warf sie mit grossem Geräusch draussen vor dem Ofen nieder und redete zu ihnen, dass sie verbrannt werden müssten. Die Fürstin liess nachsehen, was der Pfarrherr triebe und schalt ihn über sein Wesen; aber er sagte, dass im Traume ihm gesagt sei, er solle die alten Bilder nur verbrennen, die Herzogin sei so mild, dass sie neue schenken würde; die Herzogin sagte, dass es vielleicht geschehen würde, er solle nur auf dem Hackbrett ihnen Musik machen, ehe sie schlafen gingen. Da lief er zu dem Hackbrett in der Küche und schlug die Hackmesser zusammen. Die Herzogin hiess ihn aufhören und fragte, ob er denn keine andere Musik verstände? Ich kann auch Glocken ziehen, sagte er, aber das ist sehr anstrengend, und ich ziehe lieber Karpfen aus der Schüssel. Am andern Morgen zog die Herzogin ab; der Pfarrherr verschlief aber die Zeit und bedachte, wie ihm das schaden möchte, deshalb beschloss er nach Wien zu gehen. (V. 959—1233.)

Er zog auf gut Glück gen Hofe. Hier traf er einige Bauern, welche ein Gesuch beim Herzoge hatten. Er hörte, dass der Herzog bei Tische sass, redete den Bauern vor, er sei im Bade, sie sollten sich entkleiden und so hereintreten ohne Scheu. Die Bauern thaten so und er führte sie, ohne dass er ein Wort sagte, in den Saal, wo der Herzog mit seinen Gästen sass. Die Bauern erschraken nicht wenig, schalten auf den Pfaffen, welcher durchaus sich stumm stellte; der Herzog aber lachte und gewährte ihnen ihr Gesuch. Darauf tadelte sie der Pfarrherr, dass sie ihn geschmähet, da er ihnen doch gesagt, dass sie den Herrn mild gesinnt finden würden, sie sollten nun hingehen und ihr Gewand wie-

der anlegen, da sie so viel geschwitzt hätten, wie einer, der im Bade gesessen. (V. 1234—1314.)

Der Herzog zeigte sich erfreut, dass sein Pfarrherr nicht stumm geblieben, machte denselben aber auf seine zerrissenen und kothigen Schuhe aufmerksam, wodurch er den Saal beschmutze, und sprach zum Kämmerer, dass er ihm ein neues Paar kaufen sollte. Der Pfarrherr aber meinte, dass sei zu viel, er wolle sie nur flicken lassen, und der Herzog möchte sie dann einlösen. Der Fürst war es zufrieden, und der Pfarrherr trug die Schuhe zu einem Goldschmied, und liess sie mit silbernen Nägeln und Flecken verzwicken und besetzen. Der Kämmerer, welcher sie einlösen sollte, weigerte sich aber, dies zu thun, weil der Goldschmied sechs Gulden forderte, und er ging zum Herzog mit dem Pfarrherrn, wo dieser Beschwerde führte und meinte, er werde eine Juppe und ein paar alte Hosen noch dazu bekommen. Der Fürst sprach: „Es ist billig, dass man die Schuhe bezahle, aber du musst erst mit uns essen.“ Man setzte sich zu Tisch, und es wurden von jedem Gerichte soviel Portionen aufgetragen, dass jeder, ausser dem Pfarrherrn, davon erhielt. Dieser wurde nun vom Fürsten und von der Fürstin mit Spottreden aufgezogen, und der Herzog sagte, dass jeder haben sollte, was er auf seinen Teller brächte. Inzwischen kam der Goldschmied und wurde bezahlt; der Pfarrherr nahm seinen Abschied. (V. 1315—1523.)

Der Pfarrherr hatte sich die Rede wohl gemerkt, dass jeder haben sollte, was er auf seinen Teller brächte; er liess sich also eine grosse hölzerne Scheibe bei dem Drechsler machen und begab sich damit nach Hofe. Des Fürsten Pferd stand gesattelt da, und der Pfarrherr zog es alsbald auf die Scheibe und ging zum Herzog. Dieser hiess ihn willkommen und fragte, was er für neue Märe bringe? „Seht sie auf dem Hofe, gnädiger Fürst, antwortete er, wenn ihr noch daran gedenkt, dass jeder haben sollte, was er auf seinen Teller gebracht; euer

Ross steht jetzt auf meinem Teller. Der Herzog sah, dass er überlistet war, versprach Wort zu halten, und lösete sein Pferd gegen ein anderes aus. (V. 1524 — 1597.)

Nach kurzen Tagen ersann der Pfarrherr eine andere List. Er kam mit guten Gebärden und Sitten zu Hofe, und bat den Fürsten um einen Sack Hafer für das Pferd, das Heu wolle er selber kaufen. Der Fürst sprach: „Das soll sein, nehmt einen Sack, der nicht so klein, und heisset euch diesen voll geben.“ Der Pfarrherr hub sich von dannen, nahm einen grossen Plan und machte daraus einen Sack, den er kaum heben konnte, lud diesen auf einen Wagen, und begehrte vom Kastner seinen Sack voll Hafer. Es ging wohl ein Malter hinein. Der Kastner zeigte es dem Herzoge an, allein der lachte über diese neue Schlauheit seines Pfarrherrn. (V. 1597 — 1636.)

Nachdem kam es, dass der Herzog zu Fastnacht den Pfarrherrn zu sich beschied, um mit ihm auf die Jagd zu reiten. Der Pfarrherr liess einen Wagen mit Mist beladen, sein Pferd darauf stellen, zog seine silberbeschlagenen Schuhe an, und, um diese nicht zu beschmutzen, Holzschuhe darüber, stieg so zu Pferde und erschien in diesem Aufzuge in Wien zum Ergetzen des Fürsten, dem er auch auf seinem Wagen auf der Jagd nachfuhr. Als ihn die Herzogin sah, ritt sie heran und sprach: „Herr Pfarrherr, seid uns Gott willkommen!“ Da sah er über die Achsel um. „Gott dank' euch, thut der Pfarrherr sprechen — Gnade, Frau! ich hab' euch übersehen.“ — Die Jagd wurde vollendet, und der Pfarrherr kehrte in dem Aufzuge zurück, wie er gekommen war. (V. 1637 — 1730.)

Nicht lange darnach fügte es sich, dass vier Ritter, welche der Herzog ausgesandt hatte, in dunkler Nacht vor des Pfarrherrn Haus kamen und bei ihm einsprachen Der Pfarrherr bewirtete sie mit Speise und gutem Wein und sie sprachen: „Herr, tragt herein und lasst uns alle

voll trinken, wir wollen alles bezahlen.“ Er sagt, es sei ihm recht, wie sie es wollten. Er wolle zu Bette gehen, denn er müsse morgen früh auf sein, und möchten nur sitzen bleiben nach Belieben, ihre Bettstatt sei bereitet. Sie tranken fast die halbe Nacht und als sie trunken zu Bett gingen, schlich ihnen der Pfarrherr nach mit einer Kanne voll Weinhefen und schüttete die Hefen ihnen in das Bett; darauf zog er ihre vier Rosse aus dem Stall, stellte seine Stuten dafür hinein und legte sich darnach zu Bett. Der eine Ritter wachte auf, merkte die Nässe, weckte seinen Nachbar und schalt ihn, dass er das Bett verunreinigt habe. Der schob die Schuld auf den andern, darüber wurden alle munter und beschlossen, sich davon zu machen, um nicht den Spott und Schimpf des Pfarrherrn zu hören. Sie sattelten ihre Pferde und ritten davon. Als es Tag wurde, schalt einer den andern, dass er des Wirtes Stute genommen; sie merkten aber bald, dass sie alle betrogen waren und mussten den Schaden tragen, da sie nicht wagten, zum Pfarrherrn zurück zu kehren. (V. 1731 — 1870.)

Einstmals zur Osterzeit, als eine Prozession gehalten werden sollte, war weder Banner noch Fahne da; der Pfarrherr hing also eine Hose an die Kreuzstange und ging damit der Gemeine voran. Das war den Bauern doch zu viel, und Zinsmeister und Richter mussten den Pfarrherrn fragen, was nöthig sei für die Kirche. Da erlangte er auf diese Weise eine neue Fahne und ein schönes Messgewand, lobte alsdann auch die Bauern wegen ihrer Frömmigkeit. (V. 1870 — 1926.)

Die Bauern, welche viel Vieh und keinen besondern Hirten hatten, pflegten der Reihe nach das Vieh zu hüten, und da ihnen der Pfarrherr so viele Possen spielte, bestanden sie darauf, dass er das Gemeinevieh auch hüten sollte, wenn die Reihe an ihn käme. Jener erklärte sich bereit, liess am Morgen durch seine Kellnerin das Vieh austreiben, legte das neue Messgewand an, las die

Frühmesse und ging dann mit einer Glocke, Geissel und Kolben durch Thau und Dreck in dem schönen Messgewande hinter die Schweine und Ziegen her, indem er mit lauter Stimme sang: „*Pastor bonus sum ego.*“ Die Bauern, welche meinten, er trüge das Sakrament, kamen aus den Häusern, fielen nieder und reckten die Hände empor; er aber kümmerte sich nicht um sie und ging dem Viehe nach. Da merkten die Bauern den Streich, liefen hin zum Richter und klagten, wie der Pfarrherr das neue Messgewand entehrte und verdürbe. Sie kamen mit dem Richter darauf zu ihrem Geistlichen und machten ihm Vorstellungen; allein der Pfarrherr belehrte sie, dass er Seelenhüter der Menschen und nicht Viehhirt sei, und das Messgewand müsse er tragen, damit ihn die Leute als den Priester des Dorfes erkennen möchten. Da liessen sie ihn gern frei, baten um Verzeihung und luden ihn ein, mit ihnen zu trinken von ihrem guten Wein. Der Pfarrherr vergab ihnen ihre Schuld und nahm sie auf in seine Huld. (V. 1927 — 2070.)

Also vertrieb er manche Jahr'
Zum Kalenberg so offenbar.

Darnach verkehrt' er seinen Stand:
Er kam gen Steiermark in das Land,
Und nahm eine neue Pfarr da ein,
Alda er endte das Leben sein,
Von einem Kloster nicht fern ab,
Da Herzog Otte liegt im Grab.
Nach der Geburt Jesu Christ
2080. Herzog Otte begraben ist
Tausend dreihundert funfzig Jahr,
Sagt uns die Kronika fürwahr.
Nun lassen wir Herzog Otten fahren:
Gott wolle ihrer aller Seel' bewahren
Vor ewiglicher Höllenpein!
Nun komm' ich an den Diener sein,
Welcher sein Pfarrherr ist gewesen;
Mit Beten, Singen und auch Lesen
Hat er's getrieben bis an's End,
2090. Ein Pfarrherr zu Prucklens, vorgenennt,

Daselbst der Pfarrher vom Kalenberg,
Der so gar viel schamlichen Werk'
Getrieben hat spat und auch fruh:
Gott woll's ihm nimmer rechnen zu,
Und gnädiglichen vergeben,
dass wir mit ihm ewiglich leben,
Bei Gott empfahn in seinem Thron.
Darum so bitten Frau und Mann,
Alle die leben hie zugleich,
2100. Alt und Jung, Arm und auch Reich,
Dass wir bei Gott des Himmels Saal
Besitzen, und sprechen Amen! all'.

IX.

Peter Leu.

Peter Leu oder der andere Kalenberger, durch Achilles Jason Widmann von Hall, ist ein Gedicht, welches sich seinem Charakter nach den beiden vorhergehenden anschliesst und aus Nachahmung, namentlich des letztern, entstanden ist. Es besteht ohne Vorrede und Schluss aus XX Kapiteln, zusammen 1643 Verse enthaltend, und erzählt, wie Peter Leu nach verschiedenen Schicksalen endlich Pfarrer geworden, und wie er als solcher sich betragen. Von dem Verfasser ist nichts weiter bekannt, als Namen und Heimat, welche Vorrede und Akrostichon am Schluss angeben. Da Peter erst im Jahr 1496 gestorben sein soll, so kann die Abfassung nicht viel früher als die erste Druckausgabe statt finden, diese aber erschien zu Nürnberg 1560 und hat den Titel: „History, Peter Lewen des andern Kalenbergers, Was er für seltzame abenthewr fürgehabt, vnnd begangen. In Rheymen verfast, Durch Achilles Jason Widman von Hall, Im Druck vor nie aussgangen.“ $4\frac{1}{2}$ Bogen kl. 8. Spätere Ausgaben, in welchen sich die Geschichten des Kalenbergers auch finden, sind von den Jahren 1613 und 1620. Vgl. v. d. Hagens Narrenbuch. Halle 1811, S. 533 — 539; daselbst ist auch der Peter Leu im modernisirter Sprache abgedruckt von S. 355 — 422.

Vorrede.

„Dieweil der heidnische Meister Cato
Seine Jünger lehret also,
Im Büchlein der guten Sitten,
Dass Untugend bleibe vermieden,
Sprichet: Insipiens esto,
Sei unweis' und thöricht, wenn's so
Die Zeit da fodert und die Sach',
Dass man die Menschen fröhlich mach'.

Denn der stät ernstlich phantasirt,
10. Ein schwer Geblüt es ihm gebiert,
Das bringt denn grosse Flüss' und Krankheit;
Dagegen aber, wo mit Freud'
Der müde Mensch thut sich ergetzen,
Und sein Trauren zurücke setzen,
Dasselbe schlägt aus seinem Sinn,
Ein leicht Gemüt gebiert das ihm.
Darum alle Aerzte rathen:
Dass man an dem Tisch hab' Braten,
Sonst andre Speis' und guten Wein,
20. So soll das Mahl gewürzet sein
Mit lächerlichen Possen, Schimpfred';
Denn wo das Mahl solch Wurz' nicht hätt',
So würd' es all für nichts geacht't.
Solches mich beweget und macht,
Dass ich mir hab fürgenommen,
Eine schimpfliche Historie kommen
Zu lassen und in Druck zu geben:
Das ist des Peter Leuen Leben.
Davon ich euch hie will sagen,
30. Wie denn die mir angezeigt haben,
Die ihn gekennt haben vor Jahren,
Eins Theils gesehen und erfahren.
Doch hiemit ich ein'n jeden bitt',
Er wolle mir verargen nit
Dieses mein Reimen und Schreiben,
Ob's nicht in Reimen Art sollt bleiben,
Solches meiner Jugend zu geben,
Die vor nie Reimens hat gepflegen,
Hiemit will ich nicht angetast't ha'n
40. Noch sonst verkleinern keinen Mann
An seinen Ehren und Gelimpf,
Sondern gemacht haben um Schimpf
Den Lesern zu Ergetzlichkeit.
Dieweil ich höre, dass vor Zeit
Kalenberger, ein Pfaff' ohn' Mess'
Sei nicht gestellet in Vergess,
Sein Leben in Druck ausgegangen,
Darob niemand hab' empfangen
Beschwerde, doch Ergetzlichkeit,
50. Verhoff', mit mir's auch solchen Bescheid

Soll haben, dass ich nicht Undank
Erstech'. Damit nun nicht zu lang
Ich verharre in der Vorred',
Und den nächsten zu den Werke tret',
Will ich die Vorred' lassen stahn
Und die Historie heben an."

1. Zu Hall in der berühmten Stadt lebte vor Jahren Peter Leu, welcher in seiner Jugend Blöcke trug und so stark war, dass er einen gewappneten Mann von der Erde aufhob, und mit freigestrecktem Arm auf den Tisch setzte. Von dieser Stärke hiess er Leu. In der Folge gab er das Blocktragen auf und wurde ein Rothgerberknecht. (— 72.)

2. Sein Meister befahl ihm, mit einen andern Knecht in den Wald zu gehen, und auf der Lohmüle beim Wildbad Meinhart die Nacht durch zu malen. Peter aber sprach zu seinem Mitknecht: „In der Müle, welche in einer Höhle liegt, möchten wir über Nacht erfrieren, wir wollen gen Meinhart in das Wirtshaus gehen, dort übernachten und uns gütlich thun, morgen ist auch Zeit zum Malen." Sie gingen dahin; der Wirt hiess sie willkommen, und gab ihnen Speise und Trank. Es waren aber etliche Spielbuben da, mit denen sie würfelten, und Peter verlor all sein Geld. Als sie nun Gemach für die Nacht begehrten, verlangte der Wirt zuvor Bezahlung, und da sie diese nicht geben konnten, mussten sie jeder ein Pfand lassen und das Wirtshaus räumen. Sie begaben sich also in die Müle, machten ein Feuer an, wärmten sich und klagten ihr Geld. Indem zogen durch den Wald zwei Gesellen und eine junge Maid, und da Leu und sein Mitknecht nicht Zeit hatten, die Thür zu verschliessen, so flohen sie auf die Bühne und krochen jeder in einen Lohkorb. Peter konnte von dort aus auf das Feuer sehen. Die beiden Männer und das schöne Weib kamen vor die Höhle, sie trugen eine Flasche mit Wein, Wekken und Hühner, und die Männer schrieen der Maid zu, hier sei keine Gefahr, sie solle mit herein kommen und

mit ihnen bis an den Tag zechen. Die Frau sagte, sie sollten nur still sein, und sich, wie sie, am Feuer wärmen, der Müller sei hinweggegangen und komme vor morgen nicht wieder. Während das Weib nun am Feuer stand und sich wärmte, begehrte der Eine ihre Reize zu sehen, und als sie sich auf Zureden des Andern dazu verstand, bog sich Peter aus seinem Korb heraus, um auch etwas zu sehen, darüber verlor er das Gleichgewicht, und fiel mit den Korb an das Feuer. Die drei erschraken, liessen alles im Stich, da sie nicht rechte Sache fuhrten, und flohen in den Wald. Nun rief Peter seinen Gesellen herbei; sie verriegelten die Thür, liessen die Mule an; wärmten, schmausten und arbeiteten die Nacht hindurch. (— 206.)

3. Nicht lange darnach zog man zum Krieg in das Oberland gegen die armen Gecken*), die man sonst arme Hecken nennt, denn der Dauphin**) rückte in das Elsass und den Sundgau. Peter zog als Knecht mit einem Edelmanne (von Mornstein). Die Hauptleute wollten nun sehen, was sie für Büchsenmeister hätten, und liessen nach der Scheibe (dem Schirme) schiessen. Nun waren zwei da, welche hervorträten; aber der Eine schoss zu weit rechts, der Andere zu weit links. Peter, welcher sich das gemerkt hatte, bat, dass er auch einen Schuss thun dürfe; er richtete das Geschütz in die Mitte, und traf die Scheibe mit seinem Schuss. Da wurden ihn die Hauptleute hold, und er bekam Büchsenmeisters Sold bis zu Ende des Krieges, wo er wieder nach Hall ging. (— 266.)

4. Peter dachte nun, wie er es wohl anfinge, ohne Arbeit sich zu ernähren: denn es ist Brauch der Kriegsleute, dass sie alle Arbeit fliehen, wenn sie aus dem Krieg kommen. Er nahm sich also vor, Priester zu werden; denn er meinte, abschon den Priestern das Be-

*) Bekannter Spottname für Armagnaken.

**) Ludwig, Sohn Karls VII.

ten sauer würde, lebten sie doch voller als ein Bauer. Er ging daher zu Hall in die Schule und lernte das A B C, obschon er bereits dreissig Jahr alt war. Er sass bei den kleinen Kindern und trieb Possen mit ihnen. Der Schulmeister setzte ihn zu den Grossen. Als Peter etwas Latein verstand, und man Logicam resumirte, kam Propositio auf die Bahn und der Schulmeister rief mit heller Stimm: „*Petre, fac ignem! quae, qualis, quanta?*“ Peter, welcher eingeschlafen war, fuhr empor, machte sich eilends aus der Schulstube, denn er verstand, er solle einheizen, und kam bald mit einer Stürze glühender Kohlen und legte sie in den Ofen. Jedermann lachte ihn aus, dass er im Sommer die Stube heizen wollte. Peter fragte, ob man ihm denn nicht dieses geheissen? Da sprach der Schulmeister: „Pack dich, anderswohin geh, du alter stinkender Bachant!“

Da ging Peter von Hall weg in die Schule der Stadt Feuchtwangen. Er bat den Lehrer, ihn nicht zu schlagen, denn da er dreissigjährig wäre, so würde auch das Schlagen nichts helfen, wenn er nicht von selbst fleissig wäre. Der Schulmeister sagte das zu. Nun begab es sich, dass Peter in der Fasten das Respons Collegerunt singen sollte, und der Schulmeister darauf bestand, obschon Peter erklärte, er könne nicht. Es fiel ihm also ein, das Liedlein zu singen, welches Jungfrau Els von Burg Meyenfels gedichtet „Ercking und Venninger waren gut' Gesellen,“ weil es gut zu singen war. Dafür schlug ihn der Schulmeister, und Peter machte sich aus der Schule in des Dekans Haus. Der Dekan, dem er seine Geschichte erzählte, versprach, in der Kürze ihm zur Priesterweihe zu verhelfen. (— 356.)

5. Als Peter vier Jahr in der Schule gewesen, bewirkte es der Dekan, dass Peter Priester wurde an der Kapelle zu Rieden, woselbst ein Wallfahrtsort war. Als Peter daselbst seine erste Messe sang, traf auf der Wallfahrt auch sein ehemaliger Herr aus dem Kriege

ein, der sehr verwundert war, seinen Knecht als Priester zu sehen. Peter erzählte, wie es ihm ergangen. (— 413.)

6. Es begab sich zu einer Fastenzeit, dass Peter Beichte hörte, und zwei Bauermägde in weissen Hemden zu ihm kamen. Als die Eine sich an den Ofen lehnte, sagte sie: „Die Stube ist kalt und der Ofen hat eine grosse Oeffnung." Peter sprach: „Ich mache das Loch nicht eher zu, als bis das Beichten ein Ende hat, damit man mir nichts Böses nachsagen kann; welche meine Beichttochter sein will, die muss in den Ofen kriechen und durch das Loch ihre Beichte sagen, alsdann durch dasselbe in die Stube kommen, weiter wird ihr keine Busse aufgelegt." Die Mägde machten es so, kamen schwarz wie die Essenkehrer heraus und wurden von Allen ausgelacht, die es hörten. (— 469.)

7. Peters Einkünfte zu Rieden waren sehr gering, sie betrugen nur vierundzwanzig Gulden, und er musste oft Hunger leiden. Samstags pflegte er eine Ochsenlunge zu kaufen, diese im Kessel zu kochen, und dann, so oft ihn hungerte, ein Stück davon mit Brot zu essen, so dass oft acht Tage hingingen, ohne dass er etwas Warmes genoss. Da kam einst der Pfarrherr vom Dorfe Westein, sah seine Armut, und bot ihm an, sein Pfarrgehilfe zu werden. Peter nahm es an; er merkte aber bald, wie es herging. War er nicht mit zu Tisch, so wurden Hühner oder Fisch gespeist, war aber Peter da, so ging es mit Milch und Molken zu. Sobald er dahinter kam, pflegte er es stets so einzurichten, dass er eher heim kam als man ihn erwartet hatte; dann setzte er sich ohne weiteres mit zu Tisch. Dem Pfarrer war das verdriesslich, und er liess sich daher gute Gerichte auf seine obere Stube bringen, wohin Peter nicht kommen durfte. Dieser dachte darauf, ihn zu überlisten. Auf dem Hofe stand ein Schöpfbrunnen, in diesen warf Peter, wenn Niemand zu Hause war, eine oder ein paar Hennen, dass sie ertränkt wurden. Wenn die Magd dann

Wasser holen wollte, fand sie die Hennen, schalt, dass man den Deckel aufgelassen, und wollte die todten Thiere wegwerfen. Peter aber sagte sodann, dass er starker Natur sei, und dergleichen wohl essen könnte. So trieb er es öfter, bis der Pfarrherr die Streiche merkte, und er es lassen musste. (— 583.)

8. Als es mit den Hennen vorbei war, erdachte Peter etwas anderes. Nächst dem Pfarrhause war ein Fischteich im Garten, daraus fing Peter die Karpfen weg und verzehrte sie mit guten Gesellen. Einst sagte der Pfarrherr zur Köchin: „Morgen wollen wir Gäste haben, kochet das Beste und nehmt die grössten Karpfen aus dem Teich.“ Als man aber den Teich abliess waren nur kleine Fische darin, und Peter beredete den Pfarrherrn, dass die Bauern seine Fischdiebe wären; er möchte den Teich mit Schnuren umziehen und vier Schellen daran hängen, so würden sich die Diebe verrathen. Das geschah. Peter ging in der Nacht zum Teich und erhub grosses Geschrei, und rief den Pfarrherrn herbei; als dieser endlich kam, sagte Peter, die Diebe seien entflohen, und er habe in der Dunkelheit keinen erkennen können. Um den Pfarrer noch mehr zu täuschen, ersann er noch eine List. Es standen einige Kirschbäume am Teiche, und als die Kirschenzeit kam, sägte Peter die Bäume ein. Die Bauern, welche nach ihrer Gewohnheit auf die Bäume stiegen, um Kirschen zu essen, fielen mit denselben in das Wasser. Peter eilte mit einer Stange herbei, sagte, dass er die Fischdiebe des Pastors habe, und wohl oder übel musste jeder einen halben Gulden für die Fische geben, welche er nicht genossen hatte.

Um aber nicht auf seinen Streichen ertappt zu werden, gewann Peter die Gunst der Köchin, und nun lebten sie bei Abwesenheit des Pfarrherrn auf das Beste. Eines Tages als der Pfarrherr zur Stadt geritten war, hatten sie sich ein Bad bereitet; aber der Pfarrer kam früher als sie dachten, und sie schafften das Wasser mit Mühe hinweg, jedoch nicht ohne einen Theil in die

Stube zu schütten. Peter half sich aber schnell. Er holte aus dem Brunnen einen Kübel mit Wasser, und sagte: „Herr, ich sah euch kommen, und weil es heiss ist, wollte ich Wasser holen, den Wein zu kühlen.“ Der Pfarrherr lobte das; aber Peter stolperte absichtlich beim Eintritt in die Stube und verschüttete das Wasser; so wurde das Bad verdeckt. (— 757.)

9. Ein Bauer pflegte seinen Esel auf dem Kirchhofe weiden zu lassen. Peter verwies ihm das und sagte, es sei unziemlich, dass der Esel den Kirchhof verunreinige, und er werde dafür gestraft werden. Da der Bauer nicht hörte, zog er den Esel mit einer Rolle an einer Linde in die Höhe und sagte dem klagenden Bauer, dass der Teufel dies gethan habe, um ihn zu strafen. Der Bauer opferte einen Gulden und bereuete seine Sünden. (— 827.)

10. Zu Westein gehörte ein Filial, welches ein anderer Pfarrgehilfe abwechselnd mit Petern versah. Dieser Pfarrgehilfe war einstens unwohl und es wollte ihm keine Speise schmecken. Er sagte also zu einer Bäuerin, sie möchte ihm einen Käsefladen backen und denselben unter das Altartuch bei dem Messbuche legen. Das geschah. Der Pfarrgehilfe war aber an dem Tage so schwach, dass er nicht Messe lesen konnte und Peter seine Stelle versah. Dieser entdeckte den Kuchen und damit derselbe nicht kalt werden möchte, schob er den Kelch in den Sack, nahm den Fladen in die Hände und wandte sich zur Gemeine, indem er sagte, dass Gott für seine Frömmigkeit ihm täglich Himmelsbrot sende, heute habe er es auf dem Altar gefunden, darum wolle er die Gemeine segnen und es essen. (— 891.)

11. Auf den Martinstag kam des Messners Sohn zu Petern und fragte, ob er für ihn in der Stadt etwas einkaufen sollte. Peter erwiederte, er bedürfe nichts. Am Abend lauerte er aber dem Jungling auf und erschreckte ihn, indem er auf einen Bildstock geklettert war und dort ächzte und wimmerte. Der junge Mensch liess aus

Furcht seinen Sack fallen und entfloh. Peter machte sich mit der Beute davon, trank den Wein und trug die leere Flasche zum Bildstock hin. Zu Hause erzählte der Jüngling, er habe ein Gesicht gesehen. Peter wollte ihn zu einem Opfer fur die arme Seele bereden, aber es gelang nicht. Als daher die Mägde und Knechte in dem Kunkelhause auf die drei Donnerstag-Nächte versammelt waren und sich sehr vor dem wütenden Heer fürchteten, ritt Peter, weiss gekleidet, drei Mal um das Haus und bliess ein Jagdhorn, seufzte und klagte auch sehr. Des Messners Frau erschrak so, dass sie krank wurde. Peter sagte, das sei die Folge, dass der Sohn nicht ein Opfer habe daran wenden wollen und erhielt nun von der Frau Geld, welches er verzechte. (— 1033.)

12. Des Messners einfältigem Sohne spielte Peter auch noch andere Streiche; er überredete ihn, des Pfarrherrn Katzen legten alle Tage Eier, liess ihn die Schuld der Vaterschaft tragen bei dem Kinde einer frechen Magd des Meiers, und sagte ihm auch, wenn er Wein hole in der Stadt, solle er nicht selbst in den Keller gehen, sonst würde er ermordet. (— 113.)

13. Auf dem Filiale zu Ottendorf musste Peter alle Woche ein oder zwei Mal Messe lesen. Nun fügte es sich, dass er hinkam, als der Messner ein Schwein geschlachtet hatte. Er mahnte den Messner, die Glocke zur Hand zu nehmen und zur Messe zu läuten, inzwischen wolle er Würste knüpfen helfen. Als Peter zur Kirche gehen wollte, gab ihm die Messnerin einen Braten und etliche Würste, welche Peter mit einer Rebschnur sich auf seinen Rücken unter das Kleid band. Er trat vor den Altar und begann die Messe. Ein grosser Hund, welcher in der Kirche war, roch das Fleisch und kam heran und beschnupperte den Priester, der ihn mit dem Fusse wegstiess und sehr mit der Messe eilte. Als er zu der Elevation kam und der Messner ihm nach Brauch das Kleid hinten aufheben wollte, dachte Peter, es sei der Hund, und gab dem Messner einen Tritt vor

die Brust, dass er rücklings niederstürzte und die Bauern lachten. Peter entschuldigte sich damit, dass er den Krampf in das Bein bekommen habe. Der Messner sprach: „Die Sache ist schlecht, ihr habt solche Macht, lieber Herr!“ (— 1175.)

14. Der Messner in dem Dorfe Westein hatte einen schönen Birnbaum, der allein stand im Felde. Petern schmeckten die Birnen gut; er ging daher Nachts hin, sie zu holen und sagte dem Messner, ein Bär thäte das. Des Messners Sohn stellte sich daher, mit einem Sauspiess bewaffnet, auf die Wacht und wollte sehen, ob es ein Bär oder die Bauern wären. Peter kam in seinem schwarzgefütterten Pelze, ohne etwas zu wissen von der Bewachung, doch merkte er des Messners Sohn zeitig genug, kehrte seinen Pelz um und kroch brummend auf allen Vieren heran. Vor Furcht entfloh der junge Mensch und Peter schüttelte Birnen, bis er seinen Sack voll hatte. Die Messnerin sagte: „Gebt euch nicht in Gefahr und lasst dem Bären die Birnen.“ So bekam Peter auch die übrigen. (— 1241.)

15. Als der Pfarrherr zu Fichberg starb, erhielt Peter die Pfarre von dem Prälaten zu Murhart. Er ermahnte die Leute zur Gottesfurcht und dass sie ihm mittheilen möchten von dem Ihrigen, denn er müsse für ihre Seelen sorgen. Nun fiel einstens ein starker Nebel, der wie Schwefel stank. Ein altes Weib fragte Petern, woher das wohl komme, und er sagte ihr, es sei ein Loch in die Hölle gefallen, woraus der Gestank hervorbreche, es könne nur mit Leinwand gestopft werden, welche mit Weihwasser besprengt worden. Das werde auch allenthalben schon verkündigt und er gehöre ebenfalls zu denen, welche die Gaben annähmen und dann einsendeten. Da brachte ihm die Frau dreissig Ellen und andere Weiber auch so viel, dass er Leinwand genug hatte für sein Haus. (— 1307.)

16. Als eine Theuerung einbrach, liess er Haselzapfen malen und da ihn einige von dem Murhart'schen

Hofgesinde besuchten, setzte er ihnen Brote von diesem Mehle vor, indem er sagte, dass er kein Korn mehr habe und dergleichen nun essen müsse. Dadurch erlangte er von dem Prälaten einen Wagen voll Korn.

Er war so auf seinen Nutzen, dass er endlich so viel Geld zusammen brachte, um nicht mehr Pfarrherr zu sein. Dann zog er nach Hall und versah einen Altar, wenn ein Pfarrer nicht daheim war, in der Stadt oder auf dem Lande. (— 1351.)

17. Nun begab sich auf den Christtag, dass Peter die Pfarre zu Steinwag versehen sollte. Er machte sich auf mit zwei Schülern, welche Messe singen helfen sollten, und ging durch den Schnee dahin. Einer trug sein Messbuch, denn ohne dasselbe konnte er nichts. Als sie ankamen, hatte der Schüler das Buch verloren; Peter hiess ihm suchen, aber die Spur war im Schnee verwehet und er konnte das Buch nicht finden. Peter musste warten, bis der Schnee vergangen war, und hätte er sein Buch nicht wieder bekommen, so wäre es mit seiner Kunst aus gewesen.

Am Charfreitage hielt er eben daselbst die Passionspredigt, welche er sehr abkürzte. Die Passionsgeschichte war über der Kirchthür abgebildet, und er theilte seine Predigt genau nach den Quartieren des Bildes. Als er dann angefangen hatte: „Als Christus ging über den Cedron, von ihm wichen die zwölf Boten und wurde von Judas verrathen“ — hub er an zu weinen und klagen, dass es ein Jammer war und sprach zu den Bauern: „Die schändliche That des Schalk Judas geht mir so zu Herzen, dass ich nicht weiter sprechen kann, wenn ich daran denke.“ Da heulte und weinte die Versammlung und die Leute waren sehr erbauet von der Predigt.

So machte er es auch zu Erlach, Sonntags an St. Peters Tag. Er stieg auf den Predigtstul und sprach:

„Lange Predigt will ich nicht machen,
Sondern kurz reden von den Sachen,

Damit wir nicht Verdruss haben.
1435. Denn wenn die Pfaffen lang sagen,
So steht die Schrift nur auf zwei Ziel',
Wie ich denn auch jetzt sagen will:
Lasset das Böse und thut das Gut',
So seid ihr vor der Hölle behut't!
1440. Die Heiligen Tag' ich euch auch sag':
Bis Dinstag ist Sanct Peter's Tag."
Damit hatt' die Predigt ein Ende.
Die Bauern sagten: „Wie behende
Hat Peter die heilige Schrift
1445. An ein Büschel zusammen gestift't!
Ach, dass er unser Pfarrherr wäre,
Von wegen seiner kurzen Lehre!"

18. Als im Dorfe Dullay Kirchweih war und Peter predigen sollte, las er die Historie von Zachäus vor und sprach dann: „Lieben Kinder, damit ihr meine Predigt desto besser versteht, so habe ich sie in drei Theile getheilt. Den ersten werdet ihr nicht verstehen, den andern werde ich nicht wissen und den dritten werden weder ihr noch ich verstehen, so tief werd' ich in die Schrift gehen. Zu dieser Auslegung gehört aber viel Zeit, darum will ich heute lieber nichts davon sagen und die Ausführung verschieben bis künftiges Jahr, da kommt dann zeitiger. Jetzt wollen wir jeder dahin gehen, wohin er eingeladen ist, damit der Kirchweihbrei nicht verbrennt und wollen auch die Fladen versuchen. Bittet für mich, so wie ich für euch." (— 1485.)

19. Der Meier Michelfelder zu Plindheim hatte ein schwindend Bein. Als Peter ihn einst über seinen wakkelnden Gang befragte, erzählte der Meier sein Missgeschick und Peter sagte darauf, ob er wohl hundert Eier an seine Heilung wenden wollte? Der Bauer bejahete das und brachte die Eier, worauf Peter rieth, der Meier solle Saymich in Wasser thun, im Mörser es zerstossen, ein Pflaster daraus machen und das auf das Bein legen und es eine Nacht darauf lassen. Würde das Bein dadurch nicht grösser, so sollte er die Eier wieder holen.

Der Meier that das. Das Bein fing an zu schwellen, aber nach zwei Tagen war es übermässig dick und er litt grosse Schmerzen. Da kam er wieder zu Peter und klagte; der aber sagte: „Warum hast du das Pflaster so lange darauf gelassen? Nun such' einen Arzt, der dir das Bein klein macht.“ So musste der Bauer abziehen und behielt einen lahmen Schenkel. (— 1571.)

20. Peter wohnte in einem Hause in der Stadt, nahe am Kirchhof. Da sah er Nachts, wie zwei Mädchen öfter zu dem Nachbar gingen, der Wein schenkte, und Wein holten, wobei sie sehr behutsam über den Kirchhof gingen, um ihre schönen Schuhe nicht zu beschmuzzen. Er hing sich also ein Betttuch über und als die Mädchen kamen, schrie er jämmerlich: „O weh! o weh!“ Vor Schreck, indem sie meinten, ein Geist ginge um, liefen sie gerade durch den Dreck. Ein Pfarrherr am Kirchhof, der aus dem Fenster das Abenteuer sah, dachte auch, es sei eine Seele, welche Noth litte im höllischen Feuer, sprach: „Ach, nun helfe dir Gott, der allmächtige, an ewige Ruh'!“ und machte sein Fenster zu, damit ihn der böse Wind nicht anwehe.

Der Historien viel mehr sind,
Welche Peter hat getrieben,
1605. Die hierin nicht sind beschrieben.
Sollt' ich's beschreiben, es würde zu lang,
Und ich damit verdienen Undank,
Was Peter hielt für einen Orden.
Denn er ist viel Jahr' alt geworden,
1610. Starb auch in seinen alten Tagen,
Und liegt zu Hall begraben;
An dem End' er gestorben ist,
Nach der Geburt Herrn Jesu Christ,
Tausend vierhundert neunzig Jahr,
1615. Dazu auch sechs, nehmet wahr.
Gott woll ihm allzeit gnädig sein,
Und mach' uns unsrer Sünden frei.

Amen.

Beschluss.

Also will ich hie beschliessen;
Clein noch Gross soll nicht verdriessen,
1620. Hätt' ich der Sach' zu viel gethan.
Jemand schimpflich hie gegriffen an,
Lasse mir's nach, fleissig ich bitt'.
Lieber will ich Gunst ha'n; denn ich's mit
Etlichem gemacht hab' zu Verdriess,
1625. Sondern, dass hierinnen ausgiess'

Ich etliche lächerliche Possen;
Als einem die Zeit wär' unverdrossen,
Sollt er hie Ergetzlichkeit ha'n,
Oder sonst die Geschicht sehen an,
1630. Nehmen daraus einen frischen Mut,

Weil es das Gemüt erquicken thut.
Ich will auch bitten jedermann,
Dass mir der Wille werd' gethan,
Mein Büchlein hie zu corrigiren,
1635. Auch mit subtilen Worten zieren.
Noch muss ich euch eins sagen:

Vnd ob jemand würde fragen,
Oder sonst wäre geflissen,
Nachmals begehrte zu wissen,

1640. Hätt in seinem Herzen Frage,
Auch wer diese Reime gemacht habe,
Lesen soll er diesen Beschluss,
Liederlich, findt's ohn' Hindernuss.

X.

Der fahrende Schüler.

Von Johann von Nürnberg.

Unter der Aufschrift: *„de vita vagorum“* ist das nachstehende Gedicht in einer Gothaischen Handschrift enthalten, aus welcher Wilhelm Grimm dasselbe nebst andern Gedichten (Von zwein Kaufmann, Von den berten, Von der trunkenheit, Von der minne eines albern, Von des babsts gebot zu den meiden und wiben) in den „altdeutschen Wäldern“ abdrucken liess. Das Gedicht, welches a. a. O. Bd. II, S. 49—59 steht und 306 Verse zählt, gehört wohl noch in die erste Hälfte des XIV. Jahrh., da in einer andern Erzählung derselben Handschrift, „von einem Mönch und einem Söldner,“ der Belagerung der Guelfen in Lucca im Herbst 1301 als einer Begebenheit damaliger Zeit gedacht wird. Das Mittelalter kannte „fahrende Ritter d. h. solche welche auf Abenteuer auszogen, fahrende Sänger, welche auf Erwerb die Länder durchzogen (wie Morolf von sich sagt, s. o. S. 35), diesen schlossen sich die fahrenden Spielleute, fahrenden Frauen, welche letztere theils mit Musik und Gesang, theils mit ihren Reizen Erwerb suchten, und die Bettler an; mit Errichtung der Universitäten kamen die fahrenden Schüler in noch grösserer Menge hinzu, als sie schon vorher bestanden hatten. Alle solche auf Erwerb im Lande umherziehende Leute, die mehr oder weniger dem Bettlerstande nahe waren, nannte man auch mit dem Gesammtnamen: *„varndiu dût, varnde liute, varndez volc.“* Sie zogen besonders Festlichkeiten nach, denn man überliess ihnen die Ueberreste von den Mahlzeiten, wie dies unter andern aus König Rother erhellt (vgl. Bd. I, S. 67) wo es V. 1871 ff. heisst:

„Die hochgecit waren alle
dre tage volle,
alsiz anden drieten tach quam,
die varunde diet begunde gan
vor den dietherichis disch.“

Spielleute wurden alsdann noch ganz besonders beschenkt, wofür viele Stellen zeugen, wie auch die Verse 1876 ff. im Rother. Die fahrenden Schüler, welche ihre letzte Spur in denjenigen armen Prager Studenten behielten, die in den Ferien umherzogen und Musik machten, gehören jetzt ganz der Geschichte an, und man würde von einem solchen Treiben und Lernen gar keine Vorstellung mehr haben, wenn nicht ausführliche und lebendige Beschreibungen uns darüber belehrten. Zum Theil tritt uns dergleichen schon in Peter Leu (s. o. S. 169) entgegen, doch am vollständigsten ist jenes Leben aus Thomas Platter's Selbstbiographie kennen zu lernen (Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographien. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des XVI Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. D. A. Fechter. Basel 1840. 8. (13½ Bg.).

Der Verfasser des Gedichts sagt, dass er auch zu dem Orden gehört habe, und man darf also wohl annehmen, dass er ihn der Wahrheit nach geschildert, wofür auch die andern Nachrichten sprechen, da sie völlig übereinstimmen. So Platter völlig in Bezug auf das Betteln und selbst Stehlen, und in Ansehung des Aberglaubens, dass die fahrenden Schüler Teufelsbanner wären, und überhaupt sich auf schwarze Kunst verständen, lässt ganz übereinstimmend Hans Sachs (geb. 1494, gest. 1576) in seinem Fastnachtspiel „Der fahrend Schüler mit dem Teufelsbannen“ (Buch II, Thl. 4, Bl. 13 — bei Büsching: Hans Sachs etc. Nürnberg 1819, Thl. II, 252) den Schüler von sich und seiner Kunst sagen V. 66 — 77:

„Es ist uns aufgesetzt allsammt,
Dass wir stätigs im Land umwandern,
Von einer hohen Schul' zur andern,
Dass wir lernen die schwarze Kunst,
Und dergleichen andre Künste sunst.
Wo man eim was hat gestoln,
Das können wir ihm wieder holn;
Wen Augenweh und Zahnweh kränken,
Dem können wir ein' Segen an Hals henken,
Für's G'schoss Wundsegen wir auch haben;
Wir können wahrsag'n und Schätze graben,
Auch zu Nacht auf dem Bock ausfahren.“

(Denselben Stoff wie Hans Sachs verarbeitete Cervantes, geb 1547, gest. 1616, zu einer dramatischen Posse, welche unter den

Titel: „*La Cueva de Salamanca*“ im zweiten Theile seiner *Comedias y Entremeses* enthalten ist, und wovon F. J. Bertuch im „Magazin der Spanischen und Portugiesischen Litteratur,“ Dessau und Lpz. 1782, Bd. III, S. 129 — 168, eine Bearbeitung gegeben hat. Hier spricht der Student jedoch blos vom Teufelsbannen, und es ist der Frau und dem Küster auch noch, als zweites buLerisches Paar, die Magd und der Dorfbarbier beigegeben. — Vielleicht fanden beide ihren Stoff in einer frühen Bearbeitung der altfranzösischen Erzählung vom „armen Studenten,“ welche sich in *Le Grand Contes et fabliaux etc.* findet (deutsch. Halle und Lpz. 1798, Bd. IV, S. 123); möglicher weise war dies für H. S. die Erzählung des **Strickers** „vom klugen Knecht“ welche gänzlich mit dem Fabliau übereinstimmt, wie oben S. 93 — 105, wo dieselbe vollständig mitgetheilt wurde, zu vergleichen ist).

In Bezug auf den Humor, mit welchem das Bettlerleben dargestellt ist, verdient ein dem Geiste verwandtes Gedicht, welches verschiedentlich damit zusammentrifft, verglichen zu werden, welches Grimm a. a. O. S. 60 aus dem 8. Cap. von Fischart's Gargantua (Ausg. v. 1594, Bl. 89[b] u. 90[a]) mittheilt:

„Ich armer Knecht
kam selten recht,
mein Säckel hat kein Futter mehr.
(Hoscha! wer weiter kann,
der sing fortan).
Dess muss ich euch bescheiden,
die Barschaft mein,
was mir geht ein,
zahl ich nicht bald bei Zeiten,
10. die fahrend Hab'
geht auf und ab
ich hab's auf andern Leuten;
ich hab' auch liegend Güter,
die dörfen nicht viel Mist,
darzu darf ich kein Hüter,
man stielt mir's nicht zur Frist;
von Korn und Wein
was mir geht ein,
darf ich kein Zehend geben;
20. was ich trink zwar
ein ganzes Jahr,

das wächst mir all's an Reben.
Mein Haus ist fein aufgeraumet,
stossest dich zu Nacht nicht drin,
die Knecht lan dich ungesaumet,
darfst kriegen nicht mit ihn';
kein Ratt' noch Maus
in meinem Haus
hörst zu keinen Stunden,
30. darzu kein Schab
in Kleidern hab
ich all mein Tag nicht funden.
Ich hab in meinem Keller
kein seigern brochen Wein,
der kost mich nit ein Heller,
kein Brot wir schimmlicht drin.
Auch mein Kornschütt
hat Wibeln nit,
mein Ställ sind fein ausgeputzet,
40. stirbt mir deshalb
kein Kuh noch Kalb;
lug, was mir das nur nutzet.
Hab gern ein ruhig Wesen,
darf nicht in Rath zur Witz,
darf nicht viel Bücher lesen,
hab gar ein guten Sitz.
Gib wenig Steuer,
ist manchem theuer,
mein Vieh ist bald erzogen,
50. Geld-leihen-aus,
kommt mir nicht zu Haus,
mit Borgen wird ich nicht betrogen.
Mit Fegen und mit Wäschen
darfst du kein Müh nit han,
ich hab ein weite Täschen,
nimm mich keiner Hoffahrt an." —

Das Gedicht vom fahrenden Schüler folgt hier im Original, wie dies bei einigen andern kleinen Gedichten auch der Fall sein wird.

Nu horet ein fromdes mere
von mir wilden schuolere.

ich spranch in einen orden
von angest und von sorgen:
5. mein kloster das ist so wit,
daz es das mer umbegit.
swelich man sin kint woll morden,
der tuo es in unsern orden
und ist er frumm, er wird enwicht;
10. kein frummer der enfugt uns niht.
min wille der ist schwere,
da mit ich das bewere:
die munich die swern ab ir har,
so raufen wir uns all durch das jar;
15. der gens als dick mocht raufen,
zuo eim bett geb man zuo kaufen
gnuk federn umbe ein brot:
wir sin als wert, als der tot.
min orden hat die gewonheit,
20. er git mir teglich nuwes leit,
daz ich des alten nit en-klag.
man kleit die munich am ersten tag,
denn wir den han emphangen,
umb dez gewant ist es ergangen:
25. er hat nit wann ein hemdelin
ein wint hebts uf, der ander blast in;
min orden ist mir mere!
got ist ein wunderere,
er wundert wunderlichen:
30. er machet einen richen
und lat tusent dabie
gutes und aller selden frie;

---

3) Orden wird mit Vorliebe häufig für Stand gesagt, und das Bild des Mönchthums dabei vestgehalten.

5—6) d. i. mein Kloster ist die ganze Welt. —

9) er, nämlich der (das Kind) zu dem Schülerstande bestimmt wird. —

10) Kein-en-niht; nicht selten vorkommende dreifache Verneinung. „Kein Frommer fugt sich uns nicht“ = jeder Fromme ist uns abgeneigt. —

11) wille hier = Gesetz, Ordensregel. —

12) Die Conjectur schern ab, in d. altd. W. ist überflüssig und die Lesart der Hdschr. swern ab, schworen ab, verständlich. Sobald die Mönche die Tonsur erhalten, haben sie das Haar abgeschworen, und sobald einer ein fahrender Schüler wird, so geht das Raufen und Zausen an. —

23) denn wir den = wenn wir den Orden empfangen. —

24) umb dez = um dessen Gewand der eingetreten ist. —

25) er = der Eingetretene. —

27) mere d. i. mere = wichtig, theuer.

32) selde, saelde = Wohlsein, Glück.

der mak ich wol einer sin.
ich han kammern noch den schrin,
35. darin ich lege minen solt;
ich han silber noch das golt:
die phennig sint mir ture.
wenn ich sitze zuo dem fure
so bleck [ich] allenthalben;
40. min fuezz, die muoz ich salben,
hinden bin ich nach erfrorn;
die kint mich fliehent als ein' torn.
so ich gevazz, was ich han,
so ist mir als ich lere gan.
45. die fremden han, wez ich sol leben,
wann sie mir daz dann sullen geben,
das tuon sie als linse,
daz ichs us einem flinse
als sanfte möcht gewinnen.
50. wollt ir noch werden innen,
welcherlei min orden sie?
der ist noch swerer denne blie;
geswind ist sin geverte
und als ein stahel herte,
55. und als ein ezzik sure.
min nester nachgebure
das ist der hunger und der durst:
ich [hab] bachen noch die wurst.
med und darzuo grozzer frost,
60. duenne kleider und kranke kost,
[das] ist min ingesinde:
stein und benke linde,
sus darf ich nit herte ligen;
der federn wurde wol gefwigen,

---

35) solt = Gewinn, Einnahme für geleistete Dienste. —

37) Sagt dasselbe, was Bd. I, 455, Vers 46: Pfennige sind bei mir Gäste: sie sind mir theuer = sind bei mir selten.

39) blek ich = ist die Blösse meines Körpers allenthalben sichtbar. —

41) nach = beinahe.

43) Wenn ich zusammenfasse, was ich besitze. —

44) ich gan = ich gehe. Bei Thomas Platter stets so.

47—48) Das thun sie so langsam (linse steht für lise), dass ich es aus einem Feuerstein leichter gewinnen wollte.

53) geverte = hier Art zu Reisen, Reisegelegenheit.

58) bachen = Schwein. Weder wird häufig in den Gedichten ausgelassen, oder noch — noch gesetzt.

65. lih mir der wirt ein haberstro,
so forcht ich nit des winters dro.
min orden ist ein fries leben,
dem wir die Regeln han gegeben,
denn sprich ich: „*exue te veterem hominem*
70. *et indue novum ribaldum et leccatorem!*"
das gewant git er den tufeln dar
und sprichet dann mit jamer gar:
„*nudus egreſſus sum ex utero*
et nudus revertar denuo."
75. gen und laufen ist min pluk;
ein fromd man gibt mir genuk,
west ich auch wo er were!
min orden der ist swere,
wer mit andacht treit die e,
80. dem geschiht wol und auch we,
so geschiht mir we und nimmer wol;
ich weiz, wez ich mich frawen sol.
wer den grawen rock antreit,
dem ist tisch und bett bereit,
85. er en darf abent noch den morgen
umb deheine koste sorgen:
so hant schuoler ein hus,
zuo tusent jar wurd ein mus
darinne nicht gefrawet,
90. so lit min kost gestrawet
darzuo hat min hus das recht,
er sie ritter oder knecht,
will er darin beliben.
den getar nieman ustriben,
95. doch muoz er selben dannan varn,
will er den lip vor hunger sparn:
das hus das ist der wite walt,
im sumer warm im winter kalt.

---

79) E = Gesetz, Ordensverbindung.

83) Der graue Rock bezeichnet überhaupt die armselige Kleidung der Fahrenden, Bettler und Wallfahrer, welche davon auch Graumänner und Graubrüder genannt werden. Dieser grauen Kleider als Bettlertracht wird verschiedentlich Erwahnung gethan. Z. B. Wolfdietrich Str. 2037:

„do trugen wir grawe kleyde
und schuch rinderein."

Der Gegensatz davon sind im Nordischen die litklädi, bunten Kleider. Vgl. die Stelle in Ol. Wormii litt. run h. v., wo es ausdrücklich heisst: „Wir müssen in bunten Kleidern reiten, damit man uns nicht zu den Fahrenden zahlt. Altd. W. II, 26 u. 63. —

wenn ich vor minem bette stan,
100. so han ich volleklich zuo gan
drie mile zuo refentere.
mir ist der wint gevere,
das hemd er mir zuo den oren weut
sne und regen darunder streut:
105. so stechent mich unsuezze
die stein in mine fuezze.
guoter kleider bin ich bar,
denn zittern, so erfruor ich gar.
mir ist recht also wol,
110. als einem geburen, der da sol
sim herren geben was er hat.
so kum ich denn an die stat,
da mir die kost sol sin bereit,
so spricht desselben phaffen meit:
115. „min herr hat iezunt gezzen;“ —
so ist er erst ubergesezzen —
„min herr der pharrer an der stunt
heizzet mir tun mit worten kunt,
er sie geritten uber velt.“ —
120. ob got, daz im sin opfergelt
wer alle tag also bereit!
so sing ich hochklagende leit,
wenn mir die rede kumet fur,
dennoch so ist mir die tur
125. vil vaste vor beslozzen;
so bin ich unverdrozzen,
ich bin der mere also fro,
als da ein diep in schergen-dro
get fur einen richter stan,
130. so gericht soll uber in ergan.
so ruwet mich min swinde vart:
ich schilt sin kunn und sin art,
sine kint und sine wip,
ich verfluch im sinen lip,

---

101) refentere = Refectorium. — 102) gevere = feindlich.
103) weut = weht. 103 — 107) Thomos Platter sagt auch von sich an einer Stelle (S. 16) „dan ich hatt kein hosen an und böse schülin.“ —
108) Der Sinn von V. 107 — 109 soll wohl sein: „Ich habe keine wärmenden Kleider und wenn ich mich nicht hin und her bewegte — zitterte — so erfror' ich gar. Dieses Zitterns wird auch V. 148 wieder gedacht.
114) meit = Magd. 128) Unter der Schergen Drohung.
132) Ich schelte auf sein (des Pfarrers) Geschlecht und seine Familie.

135. daz er innan fulen muoz,
ich tun mir mit schelten buoz,
daz er des hars muoz werden kal:
das dorf laut ich hin zuo tal
welchs hûs das hochste mag gesin,
140. der wart ich und gen darin.
uf den ofen setz ich mich
und gehab mich gar weckerlich,
daz der wirt denn muoz jehen,
mir sie nie kein leit geschehen.
145. mich frusz nit, mir sust kalt,
und het ich uf dem heubt den walt
gelaubet und geblumet gar,
er wurd von zittern laubes bar. —
viel schier kumt des wirtes meit,
150. Sie klagt mir groz herzeleit
uber Engebares knecht;
sie spricht: „er war mir hiure recht,
do er an miner hende trat
und er mich um die minne bat;
155. er jach er wollte wesen min,
daz ich tet den willen sin:
do traut ich in gar minneclich,
nun hat er gar versmehet mich
und wil mich nicht zuo wibe nemen.
160. her schuoler, nun lat euch gezemen,
daz ir mir gebent ewern rat.“ —
„fraw zurnt niht, und wer ich sat,
so riet ich euch noch weiser ler“ —
so bringet sie ein kes dort her
165. und einen grozen leip da mit,
daz izz ich nach der schuoler sit. —
mit wunderlichen sachen
lêr ich sie denne machen
von wachs einen kobolt,
170. will sie, daz er ir werde holt,

---

136) buoz = Genugthuung. 152) hiure = heuer. 157) traut = liebte.
169) Die Zauberei mit Wachsbildern ist sehr alt und war weit verbreitet. Man that diesen Wachsbildern, unter Aussprechung geheimer Worte, etwas an, um auf abwesende Menschen einzuwirken. Entweder wird das Bild (der Atzmann) in die Luft gehängt, oder in das Wasser getaucht, oder am Feuer gebähet, oder mit Nadeln durchstochen unter die Thorschwelle vergraben, der, auf welchen es abgesehen ist, empfindet alle Qualen des Bildes. Gegenmittel bewirken aber, dass die Gefahr zurück schlägt und den Zauberer trifft, wie Johannes

und teuf es in den brunnen,
und leg in an die sunnen,
und heiz widersins umb die kuochen gan.
das begint sie dann furbaz san
175. iren gespilen gemeine;
darnach so kumt nit eine:
dev eine bringt fleischs einen schrot,
dev ander gelt, dev drit das brot,
dev vierde flachs, dev funfte zwirn,
180. dev sechst ruben, dev sibent birn.
so bin ich denn ein lieber lip,
so ler ich denn dev alten wip
die runzeln gar vertriben;
so kan ich einer schriben
185. ein ziegenhaup fur ein kalp,
das ist in gut fur den alp.
es ist war, ich han's bekorn:
welche den magtum hat verlorn,
der mach ich eine salben
190. davon sie allenthalben
ganz wirt als mein schuhelin:
da gent wol zehen locher in.
der wirret dis, der andern das,
dir ist ir frawe gar gehaz,
195. so wil der rint nit kelber tragen,
dez muzzen sie die wolfe nagen.
so begunn ich sie denn leren
den ars des nachtes beren
gen des lichten manes schin;
200. die ler ich da zuo velde sin,
die ler ich kolen waschen,
die brunzen in die aschen,

Pauli, Schimpf und Ernst, Cap. 272, ein solches Beispiel erzählt. Vgl. J. Grimms deutsche Myth. S. 618 — auch v. Dobenek's Volksglauben und Heroensagen Bd. II, S. 13—28. Bei Virgil, Horaz, Ovid u. A. kommt die Zauberei mit Wachsbildern schon vor, besonders bei Liebeszauber. Auch in den epistolis viror. obscuror kommt eine Erwähnung derselben vor.

171) teuf = tauche es tief ein. Die Teufe = die Tiefe, besonders bergmännischen Ausdrucks. Es ist auf Wachs bezogen, in (172) auf Kobolt; es ist eine Nachlässigkeit im Ausdruck. —

173) widersins = rückwärts. Die Zauberei darf nicht vor menschlichen Augen geschehen, weil sie zu geheimnissvoll oder zu furchtbar ist.

174) san für sagen. 187) bekorn = versucht. —

188) magtum = Jungfrauschaft.

193) Die eine bekümmert dies, die andere das. —

die ler ich brant betrechen,
die ler ich morchen brechen,
205. die ler ich batonien graben,
die ler ich ungesprochen traben,
die ler ich nachtes nackent sten,
die erslingen gen dem fure gen.
als ich dann geraten han,
210. so muoz ich aber furbaz gan;
us mach ich mich alleine.
die gebur ſprechen gemeine
ich sie ein schuoler varnde:
sie sint die warheit sparnde,
215. ich gelauf vil me, denn ich gefar;
ein miner-bruoder durch das jar
mer gefert, denn ich tuo.
den spot han ich denn darzuo:
sin solen sint dicke, unden ganz,
220. so gant in mine vil manik schranz;
er treit den gurtel knoten-vol,
damit er sich gurten soll:
so ist min hemd vol knoten gar,
so manigen tak hat nit das jar.
225. min orden git mir armuot,
er tuot mir we, und nimer guot;
so izz ich als ein mader,
so trink ich als ein bader,

---

203) brant betrechen = Feuersbrunst löschen. In J. Grimms deutscher Myth. S. CXLIV finden sich drei verschiedene Feuersegen. — 204) morgen brechen: Ohne Zweifel wird die Gichtmorchel (phallus impudicus) darunter verstanden, welche noch jetzt vom Volk als Mittel gegen die Gicht und früher zu Zauberei gebraucht wurde. — 205) batonien graben. Es ist die Wurzel der Betonica oder Vettonica, einer Art Primeln, die in der Schweiz Badönikli, Flubblume, Schlüsselblume heisst und welche die Hirten ihren Mädchen mitbringen. Vgl. Grimms deutsche Myth. S. 632. Vincentius bellovac (Specul. nat. I, 10. C. 52) sagt, dass das Haus, worin sich diese Wurzel befinde, sicher vor aller Gefahr geachtet werde, so gross sei ihr Ruhm, und er führt eine Menge Krankheiten an, die sie heile. In Italien sind noch Sprüchwörter von ihr: „Tu hai più virtu, che no ha la betonica.“ — „Venda la tonica (tunica) e compra la betonica.“ Vgl. Altd. Walder II, 69. —

206) ungesprochen traben = gehen, ohne zu sprechen, und zwar, um etwas zu vollbringen. Was, ist nicht angedeutet. Vielleicht, um das Geschlecht des zu gebärenden Kindes voraus zu wissen, wie in einem altfranz. Gedicht bei Méon III, 34 gesagt wird. Vgl. Grimms deutsche Mythol., S. 648. — 207) nackent sten. Nämlich, um zu erfahren, ob sie bald heiraten und wer ihr künftiger (Liebhaber) sein wird. Ein weit verbreiteter Aberglaube. Vgl. Grimms deutsche Mythol. S. 648 und die daselbst weiter angeführten Stellen.

216) miner-bruoder = Minorit, Franciscanermönch.

220) schranz = Riss. — 227) mader = Maher. —

so ruof ich als ein wachter,
230. so var ich als ein springer,
so gilt ich als ein prediger,
so schib ich als ein spiler,
fluchten, schelten, ist min phluk,
da mit so gewinne ich selten gauk.
235. einer git mir kleider, der ander spîse,
der dritte die fust, der vierde das rise,
der funft ein buln, der sechst ein stoz;
ich wer der richen kramer genoz,
ward mir als manik druch-gurtel stark,
240. ich loste jars vil manik mark.
als dann der abend siget zuo,
ich han nicht gezzen sider fruo,
ich han gelaufen allen tak
daz ich vor müde nichts en-mak,
245. so such ich einen frummen man,
dem sing ich alles, das ich kan.
ich nig im nider uf den fuoz
daz er mich behalten muoz;
so ist die erste wil dahin,
250. daz ich also ringe bin,
man mochte mit mir vogel jagen,
der mich zuo velde wollte tragen.
verdawet han ich den ersten kropf,
der wirt reichet mir den sinen kopf,
255. und ist er vol, ich mach in wan.
ich gedenk, du bist allen alsan
unwert, du trink es uz gar
nieman nach dir getrinken tar.
der win der schlecht mir in das hirn,
260. so gen ich zuo des wirtes dirn,

---

231) gilt = spreche laut, schreie. —
232) Wahrscheinlich vom Kegelschieben zu verstehen. —
236) das rise = das Reis, der Stock. —
237) buln = Beulenschlag. Vgl. im König Rother, Bd. I, 88.
241) siget = sinkt.
251) Wenn mich einer auf das Feld tragen wollte, so könnte ich als Vogelscheuche dienen.
253) kropf, dasselbe wie krapfen, ein Gebäck (Pfannkuchen oder auch Dampfnudeln).
254) kopf = Becher. Vgl. Weinschweig, V. 5. — den für dann.
255) wan = leer.
257) Du brauchst nichts in dem Becher zu lassen, denn wenn du daraus getrunken hast, so mag es doch kein anderer trinken, was du darin gelassen.
259) schlecht = schlägt. —

die git mir licht zuo ezzen;
zuohant han ich vergezzen
was mir zuo leide je geschach,
mir ist denn zur verte gach,
265. welcher bank der lindest sie
und ist der ofen denn dabie
mit hitz, des han ich frummen.
ey! summer, wolltest du kummen
und auch den winter angesigen,
270. so wollt ich zuo velde ligen,
schaffen selb mir guot gemach,
do ist der wald min obedach;
und het ich nicht so ringen muot,
ich wer im orden nichts nit guot.
275. sit wir nun han so swere zit:
ordo in perſonis deficit
et non est ordo, sed sempiternus horror:
min wild gemuet treit mich enbor,
kein sweres herz mag ich ustragen.
280. ich wil euch leren unde sagen:
welch man sim sun nicht guotes gan,
den sol er gerne spilen lan,
treibt ers ein wil on grozzen schaden,
er kumt darnach mit leid geladen,
285. daz er rumt sins vaters hof;
wirt er denn nit ein bischof,
so werde er ein mesener
oder sust ein cappeler,
ist aber im der keines liep,
290. so lern [er] stelen, werd ein diep:
bis an sin end gewint er guuk
er kan nit buwen noch haben den pbluk
noch sewen, finden, treschen korn,
wie man im tuot, es ist verlorn!
295. im volget wenik guoter werk.
Ich, Johann von Nurnberg,

---

262) zuohant oder zehant = alsbald, sogleich. —
264) zur verte gach = ich habe Lust, mich auf die Fahrt zu machen.
269) angesigen = überwinden. —
281) Welcher Mann seinem Sohne nichts Gutes gönnt. —
287) Messner. —
288) Capelian. —
293) sewen = säen, finden = besorgen, oder auch prüfen.

han dirre not erlitten vil,
der mir des nicht gelauben wil,
dem muoz das sin beschaffen,
300. daz er werd zeim lotter-phaffen,
so gefchiht im ach und we:
was bedarf er denn unfelden me?
er kond uf diser erden
feiger nimmer werden;
305. das got vor uns erwende,
und geb uns ein heilig ende.

Anhang.

Thomas Platter als fahrender Schüler.

(Da die Lebensbeschreibung Platters nicht zu allgemein verbreitet sein wird, so scheint es nicht unangemessen, aus derselben als Anhang hier das Stück zu allgemeiner leichterm Verständniss in neuhochdeutscher Rede zu geben, welches hauptsächlich Plattern als fahrenden Schüler darstellt, und woraus das ganze Elend jener Lage vollkommen klar wird. Platter hatte von zarter Jugend auf die Ziegen hüten müssen, sodann ward er kurze Zeit Kuhhirt, und eine seiner Basen, welche gern einen Geistlichen aus ihm machen wollte, brachte ihn zu einem Pfarrer, da er etwa im zehnten Lebensjahre stand. Der war aber ein zorniger Mann, und der Knabe lernte nichts. Da kam ein Student, welcher ein Verwandter von ihm war, Paulus Summermatter, in die Heimat, und als er wieder nach Deutschland auf die Schulen zog, ward ihm Thomas mitgegeben. Damit beginnt das nachfolgende Stück, welches in der oben S. 180 genannten Ausgabe von Fechter, steht, S. 14 — 36. Von da ab lernte er erst etwas Tüchtiges).

„Als nun Paulus wieder wandeln wollt, sollt ich zu ihm gen Stalden kommen. — — Meiner Mutter Bruder gab mir einen Goldgulden, den trug ich im Hemdlein bis gen Stalden, luget oft unterwegen, ob

---

297) dirre = dieser.

300) lotterphaffe. Hier wahrscheinlich so viel, als ein liederlicher Pfaffe, der sich dem Spiel und der Possenreisserei hingibt (zum Theil wie der Pfarrherr von Kalenberg und Peter Leu); man vgl. den Artikel Lotterbube in Adelungs grossem Wörterbuche. An den bestimmten Gebrauch des Lotterholzes (Grimms deutsche Mythol. 642) wird man nicht zu denken haben.

302) unsaelde = Unglück. Kommt auch personificirt vor, wie das Gegentheil saelde noch haufiger. J. Grimms deutsche Mythol. 504 ff. — 304) feiger = unnützer.

ich ihn noch hätte, gab ihn dem Paulo. Also zogen wir zum Land aus. Da musst ich für mich betteln gehn, und auch für meinen Bachanten, den Paulus, denn von meiner Einfältigkeit wegen und ländlichen Sprach gab man mir viel. Als wir über den Berg Grimsel Nachts in ein Wirtshaus kamen, hatt' ich nie kein Kachelofen gesehen, und schien der Mond in die Kacheln; da wähnt' ich, es wäre so ein gross Kalb, denn ich sah nur zwei Kacheln scheinen, das, meint ich, die Augen seien. Morgens sah ich Gäns', deren ich nie keine gesehen hatt'; da meint' ich, da sie mich anfiseten, es wäre der Teufel und wollte mich fressen, floh und schrie. Zu Lucern sah ich die ersten Ziegeldächer, da verwundert ich mich ob der rothen Dächer. Kamen danach gen Zürich. Da wartete Paulus auf etliche Gesellen, die wollten mit uns in Meissen ziehen. Dieweile ging ich umher betteln, dass ich den Paulum fast ernährte; denn wo ich in ein Wirtshaus kam, hörten mich die Leute gern die Walliser Sprache reden, und gaben mir gern.

Dazumal war einer zu Zürich, der war von Löug aus Wallis, war ein betrogener (betrügerischer) Mensch, mit Namen Carle, ein Teufelsbeschwörer meint man, denn er wusste zu allen Zeiten, was hin und wieder vorging, dem Cardinal wohl bekannt. Derselbe Carle kam einmal zu mir, denn wir waren in einem Haus zur Herberge; sprach zu mir, ich sollt' mir einen Streich auf den blossen * * * geben lassen, er wollte mir einen Züricher Sechser geben. Ich liess mich bereden; da fasset' er mich gar wohl, legte mich über ein Stul, und strich mich gar übel. Wie ich das verschmerzt, bittet er mich, ich wolle ihm den Sechser wieder leihen, er wollte mit der Frau zu Nacht essen und mangelte ihm an der Zeche; gab ihm den Sechser, ist mir nie wieder worden.

Nachdem wir nun 8 bis 9 Wochen auf Gesellschaft warteten, zogen wir auf Meissen zu, war mir eine weite Reise, als der des nicht gewohnt ist, so weit zu ziehen, dazu unterwegen ohne Essen; zogen also mit einander 8 oder 9, drei kleine Schützen, die andern grosse Bachanten, wie man sie da nannte, unter welchen ich der allerkleinste Schütz war und jüngste. Wenn ich nicht wohl mehr gehen mochte, ging mein Vetter Paulus hinter mir mit der Ruthe oder dem Stöcklein, zwickte mich um die blossen Beine, denn ich hatte keine Hosen und böse Schuhlein. Weiss auch nicht mehr alle Dinge, wie es uns auf der Strass ergangen sei; doch etlicher bin ich eingedenk. Als nämlich wir auf der Reise waren und man dann allerlei redete, sagten die Bachanten zusammen, wie es in Meissen und Schlesien der Brauch wäre, dass die Schüler dürften Gäns' und Enten und andere solche Speise rauben, und thäte man einem nichts darum, wenn man dem entronnen, dessen ein Ding gewesen wäre. Auf einen Tag

waren wir nicht weit von einem Dorf, da war ein grosser Haufen Gänse bei einander, und war der Hirt nicht dabei, denn ein jeglich Dorf hat einen eigenen Gänsehirten, der war ziemlich weit von den Gänsen bei dem Kuhhirten. Da fragte ich meine Gesellen, die Schüzzen: „Wann sind wir in Meissen, dass ich darf Gänse todt werfen?" Sprachen sie: „Jetzt sind wir drin." Da nahm ich einen Stein, warf eine, traf sie an das Bein, die andern flogen davon, die hinkete, aber konnte nicht aufkommen. Da nahm ich noch einen Stein, traf sie an den Kopf, das sie niederfiel (denn ich hatte bei den Geissen wohl werfen gelernt, dass kein Hirt meines Alters mich übertraf, konnt' ebenso auch das Hirtenhorn blasen und mit dem Stecken springen, denn in solcherlei Künsten übt' ich mich unter meinen Mithirten). Da lief ich hinzu und erwischte die Gans beim Kragen und mit unter das Röcklein, und ging die Strasse durch das Dorf. Da kam der Gänsehirt hinterher gelaufen, schreiend im Dorf: „Der Bub' hat mir eine Gans geraubt." Ich und meine Mitschützen flohen, und hingen der Gans die Füsse unter dem Röcklein hervor. Die Bauern kamen hervor mit Barten, welche sie werfen konnten, liefen uns nach. Da ich sah, dass ich nicht mit der Gans entrinnen mochte, liess ich sie fallen; vor dem Dorf sprang ich ab von dem Wege in ein Gesträuch, meiner Gesellen aber zween liefen der Strass nach, die ereilten die Bauern. Da fielen sie nieder auf die Knie, begehrten Gnade, sie hätten keinen Schaden gethan, und da auch die Bauern sahen, dass sie nicht die waren, der die Gans hatte fallen lassen, so gingen sie wieder in das Dorf und nahmen die Gans. Als ich aber sah, wie sie meinen Gesellen nachgeeilt, war ich in grossen Nöthen und sprach zu mir selbst: Ach Gott, ich glaube, ich habe mich heute nicht gesegnet, wie man mich denn gelehrt hatte, ich sollte mich alle Morgen segnen. Wie die Bauren wieder in das Dorf kamen, fanden sie unsere Bachanten in dem Wirtshause (denn sie waren voran in das Wirtshaus gegangen und kamen wir hinterher), vermeinten, sie sollten die Gans zahlen, wär' etwa um zwei Batzen zu thun gewesen, weiss aber nicht, ob sie sie gezahlt haben oder nicht. Wie sie nun wieder zu uns kamen, lachten sie, fragend, wie es gegangen wäre? Ich entschuldigte mich, hätte vermeint, es wäre so Landsbrauch. Sprachen sie, es wäre noch nicht Zeit.

Ein andermal kam ein Mörder zu uns allen in einem Walde, eilf Meilen diesseits Nürnberg, da waren wir all bei einander. Der wollte anfangs nur mit unsern Bachanten spielen, damit er uns aufhielte, bis dass seine Gesellen zusammen kämen. Da hatten wir gar einen redlichen Gesellen, mit Namen Anthoni Schalbetter aus Visperzenden aus Wallis, der fürchtete 4 oder 5 nicht, wie er denn das zu Naumburg und München wohl gezeigt hat und sonst an andern Orten. Derselbe drohete dem Mörder, er sollte sich von uns machen; das that er. Nun

war es spät, dass wir bloss in das nächste Dorf kommen mochten, und waren zwei Wirtshäuser da und sonst wenig Häuser. Da wir in das Eine kamen, war der Mörder voraus da und andere mehr, ohn' Zweifel seine Gesellen. Da wollten wir nicht da bleiben, gingen in das andere Wirtshaus. Bald so kamen sie auch in das Wirtshaus. Als man nun zu Nacht gegessen hatte, war jeder so geschäftig im Haus, dass man uns kleinen Buben nichts wollt' geben, denn wir sassen nirgends zu Tische bei der Mahlzeit, wollten uns auch nicht niederlegen lassen, sondern wir mussten im Rossstall liegen. Als man aber die Grossen zum Schlafen anwies, sprach Anthoni zum Wirt: „Wirt, mich dünkt, du habest seltsame Gäste, und seiest du nicht viel besser. Ich sage dir, Wirt, leg' uns, dass wir sicher liegen, oder wir wollen dir ein Wesen machen, dass dir das Haus muss zu eng werden.“ Da begehrten die Schelme angehends mit unsern Gesellen zu spielen im Schachzabel (so nannten sie den Schach, das Wörtlein hatt' ich nie gehört). Als man sie in ihre Schlafkammer brachte, ich und die andern kleinen Buben ungegessen im Rossstall lagen, waren in der Nacht etliche, vielleicht der Wirt selber, vor die Kammerthür gekommen, hatten wollen aufschliessen. Da hat Anthonius inwendig eine Schraube eingeschroben vor das Schloss, das Bett an die Thür gerückt und ein Licht angeschlagen, da er allerwegen Wachskerzen bei sich hatte und ein Feuerzeug, hat die andern Gesellen schnell aufgeweckt. Wie das die Schelmen hörten, sind sie entwichen. Am Morgen fanden wir weder Wirt noch Knecht. Das sagten sie uns Buben; wir waren auch alle froh, dass uns im Stall nichts war geschehen. Nachdem wir bei einer Meile gegangen waren, kamen wir zu Leuten, welche, als sie gehört, wo wir die Nacht gewesen waren, sich verwunderten, dass wir nicht ermordet worden, denn fast das ganze Dörflein verargwohnt war, der Mörderei halben.

Bei einem Viertheil einer Meile bei Naumburg waren aber unsere grossen Gesellen in einem Dorf dahinter geblieben; denn wenn sie wollten zusammen zehren, schickten sie uns voran. Da waren unser 5, da kamen im weiten Feld 8 auf Rossen an uns mit gespannten Armbrüsten, umritten uns, begehrten von uns Geld, kehrten die Pfeile gegen uns, denn man führte noch keine Büchsen zu Ross. Sprach einer: „Gebt Geld!“ antwortet' einer unter uns, war ziemlich gross: „Wir haben kein Geld, sind arme Schüler.“ Sprach noch zweimal: „Gebt Geld!“ So sagt unser Gesell wieder: „Wir haben kein Geld, und geben auch kein Geld, und sind euch nichts schuldig!“ Da zuckt der Reiter das Schwert, und hieb ihm stracks am Kopf dahin, dass er ihm die Schnure auf dem Bündel zerhieb. Unser Gesell hiess Johannes von Schalen von Visp aus dem Dorf. Sie ritten davon wieder in ein Holz, wir aber gingen auf Naumburg zu. Bald kamen unsere Bachanten,

die hatten die Schelmen nirgends gesehen. Wir sind auch sonst oft in Gefährde gewesen, der Reiter und Mörder wegen, als im Thüringerwald, in Frankenland, in Poland.

Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen. Wir Schützen gingen in die Stadt, etliche singen, die singen konnten, ich aber ging betteln (heischen), gingen aber in keine Schule. Das wollten die Andern nicht leiden, droheten, uns in die Schule zu ziehen. Der Schulmeister entbot auch unsern Bachanten, sie sollten in die Schule kommen, oder man würde sie holen. Anthoni entbot ihm wieder, er möchte nur kommen. Und als etliche Schweizer auch da waren, die liessen uns wissen, auf welchen Tag sie kommen würden, dass sie uns nicht unversehens überfielen. Da trugen wir kleinen Schützen Steine auf das Dach. Anthoni aber und die Andern nahmen die Thür ein. Da kam der Schulmeister mit der ganzen Prozession seiner Schützen und Bachanten, aber wir Buben warfen mit Steinen auf sie, dass sie entweichen mussten. Als wir nun vernahmen, dass wir vor der Obrigkeit verklagt waren, hatten wir einen Nachbarn, der wollt' seiner Tochter einen Mann geben. Der hatte einen Stall mit gemästeten Gänsen, dem nahmen wir Nachts drei Gänse und zogen an das andere Theil der Stadt, war eine Vorstadt, aber ohne Ringmauern, wie auch der Ort war, wo wir bisher gewesen. Da kamen die Schweizer zu uns, zechten mit einander, und zog da unsere Burse auf Halle in Sachsen und gingen in die Schule zu St. Ulrich. Als sich aber unsere Bachanten so ungebürlich mit uns hielten, wurden unser etliche mit Paulo, meinem Vetter, einig, von den Bachanten zu laufen, und zogen gen Dresden. Da war daselbst fast nicht eine gute Schule, und auf der Schule in den Habitatzen voll Läuse, dass wir sie zu Nacht im Stroh unter uns hörten krüssmen. Brachen auf und zogen auf Breslau zu, mussten viel Hunger unterwegs erleiden, also, dass wir etliche Tage nichts denn Zwiebeln, roh gesalzen, assen, etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen, manche Nacht unter heiterem Himmel lagen, da man uns nirgends bei den Häusern leiden wollte, wie freundlich wir auch um Herberge baten; mitunter hetzte man die Hunde an uns. Da wir aber nach Breslau in Schlesien kamen, da war alles voll, ja so wohlfeil, dass sich die armen Schüler überassen und oft in grosse Krankheit fielen. Da gingen wir zum ersten im Dom zum heiligen Kreuz in die Schule. Als wir aber vernahmen, dass in der oberster Pfarre zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dahin Da waren zwei von Bremgarten, zwei von Mellingen und andere und viel Schwaben, da war kein Unterschied unter Schwaben und Schweizern, sprachen einander zu wie Landsleute, schirmten einander. Di Stadt Breslau hat sieben Pfarren, jegliche eine besondere Schule durfte kein Schüler in des andern Pfarre gehen singen, oder sie schrien

ad idem! ad idem! So liefen denn die Schützen zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind auf einmal in der Stadt, wie man sagt, etliche tausend Bachanten und Schützen gewesen, die sich alle durch Almosen ernährten. Man sagt auch, dass etliche 20, 30 Jahr und mehr da wären gewesen, die ihre Schüzzen hatten, die ihnen präsentirten. Ich habe meinem Bachanten oft eines Abends 5 oder 6 Trachten heim auf die Schule getragen, wo sie dann wohnten. Man gab mir auch fast gern, darum dass ich klein war und ein Schweizer, denn man hatte die Schweizer sehr lieb; darum dann man ein grosses Mitleiden hatte mit den Schweizern, dass sie eben zu der Zeit in der grossen Meiländer Schlacht übel gelitten hatten, dass der gemeine Mann sagte: jetzt haben die Schweizer ihr bestes *pater noster* verloren; denn vorher meinte man, sie wären schier unüberwindlich.

Auf einen Tag kam ich auf den Markt zu zwei Herren oder Junkern, vernahm danach, dass der eine Bentzenower hiess, der andere war ein Fugger; die spazierten da, von denen begehrt' ich ein Almosen, wie arme Schüler da einen Brauch hatten. Sprach der Fugger zu mir: „Wannen bist du?“ und wie er hört, dass ich ein Schweizer war, sprach er danach zu mir: „Bist du aber auch gewiss ein Schweizer, so will ich dich aufnehmen als meinen Sohn, will dir das versichern hier vor dem Rath zu Breslau, und sollst aber versprechen, dein Leben lang bei mir zu sein, wo ich bin, auf mich warten.“ Sprach ich: „Ich bin in meiner Heimat jemand empfohlen, den will ich drum fragen.“ Als ich aber meinen Vettern Paulum darum fragte, sprach er: „Ich habe dich aus der Heimat geführt, will dich den Deinen auch wieder überantworten; was sie dich dann heissen, das thu.“ Also schlug ich's dem Fugger ab; aber so oft ich vor sein Haus kam, liess man mich nicht leer hingehen.

Blieb also eine Zeit lang da, ward eines Winters dreimal krank, dass man mich musste in das Spital führen. Die Schüler haben ein besonderes Spital und einen eigenen Doctor. Da gibt man auf dem Rathhause für einen auf die Woche 16 Heller, daraus erhält man einen gar wohl, hat gute Wartung, gute Betten, aber grosse Läuse darin, wie ziemlicher Hanfsamen, dass ich viel lieber in der Stube wie mancher mehr auf dem Harten lag, denn in den Betten. Die Schüler und Bachanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann, sind so voll Läuse, dass es nicht glaubbar ist. Ich hätte schier, so oft man gewollt hätte, drei Läuse mit einander aus dem Busen gezogen. Bin auch oftermals, besonders im Sommer, draussen an die Oder, das Wasser, das da fliesst, gegangen, hab' mein Hemdlein gewaschen, an eine Staude gehangt, getrocknet, dazwischen den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen

Haufen Läuse darin geworfen, zugedeckt mit Erde und ein Kreuz darauf gesteckt.

Den Winter liegen die Schützen auf dem Fussboden in der Schule, die Bachanten aber in den Kämmerlein, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiss war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer in den Herrengassen vor die Häuser am Samstag ausspreitet, das trugen etliche zusammen an ein Oertlein auf den Kirchhof, lagen darin wie die Säue in der Streu. Wenn es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn es Ungewitter war, so sangen wir schier die ganze Nacht Responsoria und anderes mit dem Subcantore.

Bisweilen gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser, um Bier zu betteln. Da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, dass ich oft mit Unwissen so voll bin worden, dass ich nicht habe wieder zu der Schule kommen können, wenn ich schon nur bei einem Steinwurf weit von der Schule war. Summa, da war Nahrung genug, aber man studirte nicht viel.

In der Schule zu St. Elisabeth lasen allwegen einsmals zu gleicher Zeit in einer Stube 9 baccalaurii; war aber doch graeca lingua noch nirgends im Land, desgleichen hatte niemand noch gedruckte Bücher, allein der praeceptor hatte einen gedruckten Terentium. Was man las, musste man erstlich dictiren, dann distinguiren, dann construiren, zuletzt erst exponiren, dass die Bachanten grosse Scarteken mit sich heim zu tragen hatten, wenn sie hinweg zogen.

Von dannen zogen unser 8 wieder hinweg auf Dresden zu, kamen wieder, aber dass wir grossen Hunger litten. Darum wurden wir einig, uns einen Tag zu theilen, etliche sollten um Gänse suchen, etliche um Rüben und Zwiebeln, einer um einen Topf, wir Kleinen aber in die Stadt Neumark gehen, die nicht weit von dannen war auf der Strasse, und sollten um Brot und Salz lugen, auf den Abend vor der Stadt wieder zusammen kommen, so wollten wir ausser der Stadt im Lager schlachten und kochen, was wir hätten. Da war einen Büchsenschuss weit von der Stadt ein Brunnen, da wollten wir die Nacht bleiben; aber so wie man in der Stadt das Feuer gesehen hatte, schossen sie zu uns heraus, trafen doch nicht. Da wichen wir hinter einen Rain, zu einem Wässerlein und Wäldlein, die grossen Gesellen hieben Stauden ab, machten eine Hütte, ein Theil rupfte die Gänse, deren hatten wir zwei, andere rüsteten die Rüben in den Hafen, thaten den Kopf, die Füsse, item die Därmen darin, andere machten zwei hölzerne Spiesse, fingen an zu braten, und wo es ein wenig roth war, hieben wir's am Spiess ab und assen's, also auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas schnättern; da war neben uns ein Weiher,

den hatte man am Tage abgelassen, und sprangen die Fische auf dem Morast. Da nahmen wir Fische, so viel als wir in einem Hemde an einem Stecken tragen mochten und zogen davon, bis in ein Dorf; da gaben wir einem Bauern Fische, dass er uns die andern in Bier kochte.

Als wir nun wieder gen Dresden kamen, da schickte unser etliche Buben der Schulmeister und unsern Bachanten aus, wir sollten um etliche Gänse lugen. Da wurden wir eins, ich sollte Gänse werfen, sie aber sollten dieselben nehmen und hinwegtragen. Nachdem wir nun einen Haufen Gänse fanden, und sie uns eben ersahen, sind sie aufgeflogen; da hab' ich einen kleinen Knüppel gehabt, den unter sie geworfen in die Luft, hab eine getroffen, dass sie herab gefallen. Als aber meine Gesellen den Gänsehirten in der Nähe ersahen, durften sie nicht zulaufen, hätten sie doch dem Hirten wohl mögen vorlaufen. Da liessen sich die andern wieder nieder, standen um die Gans, gageten, als sprächen sie ihr zu, stand wieder auf und ging mit den andern davon. Ich war über meine Gesellen übel zufrieden, dass sie mit ihrem Zusagen nicht gnug gethan hatten. Aber sie hielten sich danach bass, denn wir brachten zwei Gänse davon, die verzechten die Bachanten mit dem Schulmeister zum Abschied und zogen darauf auf Nürnberg und dann auf München. — —

Als wir schier nach München kamen, war es zu spät, dass wir nicht in die Stadt konnten, mussten bei den Feldhütern über Nacht sein. Als wir Morgens zum Thor kamen, wollte man uns nicht einlassen, wir hätten denn einen Bürger in der Stadt, den wir kennten. Da war mein Vetter Paulus vorher zu München gewesen, dem ward erlaubt, den zu holen, bei welchem er in Herberge gewesen war; der kam, sagte für uns gut, da liess man uns ein. Da kam ich und Paulus zu einem Seifensieder, mit Namen Hans Schräll, war magister viennensis, war aber dem Pfaffenwerk feind, nahm eine schöne Tochter, welcher da nach viel Jahren mit seiner Frauen nach Basel kommen ist, und hier auch sein Gewerb getrieben hat, welches noch nicht viel Leuten hier bekannt. D e m s e l b e n M e i s t e r h a l f i c h m e h r S e i f e s i e d e n , d e n n i c h i n d i e S c h u l e g i n g u n d z o g m i t i h m i n d i e D ö r f e r , u m A s c h e z u k a u f e n. Paulus aber ging in der Pfarr Z. U. Frauen auf die Schule, so auch ich, aber selten, allein darum, dass ich durfte auf der Gasse um Brot singen und meinem Bachanten, dem Paulo, präsentiren, das ist, zu Essen zutragen. Die Frau im Hause hatte mich sehr lieb, denn sie hatte einen alten, schwarzen blinden Hund, der hatte keinen Zahn mehr, dem musst' ich zu essen geben, ihm betten und ihn auf den Hof umher führen. Sprach sie allezeit: „Tömlein, thu mir meinem Petzlein das Beste, du sollst dessen froh werden.“ Da wir da eine Zeit lang waren, wollt' Paulus

zu viel Kundschaft mit der Jungfrau machen, das mocht' der Meister nicht leiden. Beschloss Paulus bei sich, wir wollten einmal heim ziehen, denn wir waren in fünf Jahren nicht heim gewesen. — — —

Bald hernach zogen wir wieder davon auf Ulm zu; da nahm Paulus noch einen Buben mit sich, der hiess Hiltenbrandus Kalbermatter, eines Pfaffen Sohn, war auch noch jung. Dem gab man Tuch, wie man das macht im Land, zu einem Röcklein. Als wir gen Ulm kamen, hiess mich Paulus mit dem Tuch umhergehen, den Macherlohn dazu zu betteln; dabei bekam ich viel Geld zusammen, denn ich hatte mich zum Schmeicheln und Betteln gewöhnt, denn dazu hatten die Bachanten mich von Anfang an gebraucht, gar nicht zur Schule gezogen und nur nicht gelehrt lesen.

Nachdem ich selten in die Schule ging und angehends, wenn man sollte in die Schule gehen, mit dem Tuch umherging, da hab' ich grossen Hunger gehabt, denn Alles, was ich erhielt, bracht' ich den Bachanten; ich hätte nicht einen Bissen gegessen, denn ich fürchtete die Streiche. Paulus hatte einen andern Bachanten zu sich genommen, hiess Achacius, war von Mainz, denen musst' ich und mein Gesell Hiltebrand präsentiren; aber mein Gesell frass schier Alles, dem gingen sie auf der Gasse nach, dass sie ihn essend funden, oder sie hiessen ihm das Maul mit Wasser schwenken und in ein Schüsslein mit Wasser spützen, dass sie sähen, ob er etwas gefressen hätte. Dann warfen sie ihn in ein Bett und ein Kissen auf den Kopf, dass er nicht schreien möchte, schlugen ihn beide Bachanten so lange, bis sie nicht mehr mochten; darum fürchtete ich mich, brachte alle Dinge heim, hatten oft so viel Brot, dass es grau ward; da schnitten sie denn auswendig das Graue ab, gaben's uns zu essen. Da hab' ich oft grossen Hunger gehabt und bin übel erfroren, darum, dass ich oft bis um Mitternacht in der Finsterniss habe müssen umher gehen und um Brot singen.

Da mag ich nicht unterlassen, muss anzeigen, wie zu Ulm eine fromme Wittwe war, hatte zwei erwachsene Töchter, die noch keinen Mann hatten, auch einen Sohn, hiess Paulus Reling, auch dieser noch kein Weib. Die Wittwe hat mir oft im Winter meine Füsse in einen warmen Pelzlappen gewickelt, den sie hinter den Ofen gelegt hatte, wenn ich käme, dass sie mir meine Füsse wärmete und gab mir dann ein Schüsslein mit Mus, liess mich dann heim ziehen. I c h h a b e w o h l H u n g e r g e h a b t, d a s s i c h d e n H u n d e n h a b e K n o c h e n a u f d e r G a s s e a b g e j a g t, d i e g e n a g e t, i t e m B r o s a m e n i n d e r S c h u l e a u s d e n R i t z e n g e s u c h t u n d g e g e s s e n. Demnach sind wir wieder gen München gezogen, habe da auch müssen den Macherlohn betteln zu dem Tuche, das doch nicht mein war.

Ueber ein Jahr kamen wir noch einmal gen Ulm, im Willen aber, einmal heimzuziehen, brachte aber das Tuch wieder mit mir und bettelte das Macherlohn. Da bin ich wohl eingedenk, dass etliche zu mir sagten: „Potz Marter, ist der Rock noch nicht gemacht? Ich glaube, du gehst mit Bubenwerk um." Zogen also von dannen, weiss nicht, wo das Tuch hinkam, oder ob der Rock gemacht sei worden oder nicht. Kamen aber einmal heim und von dannen nach München.

Als wir auf einen Sonntag dahin kamen, hatten die Bachanten Herberge, unser aber drei kleine Schützen keine, wollten gegen Nacht auf den Kornmarkt gehen und dort auf die Kornsäcke uns legen. Da sassen etliche Weiber bei dem Salzhause an der Gasse, fragten, wo wir hin wollten, und da sie hörten, dass wir keine Herberge hatten, war eine Metzgerfrau da. Da die hörte, dass wir Schweizer waren, sprach sie zu der Jungfrau: „Lauf, häng' den Topf mit der Suppe und dem Fleisch über, das uns über ist geblieben, sie müssen bei mir über Nacht sein, ich bin allen Schweizern hold; ich habe zu Issbrug in einem Wirtshause gedient, da Kaiser Maximilianus da hat Hof gehalten. Da haben die Schweizer viel mit ihm zu schaffen gehabt, sind so freundlich gewesen, dass ich ihnen mein Leben lang will hold sein." Die gab uns genug zu essen und zu trinken und legte uns wohl (in eine gute Schlafstelle). Morgens sprach sie zu uns: „Wenn euer einer will bei mir bleiben, ich wollt' ihm Herberge, zu essen und trinken geben." Wir waren alle willig, fragten, welchen sie wollte, und wie sie uns besichtiget, war ich etwas kecker, denn die andern; ich hatt' mehr erfahren, denn die andern. Da nahm sie mich und ich durft' ihr nichts thun, denn Bier reichen und die Häute und Fleisch aus der Metzg reichen, item bisweilen mit ihr auf das Feld gehen, musst' aber doch dem Bachanten präsentiren. Das hatte die Frau nicht gern, sprach zu mir: „Potz Marter! lass den Bachanten fahren und bleib bei mir, du bedarfst doch nichts zu betteln." Kam also in 8 Tagen weder zu dem Bachanten noch in die Schule. Da kam er, klopft' an der Metzgerin Haus; da sprach sie zu mir: „Dein Bachant ist da, sag', du seiest krank!" und liess ihn ein, sagt zu ihm: „Ihr seid wahrlich ein feiner Herr, möchtet doch zusehen haben, was Thomas machte! er ist krank gewesen und noch." Sprach er: „Es ist mir leid; Bub', wenn du wieder ausgehen magst, so komm zu mir."

Danach an einem Sonntage ging ich in die Vesper, sagt er nach der Vesper zu mir: „Du Schütz, du kommst nicht zu mir, ich will dich einmal mit Füssen treten." Da nahm ich mir vor, er sollte mich nicht mehr treten, gedachte hinweg zu laufen. Am Montag sagt' ich zu der Metzgerin: „Ich will' in die Schul' und meine Hemdlein waschen gehen;" durfte ihr nicht sagen, was ich im Sinn hatte, denn ich fürchtet', sie würde es von mir sagen. Zog also mit traurigem Herzen

aus München, zum Theil, dass ich von meinem Vetter lief, mit dem ich so weit umhergezogen war, und mir aber so hart war und unbarmherzig; so reuete mich auch die Metzgerin, die mich so freundlich gehalten hatte. Zog also über den Fluss Isar; denn ich fürchtete, wenn ich gegen das Schweizerland zu ginge, Paulus mir würde nachziehen, denn er mir und den andern oft gedräuet hat, welcher hinweg liefe, dem wollte er nachziehen und ihm alle Viere abschlagen.

Jenseit der Isar ist ein Hügel, da setzte ich mich, sah die Stadt an und weinte inniglich, dass ich jetzt niemand mehr hätte, der sich meiner annehme, gedacht' gen Salzburg oder gen Wien in Oesterreich zu ziehen. Als ich da sass, kam ein Bauer mit einem Wagen, hatte Salz nach München geführt, der war schon voll und war doch erst die Sonne aufgegangen. Den bat ich, er sollte mich lassen aufsitzen. Mit dem fuhr ich, bis dass er ausspannte, die Rosse und sich zu füttern; während der Zeit bettelte ich im Dorf, und nicht weit vom Dorfe wartete ich auf ihn und entschlief. Als ich erwachte, weinte ich aber herzlich, denn ich meinte, der Bauer wäre vorgefahren, mich bedäuchte, ich hätte meinen Vater verloren. Bald darauf kommt er, war aber voll, hiess mich wieder aufsitzen, fragte, wo ich hin wollte. Sprach ich: „Gen Salzburg.“ Als es nun Abend war, fuhr er ab von derselben Strasse, sprach: „Steig ab! da geht die Strasse auf Salzburg.“ Waren denselben Tag 8 Meilen gefahren; kam in ein Dorf. Als ich Morgens aufstand, war ein Reif, als wenn es geschneiet hätte und hatte ich keine Schuh, allein zerrissene Strümpflein, kein Barett, ein Röcklein ohne Falten. Zog also auf Passau zu, wollte da auf die Donau setzen und auf Wien zu. Als ich gen Passau kam, wollte man mich nicht einlassen. Da gedacht ich, nach dem Schweizerland hinzuziehen, fragte den Thorwächter, wo ich am nächsten dem Schweizerlande zuziehen möchte. Sprach er: „Auf München zu.“ Ich sagte: „Gen München will ich nicht, will ehr 10 Meilen wegs oder noch mehr umziehen.“ Da wiess er mich auf Freisingen zu; da ist auch eine hohe Schule. Da fand ich Schweizer, die fragten mich, von wannen ich käme. Etwa zwei oder drei Tage waren hin, kam Paulus mit einer Helbarte. Die Schützen sagten zu mir: „Dein Bachant von München ist hier und sucht dich.“ Da lief ich zum Thor hinaus, als wenn er hinter mir her wäre und zog auf Ulm zu, und kam zu meiner Sattlerin, die mir bisweilen die Füsse mit Pelzlappen gewärmt hatte; die nahm mich an, ich sollt ihr die Rüben hüten auf dem Felde. Das that ich und ging in keine Schule. Ueber etliche Wochen kommt einer zu mir, der des Paulus Gesell gewesen war, der spricht: „Dein Vetter Paulus ist hier und sucht dich.“ Da war er mir 18 Meilen nachgezogen, denn er hatte eine gute Pfründe an mir verloren, die hatte ihn etliche Jahre ernähret. Da ich das aber hörte, obschon es schier Nacht

war, lief ich zum Thore hinaus auf Constanz zu und weinte aber inniglich, denn die liebe Frau dauerte mich gar sehr. — —

Kam gen Zürich; da waren Walliser, grosse Bachanten, denen erbot ich mich zu präsentiren, sie sollten mich aber lehren; das machten sie aber eben so wie die andern. — — Nach etlichen Monaten schickte Paulus von München seine Schützen, den Hiltebrand, ich sollte wieder kommen, er wollte mir verzeihen; aber ich wollte nicht, sondern blieb zu Zürich, studirte aber nicht.

Da war einer von Wallis von Visp, hiess Anthonius Venetz, der wiegelte mich auf, wir wollten mit einander gen Strassburg ziehen. Da wir gen Strassburg kamen, waren gar viel arme Schüler da, und wie man sagte, nicht eine gute Schule; aber zu Schletstatt da wäre gar eine gute Schule. Zogen auf Schletstatt zu. Da begegnete uns ein Edelmann, fraget: wo hinaus? Da er hörte, dass wir gen Schletstatt wollten, missrieth er's uns, es wären da gar viel arme Schüler und nicht reiche Leute. Da fing mein Gesell an bitterlich zu weinen, wo nun aus. Da tröstete ich ihn und sprach: „Sei wohlgemut! ist einer zu Schletstatt, der sich allein mag ernähren, so will ich uns beide ernähren. „Als wir bei einer Meile von Schletstatt waren zu Herberg in einem Dorf, ward mir weh, dass ich wähnte, ich müsste ersticken, hatte schier keinen Athem, hatte so viel grüne Nüsse gegessen, denn sie fielen um die Zeit ab. Da weinte mein Gesell wiederum, vermeinet, er würde seinen Gesellen verlieren, so wüsste er nicht wo aus, und hatte er dennoch 10 Cronen bei sich heimlich, ich aber nicht einen Heller.

Da wir nun in die Stadt kamen und Herberge hatten bei einem Paar alten Eheleuten, und war der Mann stockblind, da gingen wir zu meinem lieben Herren praeceptore selig, Herrn Johannes Sapidus, baten ihn, er sollte uns annehmen. Fragte uns, wannen wir wären? Als wir sagten: Aus dem Schweizerlande aus Wallis, sprach er: „Da sind leider böse Bauern, jagen all' ihre Bischöfe aus dem Lande. So ihr weislich wollt studiren, dürft ihr mir nichts geben, wo nicht, so müsset ihr mich bezahlen, oder ich will euch den Rock von dem Leibe ziehen“ Das war die erste Schule, wo mich däuchte, dass es recht zuging. Zu der Zeit gingen die studia und linguae auf, ist in dem Jahr gewesen, da der Reichstag zu Worms gewesen. Sapidus hatte einsmals 900 discipulos, etliche feine gelehrte Gesellen; da war dazumal Doctor Hier. Gemusaeus, Doctor Johannes Huberus und sonst viel andere, die seither Doctores und berühmte Männer geworden sind.

Als ich nun in die Schule kam, konnt' ich nichts, noch nicht den Donat lesen, war doch 18 Jahr schon alt, setzte mich unter die kleinen Kinder, war eben wie eine Gluckhenne unter

den Hühnchen. Auf einen Tag las Sapidus seine discipulos, sprach: „Ich habe viel barbara nomina, ich muss einmal ein wenig lateinisch machen.“ Hernach las er's aber, da hatte er mich aufgeschrieben, erstlich Thomas Platter, meinen Gesellen Antonius Venetz; die hatte er vertirt Thomas Platerus, Antonius Venetus, und sprach: wer sind die zwei? Da wir aufstanden, sprach er: „Pfui dich! sind das so zwei raudige Schützen und haben so hübsche Namen!“ und das war auch zum Theil wahr, insonders mein Gesell, der war so räudig, dass ich ihm manchen Morgen das Lailachen von dem Leibe abziehen, wie eine Haut von einer Geis; denn ich war fremder Luft und Speise besser gewohnt als er.

Da wir jetzt vom Herbst bis auf Pfingsten da waren und noch immer mehr Schüler von allenthalben zureiseten, konnt' ich uns nicht wohl mehr ernähren, zogen hinweg gen Solothurn. Da war eine ziemlich gute Schule, auch bessere Nahrung, aber man musste so gar viel in der Kirche stecken und Zeit versäumen, das wir heimzogen. Und blieb ich eine Weile daheim, ging zu einem Herrn in die Schule, der lehrte mich ein wenig schreiben und anders, ich weiss schier nicht was; — — In derselben Zeit lehrt ich meiner andern Base Büblein das A B C in einem Tag, welcher danach über ein Jahr zu mir gen Zürich kam, studirt nach und nach, dass er gen Strassburg kam, ward Dr. Buceri famulus, studirte, dass er praeceptor ward 3ae. classis und demnach 2ae. classis. — —

Auf den nachgehenden Frühling zog ich mit zwei Brüdern wieder ausser Land.

So fuhren wir mit einander davon, und blieben die zwei zu Entlibuch, ich aber ging gen Zürich. Da war ich bei des weitberühmten, frommen und gelehrten Herrn Rudolphi Gualtheri Mutter zu Herberge, — — Und ging zum Frauen Münster in die Schule. Da war ein Schulmeister, der hiess Meister Wolfgang Knöwell von Barr bei Zug, war Magister Parisiensis, den man zu Paris genennt hatte Gran Diabel; er war ein grosser, redlicher (röthlicher?) Mann, hatte aber der Schule nicht viel Acht, lugte mehr, wo die hübschen Mägdlein waren, vor denen er sich kaum erwehren mochte. Ich hätte gern studirt, denn ich konnte verstehen, dass es Zeit war.

In derselben Zeit sagte man, es würde ein Schulmeister von Einsiedlen kommen, der wäre vorher zu Lucern gewesen, ein gar gelehrter Mann und treuer Schulmeister, aber grausam wunderlich. Da macht' ich mir einen Sitz in einem Winkel, nicht weit von des Schulmeisters Stul und gedachte, in dem Winkel willst du studiren oder sterben. Als der nun kam und anfing (ging in die Schule zum Frauen-Münster), sprach er: „Das ist eine hübsche Schule — denn sie war kürzlich neu gebaut — aber mich bedünkt, es seien ungeschickte Knaben; doch wollen wir zusehen; wendet nur guten Fleiss daran!“ Da

weiss ich, hätte mir's mein Leben gegolten, ich hätte nicht ein nomen Iae. declinationis können decliniren, konnte doch den Donat auf das Näglein auswendig. Denn da ich zu Schletstatt war, hatte Sapidus einen Baccalaurium, hiess Georgius ab Andlow, der vexirte die Bachanten so jämmerlich übel mit dem Donat, dass ich gedacht, ist es denn ein so gutes Buch, so willst du es auswendig lernen, und indem, dass ich's lernte lesen, studirte ich es auch auswendig. Das kam mir bei dem patre Myconio wohl. Der, als er anfing, las er uns den Terentium; da mussten wir alle Wörtlein, eine ganze Comödie decliniren und conjugiren. Da ist er oft mit mir umgegangen, dass mir das Hemdlein ist nass geworden, ja auch das Gesicht ist vergangen, und doch nie keine Streich hat gegeben, denn einst mit der äussersten Hand an die Backen. — — Wenn er aber schon rauh mit mir war, führt' er mich dann heim und gab mir zu essen, denn er hörte mich gern sagen, wie ich alle Lande war ausgelaufen in Deutschland und wie es mir allenthalben ergangen war, das wusste ich dazumal wohl.“ —

(Diese Stelle mag genügen; von dieser Zeit an studirte Platter ordentlich, obschon noch mit vielfachen Unterbrechungen und seltsamen Schicksalen.)

XI.

Der Weinschwelg.

Unter den Gedichten, welche ihren Stoff aus dem Gebiete gemeiner Sinnlichkeit hernehmen, ist der Weinschweig eines der vortrefflichsten, weil es in geschickter Steigerung und Mannigfaltigkeit seinen Gegenstand behandelt und echt poetisch schliesst, dass es durch den oft wiederkehrenden Vers: „Dô huob er ûf unde tranc," mit welchem es abbricht, das Trinken verunendlicht. Es gehört der Abfassungszeit nach in das 13. Jahrhundert und zählt 414 Verse; der Verfasser ist unbekannt. Abgedruckt wurde es zuerst in den „altdeutschen Wäldern der Brüder Grimm, Bd. III, S. 13—28, sodann in W. Wackernagel's altd. Lesebuche, II. Ausg., Sp. 575—586, welcher letztere Text hier bei der Uebersetzung zu Grunde gelegt ist.

Was ich Trinkens hab' gesehen,
Das ist gar von Kindern geschehen:
Ich hab' einen Schwelg gesehen,
Dem will ich Meisterschaft zugestehen.
5. Dem däucht' ein Becher gar ein Wicht [1]),
Er wollte Näpf' und Köpfe [2]) nicht:
Er trank aus grossen Kannen.
Er ist vor allen Mannen
Ein Vorlauf allen Schwelgen.
10. Von Uren und von Elchen [3])
Ward solcher Schluck nie nicht gethan.
Es musste allzeit vor ihm stehn
Eine grosse Kanne Weines voll.
Er sprach: „Wein, ich erkenn' dich wohl;
15. Ich weiss wohl, dass du gut bist.
Dieweil dein in dem Fass noch ist,
So will ich sitzen auf dieser Bank."

1) den duhten becher gar enwiht. Ueber die Verstärkung der Verneinung en durch wicht s. m. Grimms deut. Gram. III, 734 ff. — In der Uebersetzung musste dem heutigen Sprachgebrauche nach der Ausdruck geändert werden.

2) Kopf, s. Bd. I, S. 298 Anm. 3) Auerochsen und Elenthiere. —

Da hub er auf und trank
Einen Trunk von zwanzig Schlünden [1].
20. Er sprach: „Nun will ich künden
Was Tugend du hast, viel lieber Wein.
Wie möchtest du tugendhafter sein?
Du hast Schöne und grosse Güte,
Du gibst uns Hochgemüte,
25. Du machest kühn den Zagen;
Wer dein Wappen will tragen [2],
Der wird weise und karg [3];
Er wird schnell und stark
Er fürchtet niemands Gedroh'.
30. Du machst die Traurigen froh,
Du gibst den Alten jungen Mut,
Machst reich die Armen ohne Gut,
Machst wohlgefärbt die Leut' fürwahr,
Du bist auch selber schöne gar,
35. Du bist lauter und blank."

Da hub er auf und trank
Einen Trunk, der über die andern ging.
Er sprach: „Wie oder um welche Ding'
Sollt' ich den Wein vermeiden?
40. Ich mag ihn wohl erleiden [4],
Da er allen meinen Willen thut.
Er dünkt mich besser denn gut,
Und sein satt werd' ich nimmer.
Ich will ihn loben immer
45. Für Buhurdiren und Tanz;
Krone, Schapel [5] und Kranz,
Seide, Sammet und Scharlach
Und was Zierde die Welt haben mag,
Die nähm' ich nicht für den Wein.
50. Ihn hat in dem Herzen mein
Minne also behauset
Versiegelt und verklauset:
Wir mögen uns nicht scheiden.
Wer mir ihn wollt' verleiden,

1) das mhd. slünde bedeutet so viel als Schlücke, Züge; hier ist es des Reimes wegen beibehalten.
2) das Wappen jemandes tragen = zur Gefolgschaft jemandes gehören. —
3) karc = klug.
4) erliden = ertragen, aushalten können.
5) Schapel s. Bd. 1, S. 437.

55. Der müsst' immer haben meinen Hass.
Er kürzet mir die Weile bas,
Denn Sagen, Singen, Saitenklang."

Da hub er auf und trank
Einen Trunk, noch grösser denn eh'.
60. Er sprach: „Gras, Blumen und Klee
Und aller Kräuter Meisterschaft,
Die Würze und aller Steine Kraft,
Der Wald und alle Vögelein,
Die möchten wie du, viel lieber Wein,
65. Die Leute nicht ergetzen;
Sie möchten dich nicht ersetzen
Mit alle dem, was sie können.
Ich will dir gerne gönnen,
Dass du mir kürzest die Zeit.
70. Was Freude mir die Welt beut,
Die kommt viel gar von deiner Tugend.
Dein Lob hat immer Jugend;
Deine Würdigkeit wird nie krank."

Da hub er auf und trank
75. Einen Trunk also stark:
Und sollt' er eine halbe Mark
Zu Lohn damit verdienet ha'n,
Er durft's nicht besser haben gethan.
[Er sprach] „beide, ich und der Wein
80. Müssen immer zusammen sein:
Mir ist's an ihm gelungen;
Er hat mich des bezwungen,
Dass ich that, was er mir gebot.
Der Wein ist gut für manche Noth.
85. Er kann nichts als Freude geben,
Die Welt soll immer zu ihm streben:
Seine Freude ist vor allen Dingen.
Ich will nach Freuden ringen,
Da mir der Wein Freude beut.
90. Nun will ich ringen bis an die Zeit,
Dass er mir so viel Freuden gebe,
Dass ich mit Freuden immer lebe.
Wie kann ich dann verderben?
Ich will nach Freuden werben:
95. Des habe mein Leib immer Dank."

Da hub er auf und trank,
Dass man mehr solches nicht vernahm,
Er sprach: „der Herzog Ytam
Der war aller Weisheit quitt,
100. Dass er einem Wisent nachritt,
Er und sein Jäger Nordiân [1]):
Sie sollten Wein gejaget hab'n,
So wären sie weise wie ich bin.
Mir ist viel sanfter denn ihn'n:
105. Ich kann jagen und fangen
Ohn' Ermüden erlangen [2]).
Ich jage den viel lieben Wein;
Des Jäger will ich immer sein:
Er hat mir stets so wohl gethan.
110. Was ich sein schon getrunken hab
Und was ich sein noch jeden Tag
In meinen Leib nur schwelgen mag,
Das ist blos ein Anfang."
Nun erst hub er auf und trank
115. Gar manchen ungefügen Schlund (Schluck).
[Er sprach]: „Wein, mir ist deine Tugend kund;
Ich erkenne wohl deine Kraft,
Deine Kunst und deine Meisterschaft.
Du bist Meister der Sinne,
120. Du liebest mir die Minne,
Du machest stäte manchen Kauf;
Du machest manchen Wettlauf,
Du machest mannigerhande Spiel,
Mit Freuden Kurzweile viel.
125. Die Welt ist gar mit dir erhaben.
Du kannst die Durstigen laben,
Du machst die Siechen gesund.
Seit du zuerst mir wurdest kund,
So bin ich dir gewesen bei,
130. Wie viel auch deiner Diener sei,
Dass mich doch niemand von dir drang."

1) Eine Anspielung auf ein vielleicht vorhanden gewesenes Gedicht. In der Wilkinasaga wird bei den Geschichten von Iron Jarl zu Brandenburg, dessen Jägermeister Nordian, die grosse Jagd im fremden Gebiete und die Erlegung des Wiesent besonders hervor gehoben. Ytam ist vielleicht verschrieben für Ysan = Eisen, wofür die niederdeutsche Form Iron ist. Vgl. Altd. Wald. III, 28—30.

2) Das Orig. heisst: ich kan jagen unde vâhen,
mich ermüedet niht mîn gâhen,
d. h. ich kann jagen und fangen, mich ermüdet nicht mein Eilen.

Da hub er auf und trank,
Dass die Schlücke laut erklangen
Und auf einander drangen.
135. Da ward von starkem Gusse
Ein Sturm, dass dem Flusse
Die Kehle ward zu enge,
Dass sich vom Wogengedränge
Die Güsse begannen zu wirren,
140. Zu pladdern und zu quirren
Wie eine Windsbraut auf dem Meere 1).
Da ward mit hurtiglicher Wehre
Versuchet manches Schluckes Kraft.
Er sprach: „das ist eine Meisterschaft,
145. Die ich noch nicht getrunken hab'.
Meine Kunst ist also gethan,
Dass ich mich nicht übereile
Und es treibe mit Weile 2),
Wodurch ich's lange treiben will.
150. Ich lebe wenig oder viel,
Um Trinken thu' ich nimmer Buss'.
Hat jemand einen leichten Fuss,
Der bring' mir guten Angang." 3)

Da hub er auf und trank
155. Als wollt' er nimmer erwinden (aufhören).
Er sprach: „Wo soll man finden

---

1) Diese Stelle lautet so im Original:
Dô huob er ûf unde tranc,
daz die slünde lute erklungen
unde einander drungen.
dô ward von starken slünden
ein sturm, daz den ünden
diu droze wart ze enge,
daz sich von dem wâcgedrenge
diu güsse begunde werren,
blôdern unde kerren
als ein windes prût ûf dem mere.
Der Dichter gebraucht theils Wörter, die von grossen Wassermassen üblich sind (ünde = Welle, wâc gedrenge = Wogendrang), theils sucht er durch Häufung der R das Geräusch des hinab stürzenden Weines zu malen.

2) daz ich mich niht verjahe
und ez müezecliche ane vâhe

3) Aneganc ist die erste Begegnung des Wanderers am frühen Morgen. Vgl. Grimm's deutsche Mythol. S. 649 ff. Grimm bemerkt in den altd. Wäldern zu dieser Stelle: „Etwas dunkel; wohl: wer leichten Fusses ist, gehe mir vor; wer besser wie ich stehen kann." Das soll auch der Sinn sein, nämlich: wer einen leichten, sichern Fuss hat, der begegue mir zuerst als gute Vorbedeutung.

Wenn ich stürbe, einen Mann,
Der trinke, wie ich trinken kann?
Mein haben alle Trinker Ehr':
160. Man soll mir danken sehr
Dass ich ihr Leben so ziere.
Der besten Trinker viere
Die folgen mir einen Tag [1]).
Ich kann wohl trinken und mag:
165. Ich habe Kunst und Kraft.
Mein Herz, das ist so tugendhaft,
Dass es beim Trinken niemals bang." [2])

Da hub er auf und trank
Einen Trunk, der die andern überstieg.
170. Da stand er auf und neigte sich;
Er sprach: „Wein, ich danke mit Vergnügen [3]).
Mit dir getrau' ich wohl zu siegen.
So lang ich als Nachbar bei dir sitz [4]),
Schadet nicht Fieberfrost noch Hitz;
175. Ich kann keiner Sorge pflegen:
Mir schadet nicht die Sonn', noch der Regen;
Die Freude hebet meinen Mut.
Ich sorg' nicht um Ehre, noch um Gut,
Leg' auf Freund' und Vetter kein Gewicht;
180. Ich kämpfe und ich zanke nicht,
Und frag' nicht, wie bloss der Wald steh';
Mir schadet weder Wind noch Schnee,
Der Reif nicht noch der Anhang (Thau)."

Da hub er auf und trank
185. Einen Trunk, der grosse Güsse trug,
Er sprach: „die Haue und der Pflug

---

1) d. h. Ich übertreffe sie so sehr, dass sie (vier zusammen genommen) erst in tagesweiter Entfernung nach mir als Trinker genannt werden konnen. Grimm bemerkt hierzu: „Was heisst das? Vielleicht nach statt tach zu lesen. Oder vier Trinker folgen mir einst zur Leiche nach?" — Das wäre aber zu bescheiden, da er vorher gesagt hat, „das alle Trinker von ihm Ehre haben." Die Vierzahl erläutert sich auch aus V. 318, indem nach alter Sitte keine Zechgelage unter Vieren sein sollte.

2) daz ez an trinken nie gehanc = dass es beim (im) Trinken nie verzagte (hinkte).

3) Win dir sî genigen = Vor dir verneige ich mich dankbar; ebenso Got Amur, V. 240.

4) die wil du bist mîn nâhgebûr,
mirn schadet der schîme noch der schûr; — schîme = fliegende Hitze, schûr = Frösteln.

Die müssten immer ledig sein,
Wüssten die Bauern, dass der Wein
So manche Ehre erzielte
190. Und so manches Lob behielte;
Erkennten sie recht seine Tugend,
Sie vertrieben ihr Alter und ihre Jugend
Bei dem Wein allgemein.
Nur erkennen sie wenig sein:
195. Das hab' ich zum Heil:
Davon ist er wohlfeil:
Das machet mir mein Leben lang."

Da hub er auf und trank
Einen hundertschlückigen Trunk.
200. Er sprach: „das machet mich jung,
Dass ich den Trunk verlänge
Und es den Schlücken verhänge,
Dass sie schnell schiessen und werden gross
Und fahren mit hurtigem Stoss,
205. Dass die Schläge von den Wellen
Einen Sturm lassen im Schlund anschwellen.
Wer mir zuerst gab den Wein,
Des Lob müsse immer selig sein:
Er hat mich wohl gelehret;
210. Er wird drum stets geehret,
Wenn mir je wohl an ihm gelang."

Da hub er auf und trank
Einen Trunk so lang und gross,
Dass sich Bestürzung ergoss
215. Auf die es hörten und sahen.
Er sprach: „Es will nun nahen,
Dass ich Trinkens will beginnen.
Ich bin wohl worden innen,
Dass mir der Wein süsset [süss schmeckt]
220. Und das Herz mir grüsset:
Da wieder biet' ich meinen Gruss.
Wein, ich falle dir zu Fuss.
Ich empfing dich gern, könnt' ich, bass.
Ich empfange dich immer ohne Hass;
225. Du empfängst mich, so thu auch ich:
Der Anfang ist minniglich.
Das sei unser beider Empfang."

Da hub er auf und trank
Einen Trunk: der begann zu pladdern [1])
230. Wie das Wasser auf den Fladern
Einer alten Kumpfmüle thut.
Er sprach: „das ist eine süsse Flut:
Die wäschet mir von dem Herzen
Unfreude und Schmerzen.
235. Er kann von Leid mich wohl erretten."
Da begann er zu springen und treten
Manchen seltsamen Sprung.
Er sprach: „es habe die Meinung
Keiner, er sei mir gleich.
240. Mein Herz ist so freudenreich:
Dem Wein, der mich da machet jung,
Dem will ich springen einen Sprung."
Fröhlich er drei Mal aufsprang.

Da hub er auf und trank:
245. Der Trunk war manches Trunkes werth.
Er sprach: „Ich bin, der Trinkens begehrt.
Ich bin ein trinkender Mann,
Der also sehr trinken kann,
Dass ich über alle Trinker siege,
250. Und allen Trinkern obliege.
Ich ward nie des Trinkens satt
Und kam noch nie an die Statt
Da ich trank mir genug.
Wohl der Mutter, die mich trug:
255. Selig sei sie, Königinn,
Selig sei die süsse Minne
Und die Zeit, da sie mich errang!"

Da hub er auf und trank
Einen Trunk, der ward schwer.
260. Wie voll auch die Kanne wär',
Sie war zu einem Trunk nicht voll gross,
Ehe man sie gestrichen voll goss:
Er hiess sie bis oben vollgiessen
Und liess das in sich fliessen,

1) V. 229 — 231.
der begunde plódern (pladdern, platschern)
als daz wazer ûf den flödern (Speichen am Wasserrade)
ûf alten kumpfmulen (Klappermülen) tuot.

265. Dass danach solches nie geschah.
Da sass er nieder und sprach:
„Der Wein ist recht ein Juwel [1]).
Ich hör' eine süsse Stimme hell
In meinem Haupte singen:
270. Die hör' ich gerne klingen.
Es ist recht, dass ich ihn kröne:
Er singt mehr der süssen Töne
Als allerlei Klingen
Und aller Vögel Singen;
275. Mir ward solches nie nicht bekannt.
Er singt so wohl, dass Hôrant [2])
Das Drittheil nie so wohl sang."

Da hub er auf und trank,
Dass die Bank begann zu krachen.
280. Er sprach: „des muss ich lachen;
Des ist zu lachen sehr gut.
Ich habe allen Sinn und Mut
In den Freuden wohl getränket:
Darin hab' ich mich versenket.
285. Ich sang stets seit der Stunde,
Da ich zuerst trinken konnte
Und mir der Wein so wohl gefiel:
Ich weiss wohl, dass kein Kiel
In das Meer so tief je sank."

290. Da hub er auf und trank
Einen vierschrötigen Trunk.
Er sprach: „ich bin worden jung
An Leibe und an Mute.
Wohl mir, so sprach der Gute,
295. Dass ich sogar ein Meister bin
Im Trinken. Seht, das heiss' ich Sinn.
Ich weiss wohl, dass zu Paris,
Zu Padua und zu Tervis [3]),
Zu Rom und zu Toscan
300. Man findet keinen Mann,

1) V. 267—268. der win ist rehte ein gimme (gemma, Edelstein).
ich hoere ein süeze stimme etc.

2) Hôrant, s. o. S. 27. Vergl. Wilh. Grimm: die deutsche Heldensage, S. 326. 329—331. Horant wird auch bei andern Dichtern seines süssen Gesanges wegen gerühmt; so Wartburgkrieg, Str. 61; Meister Boppo im 16. Gesetz seines ersten Liedes (M. S. II, 233).

3) Treviso.

Des Meister ich nicht gewesen sei,
Dass mir nie um eine Spreu
Sich einer möchte gleichen.
Halt in allen deutschen Reichen
305. Kommt mir nie einer zu
der, beides, spät und früh
Im Trinken so ausharr'.
Des Weines Nachbar
Will ich heut' und immer sein.
310. Mit ihm muss meine Seele sich freun;
Ihm ist meine Seele immer hold.
Wenn er so schön, wie ein Gold,
Von dem Zapfen schiesset,
Wie wenig mich das verdriesset,
315. Was man sein in mich giesset:
Wie gut mein Leib das geniesset.
Man sagt von turnieren:
Wacker schwelgen unter vieren
Das kann ich wohl: des hab' ich Dank."

320. Da hub er auf und trank
Einen Trunk, das war kein Spass [1]).
Er sprach: „was man je noch las
Von denen die Minne pflagen.
Und todt von Minne lagen,
325. Die waren nicht weise wie ich, gewiss [2]).
Wie starb der König Paris,
Der um Helenam ward erschlagen?
Des Dummheit soll man immer klagen.
Er sollte den Wein geminnet hab'n:
330. So hätt' ihm niemand was gethan.
Frau Dido lag von Minnen todt;
Gralanden schlug man und sott
Und gab ihn der Frau zu essen,
Weil sie ihn nicht wollte vergessen [3]).

1) Das Orig. hat: der vil grôz was.

2) die wâren mir niht gliche wis.

3) Das Lied von Gralant war einer von den berühmtesten altbrittanischen Leichen; Gottfrid v. Strassburg erwähnt seiner im Tristan V. 3465 ff.

„nu Tristan der begunde
einen leich da chlingen in
von der vil stolzen vrundin
Gralandes des schonem —
in britunischer wise."

335. Pyramus und Thisbe,
Denen ward von Liebe so weh,
Dass sie sich stiessen in ein Schwert.
Meine Minne ist besseres Lohnes werth,
Denn ihrer aller Minne war:
340. Sie ist an Freuden fruchtbar;
Ich wand're der Minne Strass',
Mir ist besser denn dem Curas [1]),
Der aus Lieb' im See ertrank."

Da hub er auf und trank
345. Einen Trunk mit grosser Eile:
Der währte bis an die Weile,
Dass ihm der Gürtel zerbarst.
Er sprach: „das Band ist nicht ein Bast,
Da mit ich zu allen Stunden
350. An den Wein bin gebunden:
Das ist mein Glück und mein Heil.
Es sind auch drei sehr starke Seil':
Das eine ist des Weines Güte,
Das andere mein stät Gemüte,
355. Das dritte ist die Gewohnheit.
Er mag mir nimmer werden leid:
Ich muss ihn immer minnen.
Ich mag ihm nicht entrinnen:
Wie zerbräche ich einen so starken Strang!"

---

auch der von Gliers (M. S. I, 44) sagt:
„Gralant den man gar versot
wart nie grozer not beschert."
Le lay de Graelent steht abgedruckt bei Méon IV, 57—80. „Der Held begegnet in einer Wildniss der badenden Schwanenjungfrau, nimmt ihr das Kleid weg und erwirbt durch dessen Wiedergabe ihre Liebe. Weil er aber sein Verhaltniss zu ihr, seinem Versprechen gemäss nicht zu verrathen, dennoch offenbart, so versinkt er im Schwanenweiher. — Dass er gesotten und gegessen wurde, kommt nicht vor. Vgl. Grimm a. a. O. — Sollte hier eine Verwechselung mit dem Ritter in dem Gedichte von der Minne statt finden? S. Bd. I, S. 385.

1) Die Geschichte von Curas ist nicht weiter bekannt. Erwähnt wird er (Beiträge z. Kenntniss d. altd. Spr. u. Litt. v. G. F. Benecke; I. Th. Götting. 1810) in dem 5. Gedicht Rudolfs von Rotenburg:
„Ich will der schonen künden,
daz mir ist rehte als e was Guraze,
Der in des sewes ünden
240. Ertranc, davon daz er ane maze
Minnet eine frouwen."
Auch Boppo (a. a. O.) erwähnt ihn:
„were ich als — Guras was trut den vrowen allen."

360. Da hub er auf und trank
So sehr, dass alle bejahen,
Die sein Trinken recht ersahen,
Was er getrunken hätt' bis dar,
Das sollte man vergessen gar:
365. Der Trunk behielte doch den Preis.
Er sprach: „die Welt ist unweis',
Dass sie nicht zu Weine geht,
So ein Gebresten ihr entsteht,
Und tränke da für alles Leid,
370. Für Angst und für Arbeit,
Für Alter und für den Tod,
Für Siechthum und für alle Noth,
Für Schaden und für Schandenschlag,
Und was die Welt verdriessen mag,
375. Für Nebel und für bösen Stank.

Da hub er auf und trank
So sehr, dass sich die Kanne bog.
[Er sprach]: „Was je floss oder flog,
Das soll billig erkennen mich;
380. Die Leute sollten alle sich
Zu meinem Gebote neigen:
Die Welt ist gar mein eigen.
Ich habe Gewalt so viel,
Dass ich thue was ich will;
385. Was ich will, das ist gethan,
Da ich all' meinen Willen mag hab'n:
Jetzt heiss' ich ein Ungenoss [1]).
Meine Tugenden sind so gross:
Wär' der Welt so viel mehr,
390. Dass das Meer und aller See
So gut wär als das beste Land,
Das müsste stehn in meiner Hand
Und müsst' mir dienen ohne Wank."

1) Ungenôz ist in eigentlicher Bedeutung ein solcher, der seinen Eigenschaften nach nicht im Mitgenusse, Mitantheile eines Rechts, Vortheils oder Ranges sein kann. Davon leitet sich dann der Begriff eines Unfreien, eines schlechten Gesellen her. — Der Schwelg will nun sagen: Mir gehört, wenn ich trinke, die ganze Welt, meine vortrefflichen Eigenschaften sind so gross, dass man sie billig erkennen und mich zum Herrn annehmen sollte; aber ich bin leider einer, der trotz seiner Vorzüge, die nicht anerkannt werden, ausgeschlossen ist von hohem Range.

Da hub er auf und trank

395. So lange und so sehr,
So viel und dann noch mehr,
So mächtig und es währte
Dass sich das Hemde zerrte.
Er sprach „da wird Rath gut;
400. Ich weiss, was Hilfe dawider thut;
Ich kann wohl waffnen mich.“
Ein gemsleder'n Koller legt' er an sich:
Den hiess er vest an schnüren [1];
Dazu von gutem Eisen
405. Einen vesten Panzer, so enge,
Er sprach: „des Weins Gedränge
Soll mich nicht weiter scheren
Ich that mich so versperren,
Er mag mich nicht erschliessen.
410. Des soll ich wohl geniessen,
Dass ich zu Freuden meinen Leib
Gezwungen hab, wie Mann und Weib
Seinen Leib noch niemals zwang.“

DA HUB ER AUF UND TRANK — —

---

1) Das Orig. hat brisen, d. i. schnüren; Uebersetzer gab lieber den Reim auf, als dass er die Worte zu sehr geändert hätte. Dagegen ist im vorhergehenden Vers „gemsledern,“ obschon es den Vers nicht eben schön macht, gesetzt worden, um das hirzhals des Originals zu verständlichen.

XII.
Von der Trunkenheit.

Aus einer Gothaer Handschrift ist dieses kleine Gedicht von Wilh. Grimm mitgetheilt im II. Bande der Altdeut. Wälder. Frankfurt 1815, S. 188—192. In der Hdschr. führt das Gedicht die Aufschrift: *de ebriosis et vinosis.* Es folgt hier, weil es dem Inhalte nach mit dem Weinschwelg zum Theil zusammen trifft. Abfassungszeit dürfte wohl noch das 13 Jahrh. sein.

Die trunkenheit ist manikvalt,
wann si betoret jung und alt;
wers an sich wenen wil,
den lert sie selzam siten vil.
5. ſie machet einen also kuon,
daz er allein hundert bestuon,
der vor ein stoch nit torst geſchechen,
der wil dann alls sin leit rechen,
und limet als ein wilder per.
10. und begegent im ein ganzes her,
daz sprich ich gewislichen,
er wollt in nit entwichen;
er ſlug einen durch die swarten
und trugens alle spiez und helnbarten.
15. der ander klagt nuo ungemach,
was im zuo leide ie geſchach,
— — — — — —
das kumpt in alls zum ärgsten an:

V. 1—14. Die Trunkenheit ist mannigfalt, wenn sie Jung und Alt bethöret, wer sie sich angewöhnen will, den lehrt sie viel seltsame Sitten. Sie machet Einen also kühn, dass er allein hundert bestände, der vorher keinen Stock abzubrechen wagte, der will dann all' sein Leid rächen und brummet wie ein wilder Bär. Und begegnete ihm ein ganzes Heer, das sprech' ich in Wahrheit, er würde ihnen nicht weichen; er schläge einen durch die Schwarten und wenn sie alle Spiesse und Hellebarten trügen.

V. 15—26. Der Andere klagt nun Ungemach, was ihm je zu Leide geschah [und was ihm Uebles gethan wurde], das kommt ihm Alles zum ärgsten an: in so grosser Traurigkeit bedenkt er all sein Herzeleid, und wird so sehr freudenlos von grossem ungefügen Jammer, dass ihn niemand trösten kann, weder Frau noch Mann [er spricht, er müsse sterben] und werde ganz verderben.

in so grozer trurikeit
20. bedenkt er alls sin herze-leit
und wirt so gar fraudenlos
von ungefügem iamer groz,
daz in nieman getrosten kan,
weder die frawe noch der man;
25. — — — — — —
er wolle gar verderben.
den dritten übergeht sie also
daz er wirt so inneclich vro,
daz nie nit wart (er) so ge-las:
30. er rumet sich alles sines heilas
von abenturlichen dingen.
er wil tanzen unde ſpringen
und strebet nach der minne
mit fraudenrichen ſinnen,
35. als ein esel in dem sil:
und het er sank und ſeiten-spil
so wolt er frolich swanzen
an reyen und an tanzen.
den vierden äffet sie noch baz,
40. sie machet sin antliz naz
von zehern siner augen;
das sprich ich one laugen,
daz er sin sunde beweinet,
wa er alleine vereinet
45. und gewinnet so groze ruwe;
(das sprich ich uf min truwe)!
umb alle sine schulde,
er gewunne Gotes hulde
er wolle varen uber mer
50. herwider kumme nimmermer
und nimer von dannan scheiden,
er wolle ſtriten e an die heiden.

V. 27—38. Den Dritten übergeht sie so, dass er so innig froh wird, dass er nie so übermütig war: er rühmt sich all seines Glückes in Abenteuern. Er will tanzen und springen und strebt mit freudenreichem Sinne nach der Minne, wie der Esel in dem Seil: und hätte er Sang und Saitenspiel, so würde er fröhlich umherspringen in Reihen und in Tänzen.

V. 39—52. Den Vierten äfft sie noch mehr, sie macht sein Antlitz nass von den Zähren seiner Augen; ich sage es ohne Lüge, dass er seine Sünde beweint, wenn er alleine für sich ist, bekommt er grosse Reue; ich sage es auf meine Treue! wenn er für alle seine Schuld Gottes Huld gewönne, so wollte er über Meer fahren, nie wieder herkommen und nicht von dannen scheiden, bis er mit den Heiden gestritten hätte.

den funften machet es ungezogen
es sei war oder gelogen:
55. es gestet nimmer sin munt
er klaffet auch zuo aller stunt.
ein lugen fur ein warheit
dez schwert er uf sinem eit
daz unrecht fur das rechte.
60. er hat so groz gebrechte,
daz er nieman lat ungeschorn,
er wil jung und alt betorn
mit so grozen schallen
und tunkt es in so wol gevallen.
65. den sechsten uberget sie also gar,
daz er all sin heimlichkeit macht offenbar,
und hett er halt einen mort getan,
daz er sin nit verswigen kann
von so grozzer untat
70. des hab er schuld unde rat
gewonnen an manchen sachen;
er kan nur heimschen lachen
und schiltet und fluchet vil,
wenn (er) eins trunkes hat zuo vil.
75. mocht er benemen eim all sine ere,
darumb wer im gar unmere.
den sibenden bringet sie so gar uz der maz,
und solt er gen uber die straz,
er viel eines hin, das ander her
80. es ducht im gar ein gutes mer
von struchen ungefuegen;
der in denne truege

V. 53—64. Den Fünften macht sie so ungezogen, — es sei wahr oder gelogen: es gesteht nimmer sein Mund, er schwatzt auch immer fort. Eine Lüge für eine Wahrheit schwört er auf seinen Eid, das Unrechte fur das Rechte, und hat so grosse Maulfertigkeit, dass er keinen ungeschoren lässt; er will mit seinem grossem Geschrei Jung und Alt bethören, und er halt es für sehr gut.

V. 60—76. Den Sechsten übergeht sie so sehr, dass er alle seine Heimlichkeit offenbar macht und hatte er einen Mord begangen, er könnte es nicht verschweigen; ob er von so grosser Unthat Schuld oder Rath gewonnen habe in manchen Sachen; er kann nur heimlich lachen und schilt und flucht viel, wenn er einen Trunk zu viel hat. Wenn er einem all seine Ehre nehmen könnte, das wäre ihm gar nicht zu schwer.

V. 77—88. Den Siebenten bringt sie so aus dem Maasse, dass wenn er über die Strasse gehen sollte, er fiele bald hier — bald dorthin, sie dauchte ihm ein weites Meer von wilden Sträuchern; wer ihn dann trüge in Trögen oder Mistbahren, das sähe er von Herzen gern. Das red' ich gar ohne Hinterlist, es ist seines Herzens Begehr, dass er gern schliefe bis man ihn zum Mittag riefe.

in troegen und mistbern,
das seh er von herzen gern.
85. das red ich gar ane gevere,
das ist sines herzen gere,
daz er gerne schliefe,
biz im die kro zuo mittemtag riefe.
den achten bringet sie darzuo,
90. und solt es im sin leben tuo,
er mac ein Wort gesprechen nicht:
sie betruebet im sin ingesicht
und sin inner sinnen,
daz er mak beginnen
95. weder sust noch so, geins noch ditz;
er ist ertrunken in der witz.
sam ein tumme, taube gans
und der im schub in sinem grans
wampenflecke, heis wurste gar,
100. darumb so weiz er nicht ein har.
den neunden macht sie also rich,
er gefwur wol, er hette sieben kunikrich,
darzuo wer es allez sin
bis gen Ungern uf den Rin.
105. wenn er getrinket wol,
so ist er goldes und silbers vol,
daz er aller sorgen
vergizzet, gein dem morgen
wirt er fich versinnen,
110. und klagende ruwe gewinnen;
das sprich ich mit der warheit,
daz im wirt von herzen leit.
us dem zehenden macht sie einen man

V. 89—100. Den Achten bringt sie dazu, und sollte es ihm das Leben kosten, dass er kein Wort sprechen mag: sie betrübt ihm sein Angesicht und seine inneren Sinne, dass er weder dieses so, noch jenes so beginnen mag. Der Verstand ist ihm ertrunken wie einer dummen tauben Gans, und schöb ihn einer in seinen Mund Kesselfleisch und heisse Würste, er wüsste nicht ein Haar darum.

V. 101—112. Den Neunten macht sie so reich, dass er wohl schwüre, er hätte sieben Königreiche und es gehörte ihm Alles bis Ungarn vom Rhein an. Wenn er gut getrunken hat, so ist er reich an Silber und Gold, dass er alle Sorgen vergisst; gegen Morgen wird er sich besinnen und klagende Reue gewinnen; das sprech' ich der Wahrheit nach, dass es ihm von Herzen leid wird.

V. 113—121. Aus dem Zehnten macht sie einen Mann, der, da er vorher nicht ein Wort sprechen konnte, so beredt wird, dass Herr Salomo mit aller seiner besten Kraft, und alle heidnischen Meister so weise Rede nicht leisten mögen,

der vor ein wort nit gesprechen kan,
115. daz er wirt so redhaft
daz herr Salomon mit aller siner besten kraft,
und alle heidnische meister
so wise rede nicht mügen geleisten,
wie der man mit ir reden wil
120. dez kan er im alzuo vil,
als er hat kaum zwir in den becher gesehen.

---

wie der Mann mit ihnen reden will, das kann er schon allzuviel, sobald er nur zweimal in den Becher gesehen hat.

XIII.
Der Wiener Meerfahrt.

Im grossen Koloczaer Codex ist dieses Gedicht die achtunddreissigste Erzählung; handschriftlich findet es sich auch im Wiener Codex altdeutscher Erzählungen. Gedruckt in: Koloczaer Codex altdeut. Gedichte. Herausgegeben von J. N. Gr. v. Mailáth und J. P. Köffinger. Pesth 1817, 8. S. 53 — 74, und in Büsching's Schwänken des Mittelalters. Es hat 708 Verse. Die in dem Eingange enthaltenen Klagen erinnern an die einleitenden Verse zum Pfaffen Amîs und an das Gedicht von der Milde.

Dieses Büchlein ist seltsamer Art
und heisset der Wiener Meerfahrt.

Die Welt stand vor dem so, dass die Leute froh waren in tugentlichem Mute, und alles, was sie konnten, zum Guten kehrten. Was sie da begannen, das war tugendhaft; nun hat die Welt ihr Streben verkehrt, und der Sinn steht nach Reichthum; in freudvollem Mute findet man Wenige. Die Reichen alle zusammen haben jetzt lieber Vermögen als frohen Mut. Fröhlicher Mut ist theuer (selten), das Gut ist so anmutig, dass alle Welt es begehrt. Hiervor da war **Frau Ehre** werth, nun ist das Gut werther, denn Frau Ehre, das ist wahr, bei den bösen, vom Guten abfälligen Leuten; an manchen Orten findet man noch einen so tugendreichen Mann, der die Ehre lieber hat als ein schändliches Gut; das ist anständiges Wesen, wer solche Schicklichkeit gern thut.

Mir hat ein wahrhafter Mund ein Rede (Erzählung) kund gemacht, welche wohl wunderlich heissen mag.

lso hat mich Burggraf Herman von Dewen *) berichet, er nie einen Makel durch Schande erhielt. Er war ein Mann von guten Sitten, artig und zuverlässig war der Herr, das ist wahr, gegen Fremde und gegen Freunde; arum mache ihn Gott durch seine drei höchsten Nanen ei von Sünden an seiner Seele; er sagte mir das Märe, ie man es ihm zu Wien gesagt hatte. Das liegt in esterreich, da lebt man wonniglich; wer Silber und old hat, der findet da mancherlei Annehmlichkeit. In erselben guten Stadt findet man auch eine Art Bad, o man einen fremden Mann bis auf das Letzte auszieen kann. An Silber und Kleidern pfändet man ihn; wer ch in das Bad begiebt, der wird an das Ziel gesetzt dem wird alles genommen), er habe wenig oder viel. as Bad gefällt mir nicht wohl, die Stadt ist sonst zu ben.

Wien ist des Lobes werth, da findet man Ross und ferd, grosser Kurzweile viel, Sagen, Singen, Saitenpiel, das findet man zu Wien genug. Galantes Wesen Hübschheit) und Plumpheit (Ungefug) sind da anzueffen. Welcher Mann Geld (den Pfennig) hat, der finet da mancherhand Dinge, den Husen **) und süssen Vein, und manch schönes Fräulein, viel wonnigliches utes und reich des Gutes, die mag man da zu Wien hen.

In der Stadt ist geschehen dieses seltsam Märe: die ichen Bürger, Fremde und Bekannte, sassen einstmals ei dem Weine, der gut war, und der oft Traurigkeit Freude verwandeln kann, und liessen ihre gut zubeitete Speise dahin holen in artiger Weise, und Geürz und Safran, die dem starken Weine wohl einen issen Geschmack geben können. Sie tranken den ganen Tag hindurch, bis ihr Trauren ganz hinweg war. einem kühlen Zimmer (Laube) geschah es, dass die

*) V. 34. Von Dewen steht im Text; in der kurzen Inhaltsangabe nennen die Herausgeber ihn Hermann von Theben.

**) Der Husen ist ein in der Donau vorkommender Fisch.

Herren sassen, tranken und assen und Kurzweile genug haten; man trug ihnen die Speisen auf, und der Boden war mit grünem Gras bestreuet; Becher und Glas wurden selten leer, sie tranken ohne Beschwer, bis sie das Bad erwärmte, was keinem leid war. Sie tranken alle das tiefe Glas bis auf den Grund aus. Durch des Weines Süsse wurden ihre Füsse rund wie die Kugeln.

Es ist wahr und kein blosses Vorgeben, der Wein war gut und nicht sauer. Endlich konnten etliche ihre Nachlarn nicht mehr erkennen, da brannte man schnell Licht an, als der Abend nahte, und nun hob erst das Trinken recht an; sie liessen noch mehr Wein holen, das that dem Wirte nirgends weh.

So wurden alle reich; der sehr kummervoll des Morgens nüchtern leben musste, der wollte Preise aussetzen, und gelobte mit der Hand seinen Freunden beides, Silber und Gewand zu geben. Ein Andrer klagte über seine Sünde; der Dritte leitete die Sippe (Verwandtschaft) von Adams Rippe her. Wir sind gar Mage (Verwandte) wie Akers und Prag*), sprach Einer zum Andern da, und sie wurden über die Maassen froh und sagten einander ihre Märe (sprachen von ihren Lebensverhältnissen). Der stolze Schreiber holte fleissig kühlen Wein, er wollte mit den besten sein. Einer sprach von dem Meer und von Sanct Jacobs Wege, darauf stiessen sie an, ein Anderer sprach von der Fahrt gegen die Preussen. Da ward einstimmig geschwind getrunken**), dass die Starken niedersanken bei den Bänken; jener ward so gelenkig, dass er taumelte und sprang von der Tafel auf die Bank, dass er später sehr hinkte.

Als das geschah, sprach ein reicher Bürger: „Wollt ihr mir nun folgen? ich will euch wohl dazu rathen, was das Beste sein mag.“ Sie riefen alle: „Bringe Wein, so hören wir die Märe.“ Da sprach der Bürger: „Ich sage euch was mich gut dünket, wollt ihr euern

*) V. 138. als akers und brage.
**) V. 148. und trunken vaste ze pflege.

inn auf meinen Rath richten, so sollen wir unsern
errn löblich dienen; wir sind reich genug und vermö-
en es sehr wohl, Gott soll uns darum danken, wir sol-
n über das Meer fahren, und ich will dabei weder Leib
och Gut sparen.“ Ich habe dieselbe Gesinnung, sprich
ein Nachbar, darnach waren es bald ihrer drei, welche
lgemein sprachen: „Der Ablass ist vollkommen, den
an über Meer her holt, und das ist seither zu lange
terlassen.“ Da riefen die Kumpane alle mit grossem
chall: „Wir wollen eilig dahin mit einer kräftigen Schar
hren um Gottes Güte willen.“ Die Ueberflut des Wei-
es half sehr zu der Fahrt, da ihnen des zu Mute ward,
ss sie zu der grossen Arbeit gern bereit sein wollten.
o wurde die Meerfahrt vorgenommen.

Es ward gelobt unter ihnen, dass sie mit einander
en Akers*) fahren wollten, wie man pflegt, wenn
r Abfahrt gute Zeit käme. Das gefiel Allen wohl, sie
ckten zusammen, und mancher darunter sagte, was
alles mit sich führen wollte. Der Wein fing an, ihr
aupt mit seiner Kraft zu rühren. Speise und guten
rankes wurde viel in den Kiel geschafft; — mit Worten,
ie ich wähnen will, wenig mit Werken, das wisset
lgemein. Sie verabredeten auch, was man an Silber
d Gold mitnehmen sollte, davon hatten sie zu Wien
enug. Der Schreiber trug eifrig Wein herbei, und
rach zu ihnen allen: „Lasst euch die Rede gefallen,
ir haben unsere Zeche nun.“ Er gab viel grosse Trünke

*) In den durch Mailáth und Koffinger abgedruckten Gedichten steht Alzers (V. 197), in Folge entweder eines Schreibfehlers im Codex oder eines Lesefehlers der Herausgeber. Dies hat dieselben aber zu dem Irrthum veranlasst in der Inhaltsangabe, dass die Fahrt nach Algier gehe, was Rosenkranz, Gesch. d. deut. Poesie im MA., S. 343, nachgeschrieben hat. Dass Alzers nur für Akers steht, geht hervor aus V. 465:

„Daz wir gen Akers sint gevarn,“ und dass die Fahrt eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande sein soll, aus V. 259 ff.

„sie waren verre von der stat
da got menschlichen gienc.“

Christus ist aber, wie bekannt, nie in Algier gewesen, auch hat man dort zur Zeit der Abfassung dieses Gedichts keinen Ablass geholt, was doch der Zweck war. Vgl. V. 181 ff.

„der antlaz ist reine
den man uber mer holt.“

zu. Der Wirt war aber einer der besten, der da Nachts war in der Pilgrime Schar; der liess zuletzt viel Latwerge (in Zucker Eingemachtes) holen, ein Anderer gab Muskaten, der Ingwer, der Galgan*), dazu gab ein gefälliger Mann Kubeben und dieser Nelken, darnach tranken sie den Wein; den gewärmt, diesen kalt, dass die Jungen wurden alt und die Alten sehr jung. So begegnete ihnen mancher Trunk unter einander auf der Laube da, zu der Fahrt waren sie eilig, und das Meer war noch sehr unnahe.

Da hob sich Singen und Sagen, dass die Laube mochte beben von dem grossen Schalle; die Kumpane hatten sich allzusammen bedankt, dass ihnen die Güte des süssen Weines gezeigt wurde, sie hatten alle ihr Gemüt auf die Meerfahrt gerichtet; Trinken ward nicht gespart, sie eilten ihre Strasse. Von dem Uebermaasse des Weines hatten sie den Verstand verloren, und hätten alle wohl geschworen, sie wären den halben Weg gefahren. Da hiessen sie den Kiel bewahren, dass ihm das Wasser nicht schadete; so war das Segel aufgerichtet und ihre Angelegenheiten wohl besorgt. Sie waren fern von der Stadt, da Gott in Menschengestalt ging; des Weines Kraft hatte sie befangen, dass sie thöricht wurden wie die Kinder, mit Freuden zusammen sassen, dieses und jenes redeten, bis der Gottesweg zurückgelegt wurde. Zur Beförderung tranken sie kräftig den starken Wein. Da es über Mitternacht kam, wurden sie so bethört und so gar gesellig von des Weines Süssigkeit, so fröhlich und wohlgemut, dass sie alle wähnten, sie wären schon an das Meer gekommen. Sie liessen allen Herzenskummer, und sangen schön in lautem Tone auf der Laube ihr Lied: „In Gottes Namen fahren wir**).“ — Der sprach: „Freund, ich lasse dir beide, Weib und Kind, auf Seele und auf Leib, dass du

*) V. 229 Galgan, d. i. Alpinia Galanga, eine dem Calmus an Geschmack ähnliche Wurzel, welche erwärmende Kraft hat.

**) Aehnlich im Herzog Ernst V. 3173: „Wir fahren Christ in deinem Namen.“

lich ihrer treulich annimmst und dich dessen nicht entziehest, so wie ein Freund es mit Recht machen soll.“ Das gefiel allen wohl, denn sie waren Weines voll.

So fuhren sie mit Freuden hin ohne verständigen Sinn; sie waren dumm wie die Kinder; sie baten um guten Wind, dass Gott ihnen den senden möchte. Ob ein Bruder den andern kannte, da sie also nach der wonniglichen Stadt dahin fuhren, weiss ich nicht. Der gebot, dieser bat, dass der Schreiber Wein brächte; mich dünket in meinem Sinn, sie hatten gutes Windes genug. Da man den Wein vor sie setzte, schlug bei der Trunkenheit und dem Geschrei die süsse Luft allen unter die Augen. Ich rede es ohne Lügen, sie tranken so schnell und hastig den Wein, dass Einer lag und schlief, der Andere lärmte und rief, der Dritte strauchelte und fiel, der Vierte sprach: „Es ist der Kiel, der so wankend geht.“ — „Ein Sturmwetter besteht uns!“ sprach der Fünfte alsbald; den Sechsten befiel Sorgen, wegen des grossen Windes und er segnete sich. Da wähnten sie, es wäre das Meer, was der süsse Wein war, der seine Güte zeigte. So wurden sie irre geführt. Vom Weine war ihr Haupt beschweret, das ist wahr, sie waren alle trunken gar. Das war ihr grösstes Ungemach, dass Einer jammervoll sprach: „Mir thut das Haupt sehr weh, was Gott will, das ergehe, es will ein Sturmwetter gegen uns kommen, das wird uns allen wenig frommen.“ Da erhob sich grosses Trauren unter ihnen; der Eine klagte um sein Leben, der um die Kinder, der um das Weib, der um die Seele, der um das Gut, so sank ihr Uebermut, wie es noch oft geschieht.

Der Wein begann sehr zu toben; es hub sich ein Schwören und Geloben mit Händen und Füssen; sie wollten gern büssen, was sie gethan hatten und dafür zur Busse stehn. Sie sprachen jeglicher zu einander: „Das die Fahrt je geschah, das muss Gott geklagt sein, der Wind und die Wasserfluten jagen den Kiel zu sehr.

Mich reuet meine Sünde.“ — Ihnen tobte das Gehirn; sie konnten das Gestirn vor der Laube nicht sehen, das will ich euch fürwahr sagen. Da ging es gegen den Morgen; sie fuhren mit Sorgen und waren dennoch, Gott weiss, halben Weg gegen Brandeiz (?). Da nahm der Wein überhand, dennoch berührten sie noch nicht das Land und riefen mit grossem Kummer: „Hilf, lieber Herr, deinen armen Geschöpfen! wenn du nicht Lehre und Rath gibst, so müssen wir gar verderben.“ Unterdess sah der Eine da, dass ein reicher Bürger dort lag, der war an der Tafel von der Bank gefallen, darum sprach jener zu allen: „Gefährten, nun seiet guten Mutes, männlich soll Gott danken, der uns geholfen hat; nun soll wohl Rath werden gegen diese grosse Wassersnoth; hier liegt ein Pilgrim todt, der ist Schuld gewesen, dass das Meer seine Ungeduld an uns hier erzeigt hat. Ihr Herren, folget alle mir und nehmet diesen todten Mann, der uns nichts mehr helfen kann, und werfet ihn schnell aus dem Kiele in das Meer, so lässt es sein Toben sein.“ „Nun walte sein unser gnädiger Herr!“ sprachen sie zusammen, „das Meer ist so rein, dass es keine Bosheit leiden mag, wie man sagt.“ Und sie waren gar wohlgemut, standen schnell auf mit gemeinem Rathe, denn trotz der grossen Trunkenheit konnten sie doch gehen, nahmen ihren Genossen (nachgebur), dem ward der süsse Wein sehr sauer, trugen ihn mit Grimm und lauter Stimme gegen ein Fenster, welches hoch war. Da fing der Mann an zu rufen: „Lasst mich in Ruhe, ihr seht wohl, dass ich wache, ich bin so gesund wie ihr!“ Sie sprachen alle: „Wahrlich nein, ihr seid todt (veige) gewesen, ihr mögt nicht wieder genesen, dass ist uns wohl bekannt.“ Also trugen sie ihn von seinem Platze, was er auch rief und bat, und warfen ihn aus dem Fenster mitten in die Strasse — das war zu weit gegangen! — auf Stock und auf Steine, dass er im Fall Arm und Beine zerbrach. Das war eine sehr unbequeme Sache. Vor solcher Meerfahrt will ich gern bewahrt

sein; thut es aber der saure Wein, so muss ich mit den andern sein.

Nun gingen sie mit Freuden wieder hin, und setzten sich nieder und tranken weiter; sie liessen Herzeleid und Krieg fern sein; die Laube war von Weine nass, das Meer schadete ihnen wenig. Sie sprachen allgemein: „Uns ist ein grosses Heil geschehen, dass wir den Mann gesehen haben, der so Todes verblichen ist*), wir hätten nimmer gerettet werden können, wenn der Mann hier innen geblieben wäre, Gott hat ihn selbst vertrieben und mit seiner göttlichen Hand aus dem Kiele gesandt, und hat uns alle erhört; das Wasser ging uns schon bis an den Bord.“ Sie stimmten einen Lobgesang an.

Nun schrie der Bürger sehr immerfort: „Was ist an mir gerochen? Mein Bein ist mir zerbrochen und der Arm auch entzwei.“ Mit jämmerlicher Stimme schrie der reiche Bürger wegen seiner Schmerzen und klagte seinen Fall, dass es über die Strasse scholl. Die Heergesellen waren froh und sangen so laut, dass sie ihn nicht hörten mit den Worten, womit der Bürger klagte. Bei der Zeit fing es an zu tagen und Einer sprach zum Andern: „Wohl uns, dass es je geschah, dass wir gen Akers gefahren sind, Gott wird uns desto mehr bewahren, Seele, Gut und Leib; Gott behüte unsere Weiber und unsere Kinder nach grossem Frommen, bis wir wieder in unser Land kommen.“ Die dummen Wiener wussten nicht, dass sie in Wien waren, wo sie von Kindes Jahren erzogen waren, der Wein hatte sie betrogen. Danach ward es lichter Tag, sie mussten an Sinnen darben, und waren wie die Garben umgesunken und gefallen. Der Bürger, welcher des Nachts so rief, liess sein Schreien, er war noch betäubt, doch hatte des Weines Kraft sein Haupt geräumt, der Fall that ihm weh, und ihm war schlechter denn zuvor; das war sein bester

---

*) V. 438. Der so veige ist gewesen.

Ablass, dass er von Blute nass war und des Falles nicht vergass.

Des Morgens früh kamen ihre Nachbarn, welche den Schall vernommen, und die Nüchternen sprachen: „Ihr seid alle über die Maassen froh gewesen diese Nacht, und habt lange genug gewacht und grossen Schall vertrieben. Ist des Weines etwas übrig geblieben? Die Sonne steht wohl Baumes hoch.“ Da sprachen die Trunkenbolde: „Ihr sollt uns das wohl gönnen, wir sind in grosser Wonne diese Nacht gewaltiglich über Meer gefahren; dazu hat uns Gott geholfen, früh und spät. Er gab uns sehr guten Wind, danach erhub sich aber ein sehr grosses Sturmwetter, dass uns das wilde Meer gewaltiglich in den Kiel floss. Davon erhuben sich viele Sorgen, und wir wähnten, dass wir ertrinken müssten; allein es geschah uns ein Heil: ein Pilgrim ersah einen Mann, der todt war, und wie es Gott selber gebot, warfen wir ihn schnell mit gemeinem Rathe aus dem Kiele über Bord, wie wir vorher gehört hatten, und der Schiffsgenoss*) uns gebot, damit verwanden wir solche Noth. Der Wind legte sich davon und mancher Donnerschlag.“ Die Nüchternen lachten sehr. Der Wirt lag bei dem Gaste und waren sehr trunken, der Schreiber war bei der Bank auf die Erde gesunken, und wusste wenig, wer das meiste Theil zu bezahlen hatte, der Wein war aber noch unbezahlt.

Nun rief der Bürger, welcher in das Meer geworfen ward, und klagte seine Schmerzen. Da ward grosser Zulauf und sie fanden den Mann, der aus dem hohen Fenster so in den Schmutz gefallen war, dass man ihn nicht eher erkannte, als bis er sich selber nannte;

---

*) V. 530. Und der marner uns gebot. In der Inhaltsangabe vor dem Abdruck des Gedichts nehmen die Herausgeber das Wort Marner als den Namen des Bürgers; aber es ist sehr häufig vorkommende Benennung für Schiffer, Schiffsmann, z. B. im guten Gerhard V. 1185; hier auch so zu verstehen, dass der Burger, welcher den Rath gibt, angesehen wird als ein der Schiffahrt kundiger und desshalb vorzugsweise marner (Schiffer) genannt wird.

da war er einer der besten. Sie sprachen alle: „Meiner Treu, der Scherz ist nicht gut gewesen, der Mann wird kaum davon kommen. Dies lose Buch ist unrecht gelesen.“ Da die Freunde sahen, was für Schaden an dem reichen Mann gethan war, liefen sie zorniglich alle mit einander hin in üblem Beginnen und wollten jene erschlagen, welche es gethan hatten. Sie sprachen zornig: „Ihr habt fürwahr unsern Freund freventlich verderbet; gestern Abend war er reich, nun ist ihm der Leib zerbrochen, das wird an euch gerochen, dass ihr solche Bosheit an diesem Manne geübt habt.“ Die Herren sprachen zuhand: „Das sind uns unbekannte Geschichten, wir sind recht verfahren, Gott sollte uns desto besser bewahren, da wir in seinem Dienst fahren; werdet ihr uns hier irgend beschwerlich, so werden wir uns mit Recht wehren. Sollen wir unser Gut also verzehren, dass ihr uns angreifen (misse bieten) wollt? Ja, wir haben Silber und Gold auf dem Gotteswege verzehrt, hätte uns der nicht gerettet, wir wären alle todt geblieben; wir kamen in so grosse Noth, dass wir kaum davon genesen sind, wollt ihr uns darum feind sein, das ist uns leid, das weiss Gott. Es war des Schiffers Gebot und gar kein Kinderspott, wir lobten alle Gott dafür.“

Nun erhob sich aber von den Freunden grosser Zorn darum, ein Hinzudringen und Schwerterklingen und böser Sturmwind. Allein die Gutgesinnten drangen und traten schnell herzu, fleheten und baten und brachten ihrer beider Klage zu späterer Entscheidung. Des Mannes Schaden war ihnen leid und sie waren froh der Trunkenheit, welche den Herren geschehen war, denn sie hatten alle wohl gesehen, dass es von grossem Trinken kam. Jedermann nahm seinen Freund und führte ihn zu Bette. Wenn ich Muse hätte, sagte ich davon Wunders genug. Den Bürgerr, der so hoch aus dem Fenster gefallen war, dass er kaum gesund wurde, trug man nach Hause.

Als sie so lagen und der Ruhe pflegten, wohl bis auf den dritten Tag, wo sich der Sturmwind legte und des süssen Weines Kraft, womit sie behaftet waren, da standen sie mit Sorgen gegen Morgen auf. Da wurde ihnen erst bekannt, dass sie von Trunkenheit der Sinne befangen waren. Sanct Gertrudens Minne ward ihnen nun sauer. Der Bürger, ihr Nachbar, war der Reise nicht sehr froh und verklagte sie alle; da hob sich Kriemhilden-Noth. Sie wurden vor Scham alle roth, da sie die Wahrheit sahen, dass sie dem guten Mann solchen Schaden zugefügt. Die Bürger redeten nun alle sehr das Beste dazu, so dass es kaum dahin kam, dass man Schadenersatz (bezzerunge) annahm. Sie gaben dem Manne für seinen grossen Schaden zweihundert Pfund. So wurde ihnen sauer der süsse Wein, als sie das Silber darwogen, womit sie fürwahr mit Ehren mochten über das Meer gefahren sein.

Swer den win niht kan gesparn
und wil in trinken uber reht,
650. da wirt der man des wines kneht
und niht des wines herre.
Swer trinken wil ze sere,
irkrenket im sin êre.

Nu horet was der win tut,
655. er vreuet trurigen mut,
beide vrowen und man,
swer in ze rehte trinken kan.
Uf den grozen uber trank
da von wirt der lip krank,
660. unde schadet ouch dem gute.
Nu merket in iuwern mute,
waz der [schin?] win gemachen mak;
der win ist der sêle slak,
swer in trinket uber daz zil
665. und kein maze haben wil,
daz ist der sêle unheil.
An allen houbt-sunden teil
hat die leide trunkenheit,
davon wirt der lip gemeit,

670. dem er vliuzet durch den munt,
daz machet manchen ungesunt,
und schadet ouch den êren.
Swer den sin wil kêren,
der verliust sêl, gut und lip,
675. des huetet man und wip,
daz ir von solcher trunkenheit
iht kumet ze langer arbeit.
Man vindet ouch vil manchen man,
der die beste maze kan
680. an grozem uber tranke,
daz ist got wol ze danke,
und der werlde ouch, da mit
swer trinken wil nach rehtem sit;
swer aber si des mutes,
685. daz er kranken gutes
mer schonet, dan den êren,
den wil ich trinken lêren;
der mak underwilen wol
sin houbt gutes wines vol
690. durch kurtzewile trinken,
so muoz sin karkeit sinken;
daz ist, durch groze trunkenheit
eine kleine miltikeit
underwilen doch beget;
695. swem der mut aber stet
anders niht dan uf gut,
der hat zaghaften mut,
er si nüchtern oder sat.
Swaz man den boesen ie gebat,
700. das hilfet niht ein mintzen-blat,
Got werfe in von gelückes rat,
der sich bosheit under stat,
swer worden ist an êren mat.

Ditz maere ist uz an dirre stat,
705. daz ist die mervart genannt,
den namen last üch sin bekant,
daz maere ist uz an dirre stunt —
Ich kuste gern einen roten munt.

XIV.
Der Frauen Turnei.

Dieses Gedicht von 410 Versen ist im grossen Koloczaer Codex das neununddreissigste, gedruckt in den von Mailáth und Köffinger herausgegebenen Gedichten, S. 75 — 87.

Jenseit des Rheines in einer Stadt (Burg) waren vierzig Bürger oder mehr, welche gern Ritterschaft übten und einen Hauptmann gewählt hatten, der keine Zwietracht unter ihnen gestattete, und wenn einer in Noth kam, so halfen ihm die andern, dadurch wurden sie im Lande gefürchtet. Sie besuchten manches Turnei und standen in grossem Ansehen. Die Frauen trugen auch dazu bei, die Einigkeit zu erhalten. Die stolzen Bürger fingen an, sich zu überheben. Zuletzt trafen sie auf einen, der auch wehrhaft war, und sich auf den Rückhalt an Freunden und Macht verliess; der ritt im Lande umher, brannte, heerte und brachte sie in Arbeit. Das wollten sie ihm nicht länger gestatten. Sie brachten es zu einer Sühne, wählten einen Platz aus, wo sie über acht Tage zusammen kommen wollten, und jeder sollte nur mit seinem Schwerte auf seinem Zelter da sein und alle andre Wehr daheim lassen. Die Berathung fand an einem Sonntage statt; sie kamen zu Ross und auch zu Fuss, denn es war nahe bei und es blieben die Frauen allein. Diese gingen auf eine schöne Wiese, sprachen zusammen von ihren Männern und beschlossen, auf den Vortrag einer Frau, zu ihrer Unterhaltung sich in zwei Parteien zu theilen und ein Turnei zu machen. Zwar sprach eine wohlgezogene Frau dagegen, dass sich das nicht schicken wolle, und man möchte es lassen; allein die, welche den Vorschlag gemacht hatte, bestand darauf. Sie wappneten sich also in die Rüstungen ihrer Männer, ein Theil sollte die Sachsen vorstellen, der andere die Herrn jenseit des Rheins. Sie nannten sich aber auch mit Männernamen, und eine arme Jungfrau, deren Vater in seinen Vermögensumständen sehr herunter gekommen war, wählte den Namen des Herzogs Walrabe von Limburg. Sie brach ihren Speer so ritterlich, dass

alles auf dem Felde schrie: „Zaha, za! Limburg za!“ — Der Herzog Walrabe will den Preis haben! Sie riefen „Limburg!“ überall. Die Jungfrau errang den Preis. Nachdem die Frauen sich ihre weissen Arme und Beine genug zerstossen hatten, hörten sie auf zu turnieren und legten heimlich, ehe ihre Herren kamen, die Harnische dahin, wo sie dieselben hinweg genommen hatten. Die Herren wurden es aber doch gewahr, denn die Rosse waren schweissig und manche Frauen lagen darnieder. Sie fragten also die kleinen Kämmerer (Pagen), und diese erzählten, wie die Frauen Speere zerbrochen und einander niedergestochen hätten. Als die Herren dies vernahmen und darauf zusammen kamen, lachten sie über diese Geschichte; einer aber sprach: „Wir müssen unsere Weiber schlagen, denn wenn sie turnieren wollen, müssen wir das Haus bewahren; hat sie der Teufel das gelehrt! Wie hat sich die Welt verkehrt! Ich will meiner den Turnei aufschlagen, sie denkt ein Jahr daran.“ Ein anderer aber rieth davon ab und meinte, die Weiber hätten so schon genug ausgestanden. Die Geschichte wurde im Lande bekannt, der Herzog erfuhr sie auch, und wenn die Ritter zusammen sassen, tranken oder assen, so lachten sie darüber. Nach einiger Zeit kam der Herzog selbst vor die Stadt und begehrte die Jungfrau zu sehen. Die Frauen gingen ihm entgegen, die Jungfrau verneigte sich vor ihm und er liess auch ihren Vater holen. Darauf fragte er diesen, warum er sie noch nicht verheiratet? und als der Vater seine Armut vorschützte, schenkte er der Jungfrau Ross und Pferd und hundert Mark, dankte ihr für das, was sie in seinem Namen gethan und gab ihr einen reichen Mann,

396. mit dem sie ofte began
Turneys, des man zu êren phlit,
und behielt den prîs zaller zît.

XV.
Der Kummer.

Im grossen Koloczaer Codex das vierzigste Gedicht, bei Mailáth und Köffinger gedruckt, S. 89 — 94; es zählt 142 Verse. — Ein Ehemann schildert seine bedrängte Lage, die aus Geldmangel herrührt:

Waz ordens got beschaffen hat
in der werlt, nu keiner stat
alsô herte als der min,
darinne ich tegelich erschin,
5. den abent und den morgen;
mit triuwen und mit sorgen,
geschieht mir in den sorgen we,
der orden ist genant die ê.

Er klagt nun, dass er nicht habe, was man auf dem Acker mähe oder säe; er habe weder Ross, Esel, Rind, Gänse, Schafe noch Schweine; wenn er zu Abend gegessen, sei nichts übrig und wenn er erwache, schreie er oft über die geringe Speise. Darauf wird geschildert, wie zur Bestreitung der nöthigsten Lebensbedürfnisse ein Stück des Hausraths nach dem andern versetzt wird. Zum Schluss wird die Lehre gegeben, nicht ohne Geld zu heiraten.

Ich rat allen jungen
125. mannen, wiben und meiden,
daz sie in lazen leiden
den orden mit dem armut.
Wan swer dar in vert ane gut,
der vindet mancher hande not,
130. daz im vil bezzer waer der tot.
Er kan die jungen machen gra,
und rouch um die winbrâ (Wimper),
er machet an vrowen liechte vel
beide gerumpfen unde gel.
135. In dem orden weiz ich jamers vil,
swer mir des niht gelouben wil,
der muz in mit armut versuchen.
Nicht wirs mac ich in gefluchen,
wan daz er so mueze varn dar in,
140. so kan im nimmer wirs gesin.

Daz buchel hat ein ende,
Got uns zu himel sende.

XVI.
Frauenlist.

Im grossen Koloczaer Codex die einundvierzigste Erzählung, bei Mailáth und Köffinger gedruckt, S. 95 — 114, zählt 601 Vers. — Ein stolzer (edelsinniger) Schüler (Student) liebte reine Tugend so sehr, dass aus seinem Munde kein rohes Wort kam und er alle unehrbare Gesellschaft floh. Wenn man von Frauen übel redete, so tadelte er das und sprach:

man sol nimmer
Von Vrouwen übel ſprechen,
Min herze mocht e brechen,
swen ich hoere solich kose;
ist ir eine bose,
so sint tusend oder mer,
30. den niht so lieb ist als ir êr,
die niht durch aller werlde gut,
wolden velschen iren mut
und ir herze reine,
der vindet man niht eine.
35. Swer den vrowen übel spricht,
mit dem han ich keine phliht,
Iz ist ein schanden wernder sit,
er uneret sich selbe damit,
wan wir sint alle vrowen kint,
40. tump siner herzen sinne sint,
ir sult daz sunder spot,
swer vrowen êret und minnet got,
daz zu ende wirt gut,
übel im geſchicht wer des niht tut.
45. Wir sullen die vrowen êren,
und ir lop niht versêren;
wan got mit sinem wort
beſchuf die engel dort,
solche genade er an uns begie,
50. daz er sie gap für engel hie.

Dieser Schüler war einer Frau hold, welche ausserordentlich schön war und an Geburt so hoch über ihm stand, dass es ihm Kummer machte, dass er sie wohl nicht anreden dürfte. Endlich entschloss er sich doch, sie mit einem Grusse anzureden, denn, dachte er, obschon ich arm bin und meine Kleider schnöde, so werden sie ihr doch Scharlach zu sein dünken, wenn ich in ihres Herzens Schrein käme. Er redete sie zu verschiedenen Malen an, wurde aber verhöhnt; jedoch die Worte:

„Wer den vogel vahen wil,
der muz stricke vil
legen, daz er sich dar inne
verwerre, und niht entrinne.
220. Er darf guter sinne wol,
der ein sulch tier vahen sol.“

welche er das letzte Mal zu ihr sprach, als sie ihn fragte, weshalb er nicht ablasse, sie zu grüssen, nahm sie zu Herzen, sann darüber nach und liess den Schüler durch ihre Dirne holen. Er verdeutlichte ihr seine Worte und erklärte ihr seine Liebe. Sie verhöhnte ihn, aber durch seine Stätigkeit und Liebe athmenden Worte bringt er sie dahin, dass sie endlich sagt: „Nun geht, ich will mit meinem Herzen mich berathen. Da war er froh und ging, indem kam auch der Ehemann der Frau. Die Frau berieth sich nun Tag und Nacht mit ihrem Herzen;

Sie sprach: „liebes herze min,
505. waz dunket dich daz beste sin?
rat, wie ich gebare,
daz ich min êre beware?“
Ir herze antwortet ir des schier
und sprach: wilt du folgen mir,
510. so tust du niht, wan des er gert,
wan des ist er wol wert,
darzu solt du niht werden laz.
„Womit hat er verdient daz,
sprach die vrowe, herze min!“
515. do hat er smerzen unde pin
durch dinen willen vil erliden,
den tot den het er niht vermiden,
solt er in durch dich kiesen;
des sol er niht verliesen.

520. Do sprach die vrowe wolgetan:
„wie stunt daz minen êren an?
mochte ich daz verwinden wie?“
da sprach daz herze wider sie:
man sol durch vrundes liebe vil,
525. als ich dich berichten wil,
wagen lip und êre;
noch hoere ein ander lêre:
ist er dir holt, so wis im, sam
reinen vrowen daz ie zam.
530. die liebe selbe got gebot,
die liebe ist sterker denne der tot.
Sie sprach: „du weist wol, daz ich han,
vil liebes herze, einen man,
der mir ist zu ê gegeben;
535. darumbe bedenke dich vil eben,
daz din rat daruber si,
daz ich werde der êren vri.“
Daz herze aber antwort ir
und sprach: gib din ſchulde mir,
540. sprich: min herze mich durzu twank,
ich wil dar ân minen dank,
ich muz im sinen willen lan,
sint ich im niht erweren kan.
Sie sprach: „ich wil volgen dir
545. daz du hast geraten mir.
Nu gib mir herze die sinne,
daz man sin niht werde inne,
daz mir niht ein ungemach
davon entstê. Daz herze sprach:
550. din sorge, die sin kleine,
darumbe la mich eine
sorgen, nu und zaller vrist.
Ich kan wol so manchen list,
daz ez dem man enphure,
555. daz er darnach geswure,
daz des nie niht were geschehen,
daz er mit ougen hete gesehen.
Sie sprach: „liebes herze min,
ich tun durch den willen din,
560. daz du in vreuden werdest geil
und die wunden werden heil,

die venus mit ir strâle
dir schoz, da von du quale
lidest also bitterlich,
565. darumbe muz ich erbarmen mich.
Ich han allererst empfunden,
an dinen bittern wunden,
waz ungemaches im wirt kunt,
den die minne recht verwunt."

In Folge dieser Berathung liess sie den Studenten kommen, umfing und küsste ihn und führte ihn in ihre Kemenate, indem sie ihm sagte, dass sie sich seiner Liebe ganz hingäbe. Als er wegging, kam ihr Mann und fragte, was der Schüler mit ihr im Gaden gemacht? Sie sagte, er hätte ihr einen Brief gegen Zahnschmerzen geschrieben, sie thäten nun nicht mehr weh, aber er müsse noch mehr schreiben. Als der Mann den Schüler ein ander Mal wieder aus der Kemenate seiner Frau kommen sah, und auf dieselbe schalt, beruhigte sie ihn damit, dass sie sagte, er habe ihr den Husten gebüsst; daher hätten sie an einen heimlichen Ort gehen müssen. Da er eines Tages nochmals, als er vor die Thür kam, den Schüler weggehen sah, wurde er ganz zornig und sagte: ob er denn seinen Augen nicht trauen sollte, da er sie so oft nun mit einem fremden Mann zusammen gefunden. Die Frau führte ihn zu einem Zuber mit Wasser und fragte, was er darin sehe. „Dich und mich," antwortete er. „Gut, sprach die Frau, so greife mich darin, ob du etwas hast." Da er das nicht kann, so sagt ihm die Frau, eben so sei es auch mit dem Sehen gewesen, er solle nichts glauben, was er nicht greife. So wurde der dumme Mann geäfft, wie noch mancher andere Mann.

660. Ditz buchel heizet vrowen list.
von leide helfe uns Jesus crist.

XVII.
Wie ein Mann mit einem Hahn einen Reiher fing.

Dreiundvierzigste Erzählung im grossen Kolocz. Codex; in dem
rucke von Mailáth und Köffinger, S. 127 — 141. Hat 477 Verse.

Ein Mann hat einen zahmen, aschgrauen Hahn; er geht mit ihm
ıs, ein Reiger erblickt den Hahn, hält ihn für einen Falken und
ıckt sich zur Erde; so fängt ihn der Mann. Mit seiner Beute eilt
nach Hause, übergibt der Frau den Reiger und sagt ihr, er werde
inen Herrn zum Schmause einladen. Während er aber den Gast
nladet, bereitet die Frau den Vogel und verzehrt ihn mit ihrer Nach-
ırin. Der Mann und sein Herr kommen. Beim Schmause verlangt
r Mann, dass der Reiger gebracht werde; die Frau antwortet: sie
ıbe keinen Reiger gesehen, der Mann irre sich. Der Herr will den
treit enden und verlangt daher, dass der Mann ihn beim Heimgange
igleite; sie gehen. Die Frau, welche ihres Mannes Zorn fürchtet,
eredet die Nachbarin, sie möge Nachts ihre Stelle im Bette einneh-
en. Diese willigt ein. Der Mann hält die Nachbarin für seine Frau,
hlägt drei Knüttel an ihr entzwei und schneidet ihr zwei Haarzöpfe
, so dass die Nachbarin endlich entläuft. Am Morgen tritt die
rau zu ihm in das Gemach und weckt ihn; er erstaunt, sie so wohl
sehen, und als er vollends gewahr wird, dass sie auch ihre Zöpfe
ıt, glaubt er, dass ihm vom Reigerfang u. s. w. nur geträumet habe.
ie Frau sagt ihm, er sei krank und verlangt:

ir sult uch in daz bette legen,
und sult uch nirgen regen,
470. biz daz ir derhitzet,
und ein wenic erswitzet,
so ezzet drithulp rocken korn,
so wirt iuwer suche gar verlorn.
und lat uch den ungelouben,
475. der sinne niht me betouben.‘
Sehet also efte die vrowe iren man,
recht als ich uch gesaget han.

XVIII.
Der Kotzen.

Im grossen Koloczaer Codex die vierundvierzigste Erzählung, bei Mailáth und Köffinger abgedruckt, S. 143 — 153, hat 306 Verse. — Der Stoff ist auch von neuern Dichtern bearbeitet; z. B. die Rossdecke von Langbein.

In einer Stadt sass ein reicher, freigebiger und biederer Bürger, der gern einen jeden gastlich aufnahm und besonders da er alt geworden war. Als sein Weib starb, übergab er seinem zwanzigjährigen Sohne Haus und Habe. Dieser aber vergass so sehr seine kindliche Pflicht, dass er beim Essen seinen Vater wie einen armen Pilgrim an der Thür sitzen liess. Als der Sohn eine Frau genommen hatte, musste der alte Mann sein Lager unter der Treppe nehmen, wo die Schweine in der Nähe waren (V. 50, vgl. 207) und wo sein Sohn ihm selten etwas Gutes zukommen liess. Als dem Sohne ein Knabe geboren wurde, fühlte dieser sich zu dem Grosvater hingezogen und suchte ihm allerlei Gefälligkeiten zu erweisen; er brachte ihm, was er vom Tisch und aus dem Keller bekommen konnte, mitunter stahl er auch ein altes Gewand und trug es dem Greise zu, der ihm dafür dankte und Gottes Segen wünschte. Nun fiel ein äusserst harter Winter ein und der Grosvater, welcher die Strenge der Kälte empfand, bat den Enkel, ihm von seinem Vater einen alten Kotzen (eine wollene Pferdedecke) zu erbitten. Das Kind that es, und der Vater befahl einem Knechte, die Decke zu holen. Der Knecht schnitt dieselbe mitten durch und sagte dem Kinde, es solle die eine Hälfte nur hintragen, die sei ausreichend. Der Grosvater empfing mit Dank die Gabe und da das Kind des alten Mannes Freude sah, ging es zu seinem Vater und erbat sich die andere Hälfte der Decke. Der Vater fragte, wozu er dieselbe haben wollte? Der Sohn versetzte, er wolle sie für ihn aufbewahren, wenn er alt sei und unter der Treppe liege. Diese Worte erschütterten den Vater. Er ging zu dem Greise, bat ihn um Verzeihung, liess ihn baden, waschen, ordentlich kleiden und bei Tische neben seiner Frau sitzen. Nach Tische liess er sein Kind vor sich kommen und fragte es, wie er es von ihm nun im Alter haben würde? Das Kind sprach: „so wie ich gesehen habe, dass du den Grosvater behandelst. Da liess der junge Mann die Decke den Armen geben und sagte, dass er den Vater ehren wolle bis an sein Ende, denn er habe von dem eigenen Kinde die Lehre erhalten. —

Zum Schluss wird gesagt. dass jeder Mensch Vater und Mutter ehren soll, denn das sei das sicherste Mittel, die Hölle zu vermeiden.

XIX.

Der Schlegel.

Von Rödiger dem Hunthover.

Das fünfundvierzigste Gedicht im grossen Koloczaer Codex, bei Mailáth und Köffinger gedruckt, S. 155 — 188. Es steht auch in einem Wiener und Dresdner Codex. Hat 1202 Verse. —

In der Einleitung wird gesagt, dass die Jungen die Alten ehren sollen; die Alten sollen sich aber vorsehen, da die Kinder oft ihre Pflicht gegen die Aeltern vergessen. Darum solle das Märlein angehört werden (V. 25). Es war ein reicher Kaufmann, der zwei Töchter und drei Söhne hatte, unter welche er sein ganzes Vermögen theilte und bei ihnen leben wollte. Der älteste Sohn nahm ihn freundlich zu sich und pflegte ihn; nach sieben Wochen sprach er aber, der Vater möchte nun zu dem zweiten Sohne gehen, denn dieser würde es sonst übel nehmen, dass er so lange bei ihm wäre, da die Schwiegertochter ihn auch gern bei sich hätte. Der zweite Sohn und dessen Frau empfingen ihn mit grosser Zuvorkommenheit und pflegten ihn nach Ehren; nachdem aber vierzig Tage verflossen waren, empfahlen sie ihm, auch zu dem dritten Sohne zu gehen. Dieser sass eben beim Schachzabel, aber er warf das Spiel weg und lief dem Alten entgegen, den er sechs Wochen mit allen Ehren hielt; dann empfahl er ihm, auch die Schwestern zu besuchen, was der Vater billig fand und auf sieben Tage hingehen wollte. Er bekam beim Abschied einen Stab, um sich gegen die Hunde zu wehren. Er kroch zu der nächsten Tochter, ward freundlich aufgenommen und zwei Monate lang gepflegt, dann aufgefordert, auch zur andern Schwester zu gehen. Diese bewirtete ihn stattlich sieben Tage und gab ihm dann Urlaub. Der Alte fragte, was er nun anfangen sollte? Sie sagte, er sollte zum ältesten Sohn gehen, der habe wohl hundert Fuder grosser Fässer guten Weines vom Rhein bekommen. Der Alte merkte, dass er lästig war, nahm seinen Stab, der an der Wand lehnte, und ging. Der älteste Sohn empfing ihn aber nicht so, wie das erste Mal, er behandelte ihn schnöde und liess ihn fast verhungern. Der Alte ging zum zweiten Sohn; hier war es nicht besser, ebenso ging es, als er zu den andern Kindern kam. Betrübt stand er einst an der Kirchtür, da traf ihn ein alter Freund, welcher von einer Wallfahrt nach dem hei-

ligen Grabe zurück gekommen war, der sah ihn so elend und ärmlich, fragte, wie das käme und als er das Schicksal des Alten erfahren hatte, gab er ihm einen guten Rath. Er liess eine starke eiserne Kiste machen und dazu fünf Schlüssel für die fünf verschiedenen Schlösser, die waren gar künstlich und schimmerten wie silberne. Deren einen gab er dem Alten an den Gürtel und der musste zu dem ältesten Sohn gehen und um eine Mahlzeit bitten. Der Sohn liess ihn ein und gab ihm zu essen, bemerkte dabei den kleinen künstlichen Schlüssel und fragte den Vater, der sich erschrocken stellte, darüber. Dieser gestand endlich, dass er einem Freunde, der nach Jerusalem gezogen, eine Kiste mit Geld in Verwahrung gegeben und dass derselbe nun zurück gekommen. Es gehörten zu der Kiste fünf Schlüssel und er wolle jedem seiner Kinder einen geben, damit sie nach seinem Tode sich den Schatz theilten. Diese List hatte die erwünschte Wirkung. Die Kinder, um des Schatzes nicht verlustig zu gehen, wetteiferten in der Pflege des Vaters. Als sie endlich nach des Vaters Tode die Kiste öffnen konnten, fanden sie einen Schlegel (eine Keule) darin, an dessen Stiel ein Brief bevestigt war, worin stand:

„swer der si,
der ere habe unde gut,
1140. dabie so nerrischen mut,
daz er alle sine habe gebe
sinen kinden, und selben lebe
mit noten und mit gebresten
den sol man ze letsten
1145. slahen an die hirn pollen,
mit disem slegel envollen,
daz im daz hirn mit alle
uf die zunge valle,
und sol in denne furen enwek,
1150. und werfen in einen rinder zwek."

XX.
Frauentreue.

Ist im grossen Koloczaer Codex die neunundvierzigste Erzählung, bei Mailáth und Köffinger gedruckt, S. 275 — 288; ein artiges Gedicht von 422 Versen. Es ist frei von der Sinnlichkeit und Lüsternheit, welche das in demselben Buche, S. 189 — 240 abgedruckte Gedicht von 2000 Versen „Von einer Heidin", in reichem Maasse hat, obschon auch dieses sehr schöne Stellen hat. —

In der Einleitung von 24 Versen wünscht der Dichter, dass jede Frau so treu sein möchte als die, von welcher er reden wolle. Ein Ritter warb ritterlich mit Speer und Schild um Frauen-Gunst, dadurch wurde er weit bekannt, empfing aber zuletzt grimme Bitterkeit davon. Der unverdrossene Ritter kam auf Abenteuer in eine Stadt geritten, aus welcher er nicht mehr heraus kam. Er kannte dort Niemanden als einen Bürger, den er früher gesehen hatte und den er nach den schönsten Frauen fragte. Dieser sagte: „Morgen ist Kirchtag, da zeige ich euch Alle, und ihr könnt mir mit Winken oder Zeigen andeuten, welche euch gefällt." Das thaten sie. Da sah der Ritter eine, deren Liebenswürdigkeit und Schönheit ihn so ergriff, dass er tief aufseufzte und sie unverwandt ansah, und sie aus seinem Herzen nur durch den Tod gerissen wurde. Als der Bürger den Ritter fragte, welche Frau ihm am besten gefallen, erfuhr er, dass es seine eigene war. Der Ritter fand nun keine Ruhe mehr; Tag und Nacht beschäftigte ihn seine Liebe. Er suchte Erwiederung, und als er sie von der tugendhaften, ihrem Manne treuen Gattin nicht erhielt, lud er Jedermann zum Kampf gegen sich, wobei er nur ein seidenes Hemde tragen wollte. Die Rede hörte ein Dummer, der stach so auf den Ritter, dass ihm der Speer zerbrach und das Eisen in der Wunde stecken blieb. Man brachte den Verwundeten, der bleich wie der Tod ward, in die Herberge, holte einen Arzt, und der Tod war dem Wunden nahe. Er wollte sich nicht anders das Eisen aus der Wunde ziehen lassen als durch die Frau, welcher ihr Mann selbst zuredet. Sie thut es endlich und nun heilt ein Arzt den Kranken. Der dachte nur daran, wie er die Frau gewinnen möchte. Er stieg endlich durch ein Fenster in die Kammer, wo die Frau neben ihrem Manne lag, und weckte sie. Die Frau erschrak, wies ihn zurück und zerraufte sich vor Scham das Haar; er aber umfasste sie und drückte sie an seine

Brust, dabei riss seine Wunde auf und er starb auf der Stelle. Die Frau trug ihn in sein Bette zurück, wo ihn am Morgen der Kämmerer todt fand. Seine getreuen Knechte hüllten ihn in einen Purpur und trugen ihn feierlich in die Kirche. Die Frau bat ihren Mann, dass sie an der Bahre des Todten opfern dürfte. Es ward ihr erlaubt. Sie opferte zuerst Mantel und Oberkleid (sukenye), zum andern Mal ihr Gewand, dass sie im Rocke da stand, bleich ward ihr rother Mund. Zum dritten Mal that sie eben so, vergass vor Leide gar der Scham, blickte den Ritter an, ihr Herz erschrak, ihre Farbe verkehrte sich, sie faltete die Hände und das Herz brach ihr. Sie sank todt zur Erde, um sie ward ein grosses Gedränge. Beide wurden in ein Grab gelegt. So hatte sie ihm vergolten und bewies ihm vollständige Treue.

Hier endet sich das Büchlein, das heisst **Frauentreue**, sagt der Dichter darauf, und beladet mit Verwünschungen und Verfluchungen die Frauen, so die verderben lassen, welche treue Liebe zu ihnen tragen und sich stets spröde zeigen, dagegen lobt und preiset er die, welche das Gegentheil thun und schliesst:

Liep von recht erwerben sol
420. der liep mit liebe kan gelten wol!
Der liebe muz teilhaftic wesen,
der uch ditz buchel hat gelesen.

XXI.

Von der minne eins albern. (Aus der Gotha. Handschr., abgedruckt in den altd. Wäldern III, 160—163, 109 Verse, doch fehlt der Schlussreim). Ein alberner Mann nahm vor Fastnacht ein Weib, das ihm so lieb war wie sein Leben. Da er der Minne öfters nicht pflog, um nicht zu viel zu thun, ersann die Frau eine List; sie stellte sich krank, und schickte ihren Mann zu einem hohlen Baum, worin Heilige wären, die alle Bitten erhörten. Sie lief ihm aber selber zuvor, und sagte aus dem hohlen Baume heraus, was sie wollte. So erreichte sie ihren Zweck.

XXII.

Von des babsts gebot zu den meiden und wiben.

(Aus der Gotha. Hdschr., in den altd. Wäld. III, 164 — 167 abgedruckt, zählt 90 Verse).

Ir meide und ir jungen wip
die do haben ſchonen lip,
min herre der babest tuot euch kunt:
die wile, daz ir sit gesunt,
5. pflegt der minne daz ist min rat,
und haltet des babest gebot.
darumb bedenkt euch enzit
die wile, daz ir jung sit
und in euer besten fluge:
10. man sol den aphel wan er tuge
von dem baume brechen.
ich wil fürwar ſprechen:
wer kein meit oder wip
die so unteure het iren lip,
15. daz si wolte keinen man,
die tete der babst in sinen ban,
es were denn daz si der minne
schier wolte beginnen.
und genuge ir dann an einem nicht,
20. so tuo sie als dicke me geſchicht,
und neme, wie vil sie ir welle
und swige dabie stille. —

In diesem Tone geht es fort; die Weiber werden zum Minnespiel ermahnt, so lange ihre Augen hell und ihr Mund roth seien; Minnen sei keine Sünde, dafür werden David und Salomo angeführt. Zum Schluss heisst es:

nu gib ich einen jeglichen den rat,
daz er ditz buch les und hore,
so kumen die sele zu der engel kore.
furwar da ist der frauden aller meist,
90. dar half uns der geile geist!

Amen.

XXIII.

Von den berten. (Aus der Gotha. Handschr., abgedruckt in altd. Wälder II, 84—88, zählt 134 Verse).

Von den langen berten der lute,
die von zehen sachen sie tragen lute,
hort die spehen funde!
die wil ich euch kunden;
5. die laufen in der welt hin
als manik haupt, als manik sin.
mich duchte in einem traume,
wie under einem baume
eine schone fraue mir wider gink,
10. die mich so tugentlich enphink;
ich dankt der erenrichen,
do sprach sie zuchtiklichen:
„sage, kunik, wo stet din gier?“
ich sprach: „frau, ich wil da hier.“
15. sie sprach: „ich solt dich fragen,
wolt es dich (nit) betragen;
eines solt duo bescheiden mich,
sprach sie, kunik, daz bit ich dich.“

Die Frau fragt nun, aus welchem Grunde die Männer so lange Bärte trügen. Der Gefragte antwortet, der Erste thue es deshalb, weil ihm eine Beleidigung widerfahren, und bis diese gerochen, trage er seinen Bart. Der Zweite habe eine Schuld auf sich geladen und bis diese gebüsst, wolle er nicht den Bart scheren. Der Dritte trage ihn, weil er eine Wallfahrt unternehmen wolle; der Vierte trage ihn als Zeichen der Mannheit; der Fünfte trägt den Bart, um sich damit vor den Leuten zu zeigen (Staat damit zu machen); der Sechste ist ein Gefangener, und trägt ihn als Zeichen der verlornen Freiheit; der Siebente trägt ihn, weil ihn eben andere Leute tragen; der Achte ist verliebt und will den Bart nicht ehr scheren, als bis er seinen Zweck erreicht hat; der Neunte trägt ihn seiner Geliebten zu Ehren, und der Zehnte, weil es in seinem Orden vorgeschrieben ist. Die Frau bedankt sich und geht fort, wendet aber sich noch einmal und sagt:

„kunig, der ist eins vergezzen,
120. das solt du noch dar in mezzen.“
ich sprach: „frawe, an allen haz,
sagt mir nu, was ist das?“
sie sprach: „das liez ich alles sin,
daz ime der bart nit in den win
125. hienge, wan er trunke
und ime herab icht sunke:
von reinlichen rispen
von salbein und von yspen,
darab wer bezzer trinken zwar,
130. dan von irm bartes har.“ —
Ich sprach: „frawe, na wol hin,
so get ir und sagets in;
ich wil, zarte frawe min,
damit unbeworren sin.“ —

XXIV.

Der Traum. (Aus einer Weimarischen Papierhandschr. a. d. Ende des 15 Jahrh. — s. Grundriss von v. d. Hagen und Büsching 411, XX — abgedruckt in altd. Wäld. II, 135 — 144 durch Wilh. Grimm. Ein ähnliches Gedicht findet sich in den Bruchstücken des III. Bds. der Müller. Samml. XLII In der Weimar. Hdschr. führt das Gedicht die Ueberschrift: ain ſpruch von zwain gesellen. Es zählt 332 Verse). —

Ein Chorschüler liegt eines Morgens im Bette und denkt mit aller Zärtlichkeit an seine Geliebte, darüber schläft er ein und hat einen angenehmen Traum; denn es kommt ihm vor, als ob die Zarte herein träte in einem rothen Sammetmantel und ihn tröstete. Er drückt sie an sich, und auf sein Verlangen legt sie den Mantel ab und umarmt ihn. Er dringt mit Bitten in sie, dass sie sich nackt zu ihm legen möchte und ihn umarmen, ohne dass er ihrer Ehre zu nahe kommen wolle. Sie versteht sich zuletzt dazu und verlangt, dass er während sie sich entkleide, das Gesicht abwenden soll. Als er dies thut, wird er durch Klopfen an der Thür aufgeweckt, und sein Mitgesell kommt und sagt ihm, dass er die Messe verschlafen habe.

XXV.
Der Holzhacker und Sanct Peter.

Dieses Beispiel ist aus einem Papiercodex der Bibliothek des ehemals fürstlichen Stifts Sanct Gallen. Die Handschrift ist aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts; der Verfasser, welcher sich nicht genannt hat, ist wahrscheinlich ein Schweizer. Joseph von Lassberg hat das Gedicht mitgetheilt in: „Anzeige für Kunde der deutschen Vorzeit. Herausgegeben von Franz Joseph Mone. Fünfter Jahrgang 1836. II. Quartalheft. Karlsruhe, Sp. 192 — 194.

Hiervor fügt es sich an einem Tag,
Dass ein Priester predigen pflag,
Dazu kamen der Leute viel,
Als ich euch hier sagen will.
Er sprach: „wer mit arbeiten nähret sich
Und die Arbeit thut getreulich,
Und ihr pfleget allzeit wohl,
Wie ein getreuer Mann thun soll,
Der mag leicht beten und fasten dazu
10. Auch andre gute Ding' er thu',
Arbeitet er nun mit rechtem Fleiss,
Kommt er so wohl in das Paradeis,
Als einer der betet allezeit,
Aber zur Arbeit nie ist bereit."
Als er diese Worte sprach,
Ein Holzhacker höret wohl danach,
Und behielt die Worte sich gar wohl;
Er gedachte, der Predigt ich folgen soll,
Ich will fürwahr nun alle Tag
20. Arbeiten, was ich kann und mag.
Er arbeitet sehr, doch dazu thät
Er sonst kein gut, weder früh noch spät
Er wähnt' er thät genug,
Dass er arbeitet und doch kein gut
Dazu thät', das betrog ihn zwar
Da er starb, er ward sein gewahr,

Er wähnte, vor aller Pein
Behalten sich durch die Arbeit sein,
Und wollt gen Himmel fahren zu hand,
30. Schlegel und Axt er an den Gürtel band,
Und da er kam an des Himmels thor,
Sanct Peter sprach: „Wer ist davor?“
Er sprach: „Ich bin ein Mann,
Der all' sein Tag viel Arbeit hat gethan,
Ich hab' mich mit der Arbeit ernährt,
Wie denn mein Pfaffe mich gelehrt.“
Der sprach: „Wer arbeitet treu und stets gleich
Der mag wohl kommen in das Himmelreich.“
Sanct Peter sprach: „Nun sag an,
40. Hast du Gott je kein Dienst gethan?
Oder Sanct Marien der Mutter sein?
Oder andern Heil'gen? das thu mir Schein *),
Oder kennest du jemand im Himmelreich
Der Gott für dich bitte zugleich?
Oder hast du Gott je kein Gut gethan?
Das sollst du mir jetzt zeigen an.“
Er sprach: „Ich hab' gross Arbeit gehabt,
Wie ich dir schon zuvor gesagt,
Mit Holzspalten hab' ich mich ernährt,
50. Wie mich der Pfaff hat gelehrt,
Sonst dienete ich nie Gott.“
Sanct Peter sprach: „Ohn' allen Spott
Hast du dazu gethan kein ander Gut,
Setz auf den Himmel nicht deinen Mut,
Hast du nicht gehalten Gottes Gebot,
Und hast auch nicht gebeten Gott,
Dass er dich behüte vor der Höllen
Und vor Lucifer's Gesellen
Und hast auch Gott nicht geehret,
60. Ich weiss, dass dich der Pfaff lehret:
Wer arbeitet stätiglich
Und mit Arbeit nähret sich,
Und die Arbeit mit Treue thut **)
Der bedarf nicht so viel beten und fasten
Als einer der allzeit will ruh'n und rasten,

*) das zeige mir, lass mich sehen.

**) gewissenhaft thut.

Denn, wer müssig ist und nicht arbeit't,
Und dazu leidet gar kein Leid,
Der ist schuldig von recht,
70. Dass er Gott dien' als ein getreuer Knecht
Mit Beten, Fasten und Wachen
Und mit manchen andern Sachen;
Aber soviel ist der schuldig nicht,
Wer da allzeit der Arbeit Pflicht
Und sie mit ganzer Treue thut.
Da sprach dieser mit erschrocknem Mute
„Das hab' ich leider nicht gethan,
Ach Herrgott! was fang' ich an?
Hätt' ich die Predigt recht verstanden,
80. So wär' ich jetzt ledig der Schanden
Und würd' behalten ewiglich.
Ach Herr Sanct Peter nun bitt' ich dich
Dass du mir helfest aus dieser Noth."
Sanct Peter dem Manne drauf entbot:
„Gib mir in die Hand den Schlegel dein,
Mag ich dich dann ziehen herein,
So sollst du hier bleiben, fürwahr!"
Den Schlegel bot er Sanct Petern dar
Und hänget sich daran,
90. Und da er an die oberste Staffel kam,
Da hub sich Kummers viel,
Denn aus dem Schlegel fiel der Stil,
Daran sich hub der arme Mann,
Da ging erst sein Leiden an!
Mit dem Stil fiel er so
Herab, des ward er unfroh,
In die Hölle nahm er den Fall,
Alle seine Freude wurde schmal,
Seiner Arbeit hatt' er keinen Lohn,
100. Dass er sich möchte freuen davon.

XXVI.
Von zwei Kaufmännern.

Von Ruprecht aus Würzburg.

Nach einer Gothaer Papierhandschrift aus dem 15. Jahrh. hat J. Grimm im 1. Bande der Altd. Wälder, Cassel, 1813, S. 35 — 66 das Gedicht „Von zwein Kaufmann“ und bis S. 71 Bemerkungen dazu abdrucken lassen. Den Stoff gab wahrscheinlich ein französisches Fabliau her, aus welchem auch das Hauptsächlichste des Inhalts in Boccaccios Decarmerone (giornata II, nov. 9) und Shakspeares Cymbeline übergangen ist. Aus Boccaccio schöpfte wieder Sansovino seine Novelle (III, 3), und gewiss auch Hans Sachs seine Comedia von der unschuldig Frau Genura (Kempten III, 21 — 34). Der Gegenstand findet sich in verschiedenen Erzählungen, bald mehr, bald minder verändert. Aus Jones relics of the welfch bards vol. II, p. 19 bis 20 theilt J. Grimm a. a. O. S. 70 — 71 folgendes Stück einer altwallisischen Erzählung mit: „Der junge, wilde Elphin hatte das wunderbare Kind Taliesin aus dem Weiher, wo er zu fischen dachte, gezogen und dieses brachte ihm Trost und Glück. Elphin, an des Königs Maelgcows Hofe, der seine Schätze in allen Dingen pralend an einem Festtage erhob, sagte bescheiden: dem Könige soll sich niemand gleichen, doch hab' ich eine Liebste, die an Schönheit und Tugend niemand weicht, einen Sänger, der über alle des Königs ist. Erzürnt liess ihn der König gefangen legen, bis die Wahrheit dieser Aussage erwiesen würde; zugleich befahl er seinem eigenen Sohn Rhun, die Keuschheit der Jungfrau zu versuchen. Taliesin aber warnte sie, da kleidete sie eine ihrer Mägde in ihr köstliches Gewand, gab ihr alle ihre Ringe und auch den Mahlring (Verlobungsring) an die Hand, während sie Magddienst that und beim Essen aufwartete. Rhun vollzog also an der Magd, der er einen Schlaftrunk beibrachte, allen seinen Willen, schnitt ihr den kleinen Finger ab, woran der Trauring Elphins mit seinem Siegel steckte und übergab dem Könige diese Beweise. Nun liess der König Elphinen vorführen und legte ihm die Zeichen vor. Elphin erkannte den Ring an, als er aber den Finger betrachtet, sprach er: Der Finger ist nimmer meiner Frauen Finger, denn einmal geht der Ring nicht über des Fingers Mittelglied und meiner Frau ist er zu weit für den Daumen; zweitens ist der Nagel die-

es Fingers seit einem Monat nicht abgeschnitten, meine Frau versäumt keinen Freitag ihre Nägel zu schneiden; drittens, wem auch der Finger angehören mag, ich sehe, dass mit ihm oft Roggenbrot geknetet, dergleichen grobe Arbeit hat meine Liebste nie gethan u. s. w." — Bd. II. S. 181 — 184 der altd. Wäld. theilt J. Grimm aus Bartholdy's Bruckstücken zur Kenntniss Griechenlands, Berlin 1805, S. 430 — 440 ein neugriechisches Volkslied mit, welches den Gegenstand ähnlich behandelt. Die Magd opfert sich auf; das Fingerabschneiden findet auch statt. Das deutsche Gedicht fällt seiner Entstehungszeit nach in das Ende des 13. oder in die erste Hälfte des 14. Jahrh. Der Dichter nennt sich V. 935 Ruprecht ein Würzburger, ist aber nicht weiter bekannt. Das Gedicht hat 942 Verse.

Ich tuon recht alz die toren,
die da bringent zuo oren
swaz in kumet in den muot
ez si ubel oder guot,
5. sie lazzens heruz snallen
und uz dem munde vallen,
als man si ez gebeten habe;
sus tuon ich torechter knabe,
wann ich mit krankem sinne
10. eine red beginne,
die mir ist zuo fwaere,
ich wil sagen ein maere,
ich furcht, ez müge nicht volkumen,
sit ich michs han angenumen,
15. wan ich bin guter witze hol,
und aller tumpheit vol;
darumb bit ich euch alle,
swem ez missevalle,
der hore lesen diz buchelin,
20. daz si mir genedig wollen sin,
und min getichte nicht schelten:
wann ich entuon ez selten.
Got mir sine helfe sende
daz ich das maer volende! —

In Frankreich liegt eine sehr reiche Stadt, die ist Verdun genannt und den Kaufleuten wohl bekannt; darin sassen zwei Kaufleute, die zu den seltensten im Lande gehörten und einander sehr lieb hatten. Das dauerte

lange Zeit, und sie achteten es gering, Einer für den Andern Leib, Ehre, Gut und Freunde auf das Spiel zu setzen. Der Eine war aber viel reicher als der Andere, und durch Gottes Willen weit über des Andern Ziel gestiegen; er hiess Gilot, und der Andere war ihm unterthan, recht als wenn er sein eigener Mann wäre und diente ihm ohne alle Scham: er war Gillam geheissen und hatte einen Sohn Bertram. Gilot hatte eine Tochter.

Aus Liebe zu seinem Freunde konnte er es nicht unterlassen, dass er nicht stets zu ihm ging, mit ihm sass und stand, so zwang ihn die Liebe. Seine Tochter hiess Frau Irmengart, sie hatte Schönheit und Jugend, Verständigkeit und Tugend; auch war Herr Bertram zu aller Bosheit lahm, aber zu jeder edeln Handlung schnell. Daher wurde sein Lob weit verbreitet und bekannt, sein Glück stand vest. Die beiden Alten waren in der Stadt zu einem solchen Ansehen gelangt, dass ihnen niemand widerstehen mochte. Herr Gilot hatte nun manchen Plan, wie er Gillam in Ehren so an seine Freundschaft fesselte, dass deren Stätigkeit nie aufhörte. Er dachte, es wäre auch der Stadt im Allgemeinen ein Trost, dass keine Uneinigkeiten möchten aufstehen, so sie sich zusammen verbänden in freundlicher Stätigkeit. Darüber sann er in mannigfaltiger Weise früh und späte.

Als er dies lange Zeit heimlich gethan und vor seinem Weibe verhehlt hatte, beschloss er eines Nachts, da er bei ihr im Bette lag, dass er es ihr nicht länger verschweigen wollte, und sagte ihr seine Gesinnung. Er sprach: „Meine liebe Frau, mir ist in den Sinn gekommen, dass ich dem jungen Bertram, meines Freundes Gillam Sohn, Irmengart will zum Weibe geben, so mögen wir mit Freuden leben und in der Stadt alles vermögen.“ Sie sprach: „Herr, halte ein mit dieser Rede, was soll das sein? wo hast du, Herr, deinen Sinn?

Du hättest die Rede besser unterlassen, sie erregt mir innerlichen Zorn, sie ist mehr als die Hälfte verloren."

Gilot antwortete da und sprach: „Frau, wie thust du so, du sollst diese Rede lassen und mich dabei ein wenig verstehen: dir ist dein Mut verirret, ich weiss wohl was dich wirret; es ist wahr. Grafen und Herzogen wollten unsere Tochter, ungelogen, nehmen, aber ich wollte sie ihnen nicht geben, sondern musste dawider streben, weil es mich zu sehr schmerzen würde, wenn man mir mein liebes Kind schmähen warde als ein Rind, darum dass sie nicht edel wäre; vernimm also meine Ansicht: meine Tochter soll einen Mann nehmen, der ihr ebenbürtig (genozsam) ist." — Sie sprach: „Was du willst, das mag geschehen." — Alsbald, da sie die Rede sagte, sprach der Herr minniglich: „Selig seiest du (d. i. möge es dir immer glücklich gehen), liebes Weib, da du mir zu jeder Zeit immer völlig unterthan bist, darum muss ich dich immer lieb haben, bis an meines Todes Ziel, denn deiner Sittigkeit ist viel; wir müssen nun nicht länger warten, sondern uns bereiten, dass wir dem Dinge beikommen, ich will es morgen früh beendigen." — „Sicherlich, viel lieber Herr, das thu." —

Als des Tages Licht kam, säumte sich der Herr nicht, er ging hin zu Gillam und sprach: „Wo ist Bertram? eine Sache soll ihm recht sein, er soll meine Tochter zur Ehe nehmen, denn Niemand ist mir, weiss Christus! lieber zu einem Eidam." — Gillam sprach: „Herr lasst das, warum verspottet ihr mich armen Mann? Ich bin euer Diener stets gewesen, ihr sollt mich auch ferner so bei euch zufrieden sein lassen; thut ihr das, so thut ihr wohl, dafür dien' ich euch dann wie ich soll." — Gilot antwortete ihm da: „Es ist mein Ernst, ohne Spott, wo hätte ich auch meine Sinne, wenn ich dein spotten wollte? Es mag es niemand verhindern, du sollst nach deinem Sohn senden." — Sie gelobten es beide mit Händen.

Als der junge Mann das vernahm, kam er schnell zu seinem Vater, darnach kam auch Frau Irmengart; dem Knappen (Jünglinge) ward sie geschworen (zugesagt) zu einem ehelichen Weibe. Da drückte er, wie mir gesagt ward, die schöne Magd nahe an; die Magd weinte sehr und zeigte dadurch ihre Keuschheit und weibliche Züchtigkeit; es dauchte auch noch eine Unschicklichkeit, wenn ein Weib nicht erschräke, sobald sie vernähme, dass man sie einem Manne gebe, den sie früher nicht ein einziges Mal mit vollen Augen ansah. Bertramen ward ohne Zögern eine solche Hochzeit ausgerüstet, dass man weder vordem noch nachmals eine so schöne sah; wenn es irgend so ist, als man mir sagte, so spreche ich kein Wort dawider.

Nun begann die Sonne zu sinken und der Abendstern stieg auf; nach der alten Gewohnheit, wenn man mir die Wahrheit gesagt hat, empfing die Beiden da ein Bett, grosse Liebe fand da statt und minnigliches Umfangen; dass mich meine Gedanken nun so in Stich lassen, ist mir sehr zum Zorn, denn sie sind ganz weg; damit sei diese Rede beendigt. Der Knappe und die schöne Magd wurden zu der Zeit wohl vereinigt, er küsste sie mehr denn tausendmal auf ihren rosenrothen Mund.

Die Nacht nahm mit Freuden ein Ende, die Frau und mein Herr Bertram fassten sich bei den Händen und gingen in einen Saal, wo von Freuden grosser Schall war, Trommeln und Fiedeln hallten, da waren auch Flöten viel und mancherhand Saitenspiel, und schöne Frauen auch genug; danach trug man Tischtücher herein und die Tafeln wurden bereitet und der Estrich bestreuet mit Blumen und grünem Gras; alle Herrschaften, die auf dem Palas waren, hatten Wasser genommen, danach sah man Truchsessen und Schenken kommen, die durften nicht schonen, sie gaben ganze Wirtschaft (ein grosses Festmahl) und alles dessen in Menge (Ueberkraft), was man da haben sollte; der Wirt wollte in keiner Weise

sein Gut sparen, er hatte den rechten Sinn, denn der Beste muss es auch machen wie die Besten. —

Als die Hochzeit zu Ende war, nahm der Jüngling sein schönes Weib mit nach Hause, die war ihm lieber als sein Leben, so war auch er ihr wieder lieb; niemals, weder früher noch später, hat man Zwei gefunden, die sich so lieb hatten, wie diese Beiden; alles Streiten war fern, was sie wollte, das wollte auch er, was ihm gefiel, das war ihr Begehren; so mussten sie in Freuden leben, Gott hatte ihnen jeden Wunsch erfüllt und auf Erden das Paradies gegeben. Kein Meister auf Erden war so weise, dass er völlig im Gedicht sagen möchte und, wie recht, berichten ihrer zwei vestes Liebesband; mir ist sicherlich bekannt, dass es nicht zertrennt werden konnte.

Was ich nun sage, das ist wahr, der Herr hatte mehr denn zehn Jahr sein Haus mit Rathe früh und spät, Frau Irmengart folgte ihm darin in aller weiblichen Art; kein Herz gewann mit ganzer Frömmigkeit grössere Stätigkeit, denn sie war des Glückes Stamm. Herr Bertram mehrte mit Kauf sein Gut; denn wer zu einem Dinge nichts hinzu thut und immer davon nehmen will, da muss sehr viel da sein, oder es wird schier verthan. Der Herr bereitete sich auf den Jahrmarkt zu Prufis; er war kundig und weise in allerhand Kaufmannschaft, und hatte auch grosse Mittel dazu: Zindel, Gewürze, Seide und Scharlach, und allerhand reiches Gewand, das führte er auf den Jahrmarkt hin, davon nahm er reichen Gewinn. Da er von seiner Frau Urlaub nahm, wurde ihr Herz sehr bekümmert, denn ihr sagte ihre Traurigkeit (schwerer Mut), — wie es mir selber oft geschieht, — dass er zu lange aus sein wollte. Das Fräulein weinte heiss, sie zog ihren Herrn an sich, manches Küssen da von ihnen erging.

Sie sprach: „Mein lieber Mann, wem willst du mich Arme lassen? Seit du von mir scheiden willst, ist mein Herz mit manchen Leiden sehr überladen, es muss in

grossen Sorgen baden, meine Freude ist alle mir verspart bis zu deiner Heimfahrt.“ Dem Herrn wurden die Augen roth, wie ihm die grosse Liebe gebot, er sprach: „Viel minnigliches Weib, warum quälst du deinen Leib und beschwerest mir mein Gemüte? der liebe Gott behüte dich mir, du sollst keinen Zweifel haben, dass ich dir nicht treu sei, ich komme in kurzer Zeit wieder, wenn mir Gott Gesundheit gibt, dein Leid ist mir von Herzen Leid.“ —

Darauf schied der Herr von dannen, er führte wohl zehntausend Mark mit nach Prüfis in die Stadt, er bat, dass man ihn schnell zu dem besten Wirte führen möchte, der einen Gast in jeder Weise gut halten könnte. Man führte ihn zur Stunde zu einem reichen Wirte, der den jungen Gast artig und höflich empfing, sehr anständig ihm entgegen ging und ihn Gott willkommen sein hiess. Der Kaufmann sprach: „Gott lohn' euch, mein Herr, ihr sollt mir einen Gaden leihen, wo ich ohn' irgend welchen Schaden mein Gut möge darin behalten und es für mich allein habe.“ Der Wirt that nach seiner Bitte; der schönste Gaden, den er hatte, der ward ihm schier bereitet und sein Gut darin niedergelegt; Herr Bertram war darüber erfreut.

Als das gethan war, hiess man den Gast zu Tische gehen in eine weite Kemenate, die war ganz mit reichen Kaufleuten besetzt. Nach dem Essen hiess der Wirt die Gäste schweigen, und bat einen Jeglichen, von seinem Weibe zu erzählen, wie sie gemutet wäre, und wie sie in ihrem Hause lebte. Der Erste sprach: „So hin, so her*), die meinige ist ein unselig Weib, sie ist ein Teufel und nicht ein Weib, und sässen auf meiner Schwelle alle die Teufel, welche in der Hölle sind, es dürfte keiner zu ihr kommen.“ — Der Andere sprach: „Wir haben vernommen, was du uns von deiner Hausfrau sagst, ich wähne, dass du dich an deinem guten

*) V. 327. „So susa, sus.“ —

Weibe versündigst; die Meine thut mir nicht also, sie ist fröhlich und fromm, sobald ich von ihr kaum weg bin, erbarmt sie sich über ihre Mitchristen, was dem süssen Gott löblich ist; dafür ruf' ich zwei Kukuke an." — Der Dritte sprach: „Das mag wohl sein, die Meinige ist besser denn gut, sie hat auch Stätigkeit (einen stäten Mut), dabei versteht sie eine Kunst, welche über jene Beiden geht, sie trinkt oft so viel, dass ihr die Zunge hinket; also kann mein Weib mein Haus und alles was ich habe besorgen." — Solcher Wechselrede führten sie mehr noch, keiner von ihnen blieb zurück, ohne seinem Weibe etwas anzuhängen; sie trugen Hass gegen ihre eigene Ehre.

Der junge Gast, Herr Bertram, nahm alles dies in sein Herz und lobte Gott sehr für die grosse Ehre, die er ihm gethan. Der Wirt redete ihn freundlich an: „Wie thut ihr, Herr, so, dass ihr uns nicht froh machet mit einer Erzählung von eurer lieben Wirtin?" Der Jüngling sprach: „Das soll sein, ich habe daheim ein reines Weib, deren minniglicher Leib mich sehr froh machet, mein Herz lacht ihr entgegen, wenn meine Augen sie ansehen, keinem Weibe ward nie ein Mann lieber als ich ihr bin; sie hat weiblichen Sinn, Keuschheit und reines Gemüt, Mässigkeit und rechte Güte folgen meiner Frau mit Zucht, Verstand und rechter Sitte; dabei ziehet sie sich schön und ist eine Krone alles Lobes, welche sie mit Recht soll tragen; ich kann euch nicht mehr sagen von meiner Frauen Ruhme, sie ist aller Frauen Blume und meines Herzens Ostertag *), mit ihr kann ich nichts vergleichen, sie ist ein Lob aller Weiber, und ihre Würdigkeit überfliegt alle Tugenden."

Der Wirt sprach: „Ich sehe euch toben (von Sinnen sein), dass ihr euer Weib so hoch wollt loben." — „Nein, sprach der Jüngling, ich kann alle guten Dinge

---

*) Der Ostertag ist der höchste reinchristliche Fest- und Freudentag, daher diese, auch bei andern Dichtern übliche, Vergleichung.

berichten und erkennen, und so viel Tugenden ich auch nenne, so sind doch deren noch mehr an ihr.“ Der Wirt sprach: „Nun folget mir und rühmet sie nicht so sehr, es nimmt euch anders eure Ehre, die ihr wähnet, daran zu besitzen, ihr handelt nicht klug; ich wette mit euch, dass ich mit ihr in einem halben Jahre zu Bette gehe, wenn ich alles zu versuchen von euch Erlaubniss habe, und wenn ihr euere Habe so gänzlich dagegen wagen wollt, dass, wenn ihr verlieret, ihr mit leerer Hand hinweg geht; dagegen verpfände ich alles Gut, das ich habe, wer verliert, der soll nach dem geschworenen Eide dem Andern all sein Gut geben, was er jetzt hat und bis dahin gewinnen mag; das muss aber so vest gemacht werden, dass wenn es auch einem leid wird, er doch nicht davon ab kann.“ — Die Gelübde wurden gethan, dass ihrer keiner davon abgehen wollte. Der Wirt hiess den Gast da bleiben und einen Boten heimsenden, der sagen sollte, dass er beschlossen hätte, noch nach Venedig zu fahren, und der Wirtin sagte, dass sie sein Gesinde mit ganzer Ehre hielte, da er sie nicht aus seinem Herzen liesse. Da ihr diese Nachricht gebracht wurde, brach es ihre Freude sehr; ihr Herz ward von Jammer voll, und ihr Freudenbruch gemehrt, ihre Wangen wurden nass von ihrem lichten Augenregen, sie sprach: „Der wahre Gottes-Segen allezeit mich behüte! Warum thut er das, dass er mich nicht tröstet? Ach, mein herzenslieber Mann, soll ich dich je wieder sehen? Mir ist nach deiner Heimkunft weh und darauf muss ich verzichten.“ Doch tröstete sich die Frau und hielt ihr Haus löblich.

Der Wirt war nach Verdun gekommen, der stolze Herr Hogier, er war listig und voll Trug. Er herbergte der Frau gegenüber, und wenn sie einen Gang aus that, so begrüsste er sie, dass sie ihm danken musste. Da begann ihm sein Mut zu steigen, und er war sehr froh; er dachte: ich füge es doch so, dass mir Gut und Weib wird; ich will meinen Leib zieren, damit ich sie

beide erwerbe, denn ich muss verderben, wenn es nicht geschehen mag. Tag und Nacht rang er nun in Gedanken danach, wie er sein Gewerbe möchte zu Ende bringen. Er begann der Frau viel Kleinodien und manchen Gruss zu senden; die Frau trat es mit grossem Unwillen unter ihre Füsse auf die Erde, und hiess ihm dazu mit Ernst sagen, sie wollte es ihren Freunden klagen, so dass er würde darum gar wohl zerschlagen.

Da diese Weise also nicht verfing, ging er zum Gesinde, gab ihnen reiche Geschenke, damit sie nicht vergessen sollten bei ihrer Frau zu seinen Gunsten zu reden: „Das dank' ich euch, wie ich soll, und mögt ihr mir's vollenden, so verspreche ich euch, dass ich euch grossen Lohn dafür geben und euch immer hold bleiben will.“ — Das Gesinde fing also an, den Kaufmann sehr zu loben; die Frau aber sprach: „Ich werde böse werden, wollt ihr diesen Mann verkaufen, so suchet einen andern Kaufmann; mein Sinn steht nicht danach, ihn zu kaufen, ich will nicht für gut nehmen euer Geschwätz, verhaltet euch ruhig, oder ich sorge dafür, dass ihr tüchtig alle zerdroschen werdet.“ Alsbald verstummten sie, lenkten die Rede ab, und senkten das Haupt, als ob sie geschneuzt wären; sie liessen also diese Märe und schwiegen, ihr Gewerbe wurde der Art zertrennt. Als der Herr Hogier diese Nachricht vernahm, war sie ihm sehr unlieb und er war ganz freudenleer.

Da auch dieses Gewerbe so verging, dass er nichts verfing, erdachte er eine neue List, er dachte: ich muss in kurzer Frist mit diesen Dingen zu Ende kommen, es sei zum Schaden oder Frommen. Eines Morgens, als er zur Kirche ging, fing er die Dirne der Frau auf, welche ihr die liebste war, er sprach: „Kein Meister las je von solchem Kummer, als ich habe, ich bin fürwahr ein todter Mann, wenn mir nicht deine Frau wird.“ Die Dirne hiess Amelin. Er sprach: „Willst du Gut verdienen?“ Sie sprach: „Danach steht mein Mut;“ — da schob er ihr zur selben Stund' in ihren Busen wohl

ein Pfund und bot ihr grossen Lohn (Miete); er sprach: „Biete deiner Frau meine Habe, dass sie davon nehme, so viel sie wolle; ich will gegen sie nicht karg sein, ich will ihr hundert Mark geben, wenn sie meinen Willen thun will.“ „Das thu' ich,“ sprach Frau Amelin, denn sie trug Verlangen nach dem Lohne: „Alles Glükkes Heil muss euch unterthan sein, ich will zu meiner Frau gehen und ihr diese Rede kund thun.“ — Die Frau sprach: „Thu zu deinen Mund und gedenk' des nimmermehr, oder ich schaffe, dass dir wird weh; ich habe des Gutes genug, ich will nicht meine Ehre verkaufen.“ — Da dies also nicht verfing, ging Herr Hogier alsbald zu ihr und bot ihr zweihundert Mark, das achtete sie nicht um ein Brot; das mehrte ihm sehr seine Noth, sein Ziel nahete heran, zuletzt begann er der Frau tausend Mark zu bieten, dass er ihre Minne auf eine Nacht genösse. Amelin sprach: „Was denkt ihr, wollt ihr nicht das Gut verdienen? ihr handelt übel gegen meinen Herrn, denn der durchzieht manches Land, ohne dass ihm beschert wird, solches Gut zu gewinnen; liebe Frau, besinne dich und sammle dein Gemüt besser, dass du nicht den Unwillen (Hass) meines Herrn erlangst.“ — Darauf antwortete ihr Frau Irmengart, nie war eine Frau getreuer, sie sprach: „Du sollst diese Rede unterlassen, ich will es meinen Freunden klagen, von denen wirst du gar sehr geschlagen.“

Sie (Amelin) sprach: „Thut, was ihr wollt, ich wende nicht so viel Mühe daran, dass man eine halbe Bohne schält; man wird euch dafür lohnen, dass euer Tadel noch grösser wird, wenn euer Wirt heim kommt und ihm die Rede vorgelegt wird, er spräche, ihr solltet bereit sein, es zu thun, das wäre sein Wille, ihr möchtet es lieber stille thun, denn dass es offenbar wird und ihr in das Gerede der Leute kommt, die dann alle mit euch treiben öffentlichen Spott.“ Die Frau sprach: „Das verbiete Gott, dass ich irgend zu Schanden werde, denn mir könnte auf Erden nicht Leideres geschehen, denn

dass man mich im Laster sähe und in einer Hauptsünde, wenn mich die Schwefelwellen quälen in der Hölle Grunde!“ — Da diese Rede ein Ende nahm, sprach sie: „Ach, lieber Bertram, wäre dir diese Rede kund, du kämst wieder her zu Lande in kurzer Zeit!“ Die Frau, frei von Schande, zu einer Muhme ging und also zu reden anfing und sagte, sie wollt' es ihrem Vater klagen; sie (die Muhme) sprach: „Dass sollst du unterlassen, und liessest du so reichen Sold im Stiche, dir würde nimmermehr mein Herz hold, noch einer deiner Freunde, es möchte eine Kaiserin sein wohl geniessen mit ganzer Ehre; wenn er von dir gegangen ist, so bist du dieselbe wieder, die du vorher warst*).“ Die Rede war ihr schwer und sie wandte sich und ging zu Vater und Mutter, sie sprach: „Guter Vater und auch liebe Mutter, vernehmet recht, ich will euch sagen und euch meinen Kummer klagen, den helfet mir mit Treue tragen.“

Als dies ihr Vater vernahm, sprach er: „Ach lieber Bertram, wäre meine Tochter Irmengart hierin vernünftig, so suchte sie das Gut zu gewinnen, ehe es uns entrinne, vernimm, meine liebe Tochter, lass du dein weiteres Fragen sein und thu, warum man dich bittet, oder du gehörst mir nicht mehr an; wird das Gut also verloren, ich schaffe dir sehr grossen Zorn, wenn uns Gott Herrn Bertram wieder hersendet, so wirst du hart gescholten.“ — Der Jammer der Frau wurde gross, das Wasser schoss ihr aus den Augen, dazu zwang sie ihre keusche Scham. Sie ging alsbald hin zu Herrn Gillam und zu ihrer lieben Schwiegermutter, sass zu den zweien nieder und klagte ihnen ihre Herzensnoth. Der Schwiegervater sprach. „Tochter, vernimm, was dir gerathen ist, das thu, dazu will ich dir helfen, deinem Rücken w chst mancher Schlag, wenn du das Gut nicht erwirbst,

*) V. 609. „so er nu von dir kêre,
so laz duo dîn sloz nieder,
duo bist aber danne wider
die selbe duo e were.“

du stirbst wahrhaftig, wenn mir Herr Bertram heim kommt.“ Ihre Freude war lahm geworden, dazu wuchs ihr grosse Scham; als sie diese Rede gehört hatte, wurde die Freude ihres Herzens zerstört und gänzlich vernichtet, ihr Herz wurde von dem sehnenden Jammer-Strale berührt; sie gedachte: ich will sie alle mit einander versuchen, was ihr Wille mir dann sein wird, ob sie öffentlich dazu riethen. Sie führte es schnell aus, beschickte ihre Freunde in eine schöne Kemenate und sie begannen alle, Mann und Weib, so wie sie vorher gethan hatten, zu rathen, so dass der Rath nicht um ein Haar anders war. Davon ward ihr (Irmengarts) Herz verletzt bis auf den grimmen Tod. Sie verliess in grosser Noth Frauen und Männer, welche alsbald von dannen gingen. Die Frau sass weinend und überlegte die Sache in mancher Weise und gedachte, wie sie der Schande und Sündenlast überhoben würde, und wie sie es machte, dass sie ihrem lieben Mann stete Treue bewahren möchte; sie sprach oft: „Ach, süsser Gott, erbarme dich über mich, und du Maria, reine Magd; mein Kummer, der sei euch geklagt und mein grosses Ungemach.“

Gott sah ihre grosse Treue an und gab ihr einen guten Rath, denn nimmer verlässt er den, der mit Stätigkeit an ihm hält. Sie sprach zu Jungfrau Amelin: „Du hast mir fürwahr oft heimlich und offenbar gerathen, dass ich dies grosse Gut verdienen soll; nun sage du mir, steht so dein Mut, dass du es für schicklich hieltest, dass du hundert Mark nähmst und eine Nacht bei ihm liegest?“ Die hatte sich das schnell bedacht, sie sprach: „Ich nehme es halb für gut (ich thue es für die Hälfte).“ Das erfreute ihr (Irmengarten) den Mut, sie gemahnte Herrn Hogier, dass er ihr das Gut sendete, so wollte sie seine Bitte erfüllen, und dass er es heimlich thäte und dann verborgentlich käme; wenn die Nacht anbräche, so sollte er bei dem Thore sein, da wartete dann seiner Frau Amelin und liess ihn freundlich zu ihr ein.

Des ward Herr Hogier sehr froh; er sandte Frau Irmengarten tausend Mark, wie er ihr versprochen hatte, darnach unterliess er auch nicht, dass er zur rechten Zeit kam; inzwischen hatte auch Frau Irmengart ihr Gewand der Magd angelegt und sich in der ihres gekleidet, und setzte sich oben an ihr (der Magd) Bette; des ward Frau Amelin froh. — Die Frau war zur Pforte gegangen, alsbald hatte sie da vernommen, dass der Kaufmann gekommen war, sehr leise ward er eingelassen und von ihr schön empfangen, er wähnte, es wäre nach seinem Wunsche gegangen; sie bat ihn, sich ruhig zu halten und zu thun, was er bereit wäre; da schob er der Frau alsbald mehr denn zehn Pfund in ihr Kleid; dafür dankte sie ihn sehr; sie bat, dass Gott seine Ehre möchte beständig erhalten ohne Ende. Sie nahm ihn bei der Hand und sprach: „Ihr sollt nicht länger stehn, ihr sollt mit mir zu meiner Frau gehen an ihre schöne Bettstatt.“ Herr Hogier trat da sehr leise auf, wie sie ihn darum bat.

Alles dieses wurde ohne Licht gethan, so wurde der Mann betrogen; Frau Amelin empfing ihn schön, er ging zu ihr an das Bett, ein kleines seidenes Hemde und einen Hermelinmantel trug die Frau an ihrem Leibe, sie war doch kaufbar genug. Auch trug die Frau eine sanfte Wehr und einen solchen Stossschild, dass sie den Sieg also erfocht; viel bald bedachte er sich, er warf den Mantel von sich, dem Hemde geschah eben so; die Frau liess ihn das nicht hingehen, mit einem Kissen sie ihn schlug, dass sie den Sieg beinahe verloren hätte; das begann seinen Zorn zu wecken, denn er war ein Kriegsmann, der Schild wurde von ihm zertrennt, heftig stiess er auf sie an, denn er war ein kühner Mann, und begann viel Küsse zu zehren; die Frau begann sich zu wehren und hatte er ihr einen gegeben, so musste er zwei dagegen haben. Das trieben sie lange Zeit, der Frau verblieb doch der Streit, dass er ihr den Sieg zugestehen musste; ein solcher Kauf von ihm geschah,

wie ich es gern pflege, wenn ich bei Liebe läge; solches Geschäft bricht einem weder Arm noch Bein, man fällt auch da auf keinen Stein, der einem den Kopf zerbräche. Herrn Hogier war ein Nebel vor den Augen gemacht, das ist gar ohn' alles Lügen, — Herr Hogier und Frau Amelin vertrieben mit grosser Lust die Nacht bis an den Tag, ich wähne, dass er seit nie besser lag. Danach, als die Morgenstunde anbrach, that Frau Irmengart wunderbar schnell einen Gang in ihre Kemenate, sie sprach: „Wohl auf, Herr, ihr sollt euch fortmachen (fahren), wenn ihr den Leib bewahren wollt!“ — „Frau Amelin, das soll sein.“ Er sprach: „Meine liebe Frau, ihr sollt mir ein Kleinod geben, dass ich, so lange ich lebe, dabei gedenke an euern werthen Leib.“ — „Ich habe keines,“ sprach das Weib; da zog er aus seiner Tasche ein gut schneidendes Messer und schnitt einen Finger ihr aus der Hand, darüber verging gar ihre Freude. Er kehrte wieder in sein Land.

Als er wieder heim kam, sprach er: „Herr Bertram, mein ist alles, was ihr habt.“ Der sprach: „Diese Rede lasset, denn es ist im Ernste nicht.“ Der andere sprach: „Euch hilfet euere List nicht, ich lasse es entscheiden, denn ich will nicht warten und will ohne Tand haben, was ihr hier und daheim habt.“ Da war seine Freude gar vernichtet, Trauren nahm er in sein Herz, denn er erschrak gar sehr; er gedachte an seine Ehre, wie die so grosses Ansehn hatte, [er dachte] „er hat fürwahr eine Lüge erdacht, dass er mir mein Gut abgewinne; meine Frau hat wohl so stäten Mut, dass sie nicht gewankt hat.“ Er sprach: „Wie es mir auch gehen mag, ich will es entscheiden lassen, ob ich wirklich gewonnen habe.“ Herr Hogier sprach: „Dazu bin ich froh.“

Sie kamen sehr bald beide nach Verdun, und da sollte vernommen werden, dass Herr Hogier auf seinen Schaden gesonnen hatte. Er sprach: „Gebietet ein Fest (Hochzeit), da wollen wir den Streit enden, dass es

euere Freunde alle sehen; wem dann der Sieg zufällt, der freue sich der Sache.“

Als Frau Irmengart ihres Mannes Ankunft erfuhr, ging sie ihm schnell entgegen und umfing ihn mit voller Freude und hiess ihn willkommen sein; sie sprach: „Mein lieber Herr, deine Ankunft bringt mir Freude, mein Herz singet mir der Freuden Lied, denn es ist gar froh.“ Der Herr dankte ihr darauf, aber ein Seufzer unterbrach das Wort, dass er es kaum aussprechen konnte; darüber erschrak die Frau sehr. Der sehr traurige Herr Bertram gebot eine grosse Hochzeit; er dachte: ich will nun mein Brot mit vollen Händen meinen Freunden geben, denn soll es dieses Mannes sein, so wird mir nichts mehr davon, hat aber das Glück sich zu mir gekehrt, dass mir sein Gut zufällt, so habe ich Sinn und Mut, dass ich es dann ebenfalls gern thue. Da ward manches Huhn bereitet und anderes, was man haben sollte; die Sorge fing an, sehr an seinem Herzen zu nagen, des ward die Frau wohl gewahr und ging zu ihm und sprach: „Viel lieber Herr, nur sag' mir, was dich wirret? also recht lieb ich dir sein mag, denn ich will allezeit bei dir in rechter Treue sein.“ Er sprach: „Mein liebes Frauchen, mein Herz trägt grossen Jammer, deiner weiblichen Zucht darf ich es nicht sagen, dein Auge wird es bald genug sehen.“ Sie sprach: „Viel lieber Herzensmann, gedenke du, dass ich von Kindheit an dir unterthan gewesen bin und dass ich deinen Willen zu aller Zeit erfüllet habe, darum sollst du mich deinen Kummer wissen lassen, mein viel minniglicher Herr; ich gebe dir leicht einen Rath, der dich ferner nicht trauren lässt und dir deine Sache zum Guten wendet.“

Nun da er ihr die Wahrheit gänzlich gesagt hatte, sprach sie: „Nun gehabe dich wohl (sei guter Dinge), dein Herz soll nicht mehr trauren, ihm kann seine List nicht helfen, sein Gut ist alles unser.“ Der Herr ward bei der Nachricht froh, mit grossen Freuden hielt er da

die Hochzeit. Als man genug gegessen hatte, und man die Tische von dannen trug, bat Herr Hogier sie, alle still zu sein, und begann ihnen allen die Märe zu sagen, warum sie zusammen geladen wären. Da verfärbten sich alle (sie wurden missevar), dass sie wie Todte aussahen. Herr Hogier sprach wohlgefällig: „Diese Sachen beweise ich alle hier.“ Aus seiner Tasche zog er der Dirne Finger, und sprach: „Diesen Finger schnitt ich ihr ab, da ich von meinem Bette schritt, das soll mein Wahrzeichen sein.“

Sie sprachen zu der jungen Frau, was sie dagegen sagen wollte? Sie sprach: „Ich muss meine Schande beklagen, doch sie riethen mir alle dazu.“ Danach liess sie mit Freudenschall ihre beiden Hände schauen, da fehlte gar nichts daran. Das machte Herr Hogiern Zorn, denn er musste nun verloren geben alles, was er je gewann. Danach kam Amelin gegangen, und klagte ihr grosses Ungemach. Herr Bertram sprach mit Anstand: „Herr Hogier, ihr sollt nun gegen mich euere Schuldigkeit thun.“ „Das thu ich mit Reue, sprach der, nehmt alles, was ich habe und lasst mich einen armen Mann sein.“ Danach gab er (Bertram) ihn Amelin zu einer ehelichen Wirtin mit den hundert Mark, die sie gewann, dass er durch Ehe ihr Mann ward, das Andere wollte er (Bertram) selber haben.

ditz maer darumb ist gesagt,
daz beide wip unde magt
930. da bi nemen bilde,
daz si ir muot wilde
zaemen mit kuschlichen siten,
und blibt ir lop unverſuiten.
getihtet hat ditz maere
935. ruprecht ein wurzburgere,
und hat ez bracht bis an das ort.
nu biten wir des vaters wort
und die suezzenmagt mariën
daz si uns geruoche frien
940. vor werltlichen ſchanden
und allen helle-banden,
mit ire gnaden handen.

XXVII.
Mönch Felix.

Aus der mehr erwähnten Goth. Handschrift, unter dem Titel: „Von eim heiligen munch“ durch Wilh. Grimm im II. Bd. der altd. Wäld. S. 70—84 mit einigen Bemerkungen mitgetheilt. In dem grossen Koloczaer Codex steht dieses Gedicht Nro. X (wenn die goldene Schmiede als erstes Gedicht gezählt wird), mit der Anführung:

„Dicz ist Munich Felix genannt
der tut uns dicz mere bekannt.“

In Johannes Paulis Schimpf und Ernst (1535 fol. Cap. 536) wird die Legende ebenfalls erzählt. Verwandtes kommt auch in andern Gedichten vor, wie in dem Liede von der Tochter des Commandanten zu Grosswardein (Arnim und Brentano: Wunderhorn I, 64). — Das Gedicht hat 382 Verse.

Aller Jungfraun Edelstein! süsse Worte und Stimme geruhe mir, Frau, zu geben, dass ich eines Mönchs Leben also beschreiben kann, dass ich ohne Sünde bleiben muss. Ich meine dich, Maria, du bist eine freie Magd, von königlichem Geschlecht geboren, es wird weder, noch ward je, Frau, deines Gleichen: du bist, Frau, im Himmelreiche, des lass mich geniessen, denn ich denke eine Rede zu beginnen, welche beschlossen war. Ei! du himmlischer Palas! du kommst uns allen zu Statten*).

*) Aller meyde ein gimme!
süezzer wort und stimme
geruoch mir, frawe, geben,
daz ich eines munichs leben,
5. muezze also beschriben
daz ich on sünde muezze bliben.
Ich meine dich, Marie,
duo bist ein maget frie,
geborn von kuniklicher art,
10. ez en-wirt noch nie en-wart,
frawe, din geliche:
duo bist, frau, in himelriche,
des la mich geniezzen,
wann ich denk entsliezzen

In einem grauen Leben (Orden, dessen Mönche graue Kleidung trugen) war ein sehr heiliger Mönch, der gern von Gott las, was er geschrieben fand; er war Felix genannt. Er war demütig wie Herr Hiob, und das Lob der himmlischen Königin kam nie aus seinem Herzen, keinem Menschen war er gram. Seine Reue war mannigfalt, davon wurde oft seine Lippe kalt, wenn er an seiner Venie lag *) und rechter Reue pflag; an seinem Leibe litt er Noth, an den grimmen Tod gedachte er oftmals, und begann zu Gott zu flehen, wie er des Teufels Stricke entgehen möchte. Dieser Welt Ehre war ihm gar gering; er weinte oft sehr. Gott unser Herr sah seine Treue wohl, wie er die eines guten Mannes ansehen soll. Des Nachts schlief er selten, sein Herz rief auf zu Gott und er sprach seine Gebete. Was ein anderer Mönch that, das tadelte er nicht, noch vergalt er Leid mit Leide: er liess es alles ohne Zorn.

Eines Morgens nach der Primezeit **) ging er aus dem Münster, nahm ein Buch zu sich, und begann darin zu lesen, wie er selig werden (genesen) möchte. Da kam ihm die Rede vor (wie ich es wahrlich vernahm), dass im Himmel Freude wäre ohne Schmerz und ohne Ende. Augen und Hände hob er da zu unserm Herrn auf, der solche Freude schuf, und lobte ihn minniglich, dass im Himmel Freude ohne Zahl wäre: „Er ist selig, der sie schauen soll, sie sind so recht gross, dass weder tausend Zungen noch die meinige sie aussprechen könnten; das ist das ewige Licht, das nimmer verlöschen mag, da ist allezeit Sonntag. Die heilige Schrift sagte auch, dass nie ein Auge sah, noch ein Sinn volldenken mag, noch kein Mund aussprach, noch eines Menschen Ohren die Freude hören, noch ein Herz sie ganz den-

---

15. ein rede, die beslozzen was;
ey! duo himelisches palas!
duo kummest uns allen ebene.

*) V. 29. do er an siner venie lak da er betend um Verzeihung seiner Sünden lag. Vgl. o. S. 55 u. Bd. I, S. 43.

**) Primzeit vgl. Bd. I, S. 206.

ken konnte.“ Seht, da begann der Mönch zu zweifeln und es däuchte ihm unmöglich. Da sandte ihm Gott von Himmelreich ein kleines Vöglein, das thät ihm mit herrlichen Sange den Laut *) des Himmels kund. Es sang so wonniglich, dass der Mönch aufsprang; das Buch er zusammenschloss, seine Freude ward so gross, dass er nicht wusste wo er war, was er je von Freuden las, das dauchte ihm gar nichts zu sein, so süss sang der Vogel. Der war weiss wie der Schnee, und wer ihn singen hörte, dem ward nimmer weh: Geigen, Harfenklingen war nicht so süss als des Vogels Grüsse **). Wie wunderbar ihm diese Freude zu theil wurde, bedachte der heilige Mann, manchen Dank hätte er gewonnen, wenn er das Vögelein hätte fangen mögen; er ging darauf zu, das Vöglein flog weiter, und sang so vortrefflich, dass der Mönch von dem herrlichen Gesange so entzückt ward, dass er beinahe seine Sinne verloren hätte, und geschworen, dass das heilige Paradies in aller Weise da sei. Das Vöglein flog alsbald von dannen, er sprach: möchte ich dich doch bannen, dass du wieder herkämest zur Zeit, denn dein Gesang ist so angenehm: eia! liebes Vöglein, du hast mein Herz genug mit deinem Gesange erfreuet, sollte ich so lange leben wie Elias, oder in dem römischen Palast immer gewaltig als Kaiser sein, das liesse ich um dein Singen; aller Harfen Klingen und aller Vögel Singen vergisst, wer dich höret, dein edler Sang zerstöret herzliches Ungemach, da ich dich hörte; meine Freude ist gering, wenn du hinweggeflogen bist. Mir däuchte wahrlich, ich wäre

---

*) V. 84. den griadin, der in dem himel were. Griadin ist Geschrei im edlern Sinne.

**) Es folgen hier V. 101 und 102, welche so lauten:

die fraude man im brachte
wie wunderlich gedachte

welche W. Grimm „verdachtig und wohl verwirrt“ nennt. Er schlägt vor zu lesen:

wie fraude man im brachte,
so wunderlich, gedachte.

Ich kann sie auch nicht recht verstehen, und habe oben den Versuch gemacht, den Sinn anzugeben.

im Himmelreiche, und der Gesang ist mir in den Grund des Herzens gegangen; darauf geb' ich dir meine Treue: dein Sang ist so süsse, dass ich immer zieren will dein süsses Schantiren *) über allen menschlichen Sang; so süss erklang eine Kehle nie, o weh und o weh! soll ich deinen löblichen Sang nimmermehr hören!

Alsbald erklang eine Glocke, welche den Morgen bedeutet. Da begann der Mönch zu sorgen, und fühlte grosse Reue, er ging zu dem Kloster und klopfte an die Pforte. Als ihn der Pförtner hörte, lief er herzu; der Mönch rief auswendig: „Lieber Bruder, lass mich ein." — „Wer seid ihr?" — „Ich bin ein Mönch, Felix genannt, dem Abte bin ich wohl bekannt, und in der Brüderschaft den Alten und Jungen, jeder kennt mich wohl, wie ein Bruder den andern soll." — „Wie seid ihr hergekommen? Das hätt' ich gern vernommen, denn ich sah euch nie." Der Mönch zu dem Bruder sprach: „Bruder, lasst diesen Spott um unseres lieben Herrgottes willen, Schimpf der ist Gott leid, das weiss ich in Wahrheit." — Der Bruder sprach: „Ich bin dreissig Jahr hier in diesem Kloster gewesen, und sah euch nie, ich weiss fürwahr nicht, wer ihr seid." — „Kaum nach Primzeit ging ich aus dem Kloster, grosse Freude hatte ich durch ein Vögelein, meine Freude war so gross, dass es mich betrog und davon flog." — „Ihr redet nach Gutdünken, ich meine ihr seid trunken geworden von einem Weine, hättet ihr des Rheines so viel in euch gegossen, so wären Pforten und Thor nicht vor euch verschlossen: Weiss Gott! ihr bleibet davor." Der Mönch sprach: „*Nomine prioris*, dieser Herr, der mein Abt ist, der weiss, dass ich in der Metten war und eine Lection las, und half singen ein Responsorium; soll mir das nicht frommen, so bin ich ein unseliger Mann, denn ich rede keine Falschheit. Ich kenne den Kellner, den Kämmerer und auch den Prior, zu Kapitel und Chor habe

*) V. 142. Schantiren von chanter; dergleichen kommt in manchen Gedichten mehr vor.

ich lange gelesen.“ — „Ihr möget wohl ein Thor sein, sprach der Pförtner, mir ist eure Rede ärgerlich; mich dünket ihr raset, denn ihr laset in diesem Kloster nie ein Wort, hätt' ich nur eines gehört, so wollt' ich euch einlassen, so aber geht euere Strasse.“ — Der Mönch schämte sich sehr, er sprach: „Gott, unser Herr, verleihe mir rechten Glauben, dieser Bruder will mir meine fünf Sinne rauben; ihr handelt sehr lieblos gegen mich: nie habe ich falschen Sinn gegen die Brüder gehabt, noch bin ich je aus dem Kloster gekommen. Herr Gott! wie ist mir geschehen! ich habe die Zeit gesehen, dass mein Gesang angenehm war, oder wenn ich eine Lection las, dass die Mönche deren froh wurden, nun hab' ich mich so verwandelt! das ist nicht möglich. Seine Stimme war so wonniglich, dass nie eine fremde ihr glich, auch keine so mächtig mochte im Himmel sein; das geht in mein Herz, ich wüte und tobe, dass ich seinen Sang lobe, rede ich als ein Affe: ja wer, Mönch oder Pfaffe, es singen hörte und die Kehle erklingen, der hätte Freuden sonder Dank. Tausend Harfen Kling-klang wär' nicht so süss wie des Vögleins Grüsse.“ — Der Pförtner hörte verdriesslich zu, mit grossen Zorn sprach er: „Ich müsste ohne Verstand sein, oder euch fuhr der Teufel in den Kopf, ihr müsst davor bleiben; ich habe den Schlüssel von dem Thor.“

Der Mönch flehete, dass er zu dem Abt gehen möchte, damit dieser käme und seine Rede vernähme. Der Pförtner unterliess nicht, zu thun, was ihn der Mönch hiess, er ging zu dem Abte, der seine Rede wohl vernahm. Der Pförtner sprach mit Zorn: „Herr, mir hat mit Worten ein Mönch Ungemach gethan, der steht vor der Pforte und spricht dreist aus, er sei vierzig Jahr hier in diesem Kloster Mönch gewesen: fürwahr! ich sah ihn nie, er wolle auch noch länger hier sein und habe zu Mitternacht eine Lection gelesen.“ — „Hat ihn uns Gott hergebracht, so sollen wir es ihm wohl gönnen, wie ein Bruder es dem Andern soll.“ —

Der Abt nahm die Aeltesten, und da er vor die Pforte kam und sie ihn ansahen, sagten Alle, dass sie ihn nie gesehen hätten. Da sagte der Abt zu ihm, wenn es so wäre, so wäre es ein grosses Wunder: „ich weiss, keinem unserer Genossen geschah nie so grosses Wunder.“ Der Mönch sprach zum Abte: „Ich schwöre euch bei meiner Seele und bei dem guten Sanct Michael, dass es also gekommen ist, das weiss Christus der Sohn der Magd, dem ich immer dienen muss, denn er ist aller Gnaden voll, dass ich nie ungehorsam ward, noch in meinen Tagen vor diese Klosterpforte kam, bis dass ich singen hörte ein kleines Vöglein; meine Freude war so gross, dass ich ihm folgte wie ein hungriger Rabe, der nach seiner Speise fliegt. Wär' ich weise gewesen, so hätte ich es nicht gethan, darum muss ich nun hier draussen stehn.“ —

Der Abt sprach alsbald: „Gott der Herr hat euch hergesandt, ich will euch gern empfahen.“ — Er nahm ihn und führte ihn zu der Versammlung, und Alte und Junge wurden allgemein froh und sangen alle laut: *Te deum laudamus!* Da führten sie ihn in das Siechhaus (Krankenzimmer), darin lag ein alter Mönch, der manchen Tag darin gelegen hatte im Kloster, allgemein bekannt volle hundert Jahr. Der Abt sprach zu dem Alten, der da lag: „Bruder, erkennet ihr diesen Mann, so sollt ihr es mich wissen lassen; er sagt, er sei unser Bruder und habe hier dreissig Jahr gedient; er mag wohl recht haben.“ — Da sprach der alte Bruder also: „Da ich Novicius war, war in diesem Kloster ein Mönch, der gern von Gott las, was er geschrieben fand, er war Felix genannt und von grosser Tugend wohlbekannt; er war ein sehr heiliger Mann, nach Primzeit entrann er uns, so dass keiner von uns seitdem vernahm, wo er hin kam. Das war der Brüderschaft leid und war grosser Jammer, dass sie ihn verloren hätten, sie hätten alle geschworen, Gott hätte ihn zu sich genommen; ist er nun wieder hergekommen, so ist es ein grosses Wun-

der; Gottesdienst verdross ihn nie.“ — Ich will nicht länger aufhalten: der Abt liess sich ein Buch bringen, worin geschrieben war, wie es um die bewandt, welche vor dreihundert Jahren gestorben waren; darin begann er zu lesen, dass er ausgewesen volle hundert Jahre, die däuchten ihm eine Stunde zu sein. In denselben Jahren waren ihm auch nicht verfault, Kappe, Scapulier (Schapprun), noch der Rock, Hosen, Schuhe, noch die Jacke: das machte eines Engels Singen. Wer möchte nun ausdrücken die Freude, welche im Himmel ist? darinnen wohnet selber Christus, den laut manche tausend englische Scharen loben mit schönem Gesange; der auf dem höchsten Throne gewaltiglich sitzet sonder Wandel, Sonne und Mond die leuchten ihm vor allen. Manch Hunderttausend loben ihn besonders schön in dem himmlischen Throne. Dabei sitzet nun die erhabene Königin Sanct Maria, die sollen wir alle anbeten, dass sie für uns wolle treten in das Himmelreich, dass wir alle gleich müssen mit den Engeln sein, dazu hilf uns, Maria, Königin! Die dies Märe vernehmen, die sprechen alle „Amen!“

XXVIII.
Der Schwanritter.
Von Konrad von Würzburg.

Nach einer wahrscheinlich im 15. Jahrh. angefertigten Handschrift wurde dieses Gedicht zum ersten Male herausgegeben von Wilh. Grimm in den Altdeutschen Wäldern. Frkfrt. 1816, III, 49—51 Einleitung, 52—96 das (gegenwärtig 1358 Verse zählende) Gedicht selbst. Die Handschrift hat zwei Lücken, die erste zu Anfang, die zweite (von 144 Versen) gegen das Ende (jetzt nach V. 1122). Da das Gedicht im Ganzen, wie der Abschreiber selbst oder ein Anderer am Schluss bemerkt, 1643 Verse (wegen unrichtiger Zählung ist 1640 geschrieben) enthalten hat, so fehlen etwa 280 Verse. Doch ergiebt sich der Inhalt der Lücken leicht aus dem Zusammenhang. — Gervinus spricht in seiner Geschichte der poetischen National-Litt. der Deutschen I, 467 auch über dieses Gedicht kurz ab. Andere Sachverständige dürfen leicht anders urteilen. Er sagt: „Es herrscht neben der Abenteuerlichkeit des Stoffes, über dessen Quelle ich auf Görres Einleitung zum Lohengrin verweise, der Ton des gemeinen Lebens und die trivialen Verhältnisse der Gegenwart, und im Lohengrin selbst ist dies ganz der gleiche Fall. Statt dass sonst die wirkliche Welt in das Reich der Wunder hinüber gerückt war, so treten hier nur noch einzelne Wunderlichkeiten in die wirkliche Welt.“ —

In dem Gedichte vom Schwanritter sind offenbar zwei Sagen in einander übergegangen; einmal die Sage von der Verwandlung von Menschen, besonders Jungfrauen in Schwänen, sodann die Sage von der Ankunft (Sendung) eines unbekannten Ritters in Lothringen. Ein einfaches Factum wurde von den Dichtern immer mehr ausgeschmückt. Im Titurel, Strophe 6014 fg., heisst es *): „Als sich die Kinder zu mehren begannen bei dem Graal, da sah man Loherangrin kehren zum Herzogthum Lyzaborie, das hatte eine Magd geerbt, aller Falschheit frei, erkoren aus Königsgeschlechte von Kornewale, der Welt Wonne in ausnehmender Klarheit und Züchten, an Gütern reich

*) Ich gebe diese Stelle aus: „Lohengrin, ein altdeutsches Gedicht, nach der Abschrift des Vaticanischen Manuscripts von Ferdinand Gloeckle. Herausgegeben von J. Görres. Heidelberg 1813, 8., S. LX. fg.“

und werther Jugend, Belaye wurde sie geheissen. Ein Schwert, ein Fingerlein, ein Horn hatte Loherangrin mit sich heraus geführt, da man in Brabant ihn Herr nannte; durch eine viel kleine Frage ward er in Lyzaborie gewaltiglich als Fürst erkannt. Die werthe Königstochter nahm ihn zum Gemale, gab ihm Land und Leute und hütete sich vor Frage. Bald aber kam sie die Sorge an, er möchte sein unstäte von Geburt, weil sein Ahne gegen die Mohrin sich so unstät gehalten, und wie Herzeloyde erstorben um Parcival, nach dem Conduiramur so lange Jahre sich gesehnt: das alles gab ihr Sorge an allen Seiten. Nicht Tag noch Nacht wollte die Furcht ihr aus dem Sinne weichen, Unstäte möge ihn verjagen von Brabant aus dem Lande. Mit Liebe und Leide kehrte sie ihm ihre Minne zu; wandte er sein Gesicht von ihr ab, dann entbrannte es in ihrem Herzen, dass Sinne und Sprache von ihr wichen, als ob sie nicht einen halben Tag lebend mehr bestünde. Naturkundige und Sternseher wurden viele weit umher besandt; die aber betheuerten, dass sie keine Zauberei an ihr befänden; aber ihre Elemente und Sterne seien so verflochten, dass sie kein Ende finden möchten. Sie begehrte nichts anders, denn immer um ihn zu sein, und darum konnte sie nicht an ihm genesen. Bei ihr aber waren viele ihrer Verwandten, die um der Blutsfreundschaft wegen oft in Zorne lebten, wenn er nicht ablassen wollte von Reiten, Birschen, wie es einem Fürsten ziemt, der nicht gerne zaghaft ruht, und sie dann ohne Kraft und Sprache lag. Sie begriffen nicht, was er an der Klaren, Süssen räche. Da wurde von einem Kammerweibe ihr gerathen, sie sollte ein Stück von seinem Leibe essen, das man, während er entschlafen, ihm ausgeschnitten. Trugvoll war der Rath, die edle Süsse that aber gleich einer Treuehabenden, sie sprach: „Ehe soll man mich begraben, denn ob ich wollte, dass ihm ein Finger schwäre.“ Da ging in ihrem trugen Sinne die Verrätherin zu den Verwandten und vermochte diese, dass sie der grossen Dinge sich vermassen. Loherangrin lag im Schlafe, und ihm däuchte im Traume, wie tausend Schwerter zumal würden über ihn gezuckt; erschrocken fuhr er auf, und wie er die Schwerter erblickte, da säumte er nicht und gab ihnen Todesschrecken. Alle, die ihm naheten, über hundert, fielen, denn das Bewustsein ihrer Falschheit hatte ihren Mut gebrochen. Als aber die Uebrigen ihre Freunde so stürzen sahen, da regte sich das Blut, und sie drangen stärker auf ihn ein, er schirmte sich behende; ihrer aber war die Menge, dass ihn die Todeswunde traf. Da ging jedoch seine Tugend ihnen so zu Herzen, dass sie alle zu seinen Füssen nieder fielen, und es erhob Jammer sich und Klage, und Belaye fand nach ihm vor Trauer auch ein Sterben, weil sie nicht Frage von Liebe konnte meiden. So nahm Loherangrin durch Minne ein Ende, und gebalsamt und gearomatet wurden beide reich.“ u. s. w.

Hier ist noch kein Schwanenschiff, keine bedrängte Jungfrau, keine vom Ritter verbotene Frage. Die Frage, von welcher die Rede ist, betrifft nicht die Abstammung, denn die ist ja der Prinzessin bekannt, sondern nur seine Treue gegen sie; auch wird die Frage nicht ausgesprochen. Anders erscheint die Sage schon im Parcival, V. 24475 ff.*).

„Es herrscht' im Lande zu Brabant
Eine Frau von würdereichem Leben,
Grossem Reichthum und hohem Stand.
Von rechter Keuschheit in der Liebe
Sind fremd ihr niedre menschliche Triebe.
Es warben werthe Männer genug,
Von denen mancher Krone trug,
Und hohe Fürsten um ihre Hand.
Doch ihre Demut war so gross,
Dass jeder Werbung sie widerstand:
Denn der nur sollte ihr Genoss —
So sprach sie — sein, der ihr gesandt
Als Gatte werde von Gottes Hand.
Viele Grafen des Landes fingen
Schon murrend an, die Reine zu hassen,
Und Feinde wider sie zu dingen,
Weil nicht Entschluss sie wolle fassen,
Und zaudre, dass sie sich vermäle,
Wiewohl ein Haupt dem Reiche fehle.
Doch was ihr Böses auch geschah —
Vertrauend und ergeben sah
Auf Gott sie nur und duldete,
Was sie nicht verschuldete.
In Bedrängniss endlich mehr gebracht,
Ward ein Hoftag von ihr angesagt,
Und es kamen von nah und fern
Nach Antwerpen des Landes Herrn
Und Fürsten. Als sich dort vereint
Befinden alle, da erscheint
Auf einem Schifflein durch die Wogen,
Von einem Schwan daher gezogen
Ein Ritter, stattlich anzusehn,
Von edlem Sinne, mannlich, schön,

*) Ich gebe diese Stelle nach der Uebersetzung des Regierungsraths Schlutz aus seiner vortrefflichen Bearbeitung des Parcival. „Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt von San-Marte. Magdeburg 1836, 8. Sp. 569—571."

Höfisch, von keuscher Zucht und weise.
Es war von Montsalvatsch *) die Reise
Ihm anbefohlen durch den Gral **).

Der Hof und Volk in grosser Zahl
Sieht an das Wunder von dem Strand.
Jedoch die Fürstin von Brabant
Erkennt sogleich: er sei es, den
Ihr zum Gemal Gott ausersehn.
Er, so mit Auszeichnung empfangen,
Als er vernahm der Frau Verlangen,
Sprach aber laut, dass all' am Ort
Es deutlich hörten, solches Wort:
„Soll ich des Landes Krone tragen,
Ist eins zuvor mir zuzusagen:
Nie sollt' ihr fragen, wer ich sei;
Denn dann nur darf ich hier verweilen.
Erlaubt ihr euch die Frage frei,
Dürft' meine Lieb' ihr nicht mehr theilen,
Seiet gewarnt! Mich warnet Gott,
Er weiss den Grund von dem Gebot."
Die Frau versprach mit ganzer Treu,
Dass immer vor der Frage Scheu
Sie wolle tragen und vertreten,
Um das er mahnend ernst gebeten.

Nachts ward das Beilager gefeiert,
Und er am Morgen ausgesteuert
Mit der Krone von Brabant.
Die Hochzeit wird mit Pracht begangen,
Und die Fürsten und Baron' empfangen
Ihre Lehen von seiner Hand.
Ein gerechter Richter seines Landes,
Eine Zier des Ritterstandes
Regiert' er segensreich und kräftig,
Nur für des Reiches Wohl geschäftig.

---

*) u. **) Zur Berichtigung der Bedeutung dieser Wörter will ich gleich hier bemerken, dass Montsalvatsch nicht aus mons salutis, sondern mont sauvaige „unzugängliches Waldgebirge" entstanden ist; Graal aber gar nichts zu thun hat mit der gelehrten Deutung aus sanguis regalis, sang réal, San Gréal, wie noch Hr. Dr. Schaffer in seinem sehr empfehlenswerthen „Grundriss der Geschichte der deutsch. Lit. 2. Aufl. Bremen, 1839" frühern Vorgängern nachgeschrieben hat. Gréal oder Graal heisst im Altfranzösischen überhaupt eine Schüssel, und daher wird die bei dem h. Abendmahle gebrauchte Schüssel die heilige, le saint gréal, genannt.

Aus ihrer hochbeglückten Ehe
Wurden schöne Kinder geboren;
Jedoch der Freude folgte Wehe.
Wie sie gewonnen, ward sie verloren.
Noch gibt es Leute in Brabant,
Die wissen wohl von diesen beiden,
Und denen wohl noch ist bekannt
Sein Empfang, so wie sein Scheiden,
Und wie lang' er dort geblieben,
Bis dass die Frag' ihn hat vertrieben.
Wieder durch der Fluten Bahn
Schwamm daher sein Freund, der Schwan,
Und führte auf dem Schifflein fern
(Man wusste nicht, wohin?) den Herrn.
Zurück doch liess er, als er ging,
Ein Schwert, ein Horn und einen Ring.
So schied Loherangrin von Brabant;
Denn er war's, den der Gral gesandt
Nach diesem Reich, Sohn Parcivals." u. s. w.

Vincentius Bellovacensis (gest. 1264) erzählt in seinem *Speculum historiale*, *Duaci* 1612, Folgendes: „Im Bisthum Cölln ist ein weit berühmter, herrlicher Palast über den Rhein hinaus gebaut, Juvamen genannt, in welchem, als vor Zeiten viele grosse Fürsten und Herren beisammen waren, ist unversehens ein Schifflein daher gefahren, das ein Schwan zog mit einer Silberkette am Halse. Aus diesem Schifflein ist ein neuer, männiglich unbekannter Kriegsmann ans Land gestiegen, und darauf der Schwan wieder weg geschwommen. Dieser Ritter nahm sich da eine Frau und zeugte Kinder mit ihr; als er aber einst in seinem Schlosse den Schwan sammt Schifflein sah den Rhein herunter kommen, sprang er plötzlich hinein und sah man ihn nimmer wieder. Seine Nachkommen sind aber noch vorhanden, und im Schloss zu Cleve ist noch ein Schwanenthurm zum Gedächtniss dieser Begebenheit. (s. Görres Vorrede zum Lohengrin, S. LXXI)"

Ausführlicher noch erzählt Gerhard von Schuiren aus Helindanus Chronik, Buch IV, diese Begebenheit. „Im Jahre unseres Herrn siebenhundertundeilf, als Justinianus Kaiser war, der andere genannt, und Hildebertus König von Frankreich war, und Pipin von Herstall Herzog von Brabant war, da war eine einzige Tochter von Derich, des Herzogs von Cleve, eine schöne Jungfrau, und hiess Beatrix, und ihr Vater war gestorben und sie war Frau von Cleve und von viel Landen. Und zu einer Zeit sass diese Jungfrau von Cleve auf der Burg zu Nimwegen, und es war klares Wetter und sie sah

in den Rhein und sah da ein wunderlich Ding, denn sie sah daher getrieben kommen einen weissen Schwan, und hatte eine goldene Kette um den Hals, daran war gehängt ein Schiffchen, das er fort zog, in dem Schiffchen, da sass ein Mann, und hatte ein vergoldet Schwert in der Hand, und ein Jagdhorn an sich hängen und einen köstlichen, fremden Ring an seiner Hand. Dieser Jüngling trat aus dem Schiffchen an das Land und hatte viele Worte mit der Jungfrau, und sagte ihr, dass er ihr Land beschirmen sollte und die Feinde vertreiben. Dieser Jüngling behagte ihr so wohl, dass sie ihn lieb zu gewinnen begann, und nahm ihn zum Manne. Aber er sagte ihr, dass sie nimmer fragen sollte nach seinem Geschlecht oder nach seinem Herkommen; wenn sie danach fragte, würde sie ihn verlieren und nicht mehr sehen. Und er sagte ihr, dass er Helias hiesse, und war gross von Leibe, beinahe, als ob er ein Gigant gewesen wäre. Darnach so lag dieser Helias zu einer Zeit Nachts bei seiner Frau im Bette, und die Gräfin fragte unbedacht und sagte: „Herr, solltet ihr euern Kindern nicht sagen wollen, von wannen ihr gekommen seid?“ Und damit ward sie ihres Mannes und des Schiffchens mit dem Schwane quitt und sah ihn nicht mehr, und sie empfand grosse Reue und starb in demselben Jahre. (Vgl. Görres a. a. O., S. LXXI. fg.) Der Zeit nach schliesst sich hieran die Sage, welche die Kronike van Kaiser Karl Magnus (s. Görres a. a. O., S. LXXIII) erzählt. „Eines Tages stand der Kaiser am Fenster in Reinsborg und sah aus auf den Rhein; da schwamm ein Schwan und zog ein kleines Boot nach sich an einem Seidenband, und in dem Boot stand ein Mann wohl bewaffnet. Da er nun kam an das Land, ging Ravilon zu ihm und geleitete ihn zum Kaiser. Der fragte ihn, wer er wäre? Allein er konnte nichts antworten; ein Brief hing ihm um den Hals. Der Kaiser las den Brief, darin stand: „Hier ist gekommen Gerard Swan und soll des Kaisers Diener sein.“ Darauf zogen sie ihm den Harnisch ab und der Kaiser gab ihm köst[illegible] Kleider. Er lernte bald ihre Sprache. Der Kaiser hatte eine Schwester, die hiess Elisa; sie war geboren nach Pipins Tode, die gab er dem Gerard Schwan zur Gattin. Roland fragte den Kaiser, von wannen Gerard komme? Der Kaiser versetzte: „Gott hat ihn uns gesandt.“ Roland sprach: „Es ist ein stattlicher Mann.“ Der Kaiser machte ihn zum Herzog und gab ihm ein Land, das hiess Ardena.“

Eine noch weit ältere Sage, worin der Schwan eine Rolle spielt und in Folge dessen der erste Herzog von Brabant sich selber Schwan nennt, wird erzählt in des Maitre de Guise Chronik von Tongern. Die Zeit ist hier verlegt in den Zeitraum der Gallischen Kriege des Julius Cäsar. Görres hat a. a. O., S. LXVI — LXX die Sage mitgetheilt nach *Wasseburg*, *Antiq. de la Gaule belgique* u. *La mer des*

histoires et croniques de France, *Paris* 1517. Hier wird die weitere Anführung, uns zu weitläuftig, übergangen. —

Spätere Behandlung brachte die Sage mit Gottfried von Bouillon in Verbindung, und zwar ist in dem Gedichte vom Schwanritter der fromme Gottfried in Jerusalem gestorben und hat eine Erbtochter hinterlassen; in dem holländischen Volksbuche: de Ridder met de Zwaan und dem ähnlichen französischen Roman *du chevalier au cygne* ist Gottfried erst der Sohn des fremden Ritters und der cleveschen Prinzessin. Der Inhalt dieses Romans wird bei Görres a. a. O., S. LXXIII — LXXV also angegeben: „Bietris, Oriants Gemalin, bringt in dessen Abwesenheit sieben Kinder, sechs Knaben und eine Tochter, zur Welt, welche sämmtlich Goldkettchen um den Hals tragen. Die böse Schwiegermutter aus Hass schiebt sieben junge Hunde unter, und befiehlt, die Kinder zu ertränken, weil, nach einer Weissagung, sie durch diese Todes sterben soll. Der Diener trägt die Kinder zu einem Einsiedler, der sie mit Hilfe einer von Gott gesendeten, weissen Rehkuh erzieht. Nach sieben Jahren erfährt Matabrune, die böse Schwiegermutter, von sieben Kindern im Walde, und erräth sogleich, was das für welche sein können. Sie schickt nochmals den Diener ab, sie zu tödten und ihr ein Zeichen mitzubringen. Unterwegs erbarmt sich sein Herz; das älteste Kind, Namens Helias, ist gerade mit dem Einsiedler ausgegangen. Den sechs andern beschliesst er blos die Halsringe zu nehmen und diese als Wahrzeichen zu überliefern. Allein kaum lös't er einen Ring vom Halse, so wird das Kind ein schneeweisser Schwan und entflieht in einen Weiher. Der Jäger bringt nun die sechs Halsringe und will den siebenten verloren haben. Alsbald lässt die alte Hexe einen Goldschmied rufen und heisst ihn die Ringe in einen Klumpen schmieden. Aber dem Schmied wächst das Schwanengold unter der Hand, so dass ein einziger Ring schon eine grössere Goldstange gibt, als man von den sechsen erwarten konnte, ja er behält noch von dem ersten etwas übrig, das er, so wie die fünf andern, aufhebt, die Stange aber der alten Königin überliefert. — Helias vermisst und sucht seine Geschwister, endlich naht er sich dem Weiher, da schwimmen die Schwäne heran und liebkosen ihn. Nun füttert er die Thiere u. s. w. — Die Unschuld der jungen Königin wird offenbar, der Knecht bekennt. Der Goldschmied liefert die fünf Ringe aus. Die Schwäne kommen von selbst auf den Fluss am Königsgarten geschwommen. Alsbald legt man ihnen die Ringe an, und fünf Schwäne verwandeln sich in vier Prinzen und eine Prinzessin, der sechste Schwan kann wegen des verschmiedeten Goldes keine menschliche Gestalt erhalten und ist sehr betrübt. Oft besucht er seine Geschwister und geht dann in den Schwanenweiher zurück.

Eines Tages kommt er vor einem wunderschönen Schiffe hergeschwommen; unbekannte Leute sitzen darauf, er ruft seinen Bruder Helias durch Geschrei und scheint ihn in das Schiff einzuladen. Dieser versteht, nimmt Abschied und erhält von Oriant ein wunderbar tönendes Horn mit, das von jeher bei dem Geschlecht gewesen war. Der Schwan leitet das Schiff durch die Wasser und nach und nach in einen grossen Fluss, mittelst dessen sie endlich bei der Stadt Nimaye (Nimwegen) landen, wo Kaiser Otto Hof hält. Eben hat ein Graf von Franquebourg die verwittwete Herzogin von Bouillon angeklagt, dass ihre Tochter unehelich, und das Land ihm zugefallen. Helias wird ihr Kämpfer, siegt und bekommt die schöne Clarissa, mit der er Hochzeit hält, seine Herkunft aber nicht entdeckt. Beide ziehen darauf in die Hauptstadt Bouillon ins Ardennerland. Clarisse gebiert nach einem Jahr Idain, eine Tochter, ausserdem aber zeugen sie keine Kinder mehr. Oftmals aber liegt die Frau dem Helias an, ihr seinen Stand zu enthüllen; er gebot ihr, es nie mehr zu berühren. Sieben Jahre zähmt sie die Neugier, endlich aber in einer Nacht kann sie nicht länger und dringt heftig in ihn mit Fragen. Da erklärt er ihr traurig, dass er folgenden Tags scheiden müsse. Nichts, nicht ihre noch der Tochter Klagen können ihn zurück halten. Des Morgens fuhr er im Schwanenschiff schnell fort in die Heimat. Durch nichts ist Helias zur Rückkehr zu bewegen, er wird Einsiedler. Zuletzt spüren ihn Clarisse und Idain wieder auf. Der Schwan wird auch wieder Mensch und heisst Emery. Idas Sohn aber ist Gottfried von Bouillon.

Eine niederdeutsche Erzählung, welche M. Haupt in den „Altdeut. Blättern, Lpz. 1835, Heft II, S. 128 — 136, nach der Leipz. Handschrift, Nro. 1279“ mitgetheilt hat, behandelt die erste Hälfte dieses Romans und sagt in Bezug auf den Schwan und dessen weitere Schicksale und Bedeutung: „Van dem selbygen swane vynt man in andern schryfften vyl ebenthuse geschreben, dy hy her nicht gehört.“ Der Gang der Erzählung ist dieser: „In einem Lande sass ein junger Edelmann, welcher zu einer Zeit auf die Jagd ritt und beim Verfolgen einer schneeweissen Hindin in ein tiefes finsteres Waldthal kam, wo er endlich beim Hin- und Herreiten in einem Wasser eine badende schöne Jungfrau fand, welche an ihrer Hand eine goldene Kette hatte, worin sonderliche Kraft und Einfluss der Planeten war, weshalb solche Frauen Wünschelweiber genannt werden. Er schlich unbemerkt heran, ergriff die Kette und trug die Jungfrau aus dem Wasser. Er machte sie zu seiner Frau und sie erkannte aus den Gestirnen, dass sie sieben Kinder, sechs Söhne und eine Tochter empfange, sagte es auch ihrem Gemal. Ihre Schwiegermutter, welche ihren Einfluss auf den Sohn und in der Herrschaft zu verlieren

fürchtete, hasste die junge Frau, stellte sich aber freundlich. Als jedoch in Abwesenheit des Ritters die junge Frau geboren hatte, vertauschte sie, während dieselbe schlief, die Kinder gegen sieben junge Hunde und befahl einem Knecht, der ihr immer behilflich war, die Kinder zu tödten und zu begraben, oder zu ertränken. Der Knecht wollte aber die unschuldigen Kinder nicht morden, trug sie in den Wald zu einem weisen Meister, welcher sie mit der Milch der Hündinnen, welche sich zu ihm gewöhnt hatten, sieben Jahre lang ernährte. Die böse Mutter führte den Ritter zu den jungen Hunden und sagte, dass diese die Kinder seiner Frau wären; da ward der Ritter der Gattin gram, wollte ihre Entschuldigung nicht hören, liess sie mitten auf dem Palas in die Erde graben bis an die Brust und eine Schüssel mit Wasser auf ihr Haupt setzen. Wenn nun sein Gesinde zu Tische gehen wollte, so mussten sie sich in dieser Schüssel die Hände waschen und sich an den schönen Haaren der Frau abtrocknen. Als Speise bekam die Frau die Kost der Hunde und sie stand sieben Jahr so in Elend, dass sie nur Haut und Knochen war und die Kleider ihr am Leibe vermoderten. Die Kinder waren fröhlich heran gewachsen und jagten und spielten im Walde, wo sie eines Tages der Ritter antraf, bemerkte, dass sie goldene Kettchen um den Hals trugen und sich unerklärlich zu ihnen hingezogen fühlte. Die Kinder entschwanden ihm aber, und er erzählte seiner Mutter daheim den Vorfall, welche erschrak, den Knecht befragte, und als sie die Wahrheit gehört hatte, verlangte, dass er die Ketten der Kinder schnell bringen sollte. Der Knecht traf die Kinder nach dreitägigem Suchen bei einem Wasser, wo die Knaben die Ketten abgelegt hatten und als Schwäne umherschwammen. Nur das Mädchen stand am Ufer und entkam ihm, die andern sechs Ketten nahm er weg. Die böse Frau schickte die Ketten einem Goldschmied, der sollte ihr einen Becher (Kob) daraus giessen; aber nur eine Kette liess sich verarbeiten, da legte der Goldschmied die Ketten bei Seite und nahm anderes Gold und machte nach dem Gewicht der Ketten den Becher. Die Schwäne flogen nach dem See, der unter der Burg des Ritters lag und das Mägdlein folgte ihnen. Der Ritter freute sich über die Schwäne, fütterte sie uud verbot, sie zu verscheuchen. Das Mägdlein ging auf die Burg und bat um Almosen, das theilte sie theils mit der unglückjungen Frau, zu welcher sie sich sehr hingezogen fühlte, theils brachte sie es ihren Brüdern. Abends ging sie wieder auf die Burg und schlief vor den Füssen der Frau, die in der Erde stand. Alle, die das Mägdlein sahen, fanden, dass sie der Gemalin des Ritters ganz ähnlich sah, und der Ritter wurde auch im Gemüt bewegt, und sah das Kettchen und fragte sie, woher sie sei, wer ihre Aeltern? Sie sagte, dass sie ihre Aeltern nicht kenne, dass die Schwäne ihre Brüder seien, und sie alle im Walde ernährt würden. Da die ungetreue Mutter das ver-

nahm, beauftragte sie den Knecht, das Mädchen zu ermorden; der ging ihr auch mit einem blossen Schwerte nach, wurde aber durch den Ritter, welcher dazu kam, am Morde verhindert, und bekannte, dass er von des Ritters Mutter angestiftet, und dass die Schwäne und das Mägdlein des Ritters Kinder seien. Die Mutter bekannte die Wahrheit, gab das Gold her und nannte den Goldschmied. Der Ritter liess fragen, ob der Kopf von den Kettchen gemacht sei. Der Goldschmied lieferte die Ketten aus und fünf Schwäne wurden in Jünglinge verwandelt, der Sechste blieb Schwan, und von dem sind viel Abenteuer noch in andern Schriften geschrieben. Der Ritter nahm die unschuldige Frau aus dem Loche, liess sie mit Salben und köstlicher Würze aus der Apotheke erquicken, so dass sie endlich wieder ein schönes Weib ward; die böse Schwiegermutter musste ihre Stelle einnehmen und starb elendiglich.

Die weitere Behandlung der Sage im Lohengrin hier zu geben, ist nicht statthaft, da der vollständige Inhalt jenes Gedichts gehörigen Orts gegeben werden wird. Die einfache Erzählung ist dort mit allerlei mystischem Wesen ausgeschmückt, und der Schwan theilt mit dem Ritter, ehe dieser in das Schifflein steigt, eine Hostie und singt. So heisst es Strophe 63:

„Der swan stiez houbet und cragen
In daz mer, nu merket reht, waz ich wil sagen!
In dem gelich als ob er vifche meine:
Da quam ein oblatelin,
In des sees unden zu dem munde sin,
Daz sach der furste trucken und reine.
Der swan ez mit dem snabel hergein des heldes henden wiset,
Des wart der edel furste geil;
Er az ez halb und gap dem swan daz ander teil:
Ez wart nie furste noch vogel baz gespiset.“

[Das erste fehlende Blatt (136 Verse) wird wahrscheinlich enthalten haben, wie, auf die Nachricht von Gottfrieds von Bouillon Tode, dessen Bruder aus Sachsen gekommen und das Land, als ihm zugehörig, mit bewaffneter Hand gefordert.]

. . . . befizen fine herfchaft,
alfus wart do krieghaft
der herzog uz der Safzen lant
mit dieser frouwen alzehant
5. um ir liute und um ir guot;
durch sinen hohen übermuot
gestuont er sie mit stride.

Die Herzogin liess ihm ihre Briefe und Handvesten sehen, um darzuthun, wie es in rechtmässiger Weise vor den Herren (in der Versammlung der Vasallen) geschehen wäre, dass sie ausser allem Zweifel das Land als Erbe haben sollte; aber die edle Herzogin trug das sehr vergeblich dem mächtigen Fürsten von Sassen vor, der ihr nach seines Herzens Verlangen grossen Schaden erwachsen liess.

Er kam mit gewaltiger Hand und grosser Heereskraft in ihr Land geritten, so dass die tugendhafte Frau sich seiner nicht erwehren konnte, denn er begann mit Raub und Brand zu verheeren, ihr Verlust an Leuten und Land war mannigfalt, sie hatte keinen Ritter, der ihm zu widerstehen wagte; ihre Dienstleute fingen an, sie mit der Hilfe zu verlassen, da sie gegen den Fürsten weder kämpfen noch streiten konnte, daher ihr dieser zu allen Zeiten viel zu Leide that: er brach ihr Dörfer und Städte in schädlichen Kriegszügen zu Noth und Schrecken; das that er viel und genug. Endlich trug es sich zu, dass wegen dieser wilden Unruhen König Karl gewaltig als römischer Vogt in das Niederland gezogen kam, und wollte daselbst richten und alles schlichten, was als Klage vor ihm käme, wie heut zu Tage noch billig ein römischer König thut. Er kam mit seinem Hofgefolge in eine gute Veste, die liegt da, wo der schnelle Rhein zum See werden und sich in das Meer ergiessen will, wie Manchem noch bekannt ist; Neumagen (Nimwegen) ist die Burg genannt, wo sich Karl niederliess. Er liess verkündigen und den Leuten im Lande sagen, dass wer irgend etwas zu klagen hätte, der sollte vor ihn kommen und nach seinem Rechte gutes Gericht nehmen.

Als die Herzogin von Brabant die Märe vernahm, kam sie mit ihrer wonnig anzusehenden Tochter vor den erwählten König und suchte bei ihm Recht. Zu der Zeit war auch der Herzog von Sassen da; mancher weit bekannte Herr, der seinen Hof suchte, mancher würdige

Bischof, Grafen, Dienstmannen, Herzoge und Freie genug waren auf dem Palas, wo Karl um Gericht zu halten auf einem Gestüle sass. Alsbald begann die Herzogin von Brabant und ihre junge Tochter, die Magd, vor seinem Angesichte sehr zu klagen über den Herzog von Sassen; die hochgebornen Frauen trugen dem Könige ihren Schaden und was sie für Ungemach litten, vor; indem der Herzog nach seiner Willkür, ohne dass sie es verschuldet, sie vertriebe und was er für Frevel mit Worten und Thaten an ihnen begangen.

Als sie beide so vor Karln mit Jammer und Leid kläglich dagestanden, da sah man ein seltsames Wunder auf dem See. Der König blickte neben sich durch ein Fenster und sah, dass ein weisser Schwan ein Schifflein daherzog, an einer schönen glänzenden silbernen Kette über die wilden, tiefen Wogen. In dem Schiffe schlief ein Ritter, darüber gebreitet war eine rosenrothe seidene Decke, worin der Sonnenglanz spielte. Aus seinem Schilde hatte der Held ein Kissen gemacht und ruhete mit dem Haupte darauf. Sein Helm, sein Halsberg, seine (Eisen-) Hosen waren neben ihn gelegt, er trug seinen Wappenrock. Der Schwan, welcher so weiss war als der Schnee, führte das Schiff fürwahr, so dass kein Schiffer ein Schiff so gut regierte. Als der hochgepriesene König Karl das ersah, stand er auf und sprach: „Will jemand das grosse Wunder sehen, das niemals noch geschauet ward, der kehre sich sogleich mit mir zu des Meeres Strand; ein Vogel ziehet dort ein Schifflein mit einem Mann auf dem Wasser gerade daher, dass man solches Wunder nie fand; er will ihn in dies Land führen von des tiefen Meeres Flut. Wohlauf, ihr edlen Helden! eilet mit mir an den See, das ward niemals geschauet, dass ein Vogel Leute auf dem Wasser fährt! Was auch seine Ankunft bedeute, es ist eine unbekannte Märe; eine köstliche Kette von Silber ist dem Schwan um den Hals gelegt und an dem Schifflein bevestigt. Er will den Ritter hier zu der Veste herweisen. Gott hat uns fremde Gäste

auf der Woge geschickt; ein Ritter liegt schlafend im Schiff, seine untadeligen Waffen sind neben ihn gelegt.“ Diese seltsame Begebenheit schien Allen so sonderbar, dass alle Ritter, die auf dem weiten Saale waren, hinab gingen zum See und Niemand oben blieb als die betrübten Frauen, welche ihr Missgeschick klagen wollten, und deren Unmut so gross und schwer war, dass sie kein Verlangen nach fremdem Abenteuer trugen.

Unterdessen hatte der Schwan die Arche nach der Veste hingelenkt und war mit dem Ritter an das Land gekommen, wovon dieser erwachte und sich schnell aus seiner Arche heraus machte. Da ward er ehrenvoll empfangen, denn Karl kam ihn mit einem ritterlichen Heer entgegen und empfing ihn so gut, dass man keinen Jüngling besser empfangen kann. Er hiess seine Sachen bewahren und war über seine Ankunft erfreut: „Gott weiss wohl, Herr,“ sprach er, „dass euch ein seltsamer Schiffer, ohne dass etwas daran zu tadeln wäre, in unser Land hergeführt hat.“ Da wurden ihm sogleich seine lichten Waffen-Kleider aus dem Schiffe getragen und auf die Burg gesandt. Der König nahm den werthen Ritter, um ihn mit sich auf das Haus zu führen; die Leute scherzten darüber, dass sein erwähltes Bild (Wappen), ein Schwan, ihn dahergezogen hatte. Der mannliche Held hiess nun den Vogel heimkehren:

240. „Flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan,
sprach er gütlich gegen ihn,
wenn ich dein aber bedürftig bin,
und dich in Nöthen brauchen soll,
so kann ich dich errufen wohl
und dich herwieder bringen.“

Da machte sich der Schwan auf seine Fahrt und das Schifflein ward von ihm über See geführt, so dass man sie beide bald nicht mehr sah, und sie den Leuten aus den Augen kamen. Der Gast wurde von den erwählten Könige auf das Haus genommen und seiner ritterlichen Art wegen ward er sehr angestaunt; man

konnte keinen sehen, der ritterlicher wäre. Der König ging wieder an sein Gestüle und setzte sich zum Gerichte nieder, wie er vorher gesessen; der Gast ward neben ihn auf einen erhabenen Platz gesetzt vor manchen angesehenen Fürsten.

Als nun Karl zu Gerichte sass und alle Streitigkeiten schlichten wollte, da stand sogleich die Herzogin von Brabant da. Sie nahm ihre Tochter an die Hand, welche so schön und lieblich war, dass es in Brabant kein schöneres Kind gab; ihr Leib hatte Ehre in Ueberfluss, und ihr Betragen war ausserordentlich leutselig. Grüner Sammet zierte sie, davon trug sie Mantel und und Rock, Hermelin war das Unterzeug der köstlichen Kleidung; ein Schapel*) hatte die Schöne und Edle (die vil klare) auf ihrem Haare, das leuchtete von Gold und Edelsteinen, und hätte sie nicht Gram und bittere Schmerzen gehabt um ihr Land und ihre Leute, so wäre nichts bei ihr zu wünschen gewesen. Ihre Mutter klagte dem Könige nun ihren Schaden, bat um Gericht und sprach: „Lasset euch mein bitteres Ungemach erbarmen, tugendreicher Kaiser, da nie ein Kaiser auf Erden euch an Gerechtigkeit gleich kam, so richtet mir dies Herzeleid, das ich ohne alle Schuld dulde von dem Herzoge von Sassen, der hier vor euch steht, und der ohne Recht mich von Land und Leuten vertrieben hat, und in hochfärtigem Uebermut mir Unrecht thut; er will mich und meine Tochter an Hab' und Gut verderben und uns dessen enterben, was wir zu Lehen haben sollten. Was uns an Vermögen hinterlassen ward von dem Herzoge Gottfried, der seinem treuen Herzen nach unser beider Freund war, das will mit freventlicher Hand sein Bruder umstossen, und die Leute wissen es doch noch alle, dass uns der edle (reine) Fürst Gottfried sein Land besitzen hiess und uns Brabant zu Erbe liess, ehe er auf Gottes Fahrt fuhr; er gab uns

*) s. Bd. I, S. 437.

Briefe darüber, dass wir das Land haben und behalten sollten in Gewalt und Gewahrsam. So zog er über Meer und ist leider todt geblieben, und sein Bruder hat uns mit Raub und Brand vertrieben und will uns sonder alle Schuld von dem Lande vertreiben; diese Sache sollt ihr schlichten, Herr, um euerer königlichen Huld willen; lasst meine Tochter und mich Gnade und Recht sehen, damit uns armen Frauen Gut, Leute und Land bleiben, wie es von meines Herrn Hand, der ein geborner Fürst war, uns öffentlich übergeben ist."

Der Herzog aus Sassenland antwortete auf diese Rede schön und klug: „Gott weiss wohl, Herr, dass ich Unrechtes nicht begehre; Brabant hat seit manchen hundert Jahren das Recht*) gehabt, dass darin keine edle Frau mag gebieten noch gewaltig sein, wie doch die werthe Herzogin verlangt, dass sie die Herrschaft haben wolle; seit mein Bruder leider jenseit des Meeres gestorben ist, däuchte mich das, weiss Christus! mit Recht unbillig, dass jemand vor mir gewaltig wäre in Brabant; es soll in meiner Hand und in meiner Pflicht bleiben. Weib und Tochter erben nicht solche hohe Herrschaft, ein Sohn bleibt darin wohl erbhaft und ein Mann, darum soll auch ich billig darin ein Herzog und ein Herr sein. Mein Bruder Gottfried ist ohne Sohn dahin geschieden, daher bin ich nun von Rechtswegen Erbe, denn es ist ihm Niemand so nahe gesippt (verwandt) als ich. Warum sollte jemand vor mir gewaltig sein in Brabant? Ja, meiner Hand muss dienen Alt und Jung, Mann und Weib! Da nun keine Frau das Fürstenthum besitzen soll (nach dem Herkommen), so will ich dessen Würde an mich nehmen und an meines Bruders Statt Herzog und gewaltig sein des Gutes, das durch Erbschaft auf mich gefallen. Obschon meine Niftel (Bruderstochter) aus rechter Ehe ist, hat sie doch zu des Vaters Lande kein gegründetes Recht und kann es nicht

*) Nämlich das Salische Recht, wonach die Frauen (Weiber und Töchter etc.) kein Land erben.

besitzen, da er ohne Sohn gestorben ist, der seine Lande mit Kraft und Weisheit von Rechtswegen besitzen sollte. Wer mir das Erbe aus den Händen nehmen wollte, der müsste sehr gewaltig sein über mich Nacht und Tag. Den Krieg, den ich zu führen vermag, den müsste er immer ausstehen, ehe ich das vielfache Recht aufgeben wollte, welches ich zu dem Lande habe."

Da sprach die Frau mit Leide: „Zum Kriege bin ich leider zu schwach, auch meine Tochter; ihr würdet unser beider und auch der Land-Reviere bald gewaltig werden, wenn wir euch mit Streit bestehen wollten, wir haben nicht so grossen Heereszwang, dass wir beide euch widerstehen dürften; wir sind zwei kraftlose Weiber und mögen nicht mit einem reichen Herzoge Krieg führen, der Gut und Stärke hat. Diese Noth sehe der König an und helfe uns hier durch ein Gericht; wir verlangen weiter nichts, als dass Recht geschehe und er geruhe die Handvesten anzusehen, womit uns die Herrschaft wohl bestätigt ist, und seine Gerechtigkeit lasse uns nicht von unserm Gute vertreiben, und er helfe uns armen Weibern, dass wir unser Land behalten. Es sind hier Zeugnisse genug dafür, dass mein Herr uns beiden sein Erbe mit freier Hand vermacht hat; wer uns darin beeinträchtigt und unser Gut verringern will, dem soll der König und sein Gericht wehren. Man thut uns beiden hier Gewalt, das wissen die Landleute (Vasallen)*) wohl und mancher tugendvolle Herr, vor denen die Sache verhandelt ist, dass uns des Landes Umring Gottfried als rechtes Erbe liess und uns Brabant besitzen hiess, wenn er nicht wieder käme. Rechtlich und geziemend war es also seiner frein Hand, dass er sein Gut und Land gab, wem er wollte; und es war nicht unerlaubt, dass wir Milde und Gnade in seiner Hand fanden. Der Held war damals weder gefangen noch gebunden**),

*) Auch: Landherren, worunter dann die Barone verstanden werden, s. Bd I. S. 189.

**) V. 471. d. h. er handelte ganz nach freiem Willen.

als wir sein Land in unserer Pflicht empfingen von dem wackern Fürsten; er hatte also die Gewalt, dass er nach seinem Mute uns sein Land und seine Leute geben durfte. Das soll der König, mein Herr, heute mit Erbarmen berücksichtigen und uns das Heil geschehen lassen, dass wir unsere Habe behalten, die man uns mit Gewalt und ohne Recht nehmen will. Er zeige uns ein günstiges Gericht und seine Unterstützung, oder es wird uns das theuer werden, was wir zu Erbe haben sollten, wenn uns seine Hilfe nicht beisteht."

Der König gab der Frau diese Antwort: „Glaubet, werthe Herzogin, dass man euch gern und willig ein Gericht halten soll; der Herzog soll euch euer Gut mit Friede lassen und euer Fürstenthum, Brabant, soll er nicht bekriegen, sondern sich auf den Ausspruch der Fürsten berufen; unrechte Sache soll er um unser aller Bitte fliehen. Unrecht mag ich nicht gern leiden, darum soll er Gewalt und Uebermütigkeit meiden, und was nach ihrem Eide die Fürsten ihm zuerkennen, nach euerer Klage, das soll er nach meinem Willen gelten lassen. Euch beiden muss hier Recht gethan werden vor meinen Augen; da mich Gott zu einen Richter gesetzt hat und ich zum Könige erwählt bin, so weiss ich wohl, dass ich die Uneinigkeiten schlichten und dem Armen zu Gericht sitzen muss, wie dem Reichen. Darum gebiete ich, weiss Christus! dem aus der Sassen Land, dass er mir zu Liebe alsbald den Krieg aufgebe. Hat er euch beiden unbefugt Schaden gethan, so werde es von ihm ersetzt. Sollt ihr Brabant zu Erbe haben, so lasse er es euch, so thut er wohl; ist es aber, dass er dieselben Landreviere haben soll, so nehme er sie alsdann, und damit sei für jetzt der Streit unter euch geschieden."

Der reiche Fürst von Sassen sprach aber als ein kühner Held: „Herr, ich thue Alles, was ihr wollt, nur nicht, dass ich das Fürstenthum zu Brabant leichtsinnig aus meiner Hand liesse. Ich habe dermaassen Recht zu

der Herrschaft, dass ich mit aller meiner Kraft das Land schirme und vertheidige. Wer mich an den Gütern, die auf mich gefallen sind, beeinträchtigen will, der muss mit bittern Schwertschlägen mich aus meinem Rechte treiben und von dem Kriege bringen. Brabant muss mir bleiben, oder ich will todt darum liegen: man soll des harten Kampfes Noth den Krieg noch heute entscheiden lassen. Will mich jemand bestehen, der komme her, ich bin bereit, dass ich des Kampfes Arbeit will dulden und leiden, ehe dass ich jemals meine Erbschaft meiden will. Wer mit dem Eide bezeugen will, dass Brabant nicht mir gehöre, dem wird hier seine Hand alsbald genommen*). Hier müssen tödtliche Wunden und Hand gegen Hand darthun, wer in diesem Streite Recht behalte. Auf Briefe lasse ich und beziehe ich nicht gern mein Recht; man schreibet auf ein Pergament hin, was man Lust und Belieben hat, darmit wär' ich meiner Güter und Einkünfte nicht sicher. Die werthe Herzogin soll sich heute einen Kämpfer nehmen, und mir und ihm soll es überlassen bleiben, den Krieg unter uns beiden aus zu machen, also, dass wir hier streiten, und wer dann den Sieg erficht, der habe mit Recht das Land Brabant, welches uns zum Kriege reizt."

Die Frau erschrak bei der Rede, weil es ihr nahe ging, dass der Krieg sich zu einem Kampf hinzog, da der erhabene Sassenfürst so stark an Kräften schien, dass seines Gleichen nicht in Niederland lebte, da man auch in Sassen keinen so starken Ritter fand. Er war so lang gewachsen, dass er zu den Riesen gezählt wurde, darum durfte den streitbaren Helden keiner bestehen, und die Frau mochte keinen haben, der mit ihm Streites pflegte. Da ward die hochgeborne, werthe Frau sehr betrübt; der König selber war traurig, dass man da kämpfen sollte, denn er glaubte nicht, dass man jemand finden würde, der so kühn wäre, für die Frau zu

*) V. 564. d. i. er leidet die Strafe des Meineides.

fechten und Sorge und bitteres Ungemach aus ihrem Gemüte zu bringen. Darum sprach er mit Leide:

„Frau, ihr habt wohl gehört, dass diese Streitigkeit heute durch einen Kampf entschieden werden soll, mahnet darum euere Dienstmannen (lüde) mit Gebot und Bitte, dass irgend Einer für euch auftrete und euch mit seiner Hand helfe, damit euer Herz froh werde, dem mit Recht hoher Mut jetzt fremd und verleidet ist. Wollte aber der tapfere Herzog die Streitigkeit anders scheiden lassen, so wollt' ich und meine Ritterschaft ihm das immer vergelten."

„Nein, sprach er, ich habe den Sinn, dass ich eher sterben wollte, als dass hier die Sache ohne Kampf geschlichtet werden sollte: wer mich von meiner Erde und aus meiner Habe will treiben, der wisse, dass ich die Anstösse *) ihm nicht abdinge. Hier muss in einem Ringe der Kampf vollständig enden durch Schwert und Hand."

Die Frau erschrak sehr, wie die Verständigen alle noch thun, dass sie einen Kämpfer haben musste, oder von ihrem Lande und ihrer Erbschaft gehen. Davon rangen die Schönen in Leide sehr; die Herzogin liess ihre glänzenden Augen umher gehen, ob sie denn einen Ritter sehe, von dem ihr Trost geschehe und hilfreicher Beistand. Die edle und wohlgebildete (Jungfrau) stand wie ein wildes Falklein, das auf seine Nahrung aus einer Hand wartet. Ihren Leuten ward geschmeichelt von ihr mit minniglicher Bitte, damit ihr irgend einer helfen möchte. Sie standen alle in widerstreitenden Gefühlen da, so dass keiner an ihrer Statt zu Streit und Kampf trat. Als ihre Tochter ersah, dass ihnen keine Hilfe geschah aus der ganzen Massenie, da ward die untadelige Jungfrau so beschwert in ihrem Gemüte, dass sie inniglich weinte und ihre schmerzliche Klage mit

*) V. 685. die stozzen = die streitigen Sachen.

Herz und Mund gezeigt ward*). Als die Schöne Niemand zu dieser Zeit finden konnte, der sie von ihrem Jammer und Ungemach befreien wollte, so sprach sie mit erbarmenden Tone: „Nun mag der gnädige Gott Mitleiden haben, da Niemand es so gut mit uns meint, dass er mir und meiner Mutter heute zu Hilfe käme. Wir haben viele Dienstleute und wenig Nothgestallen (Freunde), wir haben keinen so kühnen, noch so tapfern Ritter, der unsere bittere Angst sich leid sein liesse. O weh, dass der Fürst Gottfried, der mein getreuer Vater hiess, uns beiden so viel Einkünfte liess, und wir doch Niemand finden, der so mild und freundlich ist, dass ihn unser Leid erbarme! Nun hat mein Vater doch mit hoher und reicher Macht bewirkt, dass er Jerusalem erfocht und dort gekrönet ward; sein Herz hatte so hohe Tugenden, dass ihm das himmlische Heer mit Macht in seiner Ritterschaft zu Hilfe kam: sollen wir, ich und meine liebe Mutter, das nicht geniessen, so muss es, Gott im Himmel, gar inniglich hier geklaget sein. Bei uns sind alle die verzagt, deren Hilfe uns beistehen sollte; da wir nun keinen Ritter haben, der für uns kämpfen müsste, so möge uns der süsse Gott mit seiner grossen Weisheit vor schädlicher Gefahr beschirmen und fristen; der sich der Wittwen und Waisen immer erbarmet, der helfe mir armen, vaterlosen Kinde, dass ich Gnade finde in seiner milden Hand; er diene mir heute zu Schutz und Schirm (zuo fride-schilde), dass ich meine Leute und mein Land behalte vor Kraft und Gewalt."

---

*) V. 671. gar innencliche weinde
und grimme klage erscheinde
mit herze und mit munde.

Diese drei Verse wiederholen sich fast wörtlich V. 732—734:
mit ir begunde weinen
und grimme clage erscheinen
mit herzen und mit munde

und noch mehr V. 1191—1193:
vil innenclichen weinde
und grimme clage erscheinde
mit herze und mit munde.

Also redete die schöne Magd; es wurde von ihr mit so grosser Betrübniss geklagt, dass mancher edle Ritter begann mit ihr zu weinen und die Klage auf ihren Gesichtern sich ausdrückte *). Als die Blühende so in kläglicher Noth da stand und ihr Niemand Hilfe bot, da stand der Ritter auf, welcher von dem Schwan in das Land geführt war; er hatte es sich vorgenommen, dass er ihr Kämpfer sein wollte. Er sprach: „Ihr edlen Herzoginnen, ja ich bin in dies Reich gekommen und gesandt, dass ich euer Land heute mit Kampf noch beschirmen will. Da euere Dienstleute euch ohne Trost gelassen haben, so vertrau' ich Gott, dass durch meine Kraft euer Land erlöst werde; ihr müsset sieghaft werden und euere Noth überwinden, oder ich will todt liegen bleiben vor euch auf dem Platze. Will nun jemand zum Kampfe wider mich kommen, der eile und bereite sich, ich habe Willen und Mut dazu. dass ich euer Gut gänzlich vor jedem Missgeschick schirmen will.“ Von diesen Worten wurden die Frauen so froh, dass sie vor Liebe weinten und ihr Leid sich in Freude verwandelte; Gnade und fleissigen Dank sagten sie dem Ritter, dass er vor Gefahr sie schirmen und in Frieden erhalten wollte; freundlich wurde er von den zweien auf die Augen geküsst **).

Davon ward der Zorn erregt in der Brust bei dem Herzog aus der Sassen Land, dass er mit Grimm sprach: „Herr Gast, dass ihr das Unrecht, welches mir geschieht, so gewaltig aufnehmt, das hab' ich nicht verschuldet, denn ich habe euch nie ein Leid gethan, ihr seid zu schnell gegen mich zu Kampf und Streit bereit; was meine Vorfahren mir seit langer Zeit hinterlassen haben, wollt ihr mich dessen berauben, so kamt ihr mir zu früh in den Umkreis dieser Landreviere. Das red'

---

*) V. 731 ff., s. vorher, V. 671 ff.

**) V. 774: er wart an ougen und an liden guotlich von in zwein gekust. Dieses Kussen der „ougen unde lide“ hat Konrad ganz eben so im Otte mit dem Barte, m. s. Bd. I, S. 373.

ich aber nicht darum, dass ich mich dem Streite entziehen wollte; denn begehrt ihr den Kampf, so seid ihr mir genehm; wollt' ich mich vor der wunderbaren Begebenheit entsetzen, dass euch in dieses Landes Ring ein wilder Schwan geführt hat, so wär' ich an Leib und Mut ein verzagter Mann. Ich lasse mein Gut darum nicht aus meiner Hand, dass euch ein seltsamer Zauber ohne Gefahr über die See her geführt hat."

Der Gast bot auf diese Rede die Antwort: „Ihr lasset ohne Noth Unhübschheit an euch siegen; dass ihr mich eines Zaubers zeihet, das will ich richten, wenn ich kann. Gott weiss wohl, dass ich nie einer Zauberei (galsterie) pflag, und wie sehr ihr euch durch euer Betragen an eurer Ehre schadet, so will ich diese beiden Frauen doch heute vor euch beschirmen; ihr müsset ihnen ihre Leute und ihr Land mit Friede lassen, mir bräche dann zum grossen Unglück das Schwert, welches ich mit hergeführt habe, in meiner Hand in kleine Stücke. Begehrt ihr nun zu kämpfen, wie ihr euch gerühmet habt, so lasst euch mit euern Wappenkleidern schmücken, und ich schlüpfe in meine Stahlringe. Nicht anders soll es sein, als dass der Eine todt liegen bleibt und der Andere ihm obsieget."

Nach diesen Worten wurden die beiden Ritter zum Streit so wohl bereitet, dass ihnen kein Ring fehlte. Der edle Gast bat den König, dass er ihm ein Ross leihe, da er keines mit sich in das Land hergeführt habe. Da sprach der stets ehrenhafte Karl zu ihm, dass er sich selber eines von den Rossen auswählen sollte; er liess auch manches ihm einzeln vorführen; aber es däuchte ihm keines zum Streite kräftig, da es nicht seinen Druck aushalten mochte: wenn er ihm, um es zu versuchen, stark auf den Rücken griff, so neigte und bog es sich zur Erde nieder unter seiner Hand. Endlich fand er eines, welches seinen Druck aushielt und so grosse Kraft zeigte, dass es ihm gut däuchte. Das nahm der hochgemute Ritter gern und willig; es war

sehr schön apfelgrau, schien ein Ross von schneller Art, war vierschrötig und an der Brust breit. Es wurde zum Streit bedecket und bereitet. Er selber legte seine Waffenkleidung schnell an; sein Zeichen war ein weisser Schwan von blanken Hermelin geschnitten; sein Helmschmuck (Kopf) war sehr kostbar geschmückt von Seide, schwarz wie eine Kohle. Mit Zobel war sein neuer, kostbarer Schild überzogen, von dem leuchtete dasselbe Wild (der Schwan), das von seinen Waffenkleidern hellen Schein bot. Der Ritter selber erschien untersetzt (geslozzen) und nicht zu lang, seine Farbe war roth und blank und sein Haar war braun und lokkicht. Er hatte seine Waffenkleidung schnell angethan, und war von dem Hause herab gekommen geschwind auf einen grünen Plan. Man sah den wohlgethanen Ritter das Schwanenhaupt mit einem Kragen auf seinem schimmernden Helme tragen. So kam er, von jedermann gesehen, auf das Feld geritten.

Nun hatte sich auch der Fürst aus Sassenland zum Streit bereitet und eilte gegen ihn heran; er trug einen schönen, sammetnen Wappenrock, sein Ross war untadelig, denn es war schnell und mutig und schien schwarz wie Pech, es lief wie ein schnelles Wild. Der Herzog hielt, nach ritterlichem Gebrauch, einen Schild vor sich von zweierlei Farbe: seine Hälfte war streificht von Zobel und Gold, das andere Stück durchsichtiger (leuchtender), weisser Hermelin und von Zobel darin gelegt ein halber Adler. Auf seinem schimmernden Helme trug er aus eines Pfauen Zagel (Schweif), zwei wonnigliche Stangen, welche bis an die zwei Wedel oben mit Gold umwunden waren und hellen Glanz verbreiteten; sie waren kreuzweis geschränkt. Mit diesem Helmschmuck (zimier) kam der Sassen Herzog und Vogt heran gezogen und suchte seinen Kampfgenossen. Er ritt ein über die Maassen grosses Ross und erschien selber sehr gross. *) Auf dem grünen Plan ward von ihnen gefoch-

*) Die Beschreibung des Kampfes, welche hier folgt, geht von V. 936 — 1092.

ten; die zwei kühnen Ritter zwangen die Rosse zusammen, dass sie beide heftig sprangen. Die Frauen wurden zum Zuschauen auf die grüne Haide gesetzt; von Leuten*) war ein grosser Ring gebildet, weil man darin kämpfen wollte. Der König selber wollte den Kampf mit anschauen.

Der Himmel einfarbig und blau erschien, so recht hell lazur; da ward ihnen (die zusahen) das Kämpfen der Widersacher leid. Der Plan mochte erkrachen von der schnellen Rosse Lauf, Schaum und Blut nieder troff, das ihnen ausgehauen ward. Die Kämpfer liessen viel ritterliche Tücke (Gewandtheit) schauen: als ob sie Flügel hätten, so flogen ihnen die Schenkel, sie konnten Bein und Aenkel niederwärts und aufgebogen führen, und mit den Sporen die schnellen, kühnen und kräftigen Rosse rühren. Vielfache grosse Stärke ward an ihrem Tiost (Lanzenstoss) gezeigt; die Schäfte (Lanzen) wurden niederwärts gesenkt und geneigt; sie trafen einander mit dem Speer auf die Wölbung des Schildes, wie ihr Gemüt und kampfkundiger Sinn begehren konnte. Der Sasse ward dahin gestochen, wo man den Helm anstricket**), so dass er sich beinahe hinterwärts von dem Sattel neigte. Dagegen gerieth der Stich, den er auf den Gast gethan hatte, ihm so mitten auf den Schild, dass die Schäfte in kleine Stücklein und in Späne sich zerkloben und so, dass die Schäfte und die Splitter zu Berge stoben. Darnach griffen die Ritter schnell zu den Schwertern, welche sie geschwind zukken konnten, aus den Scheiden, und es erhob sich ein so heftiger Kampf zwischen den beiden, dass man weder früher noch später einen so grimmigen Kampf sah. Der eine schlug, der andere stach mit grosser Mannskraft, mit Herz und Hand sah man sie Wunder thun im

---

*) Hier sind Dienstthuende zu verstehen, welche den Ring bilden, um zu verhindern, dass die Kampfer gestort werden können.

**) V. 975. do man den helm stricket. Die Helme wurden mit seidenen Schnüren aufgebunden.

Streit auf der Ebene (planüre). Da stob mancher rothe Feuerfunken, den sie mit ihren Schwertern aus ihren Waffen trieben. Die Ritter blieben nicht müssig, denn sie fochten um das Leben; Schlag um Schlag ward gewoben, Stich unter Stich geflochten*), in den Wolken über ihnen erhallten die lauten Schläge, welche von ihren Schwertern schallten. Die beiden Kampfgesellen trieben einander auf der Haide um und herum, sie suchten wilde, krumme und wunderliche Kreise, es wurde ihnen heiss von Schlägen und von Stichen weh gethan; mit Stahlringen und mit Spänen war der Plan bestreuet. Sie wollten alle wähnen, der Gast fiele todt hin, denn der Herzog war gegen ihn sehr lang gewachsen, weshalb ihm von dem von Sassen ein Schlag zugemessen ward und gegeben, dass man für sein Leben ein halbes Ei genommen hätte. Er spaltete ihm mit so kräftiger Gewalt den Schild entzwei, dass ihm durch Halsberg und durch Platten das Schwert bis auf das Spalier (Hemde) drang. Hätte er den ungefügen Schlag höher auf den Schild gezielt, weiss Gott! so hätte der Ritter den linken Arm verloren; dass unterhalb der Riemen der Schlag auf den Schild gethan wurde, bewirkte, dass er den Arm behielt. Der Schwan, der, weiss wie ein Hermelin (Harm)**), auf dem schwarzen Schilde lag, den spaltete der Schlag entzwei, dass er einen schlimmen Riss erhielt, die Spitze des Schwertes drang durch alles Gewaffen, und wenn ihn nicht das Spalier beschirmet hätte, welches von guter Palmat-Seide war, so musste er todt und wund auf das Gras nieder straucheln. Fast war an ihm Jammer mit Streit geübet, die Frau und auch die keusche Magd wurden bei dem harten Schlage betrübt, der auf den Gast gethan war.

„Wollt ihr mir noch mein Erbe lassen?“ sprach der Herzog zu ihm, „wollt ihr mein Eigenthum hinnehmen,

---

*) Das alte Bild von dem Schlacht-Gewebe.

**) V. 1040. Harm ist eine unbekannte Wieselart, sie kommet auch im Reinhart Fuchs vor, V. 1351.

so müsset ihr es so verzinsen, dass man aus harten Feuersteinen (Flinsen) leichter noch Gulden schnitte; wer mir heute mit Gewalt das Meine nehmen will, der gibt mir keine andere Miete als seine Lebenstage." —

„Der Zoll wär' etwas zu gross," sprach der Ritter mit dem Schwanen, „die Milde sollte euch dazu ermahnen, dass ihr nicht so hohe Zinse nähmet; da ihr Miete von mir verlangt, so macht sie etwas billiger, denn unsanft ertrüg ich so grimmes Zolles Ueberlast."

Mit diesen Worten hob der Gast schnell das Schwert empor; alle seine Herzenskraft hatte er zu einem Schlage zusammengerafft; den kühnen und starken Sassen, dem er das Gut nicht gönnte, beraubte er des Leibes und Lebens: es ward ihm von ihm ein Queerhieb gemessen und gegeben, der ihm Koller und Kragen also durch und durch schnitt, dass er ihn von dem Leben schied. Sein geziertes Haupt fiel nieder in das grüne Gras und zu dem Staub des Plans, bedeckt mit dem Helme. Da waren die zwei Frauen froh, und die Ritter sprachen alle zu dem Sieghaften, er könnte den Leuten gar zu schweren Zins bieten, dass Gott vor seiner Miete ihrer aller Leib bewahren möchte. Sie wollten gern seines Zinses immer ledig und blos sein.

So hatte der Sassen Herr da grimmen Schaden gekauft; sein Leib war mit Blut betrauft und wurde von den Mannen mit Jammer und Klage begraben. Die tugendhaften, leutseligen und süssen Frauen neigten sich alsbald vor dem Ritter und küssten ihn auf den Mund, und beide sprachen mit Freuden zu ihm: „Herr und tugendreicher Held, da euere auserwählte Mannheit uns beiden Trost geboten hat und uns allesammt von Sorgen erlöst, so nehmet eine von uns zu einem Weibe und zu einer Frau, dass ihr dadurch Lohn erhaltet. — —

[Hier ist die zweite Lücke, von etwa 144 Versen, denn soviel enthält ein volles Blatt in der Handschrift. Der Inhalt ist wahrscheinlich gewesen: der Ritter wählt als Lohn die Tochter; Beschreibung der Feierlichkeiten, Verbot, nach seiner Herkunft zu fragen, und die

erste glückliche Zeit, wo die Frau die Neugierde noch bezähmt und die Frage zurück hält. Das Gedicht beginnt wieder, als der Ritter die Frau um ihre Traurigkeit befragt und diese nun seine Herkunft zu wissen begehrt.]

— — „Was wirret euch mit Jammer und Leid? Wenn ich euch recht lieb bin, so sagt mir, was für Betrübniss euch beiwohnt, macht es mir endlich bekannt.“ — „Herr, ich mag wohl traurig sein, sprach die edle Herzogin, ich habe von euch zwei schöne Kinder, die beide wohl gerathen sind, und dabei ist mir verborgen von welcher Geburt der sei, der ihnen zum Vater gegeben ist. Mein Herz hat euch vor allen Männern in Liebe erwählt, und dennoch verberget ihr heimlich vor mir euere Angelegenheiten; seit ihr in dieses Landes Ring kamet, durfte ich nach eurem Geschlecht weder forschen noch fragen. Der Kummer und Schmerz drücken mir das Herz; wenn man nun unsere Kinder um ihr Geschlecht fragt, so können sie nicht recht Bescheid und Auskunft geben, von welchen Leuten ihr in dieses Land kamt; ihre Verwandten sind ihnen unbekannt und die Namen ihrer besten Freunde; dessen müssen sie sich immer schämen, dass sie nicht wissen, wer ihnen zum Vater gegeben ist.“

Ueber diese Rede erschrak der Ritter und sprach: „Nun kann und mag ich wohl hören und wissen, dass ihr absichtlich es auf mein Ungemach abgesehen habt. Euch dünket, dass ich euch zu gering sei zum Wirt*) und Manne, das merke ich daran, dass ihr also nach meinen Verwandten zu fragen beginnt und meine Angelegenheiten zu erfahren sucht. Ich sehe wohl, euer Herz sehnt sich sehr nach meinem Schaden, und ihr habt euere Zucht sehr an mir verletzt, da ihr doch zugesagt hattet, nicht zu forschen und mich nicht darum zu fragen, und

*) V. 1163. wirt = Hausherr, Schutzherr. Im Herzog Ernst wird der König der Schnäbler fortwährend (2693, 2779 nur König) so genannt (z. B. 2603, 2607, 2610, 2613, 2625, 2646, 2668, und noch dreimal), s. Bd. I, 108 ff., wo es durch „der Herr des Hauses“ übersetzt ist.

nun ist all' eure Rede falsch und leichtsinnig geworden; da nun mein Herz erkennet, dass ihr mein Gebot verschmähet, traute Frau, so sei euch Gott gnädig! ich will von hinnen scheiden; ihr hättet wohl uns beiden besser thun mögen! Glaubet ohne Täuschung und Widerspruch, dass nach dem heutigen Tage ihr mich nicht mehr sehen sollt." Diese Rede betrübte die Frau so sehr, dass sie inniglich weinte und ihr Kummer sich in ihren Mienen aussprach. Sie wand ihre blanken Hände und sprach mit Leid also: „Herr und tugendreicher Mann, den ich vor aller Welt habe und wohl Ehren und Gut gönne, seiet nicht so unwillig und zornig gegen mich; verzeihet, lieber Freund, was ich geredet und begangen habe, da ich es aufrichtig bereue. Es soll mir immer leid thun, dass ich euch betrübt habe; Herr, ich wähnte nicht, dass die gethane Frage euch so betrüben würde und ich euch traurig sehen müsste. Ich habe ganz und gar es nicht in übler Absicht gethan und hätte ich nur um ein Haar geahnet, dass ich übel thäte, so hätte ich meine leichtsinnige Rede unterlassen, darum lasset euern Zorn schwinden und diesen Zwist. Scheidet nicht von den Kindern, die von euch gekommen sind, und wenn ihr väterliche und freundliche Gesinnung habt, so lasset euch Kind, Weib und Gut erbarmen und erlöset mich Arme von der martervollen Noth, denn ich tödte mich selber vor Leide, wenn ihr im Zorn euch von mir scheiden wollt."

So sprach die Herzogin noch weiter; aber der unverzagte Ritter blieb deshalb doch nicht. Wie bitter ihre Angst und Beschwerde auch wurde, so wollte er doch nicht länger bleiben. Er hiess die Kinder herzu bringen, küsste sie und sprach mit grosser Betrübniss: „Gott behüte euch, lieben Kinder! mich wollen Segel und Wind so weit von euch führen, dass euch mein Auge nicht wieder sehen mag, so lange ich lebe; Gott gebe euch beiden Glück und Heil und nehme euch in seine Aufsicht. Meines Bleibens ist nicht länger, ich will auf

meine Strasse hin.“ Da fiel die Frau und sein Hofgesinde mit nassen Augen vor ihm nieder, und sie baten ihn um Gottes und seiner eigenen Tugend willen, dass er bleiben möchte und ihnen nicht alle Freude für immer entzoge. Sie sagten, dass sie nimmer frohen Lebensmut gewinnen würden, wenn er so ohne Veranlassung von ihnen schiede. Die Frau und die Mannen fielen ihm zu Füssen, aber das half ihnen nicht so viel als ein halbes Ei werth ist.

Da erhob sich vor ihm grosses Geschrei von Weib und Kindern, doch wollte er nicht von seiner Fahrt ablassen. Der hochgelobte Mann zog das reiche Gewand ab und legte sein Spalier an, welches er mit sich geführt hatte. Sein hellschimmernder Harnisch ward ihm an den See gebracht, und derselbe schöne Schwan, der ihn daher gezogen hatte kam wieder geflogen, da er gerufen wurde, und führte ihn in dem Schifflein hinweg, worin er ihn gebracht hatte. So schied er von dem Lande und gab den Leuten seinen Segen. Grosser Jammer ward da erhoben von seinem schönen Weibe und seinen Kindern, die nun verwaiset waren; man sah sie alle drei sich so schmerzlich gebaren, dass ich mit tausend Münden nicht all' die Klage sagen könnte, welche sie an dem Tage begonnen, da der Herr von ihnen schied. Alle seine Hofleute weinten und auch das Landgesinde.

Was taugt längere Rede? Der edle und hehre Ritter fuhr seine Strasse und kam seitdem nimmer wieder zu Weib und Kind; das ging der Frau sehr zu Herzen. Die edle Herzogin erzog mit Fleiss ihre lieben Kinder, von denen seitdem grosse Herren entprossten; viele edle auserkorne Fürsten kamen aus ihrem Geschlechte; viel Vettern und Neffen. Die Grafen von Geldern und von Cleve sind beide von ihnen gekommen und wurden Rienecker genannt. Ihr Geschlecht wurde weit verbreitet, das noch im Streit den Schwan führt. Diese Märe soll man für Wahrheit ansehen; da Gott viel Wunder ge-

than hat, die noch unmöglicher waren, dem Herzoge Gottfried zu Nutzen, so mag er auch dieses wohl für seine Tochter gethan haben. Gottfrieden sandte er dreimal ein himmlisches Heer zu Hilfe, darum glaub' ich auch desto vester, dass er es geschehen liess, dass in Brabant der Ritter mit dem Schwane gesehen wurde. Ich will Alt und Jung besonders bitten und ermahnen, dass sie dieses seltsame Wunder nicht für eine Lüge halten und glauben mögen, dass Gott grosse Wunder thun kann.

dise abenture wilde
hie mit ein zil genommen hat:
von Wirtzeburc ich Cuonrat
1355. wil ir zuo hant ein ende geben.
Got laz uns hie so wol geleben;
daz wir besitzen ummer dort
den eweclichen freuden-hort!

XXIX.

Crescentia.

Crescentia ist eines der vortrefflichsten Gedichte im grossen Koloczaer Codex, wo es unter Nro. 48. steht; abgedruckt ist es in der Auswahl von Mailáth und Köffinger S. 241—274 und zählt 1055 Verse. Der Verfasser des Gedichts ist nicht angegeben und auch nicht aus dem Gedichte zu ermitteln. Der Gegenstand des Gedichts ist schon in der alten Kaiserchronik behandelt, vgl. Lpz. Litt.-Zeitung 1818, S. 1369 ff.

Hiervor war ein König zu Rom, Narcissus genannt, wie ich las; der lebte ganz nach Wunsch, nur eines fehlte ihm, nämlich dass er ohne Erben war. Da hiess er alle seine Unterthanen fleissig Gott anrufen, damit er ihn von dieser Noth erlöse. Bald danach gebar auch seine Frau Elisabeth zwei Söhne, welche man beide Dieterich nannte. Darauf starben der König und die Königin und die Kinder wurden Waisen. Das Reich gerieth darüber in Schrecken, daher gebot der Papst, dass derjenige zum König erkoren werden sollte, dem zuerst eine Frau verlobt würde. Man erzog also die Kinder bis sie das Schwert tragen mochten.

Nun hatte ein König in Africa eine Tochter, die hiess Crescentia; sie war schön, tugendhaft und gut, zu ihr fassten beide Brüder Liebe und warben um sie. Das brachte den Vater in Verlegenheit. Der Senat meinte daher, dass man den Streit also scheiden sollte: Man sollte einen Ring stellen und wen die Jungfrau wählen würde, dem müsse das Reich belassen werden. Damit waren alle sehr wohl zufrieden. Nun war der eine Dieterich ein vollkommen schöner Held, so dass man ihn im Lande nur den schönen Dieterich nannte.

Der Andere war schwarz und ungestaltet, so dass die Leute, wenn sie ihn sahen, ihn den ungethanen Dieterich nannten. Beide traten in den Ring. Die gute Magd wählte da den Hässlichen, der gefiel ihr besser; da wurde ihm Rom und der Lateran unterthan; er bezwang die Normannen, wofür ihm die Römer Dank sagten.

Darauf hub er sich mit einem sehr mächtigen Heere über Meer, er wollte einen König bezwingen; vorher bat er seine Vertrauten, dass sie ihm rathen möchten, wo er seine Frau lassen sollte bis er wieder käme. Diese sprachen, es wäre am angemessensten, dass er sie ihrem Vater heim sendete, da wäre sie am besten behütet.

Es betrübte den König, dass seine Mannen ihm also gerathen, und er ging alsbald selber zur Königin und that es ihr kund; er umfing sie mit den Armen und sprach: „Es muss mich erbarmen, dass ich dich deinem Vater senden soll, es macht mir Pein und thut mir grosse Noth. Ich fürchte, wenn ich den Tod finde, dass sie dich von dem Reiche verstossen. Mein liebes Leben, rathe du mir, damit ich nach deinem Willen thue.“

Da sprach die gute Frau nach ihrem Sinne: „Wo ihr mich hinsenden wollt, das kann ich nicht abwenden, soll ich aber der Rathgeber sein, so versichere ich euch auf meine Treue, dass ich ehr sterben wollte, ehe ich die Schmach duldete, dass man mich wieder in meines Vaters Land heim sendete, wohin ich seinen Hass gewinnen muss; er würde denken, dass ich es mit Unzucht und Unthat verschuldet; darum, Herr, verschmähe den Rath, mich über See zu senden, du sollst dich besser bedenken.“ Er sprach: „Nun rathe du mir selber, was du willst, darin folge ich dir.“ Sie sprach: „Dein Bruder Dieterich ist ein so tugendhafter Mann und so tapfer, der soll deines Reiches pflegen und dem sollst du mich in Schutz befehlen, dann magst du ruhig ziehen.“

Als danach eines Morgens früh manche Fürsten dazu kamen, nahm er die Frau bei der Hand und befahl sie

in seines Bruders Hut; der Kaiser und seine Mannen zogen in das Ausland (Elend). Der leidige Teufel trieb nun den schönen Dieterich an, dass er an seines Bruders Weibe sündigen wollte. Da der Teufelsmann (der valandes man) mit der Frau dazu zu reden begann, ward es ihr ungemach und sie sprach weinend die Worte: „Herr, wo thust du deinen Sinn hin, du weisst doch dass ich deines Bruders Angetraute bin, er würde es sehr strafen und wir kämen in Schande und Noth, der Tod möchte uns dann besser sein.“ Da sprach der ungetreue Mann: „Ich will mich rächen wie ich kann, denn du hast mir einen Schimpf angethan, dass du meinen Bruder nahmst, da ich doch wahrlich wegen Schönheit und Tapferkeit dir angemessener war, das muss mir leid sein. Wenn du mir dass nicht vergütest, so hast du die Schande davon.“

Die vrowe Crescentia
gedacht in herzen sa
145. einer guten liste
damit sie sich vriste.
Sie sprach: „herre, wiltu
daz ich dinen willen tu,
so heize steine houwen,
50. einen hohen turn bouwen,
stark und veste,
daz dunket mich daz beste,
daz pruefe in dinen witzen,
daz wir dar ûf ensizzen *)
55. der Romer zorn,
gefrischent **) sie ez, wir sin verlorn;
die rede ist lûter unde slecht,
sie steinent uns, daz ist recht.“
Der rede wart der herre vro,
60. den turn hiez er bouwen ho,
von steinen und von blie,
dar er dar ûf der vrie
vor aller gruse waere.
der vrowen sagt er maere,

*) ensizzen = in Sicherheit sitzen vor, ...
**) gefrischent = merken sie es (frischen = spüren, wittern).

165. daz der turn was volbracht.
Er sprach: „nu tu, des ich gedacht
han in minem herzen,
du ringest minen smerzen."
die vrowe sprach vil drate *):
170. „Du tu, daz ich dir rate;
Nu waer wir des unverdrozzen,
daz der turn mit slozzen
bewart und behut sì,
so sì wir sicher unde vrì."
175. daz geschah vil wundern schiere,
als nach der vrowen gire;
ouch hiez die vrowe lîse
dar uf gewinnen spîse,
daz sie von hungers not
180. icht dorften ligen tot.

Er sprach: „nu ist ez volbracht,
als du, vrowe, hast gedacht."
Sie sprach: „du solt noch tun ein dinc,
daz wirt unser beider gelinc;
185. heiz einen dinen kapelan
in rome und in lateran
heiligtumes gewinnen vil,
daz ich niht enbern wil.
daz wir an unser venie
190. unser stunden menige
ruochen vor dem heiligtum,
daz wirt uns an der sêle frum,
unde vergist got der missetat,
so mag sin allez werden rat."

195. Daz wart lenger niht gespart,
daz heiligtum bestatet wart.
Eines abendes spaete,
die vrowe nam ir gewaete,
die slussel sie dar in vant;
200. der herre nam sie bi der hant.
Er gienc einen vrolichen ganc,
der wêc ducht in enpor lanc.

Do sie beide traten
vor die kemenaten,

*) drate = schnell.

205. er sprach: „hie soltu stillen
mines wunden herzen willen!"
Nu sprach die vrowe: „daz sol sîn,
gê du, herre, von erste hin in."
sust sprach das minnencliche wip:
210. „Ja han im sêle und lip
gesetzet sêre in arbeit!"
In die kamer er do schreit;
die vrowe vil vaste sloz die tûr
nach ires herzen willekür.
215. Do sprach der ungetriuwe:
(ich waen in der ganc riuwe)
„O wê, traut, des wankes!
hast du liebe mich dankes,
versperret sust hie inne?
220. daz heiz ich unminne!"
Geswige, erla mich dirre not,
daz ich icht werde der werlde tot.
Ich swer dir zween eide,
daz ich dir nimmer leide
225. getu an dinem libe,
ichn gêr din niht ze wibe."
Des antwort im die vrowe schier:
„diner eide ich wol enbir,
ru sich allenthalben din
230. da hast brot unde win,
schones bette, gewaete,
und ander gut geraete,
die heiligen sint dir nahen,
dir wirt nimmer so gahen,
235. du erbeitest mines herren da!"

Hin ging die gute Crescentia, da sie den Herrn versperrt hatte und niemand merkte es. Des Morgens, als man die Messe sang, wurde das Volk traurig, dass man den Herrn verloren hätte, auch die wohlgeborne Frau weinte; aber ihr sollt ohne Täuschung wissen, sie weinte um ihren lieben Mann, dass Gott ihr den bald gesund zu Lande senden möchte.

Als der Winter herannahete, eilte der Kaiser mit seinen Mannen heim zu Lande; er sandte Boten voraus und that es seiner Frau kund. Die stand alsbald auf.

schritt über den breiten Hof und ging heimlich zu dem Thurme und rührte leise den (Pforten-) Ring. Der Herr antwortete: „Wen höre ich vor der Pforte stehn?“ — „Wollt ihr noch herausgehen? sprach die gute Frau, wie ist euch zu Mute?“ — „Sehr gern möcht' ich hinausgehen, wenn ich deine Huld haben könnte; ich habe grosse Furcht, dass ich das verwirkt habe. Vergiss, was ich dir zumutete; ich habe hier nun zwei Jahre gesessen. Thu, was dir gefällt, ich fürchte, dass der Kaiser mich vertreibe.“

Sie schloss das Thürlein auf und sprach: „habe meine Huld und wirb nach Gottes Huld; ich verschweige deine Schuld und sie küsste ihn auf den Mund.“ — „Ehe du deine Gesundheit verlörst durch meine Angabe, ehe wollte ich grosse Pein dulden.“ Sein Gefängniss nahm ein Ende, verstohlen kam er in die Burg. Des Morgens da es tagte, sagte der Kämmerer allgemein die Märe, wie sein Herr gekommen wäre. Die Frau empfing ihn vor den Leuten, behandelte ihn freundlich und hiess ihn eilen, um seinen Bruder zu empfangen. Seine Gesinnung änderte sich nicht, wie ihn Untreue lehrte, er war ihr von Herzen gram. Als er zu den Leuten kam, sagte er ihnen eine Lügenmäre, wie er gefangen gewesen wäre zwei Jahr und hinweggeführt. Er trachtete nach dem Verderben der Frau, hub sich auf und ritt. Als er den König herannahen sahe, nahm der schöne Dieterich zwölf Mann von den Seinen, und gelobte ihnen viel seines Gutes, wenn sie ihm in seinem Vorhaben hülfen. Sie reckten die Hände auf und gelobten es ihm in Treuen. Nun sagte er ihnen, was die Frau gethan hatte und bat sie alle zusammen, dass, was er spräche, sie bestätigten, als ob sie es gesehen hätten. Die Helden erschraken sehr, als sie die Rede vernahmen, und klagten alle, dass man durch solche Bosheit die Frau verderben wollte. Der Weiseste unter ihnen sprach: „Herr, das ist ein dummer Sinn, meine Herrin ist züchtig und gut, von solcher Rede kehrt euern Mut.“ —

„Du thust als wie dein Vater that, es ist die letzte Bitte die ich an dich thue, die andern bewege ich schon dazu, dass sie meinen Willen thun, du bist doch deines Vaters Sohn.“ Der Knecht sprach zu dem Herrn: „Wozu zählt ihr mich, ich weiss nicht, dass eine besser ist; jedoch will ich euch helfen, so ungern ich es auch thue.“ Als der König auf dem Felde heranritt und seinen Bruder sah, sprach er eilends das Wort: „Wie gehabt sich mein liebes Weib, die mir lieber ist als das Leben?“ (Der Bruder erwiederte:) „Sie hat sich so gehalten, dass ich mich der Worte schäme; fragt diese Knechte, die sagen euch die Wahrheit.“ — „Sage, Bruder, ist die Schuld denn nicht zu verzeihen, dass ich sie behalten und mit Ehren mit ihr alt werden kann. Ist ihre Unthat zu gross, so will ich nimmer nach Rom kommen.“ — „Ich sage euch, wie es darum steht, ihre Unzucht ist so gross geworden, dass sie allen den Mannen zu Willen gewesen ist, die meinen Hof besuchten.“ Der König sprach weinend: „Nun reue es Gott, dass ich sie je sah!“ — „Bruder, du sollst dich an ihr, der Unreinen, nicht schänden, heiss sie hängen oder steinigen oder alsbald in des Meeres Grund werfen, lass sie dahin fliessen, sie soll ihre Bosheit nicht geniessen.“ — „Thu mit ihr was dir gefällt, ich verzichte ganz auf sie, lass sie mich nicht schauen.“ — Da hiess der Hund die Frau binden durch zwei seiner Knechte und in die Tiefe werfen.

Die Königin war mit den Frauen auf den Plan gegangen, wo sie auf den König warteten. Da kamen die Boten zu ihr und sie fragte, wo ihr Herr wäre? Die stiegen von den Pferden und sagten der Frau, was ihnen befohlen war. Da konnte man Jammer schauen bei Reichen und Armen, es musste die Knechte erbarmen; sie wollten sie gern leben lassen und auf ihres Herrn Huld verzichten, wenn sie ohne Schuld ihr Leben verlieren sollte. Da sprach das minnigliche Weib: „Hiess mein Herr mir den Tod geben, so sollt ihr sein Gebot erfül-

len; darum weinet nicht, ihr Frauen, ich weiss wohl woher es kommt.“ Die Fromme zog Gold und Seide aus, nahm mit ihrer weissen Hand ihren kostbaren Gürtel und bot ihn einer Dirne dar; sie sprach: „Nun scheidet uns der Tod, trage ihn um meinetwillen, was Gott gefällt, das soll geschehen.“ Als sie so gesprochen hatte, banden sie ihr die Hände auf den Rücken und führten sie auf die Brücke; als man sie in das Wasser warf, erhob sich grosser Jammer. Sie floss zu dem Sande und ein Fischer brachte sie an das Land.

Gott richtete gleich über die beiden Dieteriche, sie wurden zu derselben Stunde miselsüchtig*), dass ihr Mund nicht sprach, ihre Ohren nicht hörten, das Gesicht ihnen vergangen waren. Das war ein Gotteszeichen; Essen, Trinken musste man ihnen alles reichen. Das war ein grosses Wunder.

Als der Fischer die Frau heim brachte, trocknete er sie an seinem Feuer, und als sie wieder zu sich kam, war sie reizend anzusehen; der Fischer fragte sie, woher sie gekommen wäre? Fragte auch nach ihrem Geschlecht. Sie sprach: „Möge dir Gott Heil und Seligkeit gönnen, lass mich es nicht entgelten; ich bin ein armes Weib und will mein Leben in deinem Dienst zubringen.“ Er sagte, dass er thun wollte, was die Frau begehrte. Die verlangte, dass er von dem Vorfall schweigen sollte. Als er nun zu Hofe kam und keine Fische brachte, hiess man die Knechte ihn vor dem Tische niederstrecken und mit Stöcken durchprügeln. Er bat, dass sie einhalten möchten, bis er ihnen seine Unschuld ge-

---

*) V. 425 Miselsuchtic. Vgl. Bd. I, S. 380. Der Aussatz war eine im Mittelalter häufig vorkommende Krankheit und wurde meistentheils als Strafe Gottes angesehen, wie hier (und vgl. Bd. I, S. 48). Die Israeliten waren ebenfalls sehr damit behaftet, und es findet sich in der Bibel folgendes darüber: Nicht nur Menschen und Kleider (3 Mos. XIII, 47. 59.), sondern auch Häuser (XIV, 34. 55.) wurden damit angesteckt. An Menschen war das Zeichen die weisse Farbe (3 Mos. III, 3. 10.), an jenen eine grünlich-röthliche. Das Urteil gehörte nicht den Aerzten, sondern dem Priester, welcher für rein oder unrein erklärte (3 Mos. XIII, 4 ff. XIV, 3. Matth. VIII, 4.) Menschen, Kleider und Häuser mussten entsündigt werden (3 Mos. XIV, 49). — Im alten und neuen Testamente sind viele Fälle von Aussätzigen angeführt.

sagt hätte. Er sprach: „Ich sah eine Frau auf dem Wasser fliessen, der half ich aus den Fluten, denn ich fürchtete, Herr, die Sünde, wenn ich sie ertrinken und zu Grunde sinken liesse, das lasst mir nun zu Gute kommen. Da hiess man ihm dasselbe Weib, so lieb ihm sein Leben wäre, zu Hofe bringen, so möchte er davon kommen. Der Fischer that, wie ihm der Vogt geboten hatte, und brachte die edle Frau, welche sehr weinte, mit Mühe an den Hof. Man tröstete sie dort so gut man konnte, und der Vogt sprach zu seinem Weibe: „Ich sehe an Augen und Händen, dass wir sie ganz früh dem Herzoge senden müssen.“ Der Vogt verschwieg es dem Vitztum nicht und dieser sagte es dem Herzog, der Herzog aber sprach: „Man sende mir die Frau.“ Das geschah. Von der Herzogin ward die Frau (wie uns dieses Buch sagt) freundlich empfangen. Sie hielten sie für eine Jungfrau, sie kleideten sie mit gutem Gewande, welches ihr wohl anstand. Als die Herzogin vernahm, dass der Herzog von Hofe kam, ging sie mit ihren schönen Mägden ihm entgegen und empfing ihn wie gewöhnlich. Er sagte ihr leidige Märe, wie es daselbst ergangen wäre: „Meine Herren liegen beide krank, mir geschah nie solches Leid, meine Frau (Herrin) ist ertrunken, wem mochte das gut dünken!“ Da weinte Alles was da war; dass die Frau nicht gerettet wurde, betrübte ihr Gemüt, sie klagten alle ihre Güte. Die Herzogin sprach darauf zu ihrem Gemal: „Man brachte mir eines Morgens früh eine unbekannte Magd, man fand sie auf dem Wasser.“ Er liess sie vor sich bringen, vermochte aber nicht, sie zu erkennen, obschon er sie zuvor gesehen hatte; das rührte von dem Trübsal her, das ihr widerfahren. Der Herzog schwur, er wolle ihr das Leiden ersetzen; er gab ihr eine ehrenvolle Stelle, bat sie zu ihm zu sitzen und fragte sie mit Geschick, woher sie gekommen? Die edle Frau sprach: „Herr, es ist nicht so, wie ihr denkt. Ich und mein Geliebter wollten nach Rom fahren, da geschah es wegen meiner Sünden, dass

das Schiff zerborst von den Fluten; Alle entrannen, ich allein kam an den Strand geschwommen, wo mich der Fischer fand.“ Da hielt sie der Herzog mit Ehren und bat, dass sie seinen lieben Sohn lehren möchte. Wenn der Herzog etwas thun wollte, so fragte er sie dabei um Rath. Sie war stets keusch, ihr Herz brannte in Gottes Liebe; des Herzogen Vitztum begann es sehr zu wundern, dass die Frau solchen Ruhm bei Hofe erworben hatte; er dachte, er könnte nicht leben, wenn er nicht seinen Willen mit ihr hätte. Er dachte in seinem Herzen: Würde mir die Frau gnädig und hold, sie gäbe mir Silber und Gold, denn sie hat es in Aufsicht*); wenn sie mich aber verschmähet, so kann ich es wohl machen, da mir mein Herr sehr gnädig ist, dass sie dessen Huld verliert. Er wählte eine Dirne dazu, die warb spät und früh, dass sie seinen Willen heimlich stillen sollte. Er gäbe ihr Erbe und Eigenthum. Die Rede ward der Frau Leid: „Warum redest du das? [sprach sie] dem Herrn geziemt besser seines Gleichen im Arme, denn ich fremde und arme Magd; wenn er aber es in Sünden thun will und mich als Kebsweib haben wollte, so bin ich zu stolz für die Schmach; ich wähne, dass keinem armen Weibe solches Leid wie mir geschah.“ — „Er will dich wohl dafür belohnen, wenn du es thun willst, so sprich, und ich bringe ihn heimlich zu dir.“ — „Ich habe dir meine Gesinnung gesagt, die Rede ist nicht gut und nicht anständig. Es gibt Frauen genug, die mag er gewinnen, er unterlasse es, mich minnen zu wollen, und mache der Welt keinen Spott. Meinen Dienst mag er sonst wohl haben, wenn er die Rede lassen will. Würde ich so bethört, wäre meine Ehre verloren!“ Die Dirne that ihm die Rede kund und

*) V. 549 — 553.

er dacht im herzen: wurde mir
die vrowe genedic und holt,
sie geb mir silber und golt,
wan sie des gutes waltet.
sie slust, sie behaltet.

sagte: „Ich will von nun an kein halbes Wort mehr mit ihr reden, solche Rede habe ich von ihr gehört."

Die Rede erregte des Vitztums Zorn und er schwur einen Eid, dass er mit Hinterlist ihr des Herrn Ungunst zu Wege bringen wollte. Mit Grimm ging er in den Saal, da die Mägde sassen, und da er die Frau erblickte, sprach er: „O weh, du Unhold, sitzest du hier mit Gold geziert und behangen, es ist dir gut ergangen; aber ich weiss sicher, dass du billiger ins Holz fahren solltest, als hier über Mägde die Aufsicht führen. Ich weiss nicht, warum ich mich so gegen dich vergass, dass ich mich herabliess, meinen Willen an dir zu suchen; man sollte dich mit Ruthen peitschen." Die Frau sagte, dass er ihr Unrecht thue, sie sei kein Unhold; da wollte sie der Vitztum mit Füssen stossen, aber ihre Genossen verhinderten es, indem sie aufsprangen und ihn abwehrten. Die Frau wand die Hände und sprach: „Nun hilft es mir wenig, dass ich aus der Woge gerettet wurde, nun muss ich solche Vorwürfe dulden, des erbarme dich, gnädiger Gott! Die Mägde riethen ihr, dass sie das Weinen liesse und es ihrem Herrn klagte, der es ihr nicht versagen würde, sie mit Ehren zu richten. Sie wollte sich daran nicht kehren: „Ich will meinem guten Herrn sein Gemüt durch kein Ungemach betrüben, dass der Vitztum übel zu mir geredet hat, und was er mir gethan, das will ich alles ungerochen lassen. Er hat mich so angeschuldigt, weil er mich gern schlecht machen wollte.

Der Vitztum liess sich einen Schlüssel zu der Kammer der Frau machen und (der Hund, der ungetreue Mann) begab sich dahin. Als er leise aufschloss, da ward ein grosser Windstoss; in demselben Winde schnitt er dem Kinde das Haupt mit dem Schwerte ab und legte ihr das Kind in den Schooss, als ob sie es gethan hätte. Darauf ging er zum Herzoge und sagte ihm, er solle aufstehen, es sei schon spät, er müsse zur Metten gehen, denn der Tagstern schiene. „Ich schlief noch gern, sagte dieser, meine Hofmeisterin weiss wohl die

Zeit; ich sehe aber, es ist Tag, geh hin und sieh, wie es kommt, dass sie nicht erwachte.“ Er ging, wo die Frau vor allem Verrath blos lag. Er that einen Stoss an die Thür, dass sie entzwei borst. Eia, wie laut schrie er: „Wohl auf, alle die hier sind, die Mörderin hat das Kind im Arme ermordet; dass es Gott erbarme, dass wir sie je sahen.“ Die gute Frau lag mit Blut beflossen da, und als sie das Blut merkte, griff sie mit der Hand und suchte das Kindlein. Sie sprach: „Gnädiger Gott, ich weiss vor Leide nicht, wo ich bin, ich habe den Verstand verloren! Wie hast du mein so vergessen, hätten mich doch die Fische auf dem Meeresgrunde gefressen, dass mich kein Mensch erkannte!“ Der Hund (der Vitztum) lief sie an und schlug sie auf den Mund, dass das Blut herausfloss ihr in den Schooss. „Du musst dein Leben lassen, du musst wieder in den Grund, woraus man dich zog; es hilft dir wenig, dass man dich da rettete.„ Das Gesinde lief herbei, um zu schauen. Der Herzog sprach zu der Frau, welche im Jammer vor ihm stand: „Nun hast du deine Treue gar an mir zerbrochen, was hast du an mir gerochen? Hätt' ich dir nicht gelohnet, du hättest doch Gott mögen geschont haben!“ — „Ich bin ein jammervolles Weib, ich habe das Leben verwirkt, darum fürcht' ich nicht den Tod, ich kam ohne Schuld in diese Noth. Was ihr mit mir thun wollt, das kann Niemand verhindern. Christus möge sorgen, der aller Wittwen Beschützer ist *)!“

Da sprach des Herzogs Gemalin: „Wie darf sie laut werden, man soll sie sogleich wieder in des Meeres Grund werfen!“ Das war dem Herzog ungemach und er sprach klüglich diese Worte: „Wenn wir sie auch immer aufhingen, der Schaden wäre doch nicht

*) Vers 726—729.

Waz ir welt mit mir begân,
daz kan nieman under stân,
E zu welle bedenken krist,
der aller witwen vogt ist.

ungeschehen, darum sollen wir sie gehn lassen, das dünket mich am besten gethan.“ Da sprach der leidige Vitztum: „Wer soll diese Sache rächen? Hat sie dich mit Zauberlisten angegriffen, so soll man sie nicht am Leben lassen.“ Der Herzog sprach: „Bei meinem Leben (sam mir min lip), das Weib thut mir noch mehr leid, als mich das Kind dauert, welches sie getödtet im Arme trägt. Nun mach' mit der Frau, was du willst, magst du alle Schuld auf dich nehmen.“ Der Gott leidige Vâlant*) hub die Hand auf und schlug sie mit der Faust, dass ihr das Haupt sauste und das Kindlein entfiel. Mit beiden Händen fasste er sie bei dem Haare und führte sie aus der Kemenate. Die Leute baten ihn alle, dass er sie leben liesse und sie nicht mit Füssen stiesse. Ihm däuchte aber des Leides nicht genug, mit der Faust schlug er sie wieder, damit sie nicht sprechen möchte. Er sprach: „Ich will mich an dir Unreinen rächen, dass du nimmer einen bezauberst, noch in Verder-

---

*) V. 754. Der gote leide valant. — J. Grimm sagt in der deutsch. Myth. S. 555: „Eine Benennung ist bis hierher aufgespart worden, die bei unsern mhd. Dichtern oft vorkommt. vâlant pf. Chuonr. 8458. valantes man. das. 3098. 5343; der übel vâlant Nib. 1334, 1. vâlandinne (teufelin) Nib. 1686, 4. vâlentinne 2308, 4. Gudr. 33a; vâlant Wigal. 3994, 6976, 7022; er hat gehoeret den vâlant. Frauend. 65; daz in der vâlant riten sol, Welsch. gast 67a; der leide vâlant. Trist. 8909; des valandes rat. 11,339; vâlandes man 6217, 6910; valant Ottoc. 453b. mehrere Dichter enthalten sich des Worts, Wolfram, Hartmann, Rudolf, Konrad, nhd. dauert es fort als Eigenname, sonst kommt es selten vor: der böse volant (Chr. Weises Comödienprobe 219); Junker Volland (Bertholds Tagebuch S. 54). In Henneberg sagt man: der böse Fahl oder Fahl (Reinw. 1, 30). Ein ahd. fâlant, vâlant habe ich nie gefunden, auch nicht als Eigennamen, und doch ist es kaum in Zweifel zu ziehen, da die Participialbildung wie in vîant, heilant, wigant u. s. w. auf frühe Zeit weist. Das mhd. Verbum vâlen, vaelen findet sich blos in der Martina (145, 177, 215) und Albr. Titurel; es hat die Bedeutung unsers Fehlen, Irren, vgl. Schm. 1, 519. Fâlant muss also entweder aussagen, was das Adj. irri, iratus, infensus, oder irrend, verleitend, seducens (goth. airzjands, ustûtônds.) ags. ist Faeljan oder Faelan scandalizare, seducere, dessen Participium faelend völlig entsprechen würde. Vielleicht liegt in dem altnord. fâla (gigas femina) und dem Verbum faela (terrere) ein verwandter Sinn; „es ist sehr glaublich, dass fâlant früher auch auf Riesen ging.“ — In den Riesengeschichten, welche die prosaischen Volksbücher enthalten, wird Volland geradezu für ungeschlachter Riese gebraucht. In der obigen Stelle in der Crescentia steht es in der Bedeutung von Teufel, wie wir auch sagen: der Gott leidige Satan. Ebenso im König Rother V. 683 (s. Bd. I, S. 57): du hast den vâlant getan; dagegen scheint es ebendas. V. 1152 (s. Bd. I, 60) da hat der eine valant den lewin geworfen an die want, mehr in der Bedeutung von ungeschlachter Riese zu stehen, obschon auch Teufel nicht unpassend ist.

ben bringst*), den Tod musst du von mir erhalten." Die Frau erseufzte tief aus dem Herzen, und rief eifrig zu Gott: „Nun empfange Herr, meinen Geist, denn du weisst meine Unschuld wohl." Als sie das Wort sprach, stiess er sie am Halse, dass sie in die Woge fiel bis auf den Grund. Des Mordes freute sich der Hund.

Gott richtete da das Unrecht über dem Herrn und den Knecht, beide wurden an ihrem Leibe gestraft**), wie sie es an der Frau verdienten. Die Frau trieb den Fluss hinab, bis auf den dritten Tag, wo sie an einem Werder lag; sie sah Sanct Petern herzugehen und über dem Wasser stehen, er reichte ihr die Hand und führte sie mit trockenen Füssen über die Flut an das Land; ihre Begleitung war gut. Nun hiess sie der greise Mann wieder zu des Herzogs Burg gehen; er sprach: „Wer dir seine Sünde öffentlich und vollständig bekennt, den mache gesund und heil." Die Frau war froh über die Rede, sie ging unverdrossen, was sie die zwei Tage zu Thal getrieben war, zurück, und kam zur None***) bis vor die Burg, wie weit Sanct Peter sie begleitet hatte. Keiner von den Dienstmannen des Herzogs erkannte sie, auch nannte sie sich nicht. Man fragte sie, ob ihr ein Arzt bekannt wäre, der ihren Herrn gesund machen möchte? Eine Weile bedachte sie sich, dann sprach die Frau: „Führet mich hin, dass ich euern Herrn beschaue, wie es um das Siechthum steht, ob ein Arzt Gewalt haben mag." Man führte sie dahin, wo der Herr lag, und sie sagten: „Es ist der dritte Tag, dass ihm dies Ding geschah, dass er weder hörte noch sah, noch dass er etwas zu essen nahm. Wir wussten, weiss Gott! nicht, ob er noch zu dieser Zeit lebte, wenn nicht der Athem, der von seinem Munde geht, uns tröstete, dass er gesund werden könnte." Sie sprach: „Willst du gesund

*) verleusest.

**) und sie wurden beide vergiht an dem leibe, d. i. sie wurden contract, krumm und lahm, indem die Glieder durch Convulsionen verzerrt wurden.

***) V. 808. ze none. Vgl. Bd. I, 206.

werden, so sollst du alsbald alle deine Missethat bekennen, dann mag die Seuche geheilt werden.“ Da freuete er sich, blickte fröhlich auf und bekannte mit Worten alles, dessen er sich schuldig gemacht hatte. Als die Beichte gethan war, hiess ihn die Frau aufstehen; das konnte er nicht. „Das macht deiner Sünden Last, sprach die Frau, bedenke dich besser; mich dünket, dich quält noch etwas.“ Er hatte nämlich verschwiegen, dass man die Frau in das Wasser geworfen. Seine Reue wurde streng und scharf, er weinte manche heisse Zähre und beichtete es offenbar; da ward er alsbald geheilt und gesund. Nun bat er, dass sie auch zu seinem Dienstmann gehen möchte, der mit der Bürde gleicher Siechheit beschweret, ob er gesund würde, er wollte ihr dann reichen Lohn an Gold, Silber und Gesteinen geben. Sie sprach: „Den Schatz achte ich sehr gering, man führe mich dahin, wo der Sieche liegt.“ Sie kam und rührte ihn mit der Hand, da kehrte er sich von der Wand; sie sagte: „Sich auf und sprich, bekenne deine Sünden offenbar von Herzensgrund, dann magst du wohl gesund werden!“ — „Ich will dir heimlich gern einen Theil meiner Sündenlast sagen.“ — „Nein, fürwahr, das mag nicht geschehen, du musst öffentlich bekennen.“ Sie sprach zum Herzog: „Mich habe denn mein Sinn betrogen, sonst glaub' ich, er scheuet mich wegen der Beichte; er hat nichts wider meine Huld gethan, was soll mich der Mann scheuen? Ich weiss wohl, dass ich nie ein Kind hatte, das mir so lieb wäre, er mag ganz laut reden. Ich möchte einen Eid darauf schwören, dass er mir nie ein Leid that, ich mag es wohl darauf ankommen lassen, mein Leben wollt' ich durch ihn verlieren.“ Da er den Mord bekannte, sah ihn der Herzog an; die Frau hiess ihn aufstehn und vor die Kemenate gehen. Er stand gesund auf. „Nun weiss ich es, du Hund, sprach der Herzog, dass du mir manchen Kummer bereitet hast, dass soll dich aber sehr gereuen.“ Vergeblich bat die Frau, den Zorn schwinden zu lassen, er

wollte von keinem Ausreden und Abrathen wissen, und hiess den ungetreuen Mann in das Wasser werfen. So fällten ihn seine Sünden.

Darauf sprach der Herzog zu der Frau, dass sie geruhen möchte, zu schauen den Kaiser und seinen Bruder: „Dich hat unser gnädiger Gott uns zum Troste hergesandt, nun sei darum gemahnt, dass du sie gesund machst, so wird dir grosse Ehre zu Theil.“ Sie sprach; „Nun wisset sonder Spott, der Arzt ist unser Herr Gott, von dem habe ich die Gewalt, es sei Weib oder Mann, wenn sie mir öffentlich ihre Sünde bekennen, sie gesund zu machen.“ Nun zogen sie mit grossen Ehren nach Rom, und wegen der neuen Märe kamen die Römer vor die Burg, um die Frau zu schauen und empfingen sie wohl.

Als die gute Frau ihren Herrn mit betrübten Gemüte ansah, sprach sie weinend und still vor sich hin: „Wie jammert mich mein Gemal, er hat es an mir wohl verdient.“ Ihr Herz war Leides voll um den Kaiser, ihren Mann. Sie sprach: „Was du gethan hast von deiner Kindheit Tagen, das sollst du öffentlich bekennen, so scheidet dich die Gottes-Kraft von der Seuche, mit welcher du behaftet bist.“ Als er gethan, wie sie geheissen, verliess ihn die Seuche dennoch nicht, das kam daher, weil er der Königin vergass. „Bedenke dich besser,“ sprach die Frau. Da fuhrte es ihm Gott in das Gemüt, dass er daran dachte, wie er sie ertränken liess und er bekannte es ganz laut: „Auf mehr kann ich mich nicht besinnen, dass ich wider Gott gethan.“ Die Frau hiess ihn aufstehn und er war gesund wie vormals, darüber freuten sich die Römer, es war ihnen sehr lieb. Der Kaiser sprach: „Lass dich erbarmen, ich habe einen armen Bruder, der leidet an derselben Krankheit.“ Sie liess sich dahin führen und übersah mit Willen, was sie Leides von ihm erfahren. Sie hiess ihn seine Sünden öffentlich bekennen, wenn er auf Erden wieder gesund werden wolle. Da verhelte er kein

Wort, doch wollte er gern den Mord der Versammlung verschweigen und bat, dass sie sich zu ihm neigen möchte. „Nein, sprach sie, du musst öffentlich sagen, was du gethan hast.“ Zu dem Könige sprach sie dann: „Wer ein Reich bewahren soll, der kann leicht irre geführt werden, wenn er sich nicht wohl hüten kann. Hat dein Bruder irgend etwas gethan wider dich und deine Leute, das sollst du heute verzeihen.“ Der König beschwur es mit einem Eide. Da sagte der Bruder, wie er es anstiftete, dass seine Schwägerin verloren wurde. Die Römer wurden erzürnt und wollten ihn verurteilen; aber die Frau liess ihn gesund mit sich gehen und verschaffte ihm des Kaisers Huld.

Nun wurde der König über die Maassen froh, sein Herz fing an, ihm zu sagen: das ist Crescentia. Er sprach zu der Frau: „Wenn du mir eine Bitte erfüllst, so will ich dir thun, was du verlangst.“ Sie sagte, dass sie das thun wollte, wenn er es halten würde; da schwur er einen Eid vor den Fürsten, und Crescentia sprach: „So erfülle ich dein Verlangen.“ Da hiess er eine Schere bringen und schnitt ihr das Hemde auf; als er ein Kreuzlein sah, ward er froh, nannte sie mit Namen und fiel ihr zu Füssen: „Wohl mir, dass ich dich sehen muss, Gott hat dich mir erhalten, wir sollen mit Freuden alt werden.“ Alle waren ihres Leides frei. Als die Frau eine Woche bei dem Könige war, wurde ein Hof gehalten, der König sass zu Gerichte, viele Fürsten kamen und auch die Königin. Sie trat mit Züchten vor den König und bat ihn, seines Wortes zu gedenken. Er sprach: „Bitte mich, was du willst, die Gabe ist mir nicht zu viel.“ Die Frau begehrte, dass er sein Leben wandeln sollte, Kirchen und Gotteshäuser bauen; sie wollte in einer Klause wohnen. Der König erschrak so sehr über die Rede, dass ihm eine Weile die Sprache fehlte, doch mochte er nicht von dem Gelübde abstehen, welches er vor den Fürsten gethan hatte. Da entsagte er der Krone. Gott hat ihm dafür sein schönes Himmel-

reich gegeben und ewiglich mit ihm zu leben. Die Frau wurde Klausnerin um den ewigen Gewinn. Der schöne Dieterich besass das Reich zu Rom gewaltiglich.

Hie hat daz maere ein ende.
Nu hebt uf die hende,
und bitet got durch sinen tot,
daz er uns lose ûz aller not
und teil uns mit sinen hort,
1055. ich mein: sin himelriche dort.

XXX.
Das Meerwunder.

Das Meerwunder, ein strophisches Gedicht in Herzog Ernsts Ton (vgl. Bd. I, S. 135.) gehört, wie es uns überkommen ist, zu den Bearbeitungen der alten deutschen Heldensagen, welche Kaspar von der Roen nicht mit besonderm Glück und Geschick, jedoch zuverlässig in sehr lobenswerther Absicht, da die grössern Gedichte ausser Geschmack zu kommen anfingen, in der zweiten Hälfte des XV. Jahrh. unternahm. Abgedruckt nach dem alten Heldenbuche, unter welchen Namen die Gedichte vereinigt wurden, ist es im II. Theil des Heldenbuchs, oder im III. Bande der deutschen Gedichte des Mittelalters (herausgeg von F. H. v. d. Hagen und Al. Primisser), Berlin 1825, S. 222 — 226. Es hat 31 Strophen, und ist hier der Sprache nach, des leichtern (allgemeinern) Verständnisses wegen, so viel nöthig war, verändert.

---

1. Nun hört und schweigt zu dieser stund,
ich mach euch abenteure kund
von einer königinne,
die war ein'm könig lobesan:
da wusch ein teufelicher mann,
der wollt die frauen gewinnen;
er thät ihr leides gar genug,
als ihr hernach werd't hören,
er war so grimmig und unfug,
all weib wollt er bethören,
er trug den reinen frauen hass:
wo ihm eine mocht werden, die schwächt er und darnach sie frass.

2. Nun mögt ihr hören, wann'n er kam,
derselbe teufelische stamm,
von wem er wurd' geboren:
es sass ein edel frau so hehr
in Luneria bei dem meer,
ein königin auserkoren,

die ging spazieren vor dem wald,
dort bei dem meer so wilde;
da kam ein meerwunder gar bald,
ein grausamliches bilde,
das schwächt die frauen auserkorn,
mit nöthen, über ihren dank: davon der waidmann ward geborn.

3. Die frau, die litt gross angst und noth,
sie wär' nahends gestorben todt
wohl von dem meerwunder;
er zwang sie, über ihren dank,
und dass die frau ward tödtlich krank
von dem grausamen kunder:
es hätt' füss' als ein fledermaus,
und war rauh als ein Bäre,
ging aufgericht mit hohem braus,
recht als es ein mensch wäre,
es hatt' augen nach falken art,
sein maul war eine spanne weit, über sein brust so ging sein bart.

4. die frau gar nahe todt belieb,
bis dass der teufel da vertrieb
sein lust da mit der frauen.
sie sprach: „o weh der grossen noth!
nun wollt' ich lieber liegen todt,
denn dass ich hie soll schauen
so gar ein ungeheures bild,
soll mir mein leib bezwingen.
o herr! nun sei mein schirm und schild.
lass mir nicht misselingen.
soll ich dem wesen unterthan,
der als ein teufel ist gestalt't, nicht lang ich das gedulden kann."

5. da ritt ein edel fürst so her,
der b'gann da jagen bei dem meer
hirsch, hinden und manch wilde.
da schrie die frau so wohl gethan:
„helft mir, ihr tugendhafter mann,
hier vor des teufels bilde!"
das meerwunder hub sich davon,
und hatt' sich schier verkrochen.
da sprach der fürst so wohlgethan:
„frau, was hat euch gebrochen,
dass ihr so jämmerlichen schreit?
sagt mir eur' noth und all eur' klag: kann ich, ihr werd't von mir befreit."

6. da sprach die frau gar wohl gethan:
„ach Herr, ich war in diesem tan
zur kurzweil hergegangen,
da kam ein grausamlicher degen,
der hat gewalt hier mit mir pflegen,
mir ward nie zeit so lange.
nun hat euch gott wohl hergesandt,
es wär' gewest mein ende;
da ihr kamt, der teufel verschwand
von mir also behende:
und wärt ihr mir zu trost nicht g'kommen,
ich mein, das teufelische bild hätt' mir mein leben gar genommen.

7. Des ist bekümmert hier mein sinn."
er sprach: „wo ist der teufel hin?
für wahr, ich wollt' euch rächen,
und dass ich ihm möcht kommen an,
sein leben müsst er mir hie lan (lassen),
oder müsst mir meines brechen.
nun sagt mir, werthe frau so zart,
und wo er hin sei gekommen."
da sprach die frau von hoher art:
„das hab' ich nicht vernommen,
und wo der teufel kommen ist,
ich mein, er sei im wilden meer, darin sein wohnung ist all frist."

8. da sprach der edel fürst so zart,
der war ein herre von Lampart:
„so ziehet mit mir heime
und all eur' sorg, die sei gelegen,
man soll euch tugendlichen pflegen,
als zarter frauen reine."
sie sprach: „mein herr, das dank' euch gott,
edler herr, so lobesane,
thät' ichs vor leid, so stürb' doch todt
daheim meim lieber manne
da ich heut morgen von ihm ging,
da gab er mir lieblich sein kuss, mit armen schön er mich umfing.

9. Ich kann sein nimmermehr verklagen,
dass ich mich that so ferne wagen
her in die grünen auen,
dass ich mein ehr' verloren han (hab');
ich mein, auf erden nie kein mann
gewann als lieb ein frauen;

als mich mein herr in ganzer lieb
hat lieb von ganzem herzen:
nun hat der teufelische dieb
gemehrt mein leid und schmerzen,
der mir mein ehr' genommen hat:
und wird sein inn mein lieber herr, ich sprech' fürwahr, so stirbt er todt."

10. „Ach Frau, nun lasst eur' sehres klage;
da so da soll man niemand klagen;
ihr wurd't der sach bezwungen.
wollt ihr, ich geb' euch gut geleit,
bis ihr kommt in eur' sicherheit.
hat es euch misselungen,
so seht euch fürbass eben für,
und thut nicht mehr spazieren
allein vor eures hauses thür,
so bleibt ihr ohne wirren.
das soll euch sein warnung gut:
und geht nicht fürbass in den Hag, ihr wisst denn, dass ihr seid behüt."

11. Die auserwählte frau gemeit
der edel fürste heimbeleit
bis an ihr gut gewere.
die frau, die war betrübet sehr,
denn sie gedacht' wohl an ihr ehr',
ihr herz, das war ihr schwere.
das b'gann merken der könig lobsan,
das sie war sehr betrübet;
er sprach: „zart frau, was liegt euch an,
dass ihr in leid euch übet?
was bricht euch, was ist euch geschehen?
dieweil ihr habt gewohnt bei mir, hab' ich euch nie so traurig gesehen."

12. Die frau, die sprach: „traut herre mein,
ihr sollt eins guten mutes sein,
und mir gewirret nichte."
sie that, als sie der herre lehrt,
der sie vom teufel hat ernährt
aus jämmerlicher pflichte.
gar oft sie da erseufzen gund (begann),
und wo sie war alleine.
das merkt' ihr herr zu mancher stund,
von seiner frauen reine:
wie viel der herr sie darum fragt,
so wollt sie ihn betrüben nicht, dass sie ihm davon nichts nicht sagt.

13. Doch war g'wachsen der frauen leib,
als noch sie thun, die zarten weib,
wenn sie sein schwanger worden.
danach sie da ein kind gebar:
sein haut, die war mit schwarzem haar,
gleichwie der bären orden.
der herr und auch die frau erschrak,
da sie das kind ansahen.
der herr sprach: „was das deuten mag?
ob mich gott will verschmahen?
desgleich ich nie gesehen hab:
denn das kind ist rauch als ein bär, seine augen roth und schwarzgrau.“

14. Das kind zog man gar lobesam,
bis es zu zwölf jahren kam;
da nahm es zu mit krafte,
dass niemand mocht' vor ihm bestan,
viel mannig werther, kühner mann.
der ward von ihm gestrafte,
dass jedermann den teufel floh
und seinen grimmen zoren;
wer sich mit fechten gen ihm zoch,
und der musst sein verloren;
darum so floh ihn jung und alt;
er wollt den könig vertreiben von seinen landen mit gewalt.

15. Grosser unthat er sich annahm:
was er der jungfrauen ankam:
die schwächt er all, fürwahre,
gar heimelich so that er das,
und darnach ers zu speisse ass,
dass man viel jungfrau clare
verlor wohl in dem königreich,
die er all hat gefressen.
betrübet ward der könig gleich,
dass er sich hat vermessen
zu schwächen viel der jungfrauen hehr,
die er heimlicher alle frass, dass man ihr keine gesah nicht mehr.

16. der edel könig auserkorn,
hatt' manch' schöne magd verlorn
wohl von dem argen wichte,
und sprach zu ihm: „wärst du mein sohn,
so sollst du adeliger thun;
dein weis' gefällt mir nichte;

wärst du von adelichem stamm,
so thätst du bas gebaren."
da der teufel die wort vernahm,
das that ihm also zaren,
dass er dem könig trug gross hass:
er wollt den vater tödten, wenn er vollbringen mochte das.

17. Dem edlen kön'g, vor etlich' jahrn
hatt ihm sein weib ein' sohn geborn,
der war stark, fromm und kühne,
und ihm man grosse ehre sagt:
dem trug der bankart hass und neid
wohl um sein ehr' und schöne.
der bankart stellet nach sei'm leben
dem vater und dem sohne;
er that sehr nach dem königreich streben,
er wollt ihn' den todt thune.
und er wollt selber herre sein:
darum viel mancher werther mann von ihm kam in des todes pein.

18. dà der vater und sein sohn sah,
dass er ihm also stellet nach
wol um ihr beider leben,
da sprach der vater zu sein'm sohn:
„dein bruder wird uns den tod thun,
und hüt' wir uns nicht eben;
mich dünkt nicht, dass er mein sohn sei,
dass er uns will erstechen.
was will der arge teufel frei
hie an uns beiden rächen?
dass er uns bringen will in noth.
ein' sinn woll'n wir wohl finden, dass er muss selber liegen todt."

19. Der vater sprach zum sohn gar schon:
„wir haben manchen werthen mann,
lass'n wir ein'n mit ihm streiten;
denn er gross' lieb zu morden hat,
ob ein mann ihn brächt in noth,
der sollt' zu allen zeiten
bei uns der beste sein genannt,
ob allen werthen fürsten."
da das manch werther mann bekannt,
die b'gann nach ehren dürsten,
etlicher sprach: „traut herre mein,
was ihr von mir begehret, das will ich euch hie diensthaft sein."

20. Die werthen held gar wonnesam
waren dem rauhen alle gram
wohl um sein übel muthe,
dass er viel werthen manchen mann
hätt' den bittern tod gethan
und vergossen hätt' sein blute;
die wollten sie nun rächen all;
darum kamens zu nöthen;
wohl funfzig mann bracht er zu fall,
die er all begann tödten,
die er all' nach einander schlug,
der man je ein'n nach dem andern also todt hin zum grabe trug.

21. Da wollt' ihn niemand mehr bestehn,
ihn scheuet mancher werthe mann,
die thaten vor ihm fliehen,
wohl vor dem teufel ungeheur.
dem könig, dem wurde freude theur,
auf sein best schloss da b'gann er ziehen;
dasselbig schloss, das sperrt er zu
vor dem scheusslichen kunder.
der arge teufel hat kein ruh,
nun mögt ihr hören wunder,
er scheuet weder pfeil noch g'schoss:
des schlosses thor das stiess er auf mit einem mordiglichen stoss.

22. Dieweil hatt' sich gewappnet an
der könig, der sohn und die frau schon,
in stahel und in eisen.
der kön'g sprach: „nun helfet mir,
dass wir tödten das arge thier;
darum wird man uns preisen.
ob ich das thier gemachet han,
das kann ich nicht gelauben:
er ist der teufel weidemann;
er will uns hier berauben
des königreiches, merket eben,
darum will er uns bringen alle drei um unser leben."

23. Der rauh' kam zu ihn'n in den saal
und schlug auf sie gar ohne zahl
der starken schläg' so schwere.
der vater und sein lieber sohn
die thaten, was sie mochten thun.
die edel kön'gin hehre,

die edel kön'gin hoch genannt,
die liess sich nicht verdriessen,
sie hatte ein' bogen in der hand,
da mit da b'gann sie schiessen
in den rauhen viel manche pfeil.
doch schlug er tiefe wunden dem vater und dem sohn dieweil.

24. Die mutter viel pfeil' in ihn schoss,
und das viel blutes aus ihm floss,
dass es schwamm auf dem saale.
der vater und der sohn damit
ihm manche tiefe wunde schnitt,
dass er that einen falle.
der vater und sein lieber sohn
sich an dem rauhen rachen (rächten),
der stiche thaten s' ihm viel thun,
bis dass sie ihn erstachen.
dazu half ih'n das werthe weib,
und dass da ward ernähret wohl vor dem tod der dreier leib.

25. Da nun der rauhe lage todt,
der kön'g sprach: „frau, nun sagt durch gott,
wie habt ihr ihn empfangen?
das sagt uns sicherlichen eben;
es soll euch alles sein vergeben,
ob ihr hätt't missgegangen."
die frau die sprach: „mein lieber herr,
lasst mich bei euer hulde:
ich ging spazieren nicht gar fern,
dadurch kam ich in schulde,
da fing mich also grausamlich
ein scheussliches meerwunder, und das that sehr bezwingen mich."

26. Der kön'g der sprach: „traut fraue mein,
das soll euch gar vergeben sein,
seit ihr seid word'n bezwungen.
nun saget mir, ob es euch ziem'
und wie ihr kommen seid von ihm,
und da es euch misslungen." —
„ich sah ein sicherlich fürwahr,
ein herr, der b'gann herziehen,
ich ruft' ihn an mit nöthen gar:
das meerwunder b'gann fliehen;
der herr, der half mir aus der noth,
und that mich heim begleiten; des soll ihm immer danken gott." —

27. „Ihr auserwählte frau so fein,
und möcht es noch bei leben sein
dasselbig meerwunder,
so wollt' senden ich euch dahin,
ob noch zu euch ihm ständ sein sinn,
dass wir das scheusslich kunder
auch möchten tödten zu der stund'
und dass ihr würd't gerochen.
dadurch, so würd' mir freude kund,
und all's mein leid zerbrochen.
die frau die sprach: „das weiss ich nicht;
ich thu', was ihr gebietet, was mir halt darum geschicht."

28. Er sprach: „zart frau, so geht so drat (schnell)
da euch der arg' genöthet hat;
so will ich und mein sohne
verborgen liegen auch dabei,
wir wollen treulichen stehn euch frei,
dass er euch nichts mag thune."
die frau legt an ihr zierlich wat (kleid),
mit schönheit mannigfalte,
und ging dazu des meeres flut;
das meerwunder kam balde;
da hatten sich verborgen schon
der vater nnd sein lieber sohn: das meerwunder ihnen nicht entrann.

29. Sie fingen da das meerwunder.
da sprach die edel frau so hehr:
„ich will mich an ihm rächen."
und sie nahm ihres herren schwert;
sie sprach: „das hab' ich lang begehrt,
das ich dich soll erstechen;
du hast betrübet mir den sinn,
und g'bracht zu grossen grauen."
das schwert, das stach sie oft durch ihn,
sie sprach: „du sollst kein frauen
nimmer bringen in solche noth."
das schwert, das stach sie oft durch ihn, bis dass er vor ihr lage todt.

30. da sprach der könig und sein sohn:
„frau, ihr habt euch gerochen nun,
ihr sollt nun gar froh sein,
und habt fürbass ein'n guten mut;
und nimmer also thorlich thut,
und dass ihr geht alleine

spazieren fürbass an das meer,
so mag euch nicht misslingen.
sein sohn that manchen held' so hehr
hier um sein leben bringen;
auch wollt er uns hab'n g'bracht in noth:
doch hat uns gott geholfen, dass sie vor uns beid' liegen todt."

31. da zogen sie mit freuden heim,
der kön'g, der sohn, die frau so rein,
in also hohen ehren.
die sach, die blieb also verschwiegen,
die frau ward keiner unehr ziehen.
dabei so nehmet lehre.
dass man in solchen dingen sei
verschwiegen und getreue.
wer das thut, der ist nicht ehren frei
und bringt ihm keine reue.
denn es ist der welt sitt' also,
dass mancher hier auf erden ist des seines nächsten unglücks froh.

XXXI.
Von der Milde.

Mit der Ueberschrift: „Ditz ift ein mer rich von den herren zv osterich“ findet sich in der Heidelberger Handschrift, 341, Bl. 332[d] — 334[a], das nachfolgende Gedicht von 202 Versen, welches eine Klage über den Mangel an Theilnahme für Dichtung und Ritterlichkeit, wie ganz besonders über das immer Seltnerwerden der frühern Freigebigkeit, enthält. (Man vergleiche o. S. 114 die ersten 10 Verse des Pfaffen Amis, welche denselben Gedanken aussprechen, wie er in vorliegendem Gedichte, besonders von V. 103 ff., ausgeführt wird). Als Grund wird Uebersättigung angeführt, welche die Gönner durch übertriebene Freigebigkeit im Anfang selbst veranlasst hätten. Von dem einleitenden Vergleiche eines gefrässigen Menschen hat Hr. W. Wackernagel in seinem altd. Lesebuche (II. Ausg., Sp. 585—592, dessen Text hier aufgenommen ist) das Stück überschrieben: „Beispiel vom Frafs;“ vielleicht um so weniger passend, da, nach dem Weinschwelg stehend, es leicht anderes vermuten lässt, als der Inhalt ist. — Aehnliche Klagen finden sich im dreizehnten Jahrhundert bei provençalischen Dichtern (Giraut Riquier, Ramon Vidal u. A); das in Rede stehende deutsche Gedicht setzt Wackernagel ebenfalls in das 13. Jahrh., dann kann es aber wohl nur in den Schluss fallen, wenn es nicht in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts gehört. — Es wird hier Text und prosaische Uebersetzung gegeben.

Ein vrâz der was fô gar ein vrâz,
  Daz man des wânde, er hete gâz
Mê guoter fpîfe alleine.
  Danne diu werlt algemeine.

V. 1—23. Ein Frass war so sehr ein Frass, dass man wähnte, er hätte allein mehr guter Speise gegessen, als die Menschheit zusammen. Wie viel er auch ass, er sprach doch, er hatte noch grossen Hunger. Nun hatte er ziemlich viel

5. Swie vil er gaz, fô jach er doch,
Er hete grôzen hunger noch.
Dô het er vriunde ein michel teil:
Die fprachen „ez ift ein unheil,
Ob unfer vriunt fô ftirbet,
10. Daz er niht fpîfe erwirbet,
Daz er fich zeinem mâle gefate.
wir hân an guote wol die ftate
Daz wir verfuochen wol fîn kraft:
Wir fuln im eine wirtfchaft
15. Nâch fîn felbes willen geben.
Wir möhten ungerne leben.
So man uns her nâch verwize,
Daz er fîn tage verflize,
Daz er nie zeim mâle wurde fat.“
20. Sî brâhten fpîfe an eine ftat,
Sô guot, fô manger flahte,
Daz man ir aller ahte
Vil kumen wizen kunde.
Dô az er unz die ftunde,
25. Daz er den geluft gebuozte,
und im diu fpîfe unfuozte
und er fî wider muofte geben.
Dô wart verkêret fîn leben:
Swie vil er az unz an die zît,
30. er wart fô rehte kiusche fît,
Daz er minner denne ein kint az.
Sus wart der gitlîche vrâz
Ein vafter der befte,
Den man in der werlde wefte.
35. Der ê was fô vraezic,
und darnâch wart fô maezic,
Dem tâten vil gelîche
Die herren zOfterrîche.

Freunde, die sagten: „Es wäre doch schlimm, wenn unser Freund dahin stürbe, ohne dass er so viel Speise hätte, sich einmal satt zu essen. Wir sind reich genug, um seine Kraft zu versuchen; wir wollen ihm eine Mahlzeit nach seinem eigenen Willen geben. Wir möchten doch nicht gern leben, dass man uns nachher tadelte, dass jener habe seine Tage beschliessen müssen, ohne einmal satt geworden zu sein.“ Sie brachten an einen Ort Speisen zusammen, so gut und so mancherlei Art, dass man sie kaum wissen konnte.

V. 24 — 59. Da ass er so lange, bis er seine Lust büsste, ihm die Speise nicht mehr schmeckte und er sie von sich geben musste. Da ward sein Leben umgewandelt: und wie viel er auch zuvor ass, so ward er nun so enthaltsam, dass

Die wurben hie vor umb êre:
40. Der gelufte fi fô fêre,
Daz fî des dûhte durch ir guft,
Ob mer, erde unde luft
Ir lop niht möhte getragen,
Sî wolten ir dennoch mê bejagen.
45. Des gewunnen fî fô grôze gunft,
Daz man in alle die kunft
Dar ze Osterrîche brâhte,
Der ie dehein man gedâhte.
Die gulten fi âne mâze.
50. Dô gefchah in als dem vrâze,
Der az unz in der hunger lie,
und im mit alle zergie.
Swer ir genaden ruochte,
Der vant dâ fwaz er fuochte.
55. Daz triben si unz an die ftunde,
Daz ir fô vil begunde
Nâch guote zOsterriche ftreben
Durch daz unmezliche geben
Daz fî fich heten angenomen;
60. Des begonde ir dar fô vil komen:
heten fi alder kriechen guot,
Sine möhten alder gernden muot
Mit gabe niht erfüllet hân,
Daz fi unmâze muofen lân.

---

er weniger als ein Kind ass. So ward aus dem gierigen Frass der beste Faster, der je in der Welt war. Der vordem so gefrassig und danach so massig ward, dem thaten es sehr gleich die Herren zu Oesterreich. Die strebten fruher so sehr nach Ehren, dass sie in ihrer Begier dachten, und wenn auch Meer, Erde und Luft ihr Lob nicht mehr tragen könnte, so wollten sie doch noch mehr erjagen. Dadurch kamen sie in so grosse Gunst, dass alle Kunst, die ein Mann nur erdachte, man nach Oesterreich brachte. Die belohnten sie ohne Maass. Da geschah ihnen wie dem Frass, der ass, bis ihm der Hunger verliess und ganz und gar wegblieb. Wer ihre Gnade begehrte, der fand, was er suchte. Das trieben sie so lange, bis dass wegen des unmässigen Gebens, welches sie angefangen hatten, so viele um Gut nach Oesterreich zogen;

V. 60—95. daher kamen ihrer soviel hin, dass, hätten sie auch den Reichthum aller Griechen gehabt, sie das Verlangen aller Begehrenden nicht mit Gaben hatten stillen mogen; darum mussten sie Uebermaass lassen. Davon ward ihr Leben so verkehrt, dass ihnen Freude und Geben so sehr widerstand, dass sie es nun weniger thun, als man es in andern Landen thut. Ich meine aber nicht, dass sie alle so sind, man findet noch manchen biderben Mann daselbst, so gut wie anderwarts, das will ich nicht in Abrede stellen. Man findet auch Manchen, den die Erde nicht tragen sollte. Das muss man alles verschweigen: man darf weder loben noch schelten. Das fand man früher sehr selten, dass irgend die Anrüchigen den Biderben so lieb wären, wie sie es nun zu Oesterreich sind. Ihre Gesinnung ist

65. Des wart verkêret ir leben,
Sô daz in vreude unde geben
Sô ungefuoge widerftuont,
Daz fi des dâ nû minner tuont,
Denne man in andern landen tuo.
70. Dane meine ich fi niht alle zuo:
Man vindet noch vil biderben dâ
Alfe wol fam anders wâ:
Desn mag ich in niht entwîchen.
Man vindet ouch fumelichen
75. Den diu erde niht folde tragen.
Daz muoz man allez dâ verdagen:
Man getar dâ loben noch fchelten.
Daz vant man ê vil felten,
Daz iender die wandelbaeren
80. Den biderben fô liep waeren,
So fi nû fint ze Osterriche.
Ir muot ftêt nû ungeliche,
Swie ez doch fi ein vriuntfchaft.
die biderben fint fô tugendhaft,
85. Daz fi daz dunket miffetân,
Daz fi iemen bî in fchelten lân,
Und lâzent nieman fchelten.
Wie daz die valfchen gelten?
Danen lânt fi niemen bî in loben.
90. Sî ftekent in der fchanden kloben:
Des nement fi niemens lob vür guot.
Swie rehte man dem rehten tuot,
Sô man in lobt durch rehte fchult,
Daz ist der valfchen ungedult.
95. Der grimmen nîdaere ift fô vil,
Der ez ietslîcher velfchen wil,

---

nun ungleich, da es doch eine Freundschaft sein soll. Die Biderben sind so tugendhaft, dass sie es fur unrecht halten, wenn Jemand bei ihnen gescholten wird, und sie lassen keinen schelten. Wie vergelten das die Falschen? Sie lassen keinen bei sich loben; sie stecken in der Schande Kloben *) und nehmen Niemandes Lob für gut. Wie recht man dem Rechten thut, wenn man ihn schuldigermaassen lobt, so ist das den Falschen unangenehm, der grimmem Neider sind so viel.

V. 96—130. dass es jeglicher für schlecht erklaren will, so dass keiner singen darf. Man nimmt auch Fidelns wenig wahr; und begehrt selten Erzahlung. Ungezogene unkeusche Worte sind leider so beliebt geworden, dass man sie statt der guten begehrt. Ritter und Frauen mogen wohl klagen, dass Saitenspiel, Singen

---

*) Kloben, worauf man Vögel fangt.

Daz nieman ſingen getar.
Man nimt ouch videlens lûzel war;
Man gert ouch ſagens kleine.
100. Ungezogeniu wort unreine
Diu ſint nû leider ſô wert,
Daz man ir für diu guoten gert.
Ritter unde vrowen mugen wol klagen
Daz ſeitspil ſingen unde ſagen
105. Sint worden widerzaeme.
Die wîle ſi wâren genaeme,
Dô was man vrowen ſô holt,
Daz man ir minneclîchen ſolt
Vor allen dingen ſuochte.
110. Swes ir genâde ruochte,
Des tet man mê danne vil.
Do ſagen ſingen ſeitſpil
Ze hove wurden vernommen,
Dô wâren die ritter willekomen.
115. Man gab in hôhiu ravit *)
Und guoter kleider zaller zit,

---

und Sagen sind zuwider geworden. So lange sie angenehm waren, da war man den Frauen so hold, dass man ihren minniglichen Sold vor allen Dingen suchte. Wes immer ihre Gnade begehrte, das that man mehr dann viel. Als Sagen, Singen und Saitenspiel am Hofe vernommen wurde, da waren die Ritter willkommen; man gab ihnen hohe Streitrosse und gute Kleider zu aller Zeit, und führte sie zu den Frauen, und liess sie auch Ritter schauen bei Turnei und Ritterschaft. Man sah den, der im ritterlichen Aufzuge mit ganzem Harnisch ritt; dem nun Niemand ein graues Kleid und ein schlechtes Pferd geben will. Man sieht nun viel Ritter auf Wallachen, welche doch der Hengste werth waren. Weil man ihrer nicht zu Freuden begehrt, so haben sie sich nun danach gestaltet. Da man Sagen, Singen und Saitenspiel belohnte, da man Rittern das Leben angenehm machte, konnte man ihnen leihen und geben.

*) Es scheint hier nicht unangemessen, die gewöhnlich vorkommenden Benennungen für Pferde anzugeben. Schele (Reinh. F. 1354) = der Hengst, Beschäler; Hengest = verschnittener Hengst, Wallach; daher oben V. 124 das verächtliche hengestritter. Ors oder Ros (s. o. 125) Pferd im edlern Sinne, ritterliches Pferd, Ross. das March = Pferd im allgemeinen, sowohl Streitross (Roland. Lied 3933. 4092) als Lastpferd. Der gegenwärtige Sprachgebrauch bezeichnet dagegen mit Mahre ein schlechtes Pferd, daher wohl der Zusatz Schindmähre. — Ravit s. o. V. 115 und Bd. I, 97 ist das eigentliche Streitross, daher der Zusatz hoch. Den Gegensatz zum Streitross macht der Zelter, daher im Frauenturnei V. 67 – 71.

Sie solden alle kumen dar,
und daheime lazen gar
alle gemeine ire wer,
ir swert um sich und niht mer,
uf iren tzelden - pferden.

Gurre (s. o. 123) bezeichnet eine alte, abgetriebene Stute, ein schlechtes Pferd überhaupt. Auch heut zu Tage sagt man, um ein schlechtes Pferd damit anzudeuten „alte Gurre."

Und fuorte ſi zuo den vrowen,
Und lie sie ouch ritter ſchowen
Ze turnei und ze ritterſchaft.
120. Man ſach den der mit ritters kraft
Mit ganzem harnaſche reit;
Dem nû niemen grâwiu kleit
Noch ein gurren geben wil.
Man ſihet nû hengeſtritter vil,
125. Die doch wol roſſe waeren wert.
Daz man ir niht ze vreuden gert,
Dar nach hânt ſi ſich nû geſtalt.
Do man ſagen ſingen ſeitſpil galt,
Do man rittern galt ir leben,
130. Man kunde in lihen unde geben
Man kunde in zuo gebâren,
Daz ſi gerne ze hove wâren:
Nû ſint ſi gerner anders wâ.
Man ſihet nû lüzel ritter dâ
135. Wan die dâ ſîn müezen.
Man möhte ſi ſô dâ grüezen,
Daz si dar ſtrebten alſam ê.
Ein milter hât nû lobes mê
Danne zwelf in den jâren
140. Do ſi alle milte wâren.
Dô was diu milte ein lantsite,
und ſchalleten ûf einander mite:
Dâ von muoſen ſî geben,
und muosen milticlîchen leben.
145. Daz leben hât ſich verkêret,
Daz ſi nû niemen êret,
Die milte in diſen zîten ſint,
Wan got unde gotes kint

V. 131—160. Man konnte an ihrem Wesen sehen, dass sie gern zu Hofe waren: Nun sind sie lieber anderswo. Man sieht nun wenig Ritter da, ausser die, welche da sein müssen. Man möchte sie so da grüssen, dass sie dahin strebten wie früher. Ein Freigebiger hat nun mehr Lob als zwölfe in der Zeit, wo sie alle freigebig waren. Da war die Freigebigkeit eine Landsitte, und sie machten mit einander grosses Wesen davon, so dass sie geben mussten und freigebig leben. Das Leben hat sich verkehrt, so dass sie nun niemand ehret, die freigebig in diesen Zeiten sind, ausser Gott und Gottes Kind und der heilige Geist. Dennoch haben sie einen Antrieb dazu: Das ist das Gebot der Tugend: Sie geben nun nicht anders als um Gottes und christlicher Treue willen: Die Gabe ist ohne Reue. Nun soll man sehen, wer freigebig sei. Vordem hatten sie Furcht, weil alle Welt die Geizigen schalt. Darum machten sie mannigfaches Aufsehen mit Kleidern und Festen: sie gaben alle um die Wette.

Und der vil heilige geist.
150. Dennoch habent ſi einen volleiſt:
Daz iſt ir tugende gebot:
Sinen gebent nû niht wan durch got
Und durch kriſtenliche triuwe:
Diu gâbe iſt ane riuwe.
155. Nû ſol man ſehen wer milte ſî.
In was hie vor diu vorhte bî,
Daz aldiu werlt die argen ſchalt:
Des was ir ſchallen manicvalt
Mit kleidern und mit hôchgezît:
160. Sî gaben alle enwiderſtrît.
Dô man ſô mangen gebenden vant,
Donen wâren die milten niht bekant.
So der arge riche muoſe geben,
Sô gap er ſô, daz man ſin leben
165. Für den milten armen lobte.
Swie er nâch der gâbe tobte
Mit herzeclîcher riuwe,
Sô was ſîn lob doch niuwe.
Nu erkennet man die milten wol:
170. Sit man nû niemen ſchelten ſol,
Der man tuot nû mit guote
Niht wan nâch ſinem muote;
Nu ſol man ſehen der liute muot,
Sît man ez wol lât oder tuot.
175. Swer nû gît, der gît durch got
Und durch der milte gebot
Und durch den rât ſin ſelbes tugent.
Des lop hat billich immer jugent
Vor got und vor den liuten;
180. In ſuln alle engel triuten.

V. 161—190. Da man so manchen Gebenden fand, waren die Freigebigen nicht bekannt. Wenn der geizige Reiche geben musste, so gab er so, dass man sein Thun vor dem freigebigen Armen lobte. Wenn er auch hernach mit herzlicher Reue sich über das Geben beklagte, so war sein Lob doch neu. Nun erkennt man die Freigebigen wohl, seit man keinen mehr tadeln soll, nun thut jeder mit seinem Gute nur nach eigner Gesinnung; nun kann man der Leute Sinn sehen, seit man es wohl lässt oder thut. Wer nun gibt, der gibt um Gottes willen und durch das Gebot der Freigebigkeit und nach dem Rathe seiner eigenen Tugend. Sein Lob hat billig immer Jugend vor Gott und vor den Leuten; ihn sollen alle Engel lieben. Wer freigebig zu der Zeit blieb, da man sie zur Freigebigkeit trieb, wie man es mit trägen Ochsen thut, und sie das für gut nahmen; wer da vor Schande bewahrt war, sieht man den nun freigebig sein, seit ihn niemand mehr zwinget, so war auch seine Freigebigkeit zuvor von des heiligen Geistes Meisterschaft und von getreuen Herzens Willen.

Swer milte bî den zîten bleip
  Do man ſi zuo der milte treip
Sô man die traegen ohſen tuot,
  Und ſi daz namen für guot;
185. Swer dô vor schanden iſt geneſen,
  Siht man den nû milte weſen,
Sît in nû nieman twinget mê,
  Sô was ouch alſîn milte ê
Von des heiligen geiſtes meiſterſchaft
190. Und von getriuwes herzen kraft.
Swer aber ê vil gegeben hât,
  Und nû ſîn geben dar umbe lât,
Daz man im ez niht verwîzen mac,
  Den geſach man nie deheinen tac
195. Mit rehter milte leben:
  Der hât durch tôren lop gegeben.
Sît tôren lop zergangen ſî,
  Nû ſîn ouch tôren geber vrî:
Nû ſôl man wîſe geber ſehen,
200. Diu milte muoz nû ſô geſchehen,
Daz ir got und alſîn kint
  Von ſchulden immer geêret ſint.

V. 191 — 202. Wer aber vordem viel gegeben hat, und nun sein Geben darum lässt, weil man es ihm nicht verweisen mag, den sah man niemals mit rechter Freigebigkeit geben: der hat um der Thoren Lob willen gegeben. Da nun das Lob der Thoren zergangen ist, sind auch die thörichten Geber frei: Nun soll man weise Geber sehen. Die Freigebigkeit muss nun so statt finden, dass ihr Gott und alle seine Kinder schuldigermaassen geehrt sind.

XXXII.
Der Koloczaer Codex.

Da das Buch „Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte, herausgegeben von Johann Nep. Grafen Mailáth und Johann Paul Köffinger, Pesth, 1817, 8." worin ausser 15 Gedichten auch der vollständige Inhalt des grossen Codex angegeben, vergriffen und nicht für jedermann leicht zu haben ist, ein Fall, der sich mit Friedrich Schlegels deutschem Museum, wo Bd. IV, S. 404 — 440 durch Martin Georg von Kovachich eine vollständige Beschreibung und Angabe des Inhalts mitgetheilt war, wiederholt, so scheint es dem Zwecke gegenwärtigen Buchs nicht unangemessen, hier eine Wiederholung der Inhaltsangabe und eine Nachricht über die Handschrift folgen zu lassen.

Wahrscheinlich wurde der Codex für die Bibliothek des Matth. Corvinus geschrieben. Als der Bischof Patachich von Grosswardein im Jahre 1776 zum Erzbischof von Kolocza befördert wurde, brachte er den Codex mit, welcher in der Capitularbibliothek aufbewahrt wurde. Schon 1784 wurde in der Allg. deutschen Bibliothek LVII, 289 eine Nachricht darüber gegeben; ausführlicher geschah das in Schlegels deutsch. Museum durch Kovachich, der im November 1811 den Codex unvermutet zu Kolocza fand. Dieser Codex ist 4 Zoll dick, 11 Zoll hoch und beinahe 10 Zoll breit, in sehr starke, mit blassrothem Leder überzogene Holztafeln gebunden, welche einst an den Ecken und in der Mitte mit Krepinarbeit verziert waren. Das erste Blatt ist leer; auf der Rückseite steht: Das haifzt de gefamt aventhewer. Auf dem dritten Blatte folgt der Inhalt des Werkes, aber nicht vollständig; die sieben letzten Zeilen davon finden sich in der Mitte des Buchs. Die Blätter, 338 an der Zahl, sind sauberes Pergament von etwas ungleicher Dicke, hie und da zerstochen oder etwas abgeschnitten; der sorgfältige Abschreiber übersprang aber jede Kluft, so dass sein Fleiss keinen Buchstaben verloren gehen liess. Die Blätter sind nach Quaternionen gerechnet, welche auf jedem achten Blatte

nit römischen Zahlen bezeichnet sind. Es sind deren XXXII, wie lie letzte Seite des Codex ausweiset; der erste nur ist fünfbogig.)ie Seiten der Blätter sind einmal gespalten, jede Spalte enthält 10 Verse, das ganze Werk gegen 53,000; es würden 54,080 ieraus kommen, wenn nicht in der Erzählung Reinhart Fuchs drei Spalten unbeschrieben geblieben wären, die CLXXXI. Märe zur Hälfte und die zwei letzten ganz mangelten. Die Gedichte sind mit römischen Zahlen numerirt; es sind deren CLXXXIV, jedoch ist las erste, die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg, nicht nitgezählt. Die XX. Märe ist ohne Zahl geblieben; es muss da-ier, bis einschliesslich LXXVII, eins zugezählt werden. Die Schrift st mönchisch, fett, ziemlich gleichförmig, rein, fast durchgehends sehr leserlich, und wahrscheinlich aus dem Anfange der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Der erste, dritte, fünfte u. s. w. Vers steht immer vor; die Anfangsbuchstaben der Gedichte und jedes Absatzes in denselben, jedoch nicht nach bestimmten Regeln, sind sehr gross und entweder mit lebhaft frischem Roth oder mit dem unverwelklichen Ultramarin sehr fleissig, zierlich, manchmal beinahe die ganze Länge eines Folioblatts verschiedentlich herab geschweift, gemalt. Bei dem CXLIX. Gedichte hören sie auf; an ihre Stellen sind leere Plätze mit kaum bemerkbaren Lettern. Abkürzungen kommen selten vor.

Daz buche heiſet geſampt habenthewr.

I. (Die goldene Schmiede.)
II. Hie ſulln wir leſen ein lop unde
380. ein leith ſuzen von unſer vrowen.
III. Hie hebent ſich unſer vrowen ſan
880. anderthalp hundert gruzze an.
IV. Ditz haiſſet unſer vrowen klage
1178. die ſol man leſen alle tage.
V. Ditz ist von dem jüngeste tage
442. do man hort iamers clage.
VI. Ditz buchel haiſſet kato,
584. daz liſet man in der ſchule alſo.
VII. Hie leret uns ſpiegel aller tugent
512. czuth alter levte und der iugent.
VIII. Hie hebet ſich an der tugent krancz
342. daz macht uns an der Seele glancz.

IX.	Dicz buchel uns hie bezeiget
289.	daz unſer herregott funf stund ſein houbt hat geneiget.
X.	*Dicz ist Munich Felix genannt
382.	der tut uns dicz mere bekannt.
XI.	Hie hebent ſich an groz wunder
108.	von unſer Vrowen beſunder.
XII.	Hie hebet ſich an ein mere gut
244.	von einer Vrowen wol gemut.
XIII.	Dicz mere ist auch geſchehen.
286.	wie ein Blinder wart geſehen.
XIV.	Dicz iſt ein ſchones mere
90.	von einem Ritter lobebere.
XV.	Dicz iſt eine mere vil hart
132.	wie einer vrowen ihr ſun gevangen wart.
XVI.	Dicz iſt eine mere genczlich
98.	von einem diebe freislich.
XVII.	Dicz iſt ein ſchones mere
88.	von einem schulere.
XVIII.	Dicz iſt ein gut mere
90.	von einem pfarrere.
XIX.	Hie iſt auch ein ſchones mere
98.	von einem andern schulere.
XX.	Dicz iſt von einem mvnche krank
170.	wie der in einem waſſer ertrank.
XXI.	Hie kunde ich vch ein mere
124.	von ein ſundigen schulere.
XXII.	Dicz iſt von einem apte gut
126.	den unſer vrowe auf dem mer behut.
XXIII.	Hie iſt ein hubſches wunder
90.	von unſer vrowen beſunder.
XXIV.	Hie hebet ſich ein mere an
222.	von einem ritter vreiſſam.
XXV.	Hiernach hebet ſich danne
84.	ein mer von einem edlen manne.
XXVI.	Dicz iſt von einem molere
68.	ein viel ſchones mere.
XXVII.	Dicz mer ſag ich durch wunder
62.	wie die tewfel einen probſt furten beſunder.
XXVIII.	Dicz iſt von einem ritter gut
184.	der lip und ſele wol behut.

X. s. o. S. 273 — 279.

XXVIIII. Dicz ift von einem offen funder
204. ein vil genemes mer.
XXVIIII. Dicz ift von einem hubfchen ritter,
286. des kummer wart vil bitter.
XXX. Dicz ift von einem Schulere
466. ein viel gutes gehortes mere.
XXXI. Dicz ift ein mere, und hebet fich an mit lobe alfo
320. von dem heiligen Theofilo
XXXII. Dicz ift wie ein edele man ze ritter wart
650. der fich dem teufel ergab.
XXXIII. Dicz ift ein fchones mere
226. von einem ritter lobebere.
XXXIIII. Dicz ift von den czwelf fchuleren
343. ein buchel gut zu leren.
XXXV. Hie ift ein fchones mere
362. von einem andern fchulere.
XXXVI. Dicz ift des grawen mantels mere
652. got helf uns von aller fwere.
XXXVII. Dicz ift ein mere, wie ein arme Spinnerin
104. mit einem helbelinge ein munfter eines Koniges volbracht.
XXXVIII. Dicz buchel ift von feltfener art
712. und heifet der wienner mervart.
XXXIX. Hie hebet fich an der vrowen turney
412. und ift auch vefte als ein ay.
XL. Dicz ift der kumber genant
140. und bringen manchen in groze bant.
XLI. Dicz buchel heifet vrowen lift
685. der viel mancher wife ift.
XLII. Dicz buchel heifet des hundes not.
308. der nach was vor hunger tot.
XLIII. Dicz mer ift wie ein man mit einem
476. hannen ein reiger vienge.
XLIIII. Dicz ift der koczen mere
308. got buze uns unser swere.
XLV. Dicz ift der Slegel genant
1200. Nyemant gebe fein gut uz der hant.
XLVI. Dicz ift von einer heideninne
1902. die phlac gute sinne

XXXVIII. s. o. S. 224. — Im Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte. Herausgeg. von Joh. Nep. Grafen von Mailath und J. P. Köffinger. Pesth 1817. Nr. II, S. 53—74.

XXXIX. s. o. S. 236. — Bei Mailath und Köffinger a. a. O. Nr. III. S. 75—87.

XLVII. Dicz buchel heiſet der jungelinch
1264. Gott der bezzer unſer dinch.
XLVIII. Dicz buchel heiſet Crescentia
1054. Die was ein edel vrowe ſa.
IL. Dicz buchel heiſet frowen triwe
420. Got helf uns ganzer riwe.
L. Dicz iſt von des tewfels swere
142. Ein vil ſeltſenes mere.
LI. Dicz ich ein ſchones Mere geunt (genuc)
530. Wie ein Munch ein kint trat (truc).
LII. Dicz buchel iſt adams klage genannt
430. Die er leid manchen tac zehant.
LIII. Dicz buchel heiſet pfaf amys
2256. Der hat begangen manchen pris.
LIIII. Dicz iſt fuchs reynhart genant
2268. Got helf uns in ſin lant.
LV. Dicz ſchone mere
512. Iſt von einem veltbure.
LVI. Dicz heiſet des tevfels echt
326. des phlac ein maid mit einem knecht.
LVII. Dicz iſt von dem Strickere
22. Ein ſchone rede offenbere.
LVIII. Dicz iſt von Lazaro
102. und von dem richen Manne alſo.
LIX. Dicz buch seit von der Messe
306. der ſull wir ouch gerne vermeſſe.
LX. Dicz iſt von unſern Herren marter
102. des ſuzzen und ſiner mutter zarter.
LXI. Dicz iſt von den pfaffen
112. die nach eren mogen kaffen.

XL. s. o. S. 238. — Bei Mailáth und Köffinger Nr. IV, S. 89—94.

XLI. s. o. 239. — Bei Mailáth und Köffinger Nr. V, S. 95—114.

XLII. s. u. bei der Thiersage Nr. XXXIX. — Bei Mailáth und Köffinger Nr. VI, S. 115—125. — In Grimms Reinhart Fuchs S. 291—301.

XLIII. s. o. S. 243. — Bei Mailáth und Köffinger Nr. VII, S. 127—141.

XLIV. s. o. S. 244. — Bei Mailáth und Köffinger Nr. VIII, S. 143—153.

XLV. s. o. S. 245. — Bei Mailáth und Köffinger Nr. IX. S. 155—188.

XLVI. Bei Mailáth und Köffinger Nr. X, S. 189—240.

XLVIII. s. o. 310. — Bei Mailáth und Köffinger Nr. XI, S. 241—274.

XLIX. s. o. 247. — Bei Mailáth und Köffinger Nr. XII, S. 275—288.

LIII. s. o. S. 114. — Bei Mailáth und Köffinger Nr. XIII, S. 789—355. — In Beneckes Beiträgen II, S. 499—608.

LIV. s. u. in der Thiersage Nr. XXXVI. — Bei Mailath und Köffinger Nr. XIV, S. 357—420. — In Grimms Reinhart Fuchs. Berlin 1834. S. 24—103.

LXII. Dicz ift von den die der predige
152. fpottent und lachent.
LXIII. Dicz ift eines loters mere
74. davon fait der Strickere.
LXIIII. Hie fait der Stickere von
208. dem kunige Salomone.
LXV. Hie faget uns der Stricker vom dem vreunden
108. die raten kvnnen und gehelfen.
LXVI. Dicz ift von einem hazzigen
60. und von einem nidigen.
LXVII. Hie will ich euch bedevten
192. von falfchen' geistlichen leuten.
LXVIII. Dicz ift von dem ieger
52. got ift unfer phleger.
LXIX. Diez ift von einem blinde diebe.
54. got uns im mache vil libe.
LXX. Dicz ift wie ein man
116. von fines herren hulden quam.
LXXI. Hie fint drev dinch
68. Die got unmere fint.
LXXII. Dicz ift von dem Meczen
42. Got muz uns je hymmel feczen.
LXXIII. Dicz ist von einem richen man
96. Den fin funde rewen began.
LXXIV. Hie wolde ein kunige ze howe warn
164. und hiez fich feinem amtman wol bewarn.
LXXV. Dicz ift von einem kunige
244. Der wolde nie gelachen.
LXXVI. Dicz ift von unfers herrn lichnam
178. ein rede fo lobefam.
LXXVII. Dicz buchel daz lis von ein eyche
40. got uns von funden weiche.
LXXVIII. Dicz ift von einem fpottere
214. Des Strickeres mere.
LXXIX. Dicz ift, wie ein habch wart
38. auf einem hamel gebvnden.
LXXX. Dicz ift ein mere wie ein wolf
53. Einen fifch erbeitz.

LXVIII. Bei Hahn: kleinere Gedichte von dem Stricker. Quedlinburg und Leipz. 1839. Nr. IX, S. 39—41.

LXIX. Bei Hahn Nr. VIII, S. 36—39.

LXXI. Bei Hahn Nr. X. S. 41—44.

XCV. Bei Hahn Nr. XIII, S. 79 — 81.

CI.	Dicz ift von den bifchofen
82.	die dacz unrecht folden ftroffen.
CII.	Hie entret er die wifen pfaffen
40.	befundern toren unde affen.
CIII.	Hie jaget ein man einen wolf
46.	daz ift eine mere vil ftolcz.
CIV.	Dicz ift von einem wuchercre
146.	ein vil fchones mere.
CV.	Dicz mere ift wie di wip ier man
60.	mit zouber gewunnen dan.
CVI.	Hie geneuzet ein ietslich man
222.	fein frumikeit nur wider fein wip.
CVII.	Dicz ift von einem buren, und ift ein mere
100.	feltfene der war felten fat.
CVIII.	Dicz ist wie ein richer man,
92.	fynen knecht kliden begann.
CIX.	Dicz ift wie czwen market,
82.	waren gelit in ein ftat.
CX.	Dicz ift von dem viligen
118.	die junge und alt betrigen.
CXI.	Dicz ift von eines herren fvn
207.	. . . .
CXII.	Dicz ift wie ein herre finen
86.	man verfucht, daz ift vil gut.
CXIII.	Hie klaget den tichtere
544.	mancher hande fwere.
CXIV.	Dicz ift von einem Kunige
360.	der hiez *deposuit potentes de sede.*
CXV.	Hie fant der tevfel in die werlt
294.	funf geifte die fie verkorten.
CXVI.	Dicz ift von dem porten ein mere
888.	Got buze uns unfer fwere.
CXVII.	Dicz ift von der maze
218.	Got helfe uns ze der himmel ftrazze.
CXVIII.	Dicz ift von der werlte lon
250.	und ftet nicht umb ein bon.
CXIX.	Dicz ift von keifer Otten ein mer
854.	Nu helf uns got von aller fwer.
CXX.	Dicz ift ein mere von unfers Herren
586.	Barmherczigkeit vreudenbere.

CXIV. s. Bd. I, S. 415—419. Früher schon abgedruckt in Fr. Schlegels deutschem Museum. Bd. IV.
CXIX. s. Bd. I, S. 364—374.

CXXI. Hie hebet ſich an daz warme
130. almvſen von dem armen man.
CXXII. Dicz iſt von dem alweren man
132. den ſin wip betrowg yſan.
CXXIII. Dicz iſt ein mere von zwen haſen
134. daz muget ihr loſen ane niſen.
CXXIV. Dicz iſt ein mere von zwelf
144. Wachteln gar ſeltſene.
CXXV. Dicz buchel heiſet der ſperwer
370. das ſit furwar gewer.
CXXVI. Dicz iſt ein mere rich
1500. von den armen Heinrich.
CXXVII. Hie riet ein geuater der andern wie ſi
644. Ein bloch begrup ze hant.
CXXVIII. Hie bot ein man ſin wip daz ſi nach
248. ſeinem tode ane man beliben ſolde.
CXXIX. Dicz iſt von man und von wiben
154. die wolden in einander nicht beliben.
CXXX. Dicz iſt ein mer von dem wunſche
148. gewalten ze ein lere.
CXXXI. Dicz iſt, wie ein man
256. ſin wip begrub lebendic yſan.
CXXXII. Dicz iſt ein mere gut genvc
262. Wie ein wip das haiz yſen truc.
CXXXIII. Dicz iſt von einem goltvarwen kewer
92. der ſich gelicht einem vrowen.
CXXXIV. Dicz iſt von einem gartener
158. Ein vil ſchones mer.
CXXXV. Dicz iſt ein mer von einem Kunige
146. und von einer kunigin vz moren lant.
CXXXVI. Dicz iſt ein mere von gerete
128. und iſt von dem wiltprete.
CXXXVII. Dicz iſt ein gut mere
188. von einem gathern gewere.
CXXXVIII. Dicz iſt von den kaczen
28. die biſen und kraczen.
CXXXIX. Hie gewan ein kunig ougen
138. Einer katzen ane lougen.
CXL. Dicz iſt ein kurczes mere
14. Von einem lugenere.

CXXVI. s. Bd. I, S. 395—405. — Bei Mailáth und Köffinger Nr. XV. S. 421—464.
CXXXVIII. Bei Hahn Nr. I, S. 1—2.

CXLI. Hie hebet ſich ein mere an
22. von einem jungen man.
CXLII. Dicz iſt ein ſchones mere
166. von den gevlhunem.
CXLIII. Dicz iſt von einem toren ein mere
52. der redet ſeltſene.
CXLIV. Dicz iſt hubſches mere
50. von dem juden wandelbere.
CXLV. Dicz mere iſt von einem apgot
124. und iſt von des tevfels gepot.
CXLVI. Dicz iſt ein mere gut zu leſen
66. Wie ein riſe zwelf man gezze.
CXLVII. Dicz iſt ein hubſches mere
46. von einem nidere.
CXLVIII. Dicz iſt von zwen kunigen her
112. Eyn vil ſeltſene ler.
CIL. Dicz iſt von einem ratgebere
184. Ein vil hubſchez mere.
CL. Dicz iſt von einem jungen ratgeben
306. Ein vil gut mere ze geben.
CLI. Dicz iſt von der vrowen ere
1694. Die die werlt cziëret ſere.
CLII. Dicz iſt von einem Ackermanne
288. Ein ſchones mere danne.
CLIII. Dicz iſt von einer effeinne
56. und von ir ſeltſene ſinne.
CLIV. Dicz iſt von einem wolf ein mere
130. daz leret uns der Strickere.
CLV. Dicz mere daz iſt wie ein ritter
126. Entnvmen kleider truc gewer.
CLVI. Dicz iſt von czwen herren
112. Die warn vol trewen und eren.
CLVII. Hie vant ein man grozen hort
60. Daz mere iſt hier gut gehort.
CLVIII. Dicz mere iſt wie ein ritter
84. Reit ouf ein kirchgank ſider.
CLIX. Dicz iſt von einem kamerere
198. Eines vil ſchones mere.
CLX. Dicz iſt von einer vlen ein mere
194. ze horen ſeltſene gere.

CXLVIII. s. o. S. 109 — 114. Bei Hahn Nr. III. S. 2 — 8.

CLXI.	Hie vervlouk fich ein Valke auf den fe
134.	Daz er vil kume quam wider me.
CLXII.	Dicz ift des raben mer
64.	Dacz uns fagt der Stricker.
CLXIII.	Dicz ift der hanen mere
40.	Daz leret uns der Strickere.
CLXIV.	Dicz ift eines fchalkes mer
118.	Do von fagt uns der Stricker.
CLXV.	Dicz ift von einem ochfen her
60.	Den bacz ein muz fagt der Stricker.
CLXVI.	Dicz ift von unfteten wiben
130.	Die kunnen vreude vertriben.
CLXVII.	Dicz ift von milten kunicvinne
248.	Got gebe uns die waren minne.
CLXVIII.	Hie ftriten mit ein andere
540.	vrow ere und die fchande.
CLXIX.	Hie leret uns der Stricker
204.	von einem wucherere.
CLXX.	Hie gienk ein knecht für vrowen
216.	Nacket in ein ftuben.
CLXXI.	Hie wart entnacket ein ritter
98.	Das faget uns der ftricker.
CLXXII.	Hie trank ein gebower uber macht
220.	An fante Martines nacht.
CLXXIII.	Dicz ift von dem mus ein mere
60.	Das faget uns der Strickere.
CLXXIV.	Dicz ift von einem Wolfe
164.	Und von Genfen ein hubfch mer.
CLXXV.	Hie gaz ein Wolf ein Efel
190.	für ein krebfs.
CLXXVI.	Dicz ift von einem efel ein mer
172.	Dacz leret uns der Stricker.
CLXXVII.	Dicz ift von einem weideman
162.	Leret uns der Stricker fan.
CLXXVIII.	Dicz ift von einem wolfe ein mer.
70.	Dacz leret uns der Stricker.
CLXXIX.	Von einem waltfchretel ein mer
54.	. . . .

CLXXII. s. o. S. 105 — 109. Bei Hahn Nr. V, S. 20 — 29.

CLXXIV. bei Grimm in Reinhart Fuchs. S. 315 — 321.

CLXXV. bei Grimm in Reinhart Fuchs. S. 321 — 328.

CLXXVIII. bei Grimm in Reinhart Fuchs. S. 330 — 333. unter der Ueberschrift: der wolf und daz wip.

CLXXX.	Dicz ift von czwen zimermannen
104.	leret uns der Stricker dannen.
CLXXXI.	Dicz ift von einem ubelen wibe
884.	Die felten gut wart bi ir libe.
CLXXXII.	Dicz ift von den genfelin
112.	Daz waz ein fchones juncvrowelin.
CLXXXIII.	Dicz ift von dem herzen
	Do von liden zwei geliben fmerzen.
CLXXXIV.	Dicz ift von dem von Michelsperk
	Der phlac ritterlicher werk.

CLXXX. Bei Hahn Nr. VI, S. 29—32.

Die Thiersage.

Die poetische Auffassung der Thierwelt, welche schon das Alterthum in Indien, Persien und Griechenland kennt, und durch welche, mit Beibehaltung des Thiercharakters, die Thiere in Gesinnung und Handlungsweise vermenschlicht werden, hat sich im germanischen Mittelalter besonders glücklich ausgebildet und grössere Gedichte hervorgerufen. Fuchs und Wolf, beides durch List und Raubsucht bekannte Thiere, treten als die vorzugsweise handelnden Personen auf, wie denn auch die grössern Gedichte nach ihnen genannt werden. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert traten zuerst in Flandern und dann in Frankreich und Deutschland die Dichter der Wolf- und Fuchssage auf, welche sich dieser poetischen Einkleidung zum Theil bedienten, um gegen die Geistlichkeit und deren Oberhaupt, den Papst, die Geisel der Satire zu schwingen. In Ansehung weiterer Betrachtung der Thiersage muss auf J. Grimm's vortreffliche Einleitung zu seiner Ausgabe von Reinhart Fuchs (Berlin, bei Reimer, 1834) verwiesen werden; in diesem schätzbaren Werke hat derselbe die Hauptgedichte vereinigt, mit Ausnahme des von Mone herausgegebenen Reinardus Vulpes. Man sehe auch hiezu die Nachträge in Mones Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit, Jahrgang 1835, Sp. 47—55 von Mone, Sp. 181—185 von Massmann, Sp. 350 bis 361 und 456—467 von Mone, worin der litterarische und critische Apparat vervollständigt wird.

Nicht unangemessen dürfte es aber scheinen, sowohl von den lateinischen Gedichten flandrischen Ursprungs, als auch von den französischen Dichtungen kurze Auszüge zu geben und dadurch auf die deutschen Gedichte vorzubereiten, und diese dadurch in ihrem Zusammenhange mit jenen zu zeigen.

XXXIII.

Isengrimus.

Das lateinische Gedicht „Isengrimus“ ist nach einem Berliner
odex durch J. Grimm zum ersten Male gedruckt worden in dem
uche „Reinhart Fuchs.“ S. die Einleitung daselbst, S. LVII
s LXX, und den Text des 688 Verse zählenden Gedichts von
1—24. Die Dichtung, welche zwei Abenteuer der Thiersage
nfasst, „die Krankheit des Löwen“ und die damit in Ver-
ndung gebrachte „Wallfahrt der Gemse“ ist mit Geschick
ıd sogar mit Gewandtheit behandelt. Der Dichter scheint unter
en Classikern vorzugsweise Ovid gelesen zu haben. Seine Lebens-
it mag in die erste Hälfte des XII. Jahrh., vielleicht noch etwas
üher zu setzen sein, doch lässt sich aus dem Inhalte nichts Si-
eres für die Zeit der Abfassung bestimmen. Dagegen lässt sich
e Gegend, worin das Gedicht entsprang, mit ziemlicher Sicher-
it angeben; nämlich Südflandern, wo schon damals die roma-
sche Sprache die deutsche zurück zu drängen begann, indem
: für höfischer gehalten wurde; doch verstand man beide. Vergl.
rimm a. a. O.

Der Löwe, von einem starken Siechthum befallen,
ass er weder schlafen noch Speise zu sich nehmen
onnte, hatte, um nicht durch die Glut des Sommers die
rankheit zu vermehren, sein Lager in einem tiefen
hal bereiten lassen, wo der dichte Wald willkommenen
chatten bot. Durch Wald, durch Feld und Gebirge
atte er das Gebot ergehen lassen, dass hierher alle
hiere zusammen kämen, damit, wenn auch die Hoff-
ıng zur Heilung vergeblich sei, die letzte Pflicht der
ietät erfüllt würde. Er wollte nämlich noch bei Leb-
eiten über sein Reich verfügen und der Königin und
einen Kindern die Huldigung leisten lassen. Er hatte

auch einen allgemeinen Landfrieden geboten, damit Niemand beim Kommen oder Weggehen gefährdet werde. Jedermann vertraute vollkommen der Sicherheit, nur Reinhart Fuchs nicht. Der Wolf Isengrim erfährt es und freut sich, dass der Fuchs abwesend ist, er will ihm Schlingen legen. Reinhart will aber zu Hause günstige Zeit erwarten, indem er denkt, dass, wenn man ihn besonders nöthig habe, man ihn auch ganz besonders rufen werde.

Den Thieren werden am Hofe dem Rangverhältnisse nach ihre Sitze angewiesen, welche sie schweigend einnehmen; der Wolf aber drängt sich in die Nähe des Thrones, er erregt bei Gross und Klein Gelächter; nur der Löwe lacht wenig und spricht, während die Versammlung vor Schrecken bei dem Ton der Stimme bebt: „Isengrim, du bist heran gekommen, um nahe bei mir zu sitzen; ich glaube, du beabsichtigst, vorzutragen, was mir Hilfe schaffen kann, rede denn, wenn du etwas hast.“ Der Wolf hustete etwas und sprach: „Lass deine Furcht schwinden, o König, lass sie schwinden; du wirst wieder gesund werden und belohnen nach Verdienst Treue und Untreue. Reinhart wagt es sich als unloyalen Vasallen zu zeigen; was würde er uns thun, da er dir absagt? Da ihm nun befohlen ist, zu erscheinen, und er deinen Befehl und dich verachtet, so erzürnt uns das, und wenn seine Beleidigungen gegen uns dich so kränken, wie uns die Beleidigungen gegen dich, so werde ich nicht lange darüber trauern, dass der Fuchs unbestraft bleibt. Gott gebe, und er wird es geben, dass du gesund wirst; aber zuerst musst du den Widder und dann den Bock essen.“ — Beide hasste Isengrim eben so, wie den Fuchs, denn er hatte ihre Hörner kennen gelernt, als er in böser Absicht in das Haus der Gemse gekommen. — „Zuerst sollst du von ihnen die Leber essen, dann auch das Fleisch, das Fell ist nichts werth. Du darfst nicht besorgen, dass du grosses Unrecht thuest, wenn du den gelobten Frieden verletzest;

du bist der Löwe und musst grösserer Verpflichtungen eingedenk sein; Böses muss gethan werden, um Schlimmeres zu verhindern, durch thörichte Scham ist das Nützliche oft unterblieben. Es darf sich auch Niemand fürchten, dem Hofe ist Frieden zugesagt, und es gibt Niemanden hier, dem ich schaden möchte."

Berfried, der Bock und Joseph, der Widder, welche dies mit anhörten, sprangen schnell hervor und indem sie den Wolf mit Hörnerstössen hinweg getrieben, sagten sie: „Ist nicht der Platz zum Sitzen neben dem Kater leer? Herr Isengrim, nimm etwas weiter hinten Platz; glaubst du, dass dir der Vorsitz allein gebüre? Uns, von deren Fleische der König vielleicht ein wenig zu nehmen begehrt, verbietest du, vor ihm selber nieder zu fallen? Du sitzest vor dem Angesichte des Königs wie ein Consul oder Tribun; hast auch wohl grosse medicinische Kenntnisse? wird denn der heilsame von schädlichen Speisen unterscheiden, der nicht ein Blatt über Heilkunst gelesen hat? *). Ach, dass Reinhart da wäre! er würde das Zuträgliche und Schädliche von Speisen für den König angeben, denn er versteht sich darauf." Als sie so geredet hatten, fielen sie mit geöffneten Mäulern vor dem Throne nieder. Der König befahl ihnen huldvoll, aufzustehen und zu ihren Plätzen zurück zu kehren. Alle billigten die Rede des Widders und des Bocks, den Wolf aber schalt man einen Schwäzzer und Unwissenden. Alles schrie: „Isengrim, du verstehst nichts, mach' fort von hier!" Da ihn Alle trieben, ging er erröthend **).

Nun zürnt der König auf Reinhart und befiehlt, dass er komme; Gutthero geht sogleich mit dem Auftrage, ihn zu holen. Er findet ihn unter Haufen zusammengetragenen Fleisches stehen und sagt: „Unglücklicher,

*) V. 93. dampnosisne cibos discriminet ille salubres,
cui non est phisice pagina visa semel?

**) V. 103. „Scis nichil, Isengrime: fuge hinc," ait omnis, „abito."
Postquam omnis pepulit, paruit ille rubens.

was thust du?“ Jener antwortet: „Nun, ich bin Reinhart, der Fuchs, wer bist du denn? doch wohl Gutthero, der Hase? und nach deiner Rede bin ich unglücklich? wenn ich unglücklich bin, wer möchte dich für glücklich halten? aber meine grossen Vorräthe hier beweisen euch, dass ich nicht unglücklich bin; warum nennst du mich deshalb so?“ Gutthero antwortete: „Nun, wenn du willst, so zürne mir: es ist klar, dass du unglücklich bist. Auf den Vortrag des Wolfs, weil du nicht zu dem gebotenen Hof gekommen bist, hat der König den Vertrag aufgehoben und dich für schuldig erklärt.“ Reinhart lächelte und sprach: „Liebster Bruder, weisst du keinen andern Grund, weshalb ich unglücklich sein soll? Wenn mich der König nicht kennte, würde er mir nicht zürnen: jetzt erinnert sich die Hofburg meines Namens, und ich danke Gott auch dafür, dass man übel von mir spricht, denn es ist besser, als gar nicht erwähnt zu werden. Der Zorn des Wolfs ist mir lieber als die Gunst des Löwen; edler Zorn ziert mehr als klägliche Liebe. Die Mächtigen können auch die lieben, welche sie zu hassen pflegen, und es ist zuweilen recht gut, vorher missfallen zu haben, denn nach dem Zorne gemachte Bündnisse halten desto vester. Geh' wieder zurück, sage dem Könige, dass du mich nirgends gesehen habest; jetzt soll der Wolf noch den ersten Platz haben *).“

Gutthero that, wie ihm geheissen; Reinhart lebte üppig von seinen Speisevorräthen, und ging endlich, übermässig gefeistet, davon und sammelte Heilkräuter verschiedener Art. Sodann suchte er überall aufgerissene Schuhsohlen zusammen und machte sich, unter seinem schweren Bündel einher schleichend, auf den Weg. Er schien sich mehr fort zu wälzen, als einher zu schreiten, ungefähr so, wie Knaben beim Spiel runde Steine einher kollern, denn er war so lang, wie breit und hoch,

*) V. 134. Ysengrimus adhuc esto tribunus ibi.

r Bauch war härter als der Rücken und ein Fettklum-
n auf dem Rücken verhinderte, dass ihn seine Last
ıeuern konnte. So kam er zur Hofburg des Königs.
s der Fürst auf seinen dreimaligen Gruss nichts er-
edert, spricht er: „Fürwahr, ein schöner Lohn wird
r für unterthänige Diensttreue *) gegeben. Der Reiche
nn durch Verletzungen die Furcht verscheuchen, aber
s Armen Dienstfertigkeit (officum) entbehrt der Gunst.
ıtte irgend ein Reicher das für den König gethan,
ıs ich unternommen habe, so würde das Werk mit
nstigen Augen angesehen werden. Hätt' ich auch
el gehandelt, ich wäre doch angenehmer als irgend
ıer; ich habe Unrecht gethan, weil ich mich bemühe,
ı getreuer und frommer Diener zu sein. Ja jeder, der
:h bemüht, ein loyaler (bonus) Unterthan zu sein, der
thöricht, und ich will auch in der Folge alles recht-
haffene Handeln aufgeben."

Auf Befragen des Königs trägt er sein Verdienst
r, und als ihm gesagt ist, sich zu setzen, thut er das,
gt seine Last ab, und spricht: „König, ich hatte er-
ıren, dass du krank warst, und es gingen hierher deine
arone, der Bär und Eber, auch mein Herr Isengrim
ıd alle durch Reichthum ausgezeichnete und an Rath
uge Leute. Unter diesen Vornehmen scheuete ich mich,
eil ich arm bin, zu erscheinen, der Arme wird kaum
:duldet, wenn er nützlich und weise ist. Dies erwä-
end, machte ich mich auf und ging nach Salerno: All'
eses Leder hab' ich an meinen Füssen zerrissen." Zu
eicher Zeit kramt er die Sohlen aus, welche er mit-
ebracht hatte, und zählt sie auf Lateinisch her**). Der

) V. 154. pro pietate datur. Das vieldeutige pietas schien mir am richtigsten, wie oben angegeben, verstanden werden zu müssen.

*) Ein alterthümlicher Zug; Pilger bestimmen die Länge des Wegs nach den zerschlissenen Schuhen. In der Saga Ragnars Lodbrokar Cap. 14 wird ein alter Pilgrim befragt, wie weit es nach Rom sei? Er antwortet: „Seht die Eisenschuhe an meinen Füssen, sie sind alt, und die andern auf meinem Rücken, sie sind zerrissen: als ich von da ausfuhr, band ich mir diese zerrissenen um die Füsse, beide Paare waren damals ganz neu." Man erzählt von einem Teufel, der eine Stange voll Schuhen trägt, die er im Dienste eines Menschen auf-

ganze Hof fragt: Wann und wo hat Reinhart Latein gelernt? der Wolf versteht noch nicht auf Französisch das Ave zu sagen. *). — Reinhart wiederholt auf Lateinisch die Aufzählung der Sohlen und nimmt seine ersten Worte gegen den König auf. „Du siehst auch, wie der grimmige Hunger mich aufgetrieben hat, aber die Anstrengung wird durch den Vortheil des grossen Gewinns aufgewogen. Nun habe ich auf der Heimkehr des Hippocrates Schätze bei mir, und diese Species besitzen die Kraft, welche dich wieder herstellt. Du musst einen Trank nehmen, aber es wird die Heilung durch etwas erschwert, was nicht leicht zu beschaffen ist.“ Der Löwe sagte: „Sprich, was ist, wem gehört es, wo ist es, bin ich denn nicht mächtig und furchtbar genug?

> Was es auch sei, wo verborgen es lieg' und wem es gehöre,
> Weiss ich es erst, du erfährst sicherlich, dass es dann mein.
> Nicht verweigeren werden sie selbst die bezwungenen Reiche.“

Seine Stimme ward zornig; aber der Fuchs ermahnte ihn, sich nicht zu ereifern; was es sei, wer es besitze, was ihm dienlich anzuzeigen, hülfe nichts, da es ein Geizhals habe. Vielleicht wird er es geben, aber freiwillig thut er es nicht, daran scheitert meine ganze Hoffnung. Die Sache ist leicht zu sagen, gut im Gebrauch, aber beschwerlich zu erlangen; was ist daran gelegen,

---

gerissen hat (Burkh. Waldis 140 a.). S. Grimm, Reinhart Fuchs, S. LX. Anmerk. — Unter dem Latein hat man sich Wälsch (italianisch) zu denken, welches der Fuchs auf der Reise nach Salerno lernte. Man bezeichnete mit Latein solche Sprachen, die von der Masse nicht verstanden wurden und erst erlernt werden mussten. (Etwas Aehnliches ist noch, dass man in der Aachener Mundart für kauderwälsch sagt kriemerwalsch und holländisch kramerslatyn, also Krämerlatein (Idiotikon der aachner Mundart von J. Müller und W. Weitz. S. 129.) Daher kann auch die Stelle Renart 13946 von Rouenel: „qui reset de plusors latins,“ nur bedeuten: welcher mehrere ausländische Sprachen versteht. (Vgl. Grimm a. a. O. S. LXV.) In dem Lais de l'oiselet (Lied des Vögeleins) bei Roquefort 2, 67 a. findet sich der Ausdruck Latein für die dem Menschen unverständische Sprache der Vögel gebraucht:

> Puis apiela cantant en son latin
> Tous les oysiaus ki a lui sont aclin.

d. h. darauf rief sie, singend in ihrer Sprache, alle Vögel, welche ihr unterworfen sind.

*) Die Hofsprache der Thiere ist die Französische, der Wolf wird aber hier, wie auch anderswärts, als ein plumper Deutscher gedacht.

vo sie ist, ob nahe oder fern? Du musst das dichte Fell
eines viertehalbjährigen Wolfs haben *), denn durch
len kühlenden Trank ist die Fieberglut von innen zu ver-
reiben und muss durch den warmen Pelz nach aussen
gezogen werden. Nun sieh, was es nützt, dass ich es
gesagt habe, ich will mir Niemandes Hass zuziehen.
Ver es gut mit dir meint und weiss, dass du es for-
lerst, wird das Fell herleihen, auch wenn ich schweige.
Jebrigens, wer sich so als Freund zeigt, nützt dir, ohne
ich zu schaden, denn er erhält das Fell zurück, wenn
lu geschwitzt hast." Als der Wolf diese Worte hörte,
ersuchte er sich langsam hinwegzuschleichen, aber Rein-
hart merkte es und stiess den Eber an, vor dessen Rede
ler Gevatter Isengrim sich nicht hinwegwagte; aber
nach einiger Zeit machte er einen neuen Versuch. Bruno,
ler Bär, dies ersehend, fing an: „Du schlimmer Dieb,
vohin eilst du jetzt; wann willst du helfen, wenn du es
etzt nicht willst? Das sieht verdächtig aus; du kommst
etzt nicht hinweg, du musst im Rathe des Königs sein;
lu kennst die Wohnungen und Wege der Wölfe, siehe
zu, wer dem Könige nützlich sein kann, und wenn dir
venigstens ein Fell verkäuflich ist, so wird es der Kö-
nig um doppelten Preis kaufen; er ist zu krank und
rinkt das Heilmittel. Der Wolf versetzte, der Fuchs
sinne nur auf Bosheit; er selber sei zwar unbesorgt,
lenn der Fuchs habe das Fell eines jungen Wolfs ver-
angt, er sei alt. Der Fuchs wollte aber diese Ausrede
nicht gelten lassen, und sagte, dass der Wolf selbst, als
sie zusammen im Hause der Gemse gewesen und ihn als
hr Haupt hätten ansehen wollen, erklärt, er sei zu jung
und erst dritthalbjährig; seit der Zeit aber sei erst ein
Jahr verflossen. Er rief Bock und Widder zu Zeugen
auf. Karchophas, der Esel, erhebt sich auch sagt, dass

---

*) Grimm sagt S. LX: Ich mache auf den Unterschied zwischen den Arzeneien auf-
merksam, die Wolf und Fuchs vorschreiben: Jener verordnet das Fleisch der
Böcke, die Haut solle verschont bleiben (V. 27), dieser will blos die Haut, den
Wolf selbst nicht, wobei zu erwägen ist, dass man den zauberhaften Wolf zu-
traute, er könne die Werwolfshaut ablegen. Vgl. larva lupina Reinard. II, 738.

er damals als Wache an der Thür gestanden; Bock und Widder bezeugen darauf auch zum Theil in verblümter Rede *). Der Wolf sagt darauf, er kenne die Zeugen nur, wie er sie schon gekannt habe, und wolle ihnen, wenn er nicht sterbe, vergelten. Der Fuchs lüge schändlich, das Fell eines alten Wolfs helfe so viel als das Fell eines jungen. „Richtig, versetzt Reinhart, der Junge und der Greis tragen jeder ein heilsames Fell; hätten wir beide, so wollten wir beiden das Fell abziehen, jetzt müssen wir nehmen, was uns das Glück bietet. Ei, lieber Bursche, Ysengrim, was machst du für Umstände, wenn du solche Kleinigkeit verweigerst, wann würdest du Grosses geben **)? Zieh' aus, der Trank ist bereitet; o, dass das Schicksal mir versagt hat, ein Wolf zu sein, ich würde mich nicht bitten lassen, das Fell herzuleihen. Es ist ausserdem jetzt heisser Sommer und du bedenkst dich?"

Nun sprach der Löwe: „Isengrim hat sich des Anstandes niemals entwöhnt, er schämt sich das Kleid ohne Beistand abzulegen; ihr schreiet auf ihn ein, wie auf einen Dieb, dass er ablegen solle, er thut es gerne. Irgend einer von unsern Würdenträgern (*quilibet exsurgens primatum*) möge aufstehen und ihn bedienen; wer es gut mit mir meint, wird ihm helfen." Der Bär sprang auf und sagte, dass er sich dadurch nicht entwürdigt fühle.

---

*) Tunc caper et vervex arrepto tempore dicunt
frater, parte labat vox tua, parte manet.
Non est in corio, set inest astutia cordi,
360. et nos Francigene, non sumus ergo mali.
Quin bona nunc peliis, plus una luce senescens
quam dixit vulpes, absque vigore foret.
Hinc ne iudicii tollat compendia tempus,
Renardi vocem dicimus esse ratam.
365. Mentio si fuerit pacis, lupus ipse rogetur;
subducit fatuo commoda pacis amor,

**) Eya care puer, puer Ysengrime, quid heres?
380. si tam parva negas, grandia quandodares?
prestandi pietate vicem tribuentis adequas;
o qualis modicum gratia pensat opus!

405. „Hier steck' unter den Kopf, Herr Isengrim, helfen dir will ich,
dass ablegen den Rock mögest in fränkischer Weis'."

So sprach er und zog ihm das Fell ab, dass nur über
lie Ohren hinaus und an den Pfoten die Haut unab-
gestreift blieb. Sturdarm, der Eber, sagte, nie sei
ein junger Wolf ehrerbietiger bedient worden; dennoch
chweige er, entziehe dem Bären den verdienten Dank,
nache ein grimmiges Gesicht, und es scheine, als ob ihm
ler Dienst missfallen habe.

Dem Wolfe floss das Blut vom ganzen Körper, und
ls Reinhart ihn so mit dem nackten rothen Fleische sah,
agte er: „Du wunderst dich, dass er die Freundschaft
les Bären so verachtet? Gegen den König hat er sich
och unartiger und schlimmer gezeigt. Sieh, wie er jetzt
n seinem Purpurglanze strahlt bis auf die Füsse, den-
och ist er immer in seinem hässlichen Wolfspelz vor
lem Könige erschienen, obschon er die Hülle eines so
chönen Kleides besass*), ja, er hat sich geweigert,
lem Könige auf dessen Bitte sein Fell zu leihen. Er ist
eindlich gegen den König gesinnt und gegen den, der
hm behilflich war, er bittet nicht um Verzeihung und
ühlt keine Reue über seine Schuld." Der ganze Hof
nurrte: Isengrim, was zögerst du, warum thust du nicht
Abbitte. — Jener war im Begriff dem Verlangen zu ge-
ügen, er streckte die beschuheten Pfoten gegen den
König aus, und neigte das pelzbesetzte Haupt, als Rein-
art wieder begann: „Da sehet, ihr Fürsten, ziemte es
ich nicht mit unbedecktem Haupte und ohne Handschuhe
erzutreten, da steht er aber mit Kopfbedeckung und

*) Diese Stelle, welche, wie manche andere, classische Lectüre bekundet, schildert die grausame Verhohnung des Wolfs durch den Fuchs, in der fast widerwärtigen Vergleichung vom Purpur und Blute:

Ecce vide si quando lupum cognoveris ostro
430. usque pedes subter nobiliore frui.
Hanc tunicam tinxit Thirius paulo antea murex:
stillat adhuc croceo coctio rore recens.
deformemque lupi pellem super induit amens,
qui talis tunice tegmine dives erat.
435. Pulchrius ad regem veniens sine pelle lupina
veste suas nitida notificasset opes.

Handschuhen, als ob er den König oder den Bären zum Kampfe herausfordern wollte. Wenn, thörichter Isengrim, wirst du einmal klug werden; ich dachte, dass du um Verzeihung bitten wolltest, aber du beträgst dich wie ein Angreifender." Der Hirsch fügte hinzu, dass der Wolf das Fell nicht hergegeben haben würde, wenn er nicht aus Liebe zum König gemusst hätte. Den Vorschlag, ihm noch das übrige Fell abzuziehen, lehnte der Löwe ab, so wie er verzieh, dass der Pelz so spät hergegeben war. Das Fell soll ihm aufbewahrt werden, und er kann es wieder erhalten nach drei Tagen, wenn der Löwe ausgeschwitzt haben wird. Unehrerbietig, ohne zu grüssen, entfernt sich der Wolf. Er suchte Oerter auf, die für seinen gegenwärtigen Zustand die angemessensten waren, bei Tage kühle Waldschluchten und des Nachts thauige Wiesen.

Der König legt, nach eingenommenem Heiltranke, die Wolfshaut um, angenehmer Schlaf erquickt die Glieder, der Schweiss fliesst reichlich und das Fieber entweicht; beim Erwachen fordert er von selber Speise. Mit immer besserem Befinden schläft und isst er, bis mit voller Kraft die frühere Gesundheit zurückkehrt. Ein glänzendes Gastmahl wird zugerüstet und grosse Geschenke empfangen die Getreuen. Vorzüglich wird Reinhart geehrt, wie nachmals keiner, auch nicht vorher. Er darf dreist über die Spur des königlichen Schweifes hergehen, eine Auszeichnung, welche selbst dem Bär und Eber nicht zu Theil geworden. Des Fuchses Ruhm erhob sich, zumal er unter die Zahl der Räthe aufgenommen ward. Als alles vollbracht war, begehrte der König, dass der Fuchs ihm die Zeit kürze mit der Erzählung, wie Wolf Isengrim zu der Gemse Haus in Gastfreundschaft gekommen und deshalb der Greis sich für einen Jüngling ausgegeben. Der Fuchs begann also:

„Bertiliana (die Gemse) pflegte die heiligen Oerter zu besuchen, um dort zu beten; sie war zuerst unbegleitet, später erhielt sie sieben Gefährten unter deren

ath und Beistand sie sicher war. Rearidus, der Hirsch,
er Widder und der Bock gingen voran als kriegerische
char gegen verdächtige Haufen. Mich hatten sie zum
eisemeister *(provisorem quibusque gerendis)* gesetzt,
r Esel war Thürhüter und Lastträger; Gerhart, die
ans, Wächter, um gegen nächtliche Feinde durch Lärmen
unter zu machen; Sprotin, der Hahn, war Stunden-
sager. Damit es nicht zweifelhaft bleibt, will ich auch
gen, wie Bertiliana zu diesen Genossen kam. Sie
tte, allein von Hause hinweggegangen zu den Heili-
en, schon die Hälfte der Reise gemacht, als ich ihr auf
nem Kreuzwege begegnete und wir uns begrüssten.
uf meine Frage, wohin sie so allein gehe, antwortete
e, dass sie die Oerter der Heiligen besuchen wolle und
damit halte, wie schon ihre Mutter, welche auch stets
ein gegangen, um Niemanden zu belästigen. Ich schlug
r darauf vor, zu bedenken, dass es besser sei, in Ge-
llschaft zu gehen, und dass der Hirsch, Ich, Widder,
ahn, Bock, Gans und Esel denselben Weg, wie ich ihn
n ihr erfahren, uns vorgenommen hätten. Wir gaben
s gegenseitig das Wort auf treue Reisegenossenschaft
d gingen zusammen. Isengrim, der Wolf, hatte ge-
uscht und den Abschluss des Bündnisses mit angehört,
nn er lag in der Nähe; er war sehr alt *(ter quina fere
odennia traxerat aevi)* und hatte sich übermässig mit
eise und Trank gesättigt. Als er aber unsern Karcho-
s mit langsamem Schritte die reichlichen Speisevor-
the herbeitragen sah, erwachte seine Fressbegierde,
d er wollte Beute machen; allein er konnte uns nicht
gen, weil er zu voll war, darum dachte er, kann ich
cht Begleiter sein, so will ich Gast sein. Er versuchte
fzustehen, und wälzte sich fort*). Ich hatte das vor-

---

*) Elicit inde omnes ex toto corpore vires,
680. et ter conatur surgere, terque cadit.
Ingemuit: „servabo tamen vestigia,“ dixit.
„ire vetor, volvar: non comes, hospes ero.“
Ergo alvum dorso dorsumque reciprocat alvo:
vim spes, spem generat vis, amor urget opus.

her gewusst, weil mir bekannt war, dass er in den Gegenden, durch welche wir gingen, sich häufig aufhielt. Da ich also mit Joseph (dem Bock) allein gehe, nehme ich das Haupt eines aufgehängten Wolfs mit und weise Joseph an, was er zu thun hat, wenn der Gast kommt, der Wolf heisst, vor Alter grau und gewissenlos ist. Die Nacht bricht ein, der Hahn ruft die Stunde, die Genossen gehen in die Herberge (hospitium) und nehmen Platz für sich und ihre Sachen. Joseph ruft den Karchofas zur Hütung der Thüre und sagt ihm, dass, wenn irgend ein Gast komme, er das Gegentheil von dem thun solle, was er ihm sage. Er nickt zum Verständniss und stellt sich vor die Thür. Wir sitzen zu Tische, den Esel plagt der Hunger so sehr, dass er die Bewachung der Thüre vergisst und auf den Herd zugeht, sich über die dastehenden Schüsseln *) hermacht und die zerstreuten Brocken verschlingt. Der Widder macht ihm Vorwürfe und heisst ihm wieder an die Thür zu gehen. Isengrim kam indess mit etwas erleichtertem Bauche herangetrabt und trat mit den Worten ein: „Hier sei Friede, ihr Brüder, Friede, ich, Isengrim, laufe umher, die Brüder zu ermahnen, aber es ist mir sehr lieb, dass ich euch zuvor hier treffe.“ Er hatte beschlossen, unser Gast zu sein, und wenn wir eingeschlafen, einige von uns zu freffen. Zuerst erregte er Grauen, aber bald konnte eine so grosse Schar doch nicht länger von Furcht befallen bleiben. Die Worte des Grüssenden nahm der Bock nicht gut auf, er sagte spöttisch zum Wolf, dass es dem Bischof zustehe, Segen zu sprechen; ob jener Abt (der Wolf) hier Brüder (Mönche) habe, er möge sie da suchen, wo sie zu sein pflegten. Ich sagte: Gerhart sei da, den habe man anderwärts nicht aufnehmen wollen, vielleicht thäte er es. Isengrim sprach: Was ereifert ihr euch, Freunde; wenn ich bleiben soll, bleibe ich, sonst kann ich gehen; ich dachte, ich wäre euer Nachbar und von alten Zeiten euer Lands-

---

*) V. 600. dissilit in dischos, sparsaque frusta vorat.
dischos, Schüsseln, entspricht dem engl. dishes und ist das latein. discus.

mann; wir sind Blutsverwandte, seht mich an, wer ich bin, ich bin euer Freund und mein Haus steht jedem von euch wieder offen. Nun wohl, sprach ich, lass uns, wenn du in guter Absicht gekommen bist, niedersetzen, und iss mit, was wir haben. Der Wolf setzte sich frohlockend, und die Gemse fragte, was bereitet würde. Joseph versetzte: Frau, wir haben nur Wolfshäupter hier. Gib her, sage ich, ob sie gut sind, wenn sie nur ausreichen, dass unser lieber Gast sich satt essen kann. Joseph bringt den Kopf, den er hatte, und sagt: den habe ich zuerst gegriffen, seht zu, ob er gut ist. Bei dem Anblicke des Kopfes hatte der Wolf den Schwanz zwischen die Beine geklemmt und wünschte sich anderswohin. Der taugt nichts, sag' ich, geh' und bring' von den grössern eines. Er kommt schnell mit demselben zurück. Das Haupt taugt auch nichts, sprach ich, es ist Ueberfluss an grössern da, bringe von den grossen zwei, oder warte etwas, bring' das grosse, dem der Rachen mit dem Haselstocke gesperrt ist, es ist besser zu speisen. Er bringt das Haupt, aufgesperrt durch ein Holz, herein. Zitternd schaut es der Gast an und wendet den Blick ab. Wir trösten ihn und fragen, weshalb er zittere, er fürchte doch nicht etwas? darauf sagt die Gans: ihr fragt? das viertägige Fieber schüttelt ihn mit Frost, davon zittert er, wem sollte er, mich ausgenommen, unter seinen Nachbarn und Gefährten fürchten? wenn ich wollte, wär' ich ihm furchtbar, denn der, dem ich dies Haupt ableckte, war stärker und schlauer als er. Wir wissen es, sprach Joseph, wir haben es gesehen und können es nicht läugnen; diesen verschone, es ist genug, dass er das Fieber hat. Mich wundert, dass er bei dem Anblicke der Speise das Gesicht verzieht; wenn es ihm schmeckte, so würde der Vorrath noch für zehn Nächte hinreichen. Isengrim sprach: Wie ihr sagt, bin ich krank, und die Neuheit der Sache hat mich in Erstaunen gesetzt. Welcher Satan sah jemals Wallfahrer nach heiligen Oertern die Häupter so vieler unseliger Wölfe mit sich fuhren. „Nur

feindlichen Wölfen, sag' ich darauf, nehmen wir die Häupter, du hast für das deinige nichts zu fürchten. Kein Feind rettet sein Haupt vor uns. Der Wolf wandte die brennenden Augen bald hierhin, bald dorthin, und beklagte es, dass er nicht sein Haus gefunden hatte. Er sprach: Meine Frau hungert noch, und ich muss, da die neulich gebornen Jungen saugen, für Speise sorgen. Ich muss gehen, lebt wohl, mein Geschäft ruft mich heim. Der Hirsch sprach zu ihm, als er wegging: Willst du nicht mit uns als Verbündeter ziehen, wir durchstreifen jeden Wald, und die Wölfe, welche wir finden, hängen wir entweder auf oder hungern sie zu Tode. Du sollst uns dabei helfen und der Henker sein. Jener erwiederte: „Mein Alter schickt sich nicht für diese Würde, ich bin erst viertehalb Jahr alt," und so ging er hinweg.

XXXIV.
Reinardus Vulpes.

Die lateinische Dichtung vom Fuchs, bekannt unter dem Namen Reinardus vulpes (herausgegeben von Mone, Stuttgart und Tübingen 1832, 8.), ist weit umfangreicher als der Isengrimus. Sie erzählt in 6596 Versen zwölf Abenteuer, worin Wolf und Fuchs hauptsächlich handelnd auftreten. Die Abfassung des Gedichts fällt gerade in die Mitte des 12. Jahrh., und der Dichter, der sich einen Nachbar Frankreichs nennt, scheint aus Flandern zu sein, vielleicht lebte er nicht fern von Gent, oder in Blandin. Mit seiner Persönlichkeit tritt derselbe sehr selten hervor; Studium des Virgil und Ovid sind unverkennbar, und es ist wohl anzunehmen, dass er ein Geistlicher war, wenn man bedenkt, dass im 12. Jahrh. fast alle Gelehrsamkeit noch im Schoosse des geistlichen Standes zu suchen ist. M. s. Grimm's Reinhart Fuchs, S. LXX — CII, worin derselbe auch von S. LXXI — LXXVII. den nachfolgenden gedrängten Auszug mitgetheilt hat, der für den gegenwärtigen Zweck genügend hier aufgenommen ist, um den Zusammenhang mit den deutschen Gedichten und die Verschiedenheit davon zu zeigen.

---

1. (Das gewonnene Schwein.) Isengrim, der als Mönch vorgestellt wird, ist auf Reinard, den Laien, der ihm Frau und Kinder beschimpft hat, sehr erzürnt. Er trifft ihn im Walde, und erklärt ihn für gute Beute. Verblümt gibt er ihm zu verstehen, dass er ihn in seinem Bauche beherbergen wolle und der Fuchs inwendig in seinem Leibe reiten solle. Reinard macht die Verwandtschaft giltig, hält hin und erbietet sich, ihm ein geschlachtetes Schwein, welches vorübergetragen wird, zu verschaffen. Der Wolf ist das zufrieden und der Fuchs äfft den tragenden Bauer, bis dieser das Schwein abwirft, um den Fuchs zu haschen. Isengrim verzehrt das Schwein und lässt Reinarden nur ein benagtes Weidenband über.

2. (Der Fischfang.) Reinard sinnt Rache. Bei einer neuen Begegnung räth er ihm, in Bezug auf Isengrims geistlichen Stand, die Sünde der Fleischspeise zu meiden und sich an die erlaubten Fische zu

halten. Er leitet Nachts den Gierigen zu einem beeisten Weiher, und heisst ihn seinen Schwanz in ein Loch stecken, welches in das Eis gehauen ist, um den Fischen Luft zu verschaffen, indem er ihm vorredet, die Fische würden sich an seinem Schwanze fangen. Während Isengrim so sitzt und fischt, und der Tag anbricht, schleicht sich Reinard in das Dorf, raubt dem Frühmette haltenden Priester offen seinen Hahn, und lockt die verfolgende Menge nach dem Fischenden hin, der ganz vestgefroren ist. Alle stürzen auf den „Herrn Abt" los. Der Priester heisst Bovo; eine Bäuerin, Aldrade, allzueifrig ihre geraubten Gänse und Hühner zu rächen, führt das Beil so ungeschickt, dass sie nur den Schwanz trifft, und der Wolf, den kleinsten Theil des Schwanzes rettend, entrinnen kann.

3. (Die Feldmessung.) Reinard hat unterdessen, in einer Schlucht des Hügels verborgen, den Hahn verzehrt und des Ausgangs gewartet; er sieht den Verwundeten vorbeilaufen und hört ihn die heftigsten Drohungen ausstossen. Spottend Thränen heuchelnd, tritt er hervor und spricht Isengrim Trost ein, die Verstümmelung werde zu seiner grössern Heiligkeit beitragen, Gelegenheit biete sich da, allen Schaden zu ersetzen. Vier Widder haben einen alten Rechtsstreit über ein Grundstück, er möge ihn als Feldmesser schlichten. Sogleich machen sich Isengrim und Reinard auf den Weg. Belin trägt zwei, Colvarian vier, Bernard sechs, Joseph acht Hörner auf dem Haupte. Isengrim schaut ihre Zähne und beruhigt sich wegen der Hörner, dann weiset er seine Zähne. Er übernimmt die Schlichtung, bedingt sich aber ihre Felle, sein zerrissenes Kleid damit zu flicken. Er soll in der Mitte des Ackers stehen, die Widder von den verschiedenen vier Seiten auf ihn zulaufen und so die streitige Theilung vollbracht werden. Sie zerstossen ihn dabei jämmerlich, dass er fast todt bleibt.

4. (Der kranke König.) Alle Hauptumstände des ältern Gedichts von Isengrimus sind hier enthalten, und es zeigt dieser Abschnitt eine Umarbeitung jenes kleineren Gedichts, freilich nicht gerade von geschickten Händen ausgeführt, indem sich Spuren auffallender Nachlässigkeit darin finden. Weiter ausgeführt wird das Auftreten des Wolfs als Arzt; den Gründen, welche gestatten sollen, Widder und Bock zur Heilung des Königs zu verwenden, ist noch hinzugefügt, dass Isengrim als Mönch und Priester alle Verantwortung auf sich nehme und Herr über alle Gesetze sei (II, 169—196). Dagegen schien dem Dichter zu roh das Essen der blutigen Leber und die Verschonung der Häute (s. o. S. 360). Vor der Reise nach Salerno beobachtet der Fuchs, seiner Rede nach, die Gestirne; ein Comet zeigt drohende Gefahr, ein anderer freundlicher Stern gibt aber Hoffnung. Die zerrissenen Schuhe zählt er nicht blos lateinisch (*grammatice*), sondern auch

ungarisch und türkisch her, mit Bezug auf die angebliche Herkunft des Königs. Sehr erweitert und abgeändert sind die Reden der Zeugen und die Gespräche über die dem geschundenen Wolf auferlegte Abbitte; dagegen fehlt, was Isengrim V. 503 — 522 von dem Wolf und dem genesenden Löwen erzählt wird. Nicht dem Fuchs, der es ablehnt, vielmehr dem Bären geschieht der Auftrag zur Unterhaltung des Hofs, andere Abenteuer zu erzählen. Bruno hat sie neuerlich gedichtet, der Hase holt die Gesänge herbei und der Bär gibt sie dem Eber zum Vorlesen. (Die drei folgenden Abenteuer, Wallfahrt, Fuchs und Hahn und Mönchthum sind es, die am Hofe vorgelesen werden.)

5. (Bertilianas Wallfahrt.) Im Ganzen ist die Erzählung davon wie im Isengrimus. Der eintretende Gast wird als ein Einsiedler dargestellt und das aufgetragene Wolfshaupt nach der Reihe einem Bischof von Angers, einem englischen Abt und einem dänischen Praesul beigelegt; ähnliche seien nur in den Klöstern von Arras und Sithiu anzutreffen. Gerard erzählt umständlicher, wie er des armen Priesters Kopf weggeblasen, und Isengrim beklagt sich, unter diese Wolfsmörder gerathen zu sein. Nun aber macht ihm die ganze Gesellschaft erst seinen Abzug recht schwer, und nachdem der Wolf endlich entwichen ist, wird die Geschichte weiter fortgeführt. Isengrim eilt noch in derselben Nacht, alle Wölfe seines Geschlechts aufzubieten und mit ihnen gemeinschaftlich die Wallfahrer zu überfallen. Diese waren vorsichtig auf das Dach gestiegen, nur der Esel steht noch unten und frist Heu. Als die Feinde das Haus umlagern, will auch er hinauf klimmen, stürzt aber rückwärts mit seinem Gewicht auf zwei Wölfe herab. Die andern Thiere erheben auf Antrieb des Fuchses Lärm und drohendes Geschrei, die Gans schwingt ihre Flügel, und die Wölfe, denen das Dunkel die Gefahr vergrössert, ergreifen die Flucht.

6. (Fuchs und Hahn.) Am andern Morgen bewundern Hahn und Gans ihren nächtlichen Sieg, den die List des Fuchses bereitet hatte. Aber sie fangen an, von dieser Gefahr für sich selbst zu fürchten, und ziehen es vor, die weitere Pilgrimschaft aufzugeben.

[Hier findet sich eine sehr dunkle Stelle der Erzählung: Als Grund, weshalb es rathsam sei, heimzukehren, indem die Ursache alles weitern Zögerns wegfalle — *demta causa morae* — gibt der Hahn an: *coniugium expletum est, cui decrevere necari altilium domini quadrupedumque mares*, *III*, 825. Dies muss sich auf eine anderswo erzählte, jetzt verlorne, Fabel beziehen. Sprotin und Gerard, scheint es, waren aus ihrer Heimat geflohen, um dem Tode zu entgehen, den die Beherrscher verhängt hatten über die Männchen aller vierfüssigen Thiere und Vögel bei Gelegenheit einer Ehefeier, die nunmehr vorbei ist. „*Nec portanda joco Carcophas ligna veretur; omnia sunt isto percelebrata die*," der Esel scheut sich nicht, weiter Holz zum Heerde zu tragen, die ganze Feier hat ihr Ende erreicht. Dieser Umstand

muss mit dem vorigen genau verbunden sein, es war dem Esel untersagt worden, während der Hochzeitfeier Holz heran zu tragen; der Esel aber hatte den Hahn und Gänsrich vermocht, in des Fuchses Gesellschaft zu treten: „*res igitur finem, quae nos praestrinxit, ut huius Reinardi comites efficeremur, habet.*“ Der Verlust dieser verschollen Sage ist zu bedauern, aber wir dürfen wenigstens mutmassen, dass sie unserm Verfasser aus einem ältern Gedichte bekannt war].

Beide, ohne auf Reinards Gegenvorstellungen zu achten, entfernen sich; von Gerard ist weiter nicht die Rede, doch dem Hahn geht der Fuchs nach und es gelingt ihm, ihn wieder in einer Scheune aufzuspüren. Von Neuem bietet er ihm Stab und Tasche zur Fortsezzung der Wallfahrt. Sprotinus schlägt alles aus. Nun folgt die Sage, wie der Fuchs den mit geschlossenem Auge singenden Hahn berückt, aber auch hernach wieder einbüsst *). (S. unten Reinhart Fuchs, wo es V. 126 — 151 erzählt wird). Reinard klagt, verwünscht seine Zähne, und versucht endlich, eine büchene Rinde dem Hahn für einen Friedebrief auszugeben. Die List misslingt gänzlich, als Jäger und Hunde heran kommen.

7. (Der Wolf wird Mönch.) Ein Koch, dessen Lämmer Reinard gegen den Wolf geschützt hatte, begegnet dem umher irrenden Fuchse und schenkt ihm eine Schüssel Krapfen. Acht derselben bewahrt Reinard und lässt sich auf dem Haupte eine Krone scheren, um einen neuen Plan gegen seinen Oheim auszuführen. Als sie auf einander stossen, erzählt er Isengrim, er habe sich in ein Kloster begeben und darin habe er Speise voll auf. Er gibt dem Wolf von den Krapfen zu essen, und dieser, durch den guten Geschmack verleitet, will sich aufnehmen lassen. Reinard schirt ihn bis an die Ohren und führt ihn in das Kloster Blandinium, wo er das Hirtenamt übernehmen will und den Mönchen vorschlägt, die Schafe ungekocht zu verzehren. Während dies vorgeht, schleicht Reinard in Isengrims Haus, schmäht und bepisst die jungen Wölfe, die Wölfin aber lockt er in eine enge Schlucht seines zweigängigen Hauses, wo er sie schändet. (Reinhart Fuchs, V. 1163 — 1180.) Unterdessen zeigt sich Isengrim im Kloster frech und tölpisch; die Zeichen der Mönche begreift er nicht, zieht im Keller den Fässern die Zapfen aus, und hauset auf das schlimmste. Die Mönche ertheilen ihm spöttisch, mit lauter Schlägen und Stössen die Weihe, dass er, ganz ausser sich, entfliehet, und nicht eher zur Besinnung gelangt, bis er unweit seiner Wohnung seine Frau in der Schlucht hängend erblickt; er zieht sie heraus, vernimmt Reinards Unthaten und schwört ihm unversöhnliche Rache.

---

*) Bemerkenswerth ist, dass der Hahn den Fuchs zum Zweikampf fordert, III, 1313; in Renart, V. 29962 ff. geht ein solcher wirklich vor sich. (Grimm.)

[Hier schliesst die Vorlesung und die Fabel wird da wieder aufgenommen, wo der geschändete Wolf neuen Unglücksfällen entgegen geht].

8. (Das Pferd und der Wolf.) Ein im Schilf grasendes Pferd tritt mit dem Huf auf den Fuss eines fischenden Storchs (ibis); dieser ruft: „Hüte dich, dass ich dir hier im Röhrich, wo wir unsere Füsse nicht sehen, mit meinen scharfen Gabeln (*fuscinulas Satanae porto*) Arme und Beine zerschneide;“ erschrocken flieht Corvigar und springt aufs trockene Land, wo ihm der Wolf in erbärmlicher Nacktheit begegnet. Isengrim erzählt, dass er dem kranken König seine Haut gegeben habe; dafür verlange er jetzt die Haut des Pferdes und ein Stück Braten dazu. Corvigar versetzt: „Die Cuculle ist dir abgezogen, die Krone aber wieder ziemlich gewachsen, die will ich erst mit meinem Messer scheren.“ Die Messer trage er an seinem mit Eisenringen (*spiris*) beschlagenen Huf. Isengrim weicht dem Scheren aus und macht dem Pferde den Vorwurf, die Ringe von den Klosterthüren gestohlen zu haben. Corvigar stellt sich reuig und bittet um Ablass; als er dem Wolf den Fuss hinhält und dieser ihn empfangen will, schlägt er so heftig aus in Isengrims Antlitz, dass dieser zu Boden stürzt. „Da hast du einen Ring, sieh in den Thüren des Klosters zu, ob es der rechte ist, ich habe dir nun ein Siegel auf die Stirne gedrückt.“

9. (Der Wolf und Widder.) Zahnknirschend, dass es laut erschallet, liegt Isengrim in dem Walde; von weitem schreit Reinard, gleichsam Forstmeister, welcher Frevler in dem Baumwald Holz fälle? Näher gekommen, erkennt er den Irrthum, grüsst den Oheim und beklagt den Verlust von dessen Haut: alle Schuld daran trage Joseph, er möge mit zu dessen Stall gehen und Rache nehmen. Sie kommen hin zum Widder, den Reinard heimlich anweiset, wie er thun solle. Isengrim fordert Zahlung für das gemessene Land, zwölffachen Zins, den Widder selbst dazu. Joseph ist willfährig, und erbietet sich, ihm in den Rachen zu springen. Isengrim stemmt die Füsse rückwärts und sperrt den Rachen grässlich auf; Joseph stösst ihn heftig zu Boden und versetzt ihm neue Wunden.

10. (Die getheilte Beute.) Reinard führt den Löwen als Gast zu Isengrims Haus, der aber nicht bewirten kann. Sie jagen zusammen ein Kalb, das der Wolf theilen soll. Er macht drei gleiche Theile und der König reisst ihm dafür einen Hautstreifen von der Schulter bis zu dem Schwanz; er ist glücklich, dass er noch beiseite springen kann. Darauf wird Reinard beauftragt, zu theilen. Er macht drei sehr ungleiche Theile und spricht dem Löwen den ersten und bei weitem besten, der Königin den zweiten, den jungen Löwen den dritten zu; ein beiseite gelegter Fuss soll ihm selbst zufallen,

oder auch zum Theil des Löwen gethan werden. Der Löwe, zufrieden, bewilligt dem Fuchs diesen Fuss und fragt, wer ihn theilen gelehrt habe? „Mein Oheim dort," erwiedert Reinard *).

11. (Des Esels Haut.) Reinard gibt dem Wolf neuen Rath. Balduin sei des Wolfs Vater seine Haut schuldig geworden; er möge sie jetzt von Carcophas, Balduins Sohne, fordern. Der Fuchs wird Isengrims Sachverwalter. Carcophas schiebt dem Wolf Zeugenbeweis oder Eid zu. Er will schwören und wird zu einer Falle, als dem Heilthum, geführt; das Eisen erfasst seine aufgelegte Pfote und er muss sich endlich den Fuss abbeissen, um zu entkommen.

12. (Des Wolfs Tod.) Der unglückliche Greis trifft im Hain auf die alte Salaura, die mehr als funfzehn Eicheln gefressen hat und schlauer als neun Aebte ist. Er nennt sie Muhme und verlangt einen Friedenskuss. Spottend seines eingebüssten Leuchters (Fusses) heisst sie ihn, ihr das Ohr drücken, wenn sie jetzt Gesang anstimmen werde. Schnell ruft ihr gellendes Geschrei die ganze Herde, die sich alsbald auf den armen Wolf stürzt und ihn zerfleischt. Der Sterbende bricht in Verwünschungen aus. Reinard erscheint zum Schluss, er und Salaura führen heuchlerische Reden über den Lauf der Welt, zumal werden jener bittere Klagen über den Papst in den Mund gelegt, welchen Reinard scheinbar entschuldigt: „Lebte mein Oheim noch, er würde Salaurens vermessene Worte nicht dulden und den unschuldigen Papst rächen."

---

*) Man erinnert sich hierbei an die Fabel des Phädrus (I, 5), worin erzählt wird, wie Kuh, Ziege, Schaf und Löwe zusammen auf die Jagd gehen, einen grossen Hirsch erjagen und der Löwe die Theilung selber besorgt, dabei aber das Ganze für sich nimmt.

Ego primam tollo, nominor quia leo;
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum, quia plus valeo, me sequetur tertia;
Malo afficietur, si quis quartam tetigerit.

XXXV.
Roman du Renart.

Die grösste Theilnahme fand die Thiersage bei nordfranzösischen Dichtern, welche im 12. und 13. Jahrh. die verschiedenen *branches* bearbeiteten. Für den ältesten dieser Dichter und zugleich für den hauptsächlichsten hält man *Pierres de St. Cloot*, welcher in den Anfang des 13. Jahrh. gesetzt wird, über dessen Lebensumstände aber alle näheren Nachrichten fehlen; er nennt sich im Anfang und am Ende der siebenten Branche, und bezieht sich dabei auf ein Buch als seine Quelle. Ausser ihm nennen sich in zwei anderen, jüngern Branchen die Verfasser: *Robert de Lison* aus der Normandie und ein *prestres de la Croix en Brie.* Die vollständigste Zusammenstellung der verschiedenen Branchen hat, angeblich aus zwölf Handschriften, Méon in den drei ersten Bänden seines *roman du Renart*, Paris 1826, gegeben; sie zählt nicht weniger als 30,362 Verse. Rechnet man hierzu das *couronnement* und den *nouveau Renart* im vierten Bande, so steigt diese Zahl auf 41,748, aber noch ungedruckt sind die leicht eben so viel betragenden Handschriften des *Renart contrefait.* Das Wichtigste enthalten jedoch die drei ersten Bände, worin folgende 27 Branchen aufgenommen sind:

1) *seignor oi avez maint conte.* 1. Erschaffung. Bulschaft.
2) *seignor ce fu en cel termine.* 749, Aale. Mönchthum. Fischfang.
3) *il avint chose que Renart.* 1267, Fuchs und Hahn.
4) *Renart se leva par matin.* 1721, Meise. Kater.
5) *ce fu en mai au tens novel.* 2661, Kater.
6) *or escoutez une autre estoire.* 2994, Primaut.
7) *Pierre qui de s. Cloot fu nez.* 4851, Beutetheilung.
8) *or vos redirai d'Isengrin.* 6361, Landtheilung.
9) *or me covient tel chose dire.* 6455, Brunnenparadies.
10) *je vos vueil un vers comencier.* 7027, Bär, Wolf, Bauer.
11) *entre deux mons en une plaigne.* 7187, Fuchs und Rabe.
12) *seignor ce dient li devin.* 7383, Priester und Wolf.
13) *or vos dirai coment avint.* 7521, Wolf und Stute.

14) *or vos redirai de Renart.* 7611, Traum, Krähe, Bache, Grille.
15) *ce fu a un tens de pascor.* 8221, Hof, Klage, Rüde.
16) *Perroz qui son engin et sart.* 9649, Ladung, Pilgerschaft.
17) *li rois a fait son ban crier.* 11959, Fuchs gelbgefärbt.
18) *jadis estoit Renart en pes.* 12987, die Pilgrime.
19) *mesire Nobles li lions.* 13445, Hof, Gericht, Zweikampf, Kloster,
20) *uns prestres de la Croix en Brie.* 15309, Bauer, Fuchs, Bär.
21) *se or vos voliez tesir.* 17871, der kranke Löwe.
22) *mains homs puet tel chose tesir.* 19769, Hahn, Hirsch, Fuchs, Wolf.
23) *oez une novele estoire.* 20491, Fuchs und Kater.
24) *une estoire veil comencier.* 21977, Fuchs im Pelz, schwarzgefärbt.
25) *ce fu en la douce saison.* 24345, Geier, Sperling, Krieg.
26) *foux est qui croit sa fole pensée.* 27783, die Beichte.
27) *ou mois de mai queste comence.* 28664, Schachspiel, Tod.

Sprache und Ausdrucksweise tragen insgemein die Färbung anderer französischen Gedichte des 13. Jahrh., und in allen Branchen herrscht das kurzzeilige Versmass. Für die besten und gelungensten Erzählungen hält J. Grimm 3, 9, 16, für die geringsten 6. und 10., andere sind, wie er sagt, langweilig durch ihre Ausdehnung, haben aber gute Einzelheiten. Die längste ist 25 mit 3438 Versen, 16 und 17 zählen zusammen 3325, zerfallen jedoch in 2 oder 3 Abschnitte. Anstoss durch Inhalt und Ausführung geben besonders 22, 24, 26, 27, hin und wieder 1, 14, 16, 17, so wie 7 und 10; diese, unser Gefühl verletzende Seite der Thierfabel erscheint in der deutschen und niederländischen Bearbeitung, selbst in der lateinischen, sehr gemildert, und man muss bedenken, dass den französischen Dichtern auch sonst der Vorwurf gemacht werden kann, schlüpfrige Gegenstände zu lieben, wiewohl sie in ihrer Behandlung nicht selten sinnreich und gewandt erscheinen.

Aus dem 13. und 14. Jahrh. gibt es noch einige Gedichte, worin sich die Thiersage in ihrem Verderb zeigt; der epische Gehalt der Dichtung ist in blosse Satire und Allegorie aufgelöset. Es sind folgende: *Le couronnemens Renart*, von Marie de France vor 1250 gedichtet, ist eine Satire gegen die freres Menors und Jacobins, gut vorgetragen, aber dem Inhalt der ächten Thiersage fremd. — *Renart le nouvel*, um 1290 von Jaquemars Gielee aus Lille verfasst, spinnt die schon in Branche 16 und vorzüglich 25 des alten Werks behandelte, leicht ermüdende Idee von Belagerung und Krieg zwischen den Thieren langweilig aus und verwebt sie mit Allegorien und Satire. Diese beiden Gedichte erschienen zuerst bei Meon Bd. 4; beide zeugen noch für Flandern, dem classischen Boden der Thierfabel, denn auch Marie

muss die Idee zu ihrem Gedicht, welches sie dem Grafen Wilhelm von Flandern zueignete, dort geschöpft haben. *Renart li contrefet* entsprang dagegen in der Champagne unter der Feder eines, oder vielleicht zweier Dichter aus der Gegend von Troyes; der eine Theil (etwa über 32000 Verse) wurde 1330, der Andere (etwa 19000) 1350 vollendet. Das ganze ist eine seltsame weitläuftige Compilation, in welcher Thierfabeln mit weltlichen und geistlichen Geschichten, bald gereimt, bald in Prosa wechseln. *Renart le bestorné* von Ruteboeuf, ist ein kurzes, schweres Gedicht von 152 Versen, welches Grimm auf der letzten Seiten seines Buchs Reinhart Fuchs hat abdrucken lassen. — Diese vorstehenden Bemerkungen, wie der nachfolgende Abriss des Inhalts sind aus Grimm's Einleitung zu Reinhart Fuchs entnommen, man vergl. darüber S. CXV — CXLVIII.

---

1. Erschaffung des Fuchses und dessen Bulschaft. Es wird erzählt, Gott habe den ersten Menschen nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese eine Wünschelruthe verliehen, mit welcher sie nur in das Meer schlagen sollten, sobald sie etwas nöthig haben würden. Adam schlägt mit der Ruthe und ein Schaf steigt aus der Flut. Eva schlägt und ein Wolf erscheint, der das Schaf ergreift; Adam schlägt wieder und ein Hund geht hervor, der den Wolf verfolgt. So oft Adam schlägt, zeigen sich zahme, auf jeden Schlag Evas aber wilde Thiere, darunter auch der wilde, böse Fuchs. Von Anfang der Welt ist der Fuchs ein Betrüger, der Wolf ein Räuber. Zuerst wird erzählt, wie der junge Fuchs dem gierigen Wolf drei Bachen stiehlt, darauf (von einem andern Dichter) wie er um die Wölfin bult, sie in seine Höhle lockt und im Angesicht des hinzukommenden Ehemanns überwältigt. Das ist der Grund ihrer ewigen Feindschaft.

2. Aale, Mönchthum, Fischfang. Der Fuchs hat alle seine Vorräthe aufgezehrt; hungrig lauert er an einer Hecke, als er einen Karren mit Fischen herfahren sieht. Er wirft sich scheintodt mitten auf die Strasse, die Kärner meinen guten Fang zu thun, heben ihn auf und legen ihn in den Wagen, wo er unbemerkt ihre Fische frisst, sich noch einen guten Bündel Aale mit nimmt und herunter springt. Die Aale lässt er zu Haus braten; der vorbeigehende Isengrim sieht die Küche rauchen und will eingelassen sein. Renart spiegelt ihm vor, er sei Mönch geworden und müsse lauter Fische essen. Isengrim, durch ein Stückchen Aal noch mehr angereizt, wünscht Aufnahme in den Orden. Renart schiert ihm mit heissen Wasser die Krone und führt ihn zum Weiher, wo Isengrim mit dem Schwanz einfriert, woran ihm ein Eimer gebunden ist (V. 1151, ebenso Reinhart 736, dagegen im Reinardus Vulp. I, 673 und im Reinke Vos. 5636, 5642 steckt er

nur den Schwanz in das Wasser). Von einem Jäger losgehauen, schwört er dem Fuchs Rache.

3. 4. 11. Die Begebenheit zwischen Fuchs und Hahn (s. o. S. 376) gut erzählt; sodann die Versuche des Fuchses, die Meise, den Kater und den Raben zu betrügen (die letzte ist jene vielfach bearbeitete Erzählung).

4. 5. Fabeln vom Fuchs und Kater ohne erheblich grossen Werth.

6. Primaut. Isengrims Bruder wird vom Fuchs angeführt.

7. Beuteltheilung. Im Eingang wird die Geschichte mit dem Hahn, etwas anders gewendet, erzählt. Nachdem Chanteclers dem Fuchse weggeflogen ist, stösst er im Walde auf den König und den Wolf. Der Löwe bewirkt scheinbare Aussöhnung zwischen beiden und alle drei gehen auf Beute aus. Renart erspähet Vieh (treibt seinen Mutwillen mit dem schlafenden Hirten) und zeigt es den andern an. Der Wolf soll die Beute theilen und als er es zur Unzufriedenheit des Löwen verrichtet, wird es dem Fuchs aufgetragen, der die Sache klüger anfängt (s. o. S. 377).

8. Landtheilung. Isengrim soll den beiden Widdern das Land theilen (Reinardus III., s. o. S. 374). Der Fuchs ist nicht dabei thätig.

9. Brunnenparadies. Renart hat einen glücklichen Hühnerfang gethan, worauf er Durst bekommt. Die Brunnenscene wie im deutschen Gedichte, doch haben beide Bearbeitungen eigene kleine Züge voraus, z. B. hier fehlt, dass Isengrim auch das vermeinte Haupt Hersants, d. h. sein im Wasser wiederscheinendes, verbrannt erblickt und deshalb Fragen thut. Hier aber wird das Wesen der Seelen genauer geschildert, Renarts Leichnam liegt zu Hause auf der Bahre (6741), die Seele schwebt im Brunnen; sobald sie aus dem Leib scheide, setze sie sich in einen Eimer und gehe hinunter (6806); den Sternwiederschein gibt Renart für Lichter aus (6878); auch das Gespräch der sich in den Eimern Begegnenden hat den Vers (6899): „*quant li uns va, li autres vient*,“ den noch Reineke 5804 (*alsus geit de werlt up un nedder!*) bestätigt. Die Gewissensbisse der Mönche, dass sie ein geschornes Haupt geschlagen, hat nur das deutsche Gedicht.

10. Bär, Wolf, Bauer. Eine schlechte Branche.

12. Der Wolf fällt in eine ihm gestellte Grube, der Pfaffe will nachsehen, fällt aber auch hinein und Isengrim springt über dessen Rücken hinaus.

13. Die Stute will sich vom Wolf einen Dorn aus dem Huf ziehen lassen und schlägt ihn ins Antlitz.

14. Traum, Krähe, Bache, Grille. Renart hat einen schweren Traum. Hermeline räth ihm überall, wenn er aus Thüre, Grube oder Höhle gehe, sich mit dem rechten Fuss dreimal zu bekreuzen.

Er geht zu Walde, belistet eine Krähe, und begegnet darauf seinem Oheim, der die gelegene Rache nehmen und ihn in seinem Bauche beherbergen will; er weiss ihn jedoch zu rühren und verspricht ihm einen Bachen, den ein Bauer vorüberträgt. Die List gelingt, Isengrim frisst Alles auf und lässt ihm nur den Strang übrig. (Vgl. S. 373.)

Renart stellt in einer Propstei Ratten nach und gewahrt eine zirpende Grille. Er bittet sie, ihren Psalter nicht zu unterbrechen, sucht aber sie zu haschen, weil, wenn er sie gegessen hätte, er alle ihre Lieder wissen würde. Die vorsichtige Grille entgeht und nun will er ihr beichten; sie versagt es: „Bald werden andere Priester nahen, denen du Beichte ablegen kannst." Es sind Jäger und Hunde, denen Renart nur durch Umschweife entrinnt; nun läuft er wieder an die Feuermauer, wo die Grille sitzt, klebt die Oeffnung zu und verspottet das eingesperrte Thierchen. Unterdessen haben die Hunde den Wolf ergriffen und zausen ihm das Fell; Renart sieht zu und höhnt.

15. Hof. Klage. Rüde. Isengrim bringt bei Hofe seine Klage an und Hersant selbst ist geständig (8307). Der König hört seine Mannen; das lombardische Kameel wälscht, Hirsch, Bär und Eber gehen in Berathung. Brun erzählt, wie er mit Renart auf Honigtöpfe und Hühner ausgegangen sei und dabei Prügel erhalten habe; der Affe nimmt sich des Fuches an. Der Hirsch spricht das gefundene Urteil aus: Renart solle vor Roonel, dem Rüden, auf einen angesetzten Tag erscheinen und sich entschuldigen. Grimbert geht, ihn zu laden; er verspricht, sich zu stellen. Nun verabreden Isengrim und Roonel einen Trug. Roonel soll zum Schein todt in einem Graben liegen, Renart dahin geführt werden, und auf des Rüden Zähne (als Heiligthum) den Reinigungseid ablegen, dann aber von Roonel gepackt werden. Alle Thiere versammeln sich; Renart bemerkt, dass die Seite des todten Heiligen noch vom Athemzug bewegt wird, scheut sich und gibt vor, diesem Heiligthum müsse er erst ein Opfer bringen. Es wird ihm zu holen erlaubt, Brun und Tybert begleiten ihn, gelangen in eine Meierei, wo Honig ist, tragen aber Schläge davon, während Renart seine Burg sicher erreicht. Nachher findet er sich zwar wieder zum Schwur ein, ergreift aber, indem er scheinbar dem Heilthume näher tritt, die Flucht und gelangt mit Mühe vor den Hunden in Sicherheit. Isengrim eifert, dass er den Eid nicht geleistet habe; nur Grimbert durchschaut den gespielten Betrug.

16. Ladung. Pilgerschaft. Auch hier wird mit Hofversammlung und Klage begonnen, aber schon Bezug auf die Eidesverweigerung in voriger Branche genommen (die 16te kann daher als Fortsetzung angesehen werden, ist aber nicht von demselben Dichter, sondern viel vorzüglicher, obschon ausgelassener.) Hersant gesteht nicht, und ihre ganze „*reson*," so wie des Esels Enthusiasmus darüber ist

vortrefflich abgefasst *). Nobles, der Löwe, ist nicht übel für Renart gestimmt, als Chantecler und Pinte mit der todtgebissenen Henne anlangen; augenblicklich beschliesst nun der König, dem Recht über Renart seinen Lauf zu lassen, befiehlt die Vigilie für Copee zu lesen und sie stattlich zu begraben. Der Hase, der über des Löwen Gebrüll vor Furcht Fieber bekommen hatte, legt sich auf das Grab, entschläft, und erwacht gesund; auf des Rüden Rath folgt Isengrim, der am Ohrweh leidet, dem Beispiel und wird gleichfalls geheilt. Nun verrichten nach einander, mit unglücklichem Erfolg, Brun und Tybert die Ladung; Grimbert ist der dritte Bote, dem Renard unterwegs beichtet (die Bulerei; von der Wolfsgrube und den drei Schäfern; vom Dickfressen in der Speisekammer; vom Fischfang; Brunnen; Mönchthum; Einzelnes ist sonsther nicht bekannt oder anders, besonders hervorzuheben der für einen Käse angesehene Vollmond 10782); nach der Lossprechung das Abenteuer mit den Hühnern vor der Scheune. Am Hof wetzt Isengrim seine Zähne, Renart hält eine Rede zur Vertheidigung, wird aber dennoch zum Aufhängen verurteilt. Auf hohem Felsen steht der Galgen, alle Thiere spotten sein, der Hase wagt es sogar, ihn von weitem mit Steinen zu werfen. In dieser Noth gibt Renart Reue vor, er wolle das Kreuz nehmen und über Meer fahren. Der König, durch Grimberts Flehen erweicht, begnadigt ihn unerwartet. Renart mit Stab und Tasche nimmt Urlaub; die schöne Königin bittet ihn um sein Gebet und schenkt ihm einen Ring. Unterwegs ergreift Renart den Hasen und steigt aus dem tiefen Thal, wo der Hof gehalten wird, zu Berge; in der Höhe angelangt nimmt er Stab und Tasche und wirft sie höhnisch dem Könige hinunter. Alsbald werden die Thiere gegen ihn aufgeboten; mit Mühe entrinnt er nach Malpertuis, wo ihn die Seinigen pflegen. Er wird in seiner Burg belagert. Er verübt an der schlafenden Königin eine Schandthat, wird ergriffen und soll hängen; da löst ihn Ermeline mit vielem Geld und von neuem empfängt er Gnade. Die Maus erscheint und bringt ihren, von Renart todt gebissenen Mann auf einer Bahre. Der Verbrecher flieht und steigt auf eine Eiche, die der König mit Aexten

*) Der hier vorkommende epische Ausdruck „tant voie trover où une oie péust cover“ gemahnt an eine Satzung. Grimm verweiset dabei auf seine Deutschen Rechtsalterthümer S. 80. Die betreffende Stelle daselbst ist diese: Bestimmung der Grösze bei Ab- und Zutrieb durchs Waszer: wair einem dat water sin land afgrave oder breke und darbeneden of an der andern sidden der Ruir einem andern weder an sin land drile und vende, so enmoge deiselvige sinem afgedreven lande nicht volgen, sundir dem et so an sin land gedreven, dei mag es auch gelich des sinen nutten u. gebruken; und so deiselvige, dem sin land afgedreven were, so veil an torve oder twige dar eine gans mit eren jungen op sitten könde, behalde, wan dar dan wederumb etwat anlenden werde, mag hei datselvige anlend vor sich halden und dem volgen und vor sich und sin erven gebruken. (Ruhrrecht von 1452.)

mhauen lassen will. Renart wirft mit einem Stein den König halb todt, ntkommt in der Verwirrung, wird aber nun für vogelfrei erklärt.

17. Der Fuchs gelb gefärbt. Indem Renart Hühnern nacheht, geräth er in die Kufe eines Färbers, und wird nun glänzend gelb nd unkenntlich. Isengrim, dem er im Walde begegnet, ahnt nichts nd glaubt seinem Vorgeben, dass er ein brittanischer Spielmann sei nd Galopins heisse, auch radbrecht er sein Französisch. Sie steigen ei einem Bauer ein, um eine Leier zu stehlen, wobei aber Isengrim bel fährt, da ihn die Hunde fassen und entmannen. Darüber ist die Völfin so aufgebracht, dass sie ihn verlässt. Unterdessen hat die 'üchsin, die nicht weiss, was aus Renart geworden ist, und ihn, nach inem falschen Berichte des Katers für todt hält, einen Gemal erwählt nd die Hochzeit soll gehalten werden. Da erscheint Renart als Leieraann und erheitert durch sein Spiel die Gäste. Er beredet den Bräuigam, das Grab der heiligen Coupee zu besuchen, wenn er in der Brautnacht einen Sohn zeugen wolle, stöst ihn aber in eine gelegte 'alle, wo er hängen bleibt und von den Hunden zerrissen wird. Daruf gibt sich Renart seiner Frau zu erkennen, schilt sie aus und prügelt sie durch. Nun folgt ein ärgerlicher Auftritt zwischen Hermeline nd Hersant, die sich einander schimpfen und Vorwürfe machen. Einem orübergehenden Pilger gelingt es, sie unter sich und mit ihren Männern auszusöhnen.

18. Die Pilgerschaft. Renart, seiner Sünden müde, beichtet inem Einsiedler und erhält den Rath, nach Rom zu wallfahrten. Er teckt sich in Pilgertracht. Unterwegs beredet er Belin den Widder, nd Bernart den Esel, mitzugehen. Durch die Wildniss ziehend, kehren ie eines Nachts im Hause des Wolfs ein, der mit Hersant eben auf Nahrung ausgegangen war. Als beide heimkommen und in ihrem Hause lie Pilger singen hören, wundern sie sich gewaltig, finden aber die Thür gesperrt. Die Pilger widersetzen sich ihrem Eintritt, Belin stösst len Wolf todt und Hersant entflieht, um andere Wölfe herbeizuholen. Als Renart das Geheul hört, räth er zur Flucht, er klimmt auf einen Baum, die andern mühsam nach; die Wölfe suchen vergeblich und lagern sich endlich ermattet unter den Baum. Bernart und Belin fallen herab, jener erdrückt vier, dieser zwei Wölfe, die übrigen laufen fort. Die Pilger geben ihre weitere Wallfahrt auf und kehren heim.

19. Hofhaltung. Gericht. Zweikampf. Kloster. Bei der gebotenen feierlichen Hofhaltung erscheint nun Renart nicht. Isengrim kommt ohne Schwanz und tonsurirt; Grimbert geht, den Angeklagten zu holen, der eine Rede für seine Unschuld hält und den König an den schweren Weg erinnert, den er nach Rom, Salerno und Mompelier gethan. Der Löwe zählt ihm nun seine Unthaten nach der Reihe auf; wie er Tibert mit den Mäusen, Brun mit dem Honig, die Meise

mit dem Kuss, den Raben mit dem Käse angeführt, wie er auf des Wolfs angebrachte Klage den Eid vor dem Rüden umgangen, diesen mit der Falle überlistet, Pilgrimfahrt vorgegeben, den Hasen ergriffen, bei der Belagerung sich an der Königin vergangen, die Ratte gemordet, nach dem König von der Eiche herab geworfen habe. Renart schweigt erst, dann entschuldigt er sich und bietet Zweikampf oder Gottesgericht an. Der Wolf erzählt darauf, was Renart an ihm verbrochen, wie er seine Frau entehrt, ihn in den Brunnen gelockt, zum Fischfang auf Eis und in den Klosterkeller geführt, ihm mit heissem Wasser die Krone gebrühet und ihn mit den Aalen und den Kärnern betrogen. Nun wird der Zweikampf angesetzt; beide Theile liefern ihre Geiseln. Renart lässt sich Hals und Bart scheren. Hermeline betet für ihn, Hersant nicht für Isengrim. Anfangs hat Renart die Oberhand durch seine Gewandtheit, aber seine Pfote geräth in des Wolfs Rachen, der sie nicht wieder los lässt. Renart stellt sich todt, der Sieger lässt ihn stolz liegen, und der König befiehlt, den Besiegten aufzuhängen. Da kommt er aus seiner Ohnmacht wieder zu sich und verlangt zu beichten. Ein vorübergehender Mönch bittet ihn los vom Galgen und nimmt ihn mit in das Kloster. Er wird eingekleidet, stellt sich anfangs gut an, kommt aber bald auf Hühner und Capaunen zurück; sie nehmen ihm die Kutte wieder ab; fett und rund gefressen verlässt er das Kloster und langt in seiner Burg wieder an.

20. Bauer. Fuchs. Bär. Lietart, ein reicher Bauer, verwünscht auf dem Acker seinen ermatteten Ochsen: „Der böse Bär mag dich fressen!“ sogleich ist der Bär da und fordert das ihm Heimgefallene. Lietart, erschrocken, bittet um Aufschub bis morgen. Renart hört den Bauer klagen, und bietet ihm seine Hilfe an, bedingt sich aber den Hahn für seinen guten Rath. Der Rathschlag ist: Frühmorgens, wann Brun erscheine, wolle er seitwärts Jagdlärm machen, und Lietart solle dann dem Bären sagen, der Graf komme, um Jagd zu halten; dann werde Brun in grosser Angst flehen, ihn schnell in einer Furche zu verbergen und mit Erde zu bedecken, dann könne er leicht dem zu Boden gestreckten das Messer in die Kehle stossen. Alles wird so ausgeführt. Der Bauer schleppt in nächtlicher Weile den todten Bären nach Haus und salzt das Fleisch ein; aber nun gereuet es ihm, dem Fuchs den Hahn versprochen zu haben. Die Bäuerin räth, die drei Hofhunde gegen den Fuchs loszulassen, und so geschieht es. Renart entrinnt, übel zugerichtet, nach Malpertuis. Hermeline räth ihm ebenfalls, dem Bauer seine Riemen zu entwenden, was Renart ausführt. Lietart merkt den Thäter, und empfängt seinerseits von Tymer, seinem Esel, das Versprechen, ihm gegen einen Scheffel Gerste, Fuchs und Füchsin sammt den Riemen in das Haus zu schaffen. Tymer streckt sich scheintodt vor Malpertuis zu Boden. Hermeline öffnet die Thür

nd erblickt die willkommene Speise und ruft Renart, der anfangs miss-
raut und den Todten durch seine Bisse prüft. Tymer rührt sich nicht.
Nun binden sich beide mit den Riemen an dem Esel vest und ziehen
ın fast bis zur Schwelle, da gewahrt Renart seitwärts, wie der Todte
in Auge aufschlägt; schnell lässt sich Renart losbinden. Die Füchsin
pottet des Furchtsamen und knüpft sich noch vester. Jetzt erhebt sich
lötzlich Tymer und schleppt die jammernde Füchsin mit sich fort in
as Bauernhaus. Lietart greift sein Schwert und will den vermeinten
'uchs tödten, Hermeline weicht aber so geschickt aus, dass der Hieb
en armen Esel trifft und dessen Schenkel abschneidet, der am Riemen
ängen bleibt. Hermeline flieht eilends und bringt das Stück Braten
om Esel mit nach Haus. Renart beschliesst, sich noch besser an dem
reulosen Bauer zu rächen; er droht, dem Grafen zu verrathen, dass
Lietart im Walde einen Bären erlegt habe. Der Bauer erbietet sich de-
nütig, Sühne zu leisten. Der Fuchs fordert den Tod der drei Hunde,
en Hahn und zehn Hühner. Alles wird ihm bewilligt. Der Bauer
ödtet die Hunde vor seinen Augen und händigt ihm das Federvieh ein.

21. Krankheit des Löwen. Bei der Hofversammlung auf
Pfingsten erscheint der Uebelthäter nicht, und sein Feind, der Wolf,
rägt auf seine Verurtheilung an. Tibert jedoch, der für den ihm ge-
pielten Streich sich selbst einmal rächen will, findet es gerathen, sich
ier des Fuchses gegen den Wolf anzunehmen, erhebt sich und räth, in
gehöriger Form zu verfahren. Der König beschliesst, Roonel den Rü-
den als Boten abzusenden. Dieser übernimmt den Auftrag, ohne auf
einer Frau Warnung zu achten, die ihn an Tiberts, Belins und Bruns
Handel mit Renart erinnert. Renart erklärt sich bereit, dem Rüden zu
olgen. Ihr Weg führt durch einen Weinberg. Renart sieht eine ge-
tellte Falle, wirft sich davor nieder, als vor einem Heilthum und betet.
Roonel, der auch die Heiligen küssen will, geräth in den Strick
ınd bleibt hängen. Renart spottet und zieht wieder heim; die Winzer
prügeln den Hund halbtodt, der sich mit Mühe an des Königs Hof
chleppt. Der Hirsch soll nun die zweite Ladung thun, Renart ist von
neuem willig mitzugehen, führt aber den Hirsch unterwegs an Hunden
vorüber, die ihn verfolgen und verwunden. Renart kehrt in seine Burg
zurück und der Bote klagt am Hofe seine Noth. Der König ärgert
sich über die Sache so sehr, dass er ein Fieber bekommt und ein
halb Jahr krank liegt, ohne dass ein Arzt helfen kann. Nun macht sich
Grimbert zu Renart auf und hinterbringt diese Nachrichten. Renart
verspricht ihm, unverzüglich an Hof zu kommen. Unterwegs bricht
er heilsame Kräuter in ein Fässchen, nimmt einem schlafenden Pilger
eine Büchse mit Aliboron (*ἐλλέβορος*, Nieswurz) und den Mantel ab,
ınd erscheint vor dem kranken Könige, dem er sagt, er bringe von
Rom und Salerno das Heilmittel; einen langen weiten Weg habe er

durch ganz Moriane (Savoien), Lombardei und Toscana zurückgelegt. Roonel will diese Reise verdächtigen, wird aber von Tibert zurechtgewiesen. Renart beschaut den Urin, fühlt den Puls und erklärt die Heilung, wenn die rechten Heilmittel angewendet würden, für unzweifelhaft. Er heisst die Thür schliessen und verlangt zuerst eine Wolfshaut; sie wird dem Sträubenden abgezogen; darauf ein Stück Horn und einen Riemen von dem Fell des Hirsches, die gleichfalls genommen werden; endlich des Katers Fell, um die Füsse des Königs zu wärmen, Tibert entwischt aber durch ein Loch in der Bühne. Nun heisst Renart mit groben Worten den Rüden Feuer anmachen und die Wolfshaut waschen, welches der Hund demütig verrichtet. Der König wird gesalbt, zu Bette gebracht und, nachdem er Nieswurz genommen und geschwitzt hat, fühlt er sich genesen. Dankbar lohnt er dem Fuchs, ernennt ihn zu seinem Rath und gibt ihm sicheres Geleit nach Haus.

22. Der Hahn, Wolf, Hirsch und Fuchs machen wildes Land urbar. Der Hahn will es mit Hanf, der Hirsch mit Gerste, der Wolf mit Korn bestellt haben, und diesem tritt Renart bei. Es wird also Korn gesäet und die Aernte soll gemeinschaftlich geschehen. Im Sommer, als das Getraide hoch steht, kommt der Wolf, satt gefressen, vorüber, und legt sich, um auszuruhen, hinein. Sein Geheul lockt den Hirsch hinzu, der ihn erst schilt, dass er die Frucht verderbe, dann aber auf des Wolfs Rath sich im Korn äset und hernach sich neben ihm legt; eben so geht es dem Hahn. Zuletzt erscheint Renart, der die Frucht zertreten, gefressen oder zerstreut sieht, und sie alle wegen Treubruchs und Schaden vor des Königs Gericht fordert. Hier schändet Renart seine Gegner, indem sie Stücke von ihrem Leibe hergeben müssen, erwirbt selber aber die Gunst des Königs.

23. Eine Begebenheit zwischen Fuchs und Kater, ohne Wolf; Tibert spielt die Hauptrolle, er zeigt sich noch schlauer als Renart. Beide mengen sich in geistliche Geschäfte, disputiren und wollen Messe lesen, wobei jedoch Tibert Priester, Renart nur Kirchendiener ist.

24. Chuflet, der schwarze Fuchs. Einem Ritter, der ihn jagt, entgeht Renart durch vielfache Künste, zuletzt, indem er sich selbst unter die auf einem Burgzimmer verwahrten Fuchsbälge hängt, bis ihn Hunde wittern; dann entspringt er durch die offne Thür, gelangt glücklich auf eine Wiese, und legt sich auf einem Heuhaufen, wo er eine Krähe fängt und einschläft. Beim Erwachen sieht er die Wiese überschwemmt, aber einen Bauer in einem Nachen kommen; diesen stösst er listig in das Wasser und bemächtigt sich des Fahrzeugs. Den Wolf und die Wölfin von weitem am Ufer erblickend, zieht er ein Zauberkraut aus seiner Büchse und reibt sich damit, so dass er allenthalben schwarz gefärbt wird. Nun rudert er jenen näher, nimmt sie ins Schiff, setzt aber Isengrim bei einer Insel aus, und fährt mit seiner

Bulerin, welcher er sich zu erkennen gibt, ungehindert weiter. Er lässt sie nachher aussteigen, verkauft einem Bauer den Nachen für vier Hähne, und misshandelt nacheinander den Rüden und das Eichhorn, mit denen er zusammengekommen war. Das Eichhorn bringt Klage gegen ihn beim König an. Tibert und Belin werden abgesandt, Chuflet zu laden, er hintergeht beide; endlich führen ihn der Esel, Eber und Bär gebunden herbei, und er soll mit Roonel einen Zweikampf halten. Roonel siegt, Chuflet wird gesackt und ins Wasser geworfen, unter der Brücke fängt ihn aber der Dachs auf und öffnet den Sack. Nun macht sich Renart wieder roth und zieht heim.

25. Geier. Sperling. Krieg. Zuerst ein Abenteuer zwischen Fuchs, Wolf und einem Bauer, wobei zwar der Wolf geprügelt wird, aber scheinbar Beistand vom Fuchs erhält und freundschaftlich von ihm scheidet. Dann von Maulbeeren, die Renart nicht erlangen kann und verwünscht. Den Roonel haben Bauern zu Boden geschlagen, Renart sieht ihn liegen und hängt ihn mit den Füssen an einen Baum. Der Löwe kommt hinzu, lässt ihn abnehmen und durch geschickte Aerzte heilen. Renart frisst einer Weihe die Jungen im Nest und wird darüber von den Alten angefallen, die er zwar besiegt, aber nicht ohne eigene schwere Wunden. Ein vorüberziehender Ritter sieht ihn für todt liegen, der Knappe soll ihn heim tragen; Renart beisst ihn unversehens in die Hinterbacken, wird los gelassen und entrinnt. Er sucht ein Kraut auf, welches er ungerieben und ungequetscht verschluckt und dadurch augenblicklich hergestellt ist. Er kommt nun unter einen Kirschbaum und sieht einen Sperling darauf sitzen, den er bittet, ihm Kirschen herab zu werfen. Droins, der Sperling, wirft ihm erst drei zu, auf weiteres Bitten den ganzen Schooss voll; zum Gegendienst aber verlangt er den Rath des welterfahrnen Fuchses, wegen seiner neun Jungen, die an der fallenden Sucht leiden. „Das macht, weil sie ungetauft sind," ruft Renart. „Vielleicht, versetzt der Sperling, aber wo den Priester finden?" Renart entgegnet: „Den Priester? bin ich kein Priester?" — „So bitt' ich dich, sie zu taufen, sagt der Sperling, der älteste soll Lienart heissen, wegen den andern wollen wir uns weiter besinnen." Droins geht in sein Nest und wirft ihm die Jungen, eines nach dem andern, herunter, Renart verschlingt sie. Droins gewahrt endlich den Verrath und bricht in Verwünschungen aus. „Ich versichere, sagt Renart, dass sie geheilt sind und nichts mehr von der fallenden Sucht auszustehen haben." Droins hofft, sich an dem fliehenden Bösewicht zu rachen; er fleht alle Hunde und Hündinnen im Lande um Hilfe an, jeder schlägt sie ab, aus Furcht vor dem Rothen. Endlich sieht er Morout, den Hofhund, dürr und ausgehungert auf dem Miste liegen; der arme klagt, dass ihm sein Bauer nichts mehr zu essen gabe. „Traun, ruft Droins,

wenn es im Jahr ein wenig theuer ist, meint der Bauer gleich, dass Herbout bei ihm einkehre *); lieber Freund, willst du mir einen Dienst ausrichten, so sollst du satt zu essen haben.“ Morout geht es ein und folgt dem Vogel, der ihn sich in einer Hecke am Wege bergen heisst. Bald fährt ein Kärner daher. Droins hüpft vor ihm, als werde ihm das Fliegen schwer und reizt den Kärner, ihn zu fangen. Dieser folgt nach in Kreuz und Quer und lässt sich immer weiter lokken, unterdessen macht sich Morout über den Karren her und wirft einen Bachen herunter, der ihm reichliche Speise gewährt. Droins steigt in die Lüfte, der Kärner sieht sich betrogen. Nun wünscht sich der Hund auch Trinken. Ein anderer Karren, weinbeladen, fährt die Strasse. Droins fliegt dem Gaul auf den Kopf und pickt ihm ins Auge; der Fuhrmann will nach ihm schlagen, trifft aber nicht den davon fliegenden Vogel, sondern das Pferd so hart, dass es todt zu Boden stürzt: der Wagen schwankt, das Fass bricht, der Wein läuft heraus und Morout hat genug zu trinken. Der Hund fühlt sich nun vollkommen wieder bei Kräften. Droins fliegt vor Renarts Höhle und sieht ihn durch ein Loch; laut ruft er ihm zu, heraus zu kommen und auch ihn zu tödten. Renart erscheint, wird von Morout erfasst und zerbissen und als todt zurück gelassen. Droins höhnt ihn. Der Wolf und die Wölfin gehen vorüber, nehmen ihn mitleidig auf und lassen ihn durch einen Arzt aus Montpellier heilen.

Hierauf besteht Renart einige neue Abenteuer ganz andrer Art. Er wird ehrenvoll an den Hof entboten; die Heiden, angeführt vom Kameel, sind in das Land eingefallen, der Löwe zieht ihnen entgegen und lässt den Fuchs, den Wolf und Kater zum Schutz der Königin zurück. Während er nun Sieg erficht, spinnt Renart Verrath; er hat aussprengen lassen, Noble sei geblieben, er aber im Reich und Ehebett ihm nachzufolgen bestimmt. Das Beilager wird gefeiert, und als der König heimkehrt, hält ihm Renart die Burg verschlossen und widersteht. Die Belagerung wahrt eine Zeit lang mit wechselndem Kriegsglück, zuletzt wird der Verräther gefangen und soll hingerichtet werden, als er den Löwen durch die Erinnerung an Salerno erweicht und Verzeihung erhält.

26. Renart wird bei einem nächtlichen Hühnerdiebstahl erwischt, heftig geschlagen und kann nur mit Noth entrinnen; er nimmt seine Zuflucht auf einen grossen Heuhaufen, der auf einer Wiese am Fluss

*) J. Grimm bemerkt zu den Worten: il cuide avoir trove Herbout, dass er diesen Namen für das altfränkische Wort Haribald halte, einen Namen der personificirten Hungersnoth, die kühn wie ein Heer über das Land herein bricht; anderswärts wird gesagt: si Herbout devoit saillir; — quant li Herbout seroit venus. In seiner Deutschen Grammatik III, 782. sagt Grimm: Entschiedene Personification muss auch der Hunger gewesen sein, goth. Huhrus, ahd. Hunkar, alts. Hungar, er fährt, geht in der Welt umher: Ferid umméti gròt Hungar hêtigrim obar helido barn. He. 132, 8; der Hunger gie überal, der Hunger sich breite in die werlt wite. Diut. III, 101.

steht. Frühmorgens ist dieser ausgetreten und hat die Wiese unter Wasser gesetzt; er fürchtet, Hungers zu sterben. Der Geier fliegt vorüber, er ruft ihn an und verlangt, dass derselbe vor seinem Ende seine Beichte anhöre. In der Beichte und in der Rede des Beichtigers fallen die frechsten Worte; unter andern bekennt Renart, die vier jungen Geier gefressen zu haben (vgl. 25). „Das waren meine Kinder," ruft der Geier und bricht aus in Verwünschungen. Renart bittet um Verzeihung und bietet den Sühnekuss; als der Geier den Schnabel streckt, erfasst ihn Renart und frisst den Beichtvater auf.

27. Renart geht nach Hühnern, wird von einem Mönche verfolgt, beisst ihn aber hart und entspringt. Darauf begegnet er dem Hasen, der einen Pelzhändler gefangen vor den König führt. Renart begleitet sie; Noble spricht den Bauer frei. Am Hof fängt Renart an, mit Isengrim Schach zu spielen und verliert; da er ein Glied seines Leibes aufgesetzt hat, wird er von Isengrim gefährlich gemisshandelt und todkrank zu Bett gebracht. Nach abgelegter Beichte fällt er in tiefe Ohnmacht, man hält ihn für todt und lässt Hermelinen und seinen Söhnen davon Nachricht ertheilen. Der Leichnam wird auf die Bahre gelegt und mit Kerzen bewacht, Vigilien erschallen, die Wache haltenden Thiere spielen *aux plantées* (29332 — 460); am andern Morgen geht der Zug feierlich in das Münster, vor dem Altar der Frau Pinte wird gebetet, von Bernart eine ausgelassene Leichenrede gehalten und Messe gelesen. Brun gräbt das Grab, Brichemer und Belin fassen den Leichnam; als sie Erde darüber werfen wollen, schlägt Renart die Augen auf, springt aus dem Grabe, packt den das Rauchfass haltenden Hahn und entflieht. Die Thiere setzen ihm nach, fangen ihn und bringen ihn gebunden an den Hof zurück. Renart klagt, man habe ihn lebendig begraben wollen, und bietet dem widersprechenden Chantecler darüber Zweikampf an. Der Kampf erfolgt und der Hahn ist Sieger. Renart übt seine alte List und stellt sich todt; Chantecler schleift ihn am Schwanz in einen Graben und lässt ihn liegen. Die Krähen kommen auf den Todten hingeflogen, um das Aas zu fressen; plötzlich packt er eine und reisst ihr den Schenkel aus, worauf er in seine Burg entflieht. Unterdessen wird die verwundete Krähe an den Hof getragen; Grimbert und Hubert gehen von neuem als Boten nach Malpertuis. Renart lässt blos den Dachs vor sich und sagt, dass er nicht mehr an den Hof gehen möge; er solle dem Könige melden, dass er gestorben sei und ein Kreuz auf seinem Grabe stecke. Ein Bauer, Namens Renart, liegt in der Nähe begraben, dahin führt Hermeline, die Königsboten und lässt sie die Grabschrift lesen. Sie hinterbringen dem Könige seinen Tod.

XXXVI.
Reinhart Fuchs.

Die älteste hochdeutsche Behandlung der Thierfabel ist uns verloren gegangen, und wir besitzen sie nur in einer Umarbeitung, welche wenigstens um funfzig Jahr später fällt, worin eine bedeutende Anzahl von Versen unterdrückt ist, aber vom späteren Dichter das dem ersten Verfasser weniger geläufige metrische Gesetz durchgeführt ist. Doch auch diese Umarbeitung besitzen wir nur in ungenügenden Handschriften. Die erste Ausgabe erschien 1817 nach der Koloczaer Hs. (S. 361 — 410; vgl. einen Aufsatz der Brüder Grimm in F. Schlegels deutsch. Museum I, 391 — 415) und aus einer Vergleichung dieses Drucks und der Pfälzer Handschrift entstand die Ausgabe von J. Grimm (Reinhart Fuchs. Berlin 1834, 8). Das deutsche Gedicht weiset unverkennbar auf französischen Ursprung und sämmtliche Abenteuer sind den französischen Dichtungen nicht fremd, ausgenommen, dass sie nichts von dem unheilvollen Ausgange der Krankheit des Königs wissen; auch hat der deutsche Dichter nicht ohne Selbständigkeit seinen Stoff behandelt. Mit dem lateinischen Gedichte *Reinardus Vulpes* berührt das deutsche Gedicht sich nur in den vier ersten Abenteuern und zum Theil in der Erzählung von der Berufung der Thiere an den Hof und der Krankheit und Heilung des Löwen.

Der ursprüngliche Dichter wird an zwei Stellen genannt (V. 1786 und 2250); sein Name ist Heinrich der Glichesaere oder nach einer Handschrift der Glichsenaere. Es ist ungewiss, ob dieses Wort ein Familiennamen oder ein bedeutsamer Beinamen (hergenommen von gelichesen dem nhd. gleissen entsprechend) sei. Der Dichter lebte etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts, und war vielleicht ein Schwabe, der in der deutschredenden Schweiz lebte; dahin leiten nämlich viele Spracheigenthümlichkeiten. Der Bearbeiter von Heinrichs Gedicht ist gar nicht bekannt, er sagt am Schlusse des Werkes nur, dass er auch etwas von der Dichtkunst verstehe, die Reime geregelt und Ueberflüssi-

ges abgebrochen habe. (Vgl. über diese vorstehenden Bemerkungen: Reinhart Fuchs, von J. Grimm S. CII — CXV). Das Gedicht, welches 2266 Verse zählt, steht abgedruckt in dem oft genannten Werke von Grimm, S. 24 — 103, woran sich bis S. 114 erklärende, meist sprachliche, Anmerkungen anschliessen. — In den **Altdeutschen Blättern von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann** (Leipzig 1835) finden sich Heft I, S. 1 — 10, Bemerkungen zu J. Grimm's **Reinhart Fuchs, von Ferdinand Wolf und Haupt.**

Vernemet vremdiu maere,
diu sint vil gewaere,
von einem tiere wilde,
dâ man bî mac bilde
5. nemen umbe manegiu dinc:
ez kêret allen sînen gerinc *)
an triegen und an kündecheit,
des quam ez dicke in arbeit.
ez hâte vil unkünste erkannt,
10. und ist Reinhart fuhs genannt.

Nu sol ich iuch wizzen lân,
wâ von diu rede sî getân.

Ein Bauer hatte bei einem Dorfe ein reiches Erbgut, worauf er gemächlich sass, er hatte Geld, Korn und Hirse genug; er hiess Lanzelin und sein Weib Babe Ruotzela **). Er hatte grosse Klage darüber, dass er alle Tage seine Hühner vor Reinharten hüten muste, denn sein Hof und Garten waren nicht hinreichend umzäunt. Davon kam er oft zu Schaden, den er ungern sah. Babe Ruotzela sprach: „Lanzelin, alter Gauch, nun habe ich durch Reinharten zehn meiner Hühner verloren, das verdriesst mich sehr.“ Lanzelin, der so gescholten ward, that wie ihn Ruotzela hiess und machte einen guten Zaun, darin wähnt' er Schanteclern ***) (den Hahn)

---

*) gerinc = Bestreben, Anstrengung.

**) Lanzelin ist Verkleinerungswort von Lanzo = Lantfrit. Ruotzela (Ruotze im Otnit 1160) erklärt Grimm aus Ruodhilt. Babe bedeutet ein altes Weib (baierisch und Schweizerisch).

***) chanteclair = Hellsinger.

und sein Weib wohl behütet, denen Reinhart nach dem Leben trachtete.

Eines Tages als die Sonne aufging, unterliess Reinhart nicht in böser Absicht nach dem Hofe zu gehen, er wollte Schanteclern einen schlimmen Streich spielen und brachte ihn auch in Noth. Der Zaun däucht' ihn aber zu dick und zu hoch, er zog also mit den Zähnen einen Stab aus und schauete sich um; als er Niemand sah, war er sehr froh und wand sich durch den Hag. Da lag Schanteclern sein Todfeind, Reinhart, sehr nahe. Pinte ward ihn gewahr. Schantecler schlief an der Wand; Frau Pinte flog herzu und schrie „Herr!" Schantecler kam herbei, hiess sie wieder zu der Wand gehen und sagte, dass sie in diesem bezäunten Garten kein feindliches Thier zu besorgen habe; doch bittet Gott, liebes Weib, dass er mir beschirme meinen Leib, ich habe einen schweren Traum gehabt, ich sage es euch in Wahrheit, wie ich in einem rothen Kleide sein sollte und das Hauptloch war beinern. Der heilige Engel, möge er mir zu Gute erscheinen lassen, mir ist schwer zu Mut.

Frau Pinte sprach: „Herr und Gemal, ich sah in jenem Kraut sich etwas regen und wenn nicht meine Sinne trügen, so ist etwas Gefährliches darin. Der reiche Gott beschirme dich, mir ist es bedenklich und mir grauet so, dass ich fürchte, wir kommen in Noth."

Schantecler sprach: „Bei meinem Leben, mehr verzaget ein Weib als vier Männer: wir haben oft vernommen, dass mancher Traum sich nach sieben Jahren verwirklicht hat."

Frau Pinte sprach: „Lass deinen Zorn und flieg auf jenen Dorn; bedenke, dass unsere Kinder leider noch sehr klein sind. Verlierest du, Herr, das Leben, so muss ich ein betrübtes und rathloses Weib sein: mir thut das Herz seltsam weh, so sehr fürchte ich für dich; nun möge dich unser Gott beschirmen."

Schantecler flog auf den Dorn und Reinhart lief unter den Dorn hin; Schantecler sass ihm zu hoch, er begann seine List, die er besitzt, anzuwenden. Er sprach: „Wer ist der, der da oben aufsteht? Bist du das Sengelin *)?“ „Nein, ich, sprach Schantecler, ich bin es, Sengelin hiess mein Vater.“ Reinhart sprach: „Das mag wohl sein; nun betrübt mich deines Vaters Tod, der war freundlich gegen den Geringsten. Ei, Treue unter Verwandten ist grosse Wonne! du beträgst dich eben nicht besonders, das muss ich dir fürwahr sagen. Dein Vater war des meinen froh und mochte er auch so hoch sitzen und er sah meinen Vater, so flog er zu ihm und hiess ihn willkommen, auch unterliess er es nie, er schwang seine Fittige, mochte es spät oder früh sein, that seine beiden Augen zu und sang ihm als ein fröhliches Huhn.“

Schantecler sprach: „Das will ich thun, mein Vater lehrte es mich: du sollst schön willkommen sein.“ Er begann die Fittige zu schwingen und fröhlich hernieder zu springen; aber der Thor war zu eilig und es gereuete ihn darnach: blinzend fing er an zu singen, da nahm ihn Reinhart bei dem Haupte. Pinte gebärdete sich kläglich, aber Reinhart machte sich schnell auf und trabte dem Walde zu. Den Schall vernahm Meister Lanzelin und sprach: „O weh, meine Hühner!“ Schantecler sprach zu Reinharten: „Wohin geht ihr so schnell? Warum lasst ihr so euch schimpfen (durch den Bauer), mögt ihr es ihm nicht vergelten?“ — „Ja ich, so mir Reinhart **)! sprach er, ihr geht eine üppige Fahrt.“ Schantecler war sehr ungern da, so wie der Fuchs also sprach, wand er seinen Hals aus Reinharts Munde und flog auf einen Baum, wo er sicher war. Reinhart war sehr traurig. Schantecler sprach alsbald, da er Reinharten unter sich sah: „Du hast mir ohne Dank gedienet, der Weg däuchte

*) Sengelin = Sängerlein.

**) Der Fuchs betheuert hier bei seinem eigenen Namen; die Redensart soll heissen: ja, so wahr ich Reinhart heisse!

mich zu lang, den du mich hieher getragen hast; ich versichere dich, du bringst mich nicht wieder dahin, was mir auch darum geschehen mag." Reinhart hörte den Spott und sagte: „So mir Gott! der ist dumm, der da nicht das Reden lassen kann, wo er schweigen sollte." Schantecler versetzte: „Nicht einfältig ist, wer sich zu aller Zeit behütet." Da endete ihr Streit und Spott, denn Meister Lanzelin kam herbei; deshalb entfloh Reinhart und er war sehr zornig, dass er den Imbiss verloren hatte, denn ihn hungerte sehr.

Da hörte er eine Meise und sprach: „Gott grüsse dich, Gevattterin, ich habe grosse Lust dich zu küssen, allein, beim reichen Gott! du stellst dich zu fremd gegen mich. Gevatterin, du sollst dich vertrauensvoller gegen mich beweisen, da ich deines Kindes Pathe bin und dir hold ohne welche böse List." Die Meise sprach: „Reinhart, man hat mir von dir mancherlei Böses gesagt, auch fürchte ich den Blick deiner Augen, welche schrecklich sind; schliesse die und ich will dich mit gutem Willen dreimal küssen." Reinhart war darüber erfreut und er blinzte nach dem Verlangen der Gevatterin. Sie nahm einen Mist unter den Fuss und kam von Ast zu Ast und liess ihm den Mist in den Mund fallen. Da ward ihr des Gevatters Schalkheit kund; er schnappte nach dem Mist und die Gevatterin entkam. Er mühete sich sehr um einen kleinen Imbiss.

Er ward darüber traurig und unfroh.
Er sprach: Herr, wie kommt das so,
215. Dass mich ein Vögelein hat betrogen?
Das verdriesst mich, das ist ungelogen.

Reinhart verstand sich auf Schlauheit, aber heute ist nicht sein Tag, dass es ihm nach Wunsche gehen möchte. Da sah er sehr hoch einen Raben stehen, der hiess Diezelin, der hatte mit List einen neuen Käse gewonnen, den er ihm übel gönnte, dass jener denselben ohne ihn essen sollte. Er sann also nach Kräften, wie er mit einer schlauen Lüge den Raben darum betrügen

möchte. Reinhart sass unter dem Baum, auf welchem der Rabe oben den Käse ass. Er sprach: „Bist du das, Diezelin? nun freuet sich dein Neffe, dass ich dich bei mir gesehen habe; mir hätte in keiner Art etwas angenehmer sein können. Ich möchte dich gern in deines Vaters Weise singen hören, der wohl preiswürdig sang.“ Da sprach Diezelin: „Ich tadle meinen Vater nicht, aber das sage ich dir fürwahr, dass keiner meiner Vorderen besser sang, als ich thue; dazu bin ich froh.“ Nun fing er an laut zu singen, dass der Wald ertönte, vergass aber darüber auf dem Aste den Käse, als er das Lied anhub. Dieser fiel Reinharten vor den Mund, doch wollte der ihn nicht gleich aufessen. Nun höret, wie Reinhart, der ungetreue Hoffart, nach seines Neffen Tod trachtete. Er sprach: „Höre Diezelin, hilf mir, trauter Neffe, ich bin heute früh wund geworden: nun liegt mir der Käse zu nahe und riechet sehr; ich fürchte, er sei mir bei der Wunde schädlich; trauter Neffe, nun nimm Rücksicht auf mich. Deines Vaters Treue war gut, auch hör' ich sagen, dass Verwandtenblut von Wasser nicht verdirbt*); du magst also wohl abwenden, dass dein Neffe stirbt, ich muss viel von dem Gestank dulden.“ Der Rabe flog alsbald hernieder, wozu ihn Reinhart bewog; er wollte ihm mit Aufrichtigkeit von seiner Noth helfen und das war beinahe sein Tod. Reinhart fing an zu winseln; der Rabe wollte den Käse nehmen, er glaubte Dank davon zu haben. Reinhart sprang schnell auf, als ob er nicht wund wäre und that seinem Neffen seine Treue kund: er wusste nicht, was er an ihm rächte, da er ihm viele Federn ausbrach, so dass er mit Noth entrann; dem Neffen war Reinhart zu roth**). Reinhart wollte Imbiss halten; aber da war ein Jäger mit guten Hunden

*) V. 206. ouch hoerich sagen, daz sippebluot
von wazzer niht verdirbet.

Wahrscheinlich soll diese Redensart so viel sagen: Die Taufe löset die Bande des Bluts nicht auf. Also = die Gesinnungen des Vaters würden hoffentlich auch auf den Sohn übergegangen sein.

**) ze rôt — zu blutgierig?

auf seine Spur gekommen, darüber ward er traurig; jener liess ihn von vieren suchen, die ihn bald fanden; da musst' er den Imbiss lassen, sein Neffe sollte ihn von Rechtens haben. Da sprangen die Hunde an ihn: was sein Neffe thun konnte, das ihm weh thäte, das that er, er schrie laut auf, denn sein Gemüt war erzürnt. Er sprach: „Was ein Nachbar dem andern thut, wird oft gelohnt, wie ich sagen höre; Neffe, also ist dir geschehen." Reinhart lief vor den Hunden, der Rabe wies sie auf ihn und Hunde und Jäger waren dicht hinter ihm; unangenehmer konnt' es ihm nicht sein. Da war es Zeit zu seiner Schlauheit; er sah einen abgehauenen Baum *) im Walde liegen und schlüpfte darunter. Hund und Jäger setzten darüber. Reinhart ging in den Wald.

Dieprecht begegnete ihm, Reinhart umfing ihn und sprach: „Willkommen, Neffe, tausendmal! ich bin froh und vergnügt darüber, dass ich dich gesund gesehen; man hat mir viel von deiner Schnelligkeit gesagt, lass mich die sehen, ist es wahr, so will ich es bestätigen." Dieprecht sprach: „Neffe Reinhart, es ist mir lieb, dass dir von mir Gutes gesagt ist, mein Dienst soll dir bereit sein." Reinhart hatte Hinterlist im Sinne, er wusste, wo eine Falle lag (das war eine böse Neffenschaft!) — „Nun will ich sehen deine Kraft" (es war ein enger schmaler Pfad), er sprach: „Nun lauf, mein trauter Neffe." Dieprecht wusste die Falle wohl und sprach: „Nun beschütze mich Sanct Gallus vor Reinharts übeln Dingen." Ueber die Falle sprang er hin und lief sehr schnell. Bei der Wiederkehr sprach Reinhart zu ihm: „Kein Thier ward schneller als du, mein trauter Neffe, bist; ich will dich nun eine Kunst lehren, dass du sehr hohe Sprünge machen kannst, denn jetzt, wenn ein starker Hund dich besteht, möchtest du doch das Leben verlieren können." Dieprecht sprach: „Jetzt darfst du noch nicht reden; lauf mir nach, ich lasse dich, ohne

---

*) ein rone.

Lüge, noch edele Sprünge sehen.“ Sie wollten beide einander betrügen. Reinhart lief seinem Neffen nach, da war der Vordere nicht zu eilig. Dieprecht sprang über die Falle und blieb vest stehen, Reinhart stiess sich an seinen Neffen und kam mit dem Fuss in die Falle. Dieprecht nahm schier Urlaub, befahl ihn Lucifern und machte sich davon. Reinhart blieb in grosser Noth, er wähnte, dass ihm der grimmige Tod gewiss sei. Da sah er den Waidmann, der die Falle gelegt hatte: nun bedurfte er der List. Er liess das Haupt auf die Falle hängen und der Bauer lief schnell herzu. Des Fuchses Kehle war weiss wie Schnee und jener meinte fünf Schillinge oder mehr für den Balg zu bekommen. Er hob die Axt auf und schlug, was er konnte — Reinhart vermochte nicht zu entfliehen und wankte mit dem Haupte zu rechter Zeit; — der Bauer schlug bis die Falle zerbrach, Reinharten geschah nichts lieber. Er glaubte schon sein Leben verloren und seine Kehle um fünf Schillinge hingegeben. Nun säumte er nicht und räumte schnell die Herberge, wo ihm viel Ungemach ward. Der Bauer sah ihm betrübt nach und schalt sich selber.

Da Reinhart die Noth überwand, traf er bald auf Isengrim und sprach, so wie er ihn erblickte: „Gott gebe euch, Herr, einen guten Tag; was ihr gebietet und was ich euch und meiner Herrin (der Wölfin) dienen mag, des sollt ihr beide gewiss sein. Ich bin her gekommen, um euch zu warnen, denn ich habe vernommen, dass euch mancher Mann hasset; wollt ihr mich zum Gesellen haben? ich bin listig, ihr seid stark, ihr könnet guten Trost zu mir haben; vor eurer Kraft und meiner List könnte sich nichts retten, ich könnte eine Burg zerbrechen.“ Da ging Isengrim und besprach sich mit seinem Weibe und seinen zwei Sohnen, und sie wurden alle darüber einig, dass er ihn zum Gevatter nehme. Darüber ward er nachdem sehr unfroh. Reinhart wandte seine Sinne an Hersantes Minne und wie er ihr dienen möchte; Herr Isengrim hatte ein übles Gesinde zu sich

genommen, das musste ihm Schaden bringen. Eines Tages nahm Isengrim seine Söhne zu sich und zog hinaus, um Beute zu machen; sein Weib nahm er bei der Hand und befahl sie Reinharten sehr auf seine Treue und Ehre. Reinhart warb aber um die Gevatterin: da hatte Isengrim einen übelen Kämmerer. — Hier hebt sich nun seltsame Märe an: — Reinhart sprach zur Frau: „Gevatterin, möchtet ihr doch den grossen Kummer schauen, den ich trage; aus Liebe zu euch, das ist meine Klage, bin ich so sehr krank.“ „Thu deinen Mund zu, Reinhart, sprach Isengrims Weib, „mein Herr hat so schönen Leib, dass ich eines Freundes wohl entbehren kann; wollt' ich aber eines begehren, so wärest du mir doch zu schwach.“ Reinhart aber sprach: „Frau, ich sollte euch lieber sein als ein König, der seinen Sinn und Liebe zu euch gewandt hat und euch in Unehren haben will.“ Nun kam Isengrim, ihr Mann, zurück und der Buler that, als ob er dergleichen nicht gesprochen hätte. Isengrim kam ohne Raub und der Hunger benahm ihm die Freude. Er sagte seinem Weibe, wie so wenig auf dem Felde zu erlangen wäre:

447. „Mir ward nie solche Noth kund
Jeglicher Hirt hat seinen Hund.“

Reinhart sah einen Bauer — das war ihnen allen sehr lieb, — der trug einen grossen Bachen *); da lachte Reinhart und sprach: „Hört, Herr Isengrim, sagt, Gevatter, möchtet ihr jenes Fleisch etwa?“ Isengrim und seine Schar **) sprachen alle „ja.“ Reinhart machte sich auf den Weg, den der Bauer zu gehen hatte, hob einen Fuss auf und fing an, sehr zu hinken, liess auch den Rücken sinken, als ob er entzwei wäre. Der Bauer schrie ihn stark an, warf den Bachen in das Gras und wollte gern Reinharts Balg haben; er hatte einen schrecklichen Knüttel. Reinhart sah sich um und zog

---

*) Reinardus I. vgl. S. 373. Renart 14. vgl. S. 382.

**) V. 456. Isengrin und siniu diet. diet, eigentl. Volk, steht hier für Frau und Kinder.

ihn zu dem Walde. Isengrim machte sich schnell herzu, und ehe der Bauer wieder kommen mochte, hatte er den Bachen genommen und eilig aufgefressen; Reinhart wurde vergessen. Der Bauer kehrte um, damit er seinen Bachen wieder fände; da sah er Isengrim von fern stehen, der ihm den Schaden gethan hatte. Da ward seine Klage nicht klein, er fand weder Fleisch noch Gebein, denn es war alles aufgefressen; nun fiel er nieder auf das Gras und klagte sehr um seinen Bachen. Isengrim lachte: „Wohl mir, dass ich diesen Gesellen habe, wir möchten nicht besser gespeiset worden sein; ich weiss ihm für dieses Essen Dank.“ Da wusst er nicht den Nachklang. Reinhart kam jetzt ebenfalls hungrig herbei und fragte, wo sein Theil sei. Da sprach Isengrim: „Frage deine Gevatterin, ob sie etwas aufbewahrt habe, das für dich sein sollte.“ „Nein, Reinhart, sprach sie, es schmeckte mir zu süss; Gott müsse dir dafür lohnen und zürne ja nicht, denn ich thue es nicht wieder.“ „Mich dürstet sehr,“ sprach Isengrim. „Wollt ihr Wein trinken?“ fragte Reinhart, „dessen will ich euch genug geben.“ „Dafür, sprach jener, will ich dir lebenslang zu Diensten sein, wenn du mir genug zu geben vermagst.“

Reinhart machte sich mit List auf zu einem Kloster (Münchhof) hin, mit ihm zog Herr Isengrim, Frau Hersant und seine Söhne; Reinhart führte ihn zur Kufe und Isengrim ward da trunken. In seines Vaters Weise sang er ein Lied und versah sich keines Schadens. Die, welche auf den Wein achten sollten, sprachen: „Was ist das? wir wähnen einen Wolf gehöret zu haben?“ Alsbald kamen sechs Mann herbei, jeglicher mit einer Stange. Reinhart entfloh; mit Schlägen vergolten sie Isengrimen und Hersanten den Wein, man schenkte mit Unminne ein. „Möcht' ich von hinnen kommen, sprach Isengrim, ich wollte immer ohne Wein bleiben.“ Sie sprangen endlich über einen Zaun und entrannen mit Noth. Isengrim klagte seinen Schaden und seine Schande; sein

Leib war ihm zerbleuet, sein Weib war auch wohl abgedroschen und seine Söhne waren nicht leer ausgegangen; diese sprachen: „Vater, es war ein unzeitig Lied, wie auch ein unnöthiger Lärm, das mag euch in Wahrheit gesagt sein.“ Reinhart kam herzu und sprach: „Was redet ihr hier?“ „Weiss Gott, sprach Isengrim, wir vier haben den Wein sehr theuer bezahlt; auch haben meine Söhne mich gescholten, das ärgert mich; meine Erziehung ist an ihnen verloren.“ Reinhart kehrte es zum Guten und sprach: „Gevatter, beruhigt euch; wenn mein Pathe einfältig redet, so ist das wahrhaftig kein Wunder, denn er ist noch ein Milchbart.“

Da schieden Reinhart und Isengrim. Nicht lange darauf begegnete Reinharten der Esel Baldewin, welcher schwer beladen war. Sein Meister hiess ihn vorwärts gehen, Reinhart aber bat ihn, er möchte stille stehen. Er sprach: „Sage mir, Baldewin, warum willst du dich immer so abmühen, du wirst ja nicht einmal frei von der Last? Wenn du mit mir gehen wolltest, ich machte dich von dieser Noth frei und gäbe dir Brot genug. —

[Hier ist eine Lücke in der Handschrift von etwa 70–80 Versen, vielleicht fehlt hier, was im Renart 18, s. o. S. 385 angegeben ist.]

— — seinem Gevatter er entwich; Isengrim wurde vom Blutverlust schwach. Er sprach: „Mich dauert mein Leben und noch mehr mein liebes Weib, die ist edel und gut, und hat sich, das ist wahr, immer wohl gehütet vor jeder Art Ueppigkeit, sie hasste stets alle Bosheit. Auch dauern mich meine Söhne, welche nun Waisen sein müssen, nur noch die Mutter haben, welche sie in die Welt führen mag. Ich getröste mich, dass sie keinen andern Mann nimmt.“

Diese Klage hörte Künin: „Was ist euch, Herr Isengrim?“ — „Da bin ich schrecklich wund, sprach er, ich wähne, dass ich nimmer gesund werde an meinem Leibe, vor Leide stirbt auch mein Weib.“ Künin sprach: „Sie thut es nicht. Sie hat sich nicht so wohl behütet,

als ich dich jetzt sagen höre. Ich habe gesehen, wie Reinhart ihr seine Liebe bezeigt hat."

Isengrim hörte Dinge, die ihm sehr bitter waren; vor Leid fiel er in Ohnmacht, er wusste nicht, ob es Tag oder Nacht war. Darüber lachte Künin. Isengrim kam dadurch zu sich und sprach: „Hu! ich habe Schmerzen und dazu hast du mir mit Lügen leidige Märe gesagt, ob ich etwa so thöricht wäre, es für wahr zu halten. Du müsstest mir deine Augen lassen und kämst nicht wieder hinweg, wenn ich dich hier unten hätte." Künin antwortete: „Ihr seid ein Thor, Herr Isengrim." Isengrim heulte laut; da kam schnell Frau Hersant und auch seine Söhne, darüber wurde Isengrim froh. Weinend sprach er zu ihnen: „So gern hab' ich euch nie gesehen, lieben Söhne und Weib, ich habe das Leben verloren; das hat mir Reinhart gethan, lasst ihm das an sein Leben gehen; dazu hat nun Künin mir die Sinne benommen, indem er in meinen grossen Siechtagen mir die übele Märe sagte, dass ihr Reinhart's Weib geworden wäret. Lügnern soll man nie glauben, ich trauete ihm zu viel." Frau Hersant sprach: „Ich habe, weiss Gott! Reinharten in drei Tagen nicht gesehen; Herr Isengrim, ich muss euch sagen, lasst euer Irrereden (veltsprâchen) sein." Nun wurde Herr Isengrim, wo er wund war, geleckt und ward bald gesund. Reinhart zog zu Neste, er fürchtete fremde Gäste, machte sich eine Wohnung im Walde und trug Speise dahin.

Eines Tages ging Isengrim vor dem Hause vorbei in den Wald, sein Kummer war mannigfach; vor Hunger litt er Beschwerde, ein Schimpf war ihm abermal bereitet. Reinhart war wohl versorgt, er hatte Aale gebraten, welche Isengrim roch *). Er dachte: „Ahi, hier mag wohl ein gutes Theil Speisen sein." Der Geruch wies ihn vor die Thür seines Gevatters, wo er sich hinsetzte und anpochte. Reinhart sprach: „Was steht ihr

*) Vgl. Reinardus 7, S. 376.

draussen? Da soll Niemand weder ein- noch ausgehen. Was hast du, Bösewicht, im Sinn? es ist längst nach der None, und wir Mönche sprechen nicht ein Wort um der Nibelungen Hort." „Gevatter, sprach Isengrim, willst du hier bis an deinen Tod Mönch sein?" „Ja, sprach er, es thut mir Noth: du wolltest mir ohne Schuld deine Huld versagen und mir das Leben nehmen." Isengrim versetzte: „Ich will dir alles vergeben, was du mir etwa gethan hast, damit ich dich möge zum Gesellen haben." „Das magst du, sprach Reinhart; mein Leben werde nicht gespart, ob ich dir je thäte einen Wank; wolltest du es mir Dank wissen, so gäbe ich dir zwei Stücke Aal, welche mir heute übrig geblieben sind." Des ward Isengrim froh; er sperrte das Maul weit auf und Reinhart warf ihm den Aal hinein. „Ich befände mich sehr wohl, sprach Isengrim, wenn ich darinnen Koch sein könnte." Reinhart sprach: „Des magst du genug haben; willst du in die Brüderschaft treten, so wirst du Meister über den Braten." Da war er bald beredet. „Das lob' ich," sprach Isengrim. „Nun, sprach jener, stecke dein Haupt herein." Isengrim war dazu bereit, er stiess das Haupt hinein, davon begann seine Beschwerde. Bruder Reinhart begoss ihn mit heissem Wasser, dass Haar und Haut herunter gingen. Isengrim sprach: „Das thut mir weh." Reinhart versetzte: „Wähnt ihr, mit Bequemlichkeit in das Paradies zu kommen? Das rührt von euerer Unverständigkeit her; ihr mögt gern diese Noth leiden. Gevatter, wenn ihr todt da liegt, sollt ihr täglich Theil haben an tausend Messen; die von Zitias *) führen dich in das heilige Himmelreich, das wisse als Wahrheit." Isengrim wähnte, es wäre wahr und Haar und Haut reueten ihn wenig. Er sprach: „Bruder, nun lass die Aale, welche darin sind, gemeinschaftlich sein, seit wir Gottes Kinder geworden sind; wird mir ein Stück versaget, so klage ich

*) Cistieaux, das Kloster der Zisterziensermönche.

es zu Zitias.“ Reinhart sprach: „Euch ist unversagt, was wir haben in brüderlicher Liebe, es ist bereit; jedoch hier innen sind keine Fische mehr. Wollt ihr aber mit mir gehen, da wo wir einen Teich haben und worin so viel Fische sind, dass Niemand Acht darauf hat? Die Brüder haben sie hinein gethan *).“ „Wohl dahin!“ sprach Isengrim. Sie machten sich auf. Der Teich war übergefroren und in dem Eise ein Loch gehauen, woraus man das Wasser nahm; das kam Isengrim zu Schaden. Sein Bruder hatte grossen Hass auf ihn, er vergass einen Eimer nicht. Er war froh, als er den fand, und band ihn seinem Bruder an den Schwanz. Da sprach Herr Isengrim: *in nomine patris!* was soll das sein?“ — „Ihr sollt den Eimer hinein lassen, während ich gehe, die Fische aufzustören, und sitzt ganz ruhig, so bekommen wir viel Fische, denn ich sehe sie durch das Eis.“ Herr Isengrim war nicht weise, er sprach: „Sage Bruder, in der Liebe, sind Fische darin?“ „Freilich, tausend hab' ich gesehen.“ „Das ist gut, uns soll wohl geschehen.“

Isengrim war einfältig. Die Nacht wurde kalt, der Schwanz fror ihm vest und Reinhart warnte ihn nicht. Es fror immer mehr und mehr. „Der Eimer wird schwer,“ sprach Isengrim. „Ich habe dreissig Aale darin gezählt, sprach Reinhart, das wird uns eine nützliche Fahrt; könnt' ihr nun stille stehen, hundert werden noch herzu gehen.“ Es begann nun zu tagen und Reinhart sprach: „Ich fürchte, wir werden unsern Reichthum entgelten müssen; es ist mir leid, dass so viel Fische darinnen sind, ich weiss nun keinen Rath. Ich denke, ihr mögt sie nicht heraus ziehen können; versucht es, ob ihr sie heraus bringt.“ Isengrim zuckte, aber das Eis wollte nicht schmelzen, er musste den Schwanz darin lassen. Reinhart sprach: „Ich will nach den Brüdern gehen, damit sie bald kommen; dieser Gewinn mag uns allen

*) Reinardus 2. s. S. 373. Renard 2. s. S. 381.

frommen." Alsbald wurde es heller Tag und Reinhart machte sich davon. Der Fischer Isengrim vernahm leidige Märe: Er sah einen Ritter kommen, der Hunde bei sich hatte, und die kamen auf seine Spur; da ward ihm das Fischen leid. Der Ritter hiess Herr Birtîn, er liess kein Thier unverfolgt; das kam Isengrim zu Schaden, denn er nahm die Fahrt gegen ihn und hetzte die Hunde. Isengrim biss um sich, seine Angst war nicht gelind. Herr Birtîn sprengte heran, sprang schnell vom Pferde, zog sein Schwert und lief auf das Eis.

des wart unvrô her Isengrin;
er hâte vaste geladen
800. daz quam im dâ ze schaden.
wan wir hoeren wîse liute sagen,
swer hebet das er niht mac getragen
der muoz ez lâzen under wegen:
des muose ouch Isengrin nu pflegen.

Isengrim sass vest und Herr Bertîn hatte den Hieb auf den Rücken berechnet; allein er glitt aus und der Hieb traf den Schwanz, das war beiden sehr unlieb. Herr Birtîn betrübte sich, dass er seinen Hieb verfehlt hatte und Isengrim klagte um seinen lieben Zagel.

Reinhart nahm seinen Weg zu einem Stalle, worin er Hühner wusste; aber er hatte keinen Nutzen davon, denn eine gute Mauer ging herum. Reinhart ging rund herum, vor dem Thore war ein weiter und tiefer Brunnen. Er sah hinein, erblickte einen Schatten und wähnte, sein Weib zu sehen, welche ihm lieb wie sein Leben war; er konnte sich nicht enthalten, zu der Geliebten zu gehen. Er lachte hinein und der Schatten grinsete auch, da sprang er vor Liebe hinein. Die Ohren wurden ihm nass und er schwamm lange im Brunnen, ehe er auf einen Stein kam; da legte er das Haupt darauf und wähnte, sein Leben wäre verloren. Indess kam Isengrim daher ohne Schwanz und machte sich zu seiner Zelle hin *).

*) Renard 9. S. 382.

Er hatte noch nichts gegessen und hätte sehr gern ein Schaf genommen, das fand er aber nicht. Nun kam er an den Brunnen, sah hinein, erblickte seinen Schatten und wähnte, dass es Frau Hersant wäre. Er neigte das Haupt und begann zu lachen, der Schatten that das Nämliche. Da wurden seine Sinne verkehrt und er klagte Frau Hersanten sein Unglük und den Verlust des Schwanzes und heulte laut; sein Ton schallte zurück. Reinhart sprach: „Wer mag das sein?“ Isengrim ward erfreuet und sprach: „Bist du es, Gevatter Reinhart? Sage mir um der Liebe willen, was machst du darinnen?“ Reinhart sprach: „Mein Leib ist todt, meine Seele lebt ohne Noth, wisse in Wahrheit, ich bin im Himmelreiche; ich soll hier der Schule pflegen und kann die Kinder wohl lehren.“ Er sprach: „Mir ist dein Tod leid.“ „Ich freue mich; du lebst in der Welt täglich mit Noth, im Paradies aber habe ich mehr Wonne, als man sich erdenken kann.“ Da sprach Herr Isengrim: „Mein Bruder und Gevatter, wie ist Frau Hersant hinein gekommen? Ich habe selten Ruhe genommen, ohne dass sie daran Theil hätte.“ Reinhart sprach: „Es war ihr Heil.“ „Sage, trauter Gevatter, wie ist ihr das Haupt so verbrennet*)?“ „Das geschah auch mir, trauter Geselle, sie that einen Duck in die Hölle. Du hast oft vernommen, dass Niemand mag in das Paradies kommen, ehe er durch die Hölle gegangen; da hat sie Haut und Haar verloren.“

Reinhart wollte gern draussen sein; Isengrim sah die Augen: „Sage, Gevatter, was scheinet da?“ Reinhart antwortete sogleich: „Es ist Edelgestein, reine Karfunkel, welche hier Tag und Nacht scheinen, da aussen magst du ihrer keine erblicken. Hier sind auch Rinder und Schweine und manches feiste Zicklein geht ohne alle Hut; hier ist Vorrath aller Art.“ „Könnt' ich da wohl hinein kommen?“ sprach der Thor Isengrim. „Ja, ich will es dich lehren, du musst dich in den Eimer setzen,

*) Der Wolf erblickt sein eignes abgebrühetes Haupt.

sei klug, ich will meine Ehre an dir begehen.“ Mit dem Brunnen war es so beschaffen, dass, wenn ein Eimer hineinging, der andere in die Höhe stieg. Isengrim unterliess nicht zu thun, was sein Gevatter ihm gesagt hatte, Er ging an das Wasserrad und stieg in einen Eimer. Reinhart seinerseits vergass nicht, sich in den andern zu setzen. Mitten auf dem Wege begegneten sie sich. Der Wolf sprach: „Reinhart, wo soll ich nun sein?“ „Das sag' ich dir fürwahr, im Himmelreiche sollst du meinen Stul haben, ich wähne, es soll dir sehr wohl gehen; ich will hinaus in das Land, fahr' du dem Teufel in die Hand.“ Isengrim ging auf den Grund, Reinhart begab sich wohlbehalten zu Walde. Der Brunnen war ziemlich erschöpft, sonst wär' es ihm schlecht gegangen; das Paradies däuchte ihm sehr unbequem, und er wäre gern davon gewesen. Die Mönche mussten Wasser haben und ein Bruder ging zu dem Brunnen; er trieb die Kurbel um, und zog an der Last mehr als gewöhnlich; da blickte er hinein und sah Isengrimen, der im Eimer sass. Der Laienbruder lief alsbald zum Kloster und sagte diese fremde Märe. Die Mönche sprachen: „Hier ist Gottes Rache im Brunnen geschehen.“ Der Prior nahm eine grosse Stange, ein anderer einen Leuchter und nun erhub sich grosser Lärm. Sie sprachen alle: „Nehmet wahr, dass er nicht seine Strasse fahre.“ Nun wurde die Kurbel umgedreht und Isengrim von dem Prior und den Mönchen fast todt geschlagen.

Reinhart tet im manegen wanc,
990. deis wâr; wâ was sîn gedanc.
daz er sich so dicke triegen lie?
Diu velt stânt noch aldus hie,
daz manec man mit valscheit
baz überwant sîn arbeit,
995. dan einer der ie triuwen pflac;
alsô stâtz noch vil manegen tac.
Gnuoge jehent, daz untriuwe
sî iezunt vil niuwe.
weizgot, er sî junc oder alt,
1000. maneger nôt ist sô manecvalt,

daz er sprichet 'diz geschach niemanne mê.
unser deheinem ist so wê
von untriuwen, ern habe vernomen
daz manegem ist hie vore komen.

Isengrim war in grosser Noth, sie liessen ihn für todt liegen; da sah der Prior die Platte und sprach zu den Mönchen: „Wir haben übel gethan, ich habe eine Platte gesehen, ja, ich sage euch noch mehr, er ist auch nach dem alten Gesetz beschnitten; o weh! hätten wir diese Schläge vermieden, denn er ist ein Reuiger."

Die Mönche sprachen: „Es ist geschehen; hätten wir es eher gesehen, so möchten wir froh gewesen sein." Damit gingen sie davon. Hätte Isengrim nicht den Schwanz verloren, und wäre ihm keine Platte geschoren worden, das Gottes Heer hätte ihn aufgehängt.

Von Hôrburc her Walther
1025. zallen zîten alsus sprach,
swaz im ze leide geschach,
mit ellenhaften muote:
'ez komet mir lihte ze guote,
sez mir tuot dehein ungemach.'

Als die Mönche von Isengrim weggegangen waren, schlich er zu dem Walde und heulte laut. Sobald Frau Hersant es vernahm, kam sie mit seinen beiden Söhnen herbei; er klagte ihnen sein Leid, wie er durch Reinhart's Rath in Lebensgefahr gekommen, und sie möchten es rächen, dass er ohne Schwanz gehen müsste: das hätte ihm Reinhart gethan, durch dessen Untreue er manchen Stoss und Schlag empfangen. Alle weinten und klagten sehr, das betrübte Isengrimen und er sprach: „Frau Hersant, liebes Weib, warum verderbt ihr euern schönen Leib, euer Weinen thut mir weh; lasst es sein." „O weh, sprach sie, ich kann es nicht lassen, mir ist es leid, dass mein Mann muss ohne Zagel einhergehen, wie soll ich das ertragen?"

Der Krieg ward erhoben. Isengrim legte sich in Hinterhalt und schauete umher: denn, wer ohne genü-

gende Rüstung einen Krieg beginnt, muss mit List sich helfen. Dies vernahm ein Luchs, den der beiden Zorn unlieb war, weil er beiden verwandt, dem Wolf und Fuchs. Er sprach zum Wolf: „Trauter Vetter, Herr Isengrim, wessen beschuldigt ihr meinen Neffen? Ihr seid mir beide verwandt und ich vergleiche euch gern. Eröffnet mir euere Klage, damit es zu einem Sühntage kommt, und was euch Reinhart gethan hat, dafür muss er Busse geben.“ Da antwortete ihm Herr Isengrim: „Vernimm, trauter Neffe, es wäre lang zu sagen, denn ich habe viel zu klagen, was mir Reinhart gethan hat; dass ich jetzt ohne Zagel gehe, hat er bewirkt; dazu hat er um mein Weib geworben; möchte er daran unschuldig sein, so liesse ich ihn gern um das andere frei; ich will es dir aber auch nicht versagen, auf einen Tag zu kommen.“ Der Tag ward angesetzt über drei Wochen. Da kam Herr Isengrim und brachte viele seiner Verwandten mit, den Elefanten und Auerochsen, welche Reinharten Riesen däuchten; die Hindin und der Hirsch Randolt waren Isengrimen auch hold; Brun, der Bär, das wilde Schwein und alle grosse Thiere waren mit ihm. Reinhart nahm Krimeln, den Dachs, zu sich, der ihn in keiner Noth verliess, den Hasen, das Kaninchen und manch anderes Thierlein, welches ich nicht nennen will. Isengrim hatte sich wohl bedacht, er hatte Herrn Reitz mitgebracht, einen schrecklichen Rüden, auf dessen Zähnen sollte Reinhart den Reinigungseid ablegen; den Rath hatte Herr Brun gegeben. Sie hiessen Reitzen, sich für todt hinlegen: da wurde der listige Reinhart noch überlistet. Krimel hatte es mit angesehen und sagte Reinharten, dass der Rüde ihn todt beissen würde. „Kommt dein Fuss in seinen Mund, so wirst du nimmermehr gesund.“ Der Luchs, welcher sie hinbrachte, sprach zu Reinhart: „Nun sieh zu, wie du vor unserm Angesichte darthust, dass du nicht um Isengrim's Weib geworben.“ „Das thu' ich, versetzte er, bei meinem Leben.“ Er ging mit seinen Verwandten, sich zu besprechen, und sagte

diesen: „Wisst ihr, was ich gesehen habe? Reitze lebt und ich will mich davon machen; Gott möge euch behüten.“ Da floh er über das Gefilde und manches Thier sprach: „Seht, da fliehet Reinhart!“ Isengrim, voll Zorn, machte sich auf seine Spur, aber Frau Hersant lief ihm noch vor; das war übel gethan, sie wollte jenen todt beissen wegen ihrer Unschuld und Isengrim's Huld. Reinhart verstand sich auf Mutwillen, er warf mit Schlauheit seiner Geliebten (*âmien*) den Zagel durch den Mund*), floh zu seiner Burg, welche ein schönes Dachsloch war, — wohin sein Geschlecht bis auf den heutigen Tag noch fliehet —, und rettete sich darin. Frau Hersant lief in blinder Hast ihm nach bis an die Mitte des Leibes, und stack nun so vest darin, dass sie weder vorwärts noch rückwärts konnte. Reinhart kam zu einem andern Loche heraus, und höhnete sie zu Isengrim's Herzeleid. Aus Zorn biss sie in die Steine. Reinhart entwich, als er Isengrim herankommen sah. Mit diesem kamen seine Söhne und manche anderen grossen Thiere; Isengrim weinte und Frau Hersanten zog man an den hintern Beinen heraus. Reinhart trat an die Pforte und sagte, er habe nichts gethan; seine liebe Gevatterin habe herein gewollt, da habe er sie willkommen geheissen. Seine Unschuld zu bezeugen, wolle er seinem Pathen überlassen. Der aber sagte, dass er der Sühner nicht sein möge, sondern sein Feind bis auf den Tod sein müsse. „Nein, Pathe, sprach Reinhart, da thätst du übel daran; es könnte dir nicht vergeben werden, und du müsstest zeitlebens in Fesseln gehen.“ Isengrim klagte, dass Reinhart seine sieben Jahr hindurch glückliche Ehe mit Hersanten gestört. Er heulte und Frau Hersant und die Söhne weinten über die angethane Schande. Reinhart sprach: „Trauter Gevatter Isengrim, ihr sollt stets hier bleiben, wollt ihr aber weggehen, so lasst meine Gevatterin hier, die soll von Rechtswegen hier Wirtin sein.“ Isengrim antwortete nicht darauf.

*) Grimm erklärt diese Redensart durch: „einen verblenden, zur Nachfolge nöthigen.“

EIN LOEWE, VREVEL genannt, der gewaltig über das Land war, hatte einen Landfrieden geboten*) bei der Weide**). Keinem Thiere mochte seine Kraft frommen, es musste vor ihn in das Gericht kommen: alle erfüllten sein Gebot, denn er war, nach Gott, ihr Herr. Der Löwe gebot den Frieden deshalb, weil er wähnte, er trage den grimmigen Tod in sich; ich will euch sagen, wie das kam. Er war zu einem Ameisenhaufen gegangen und hatte gesagt, dass er aller Herr wäre; aber sie wollten ihm nicht folgen, und er ward darüber so aufgebracht, dass er vor Zorn auf die Burg sprang und mit den schwachen Thieren rang. Mehr als tausend lagen todt, gar viele wund und doch blieben noch genug gesund. Er liess seinen Zorn so an ihnen aus, dass er die Burg bis auf den Grund brach. Darnach ging er seine Strasse. Die Ameisen klagten über den grossen Verlust, den sie an ihrem Geschlechte gehabt hatten; ihre Freude war zergangen. Das war ein jammervoller Tag! Ihr Herr, welcher die Burg beherrschte, war eine schreckliche Ameise; als dieser aus dem Walde kam und den grossen Schaden vernahm, fragte er: „Wer hat das gethan?“ Die noch nicht todt waren, klagten ihre Noth: „Wir sind durch unsere Treue dazu gekommen; wir hatten von Vreveln vernommen, dass wir ihm unterthan sein sollten, und wollten keinen Herrn als euch haben, dafür müssen wir nun den Schaden tragen; er hat viele von uns erschlagen und die Burg gebrochen, wenn das ungerochen bleibt, so haben wir unsere Ehre verloren.“ „Ehe wollt' ich den Tod haben!“ sprach ihr Herr und machte sich auf, den Löwen zu suchen. Er fand ihn, wie er unter einer Linde schlief, lief herzu und gedachte im grimmigen Mute, wie er sein Volk rächen sollte. „Beiss ich ihn todt, so kann ich ihn doch nicht von hinnen bringen!“ Er hatte manchen Gedanken; end-

*) Von hier an (V. 1239.) bis zum Ende folgt nun eine zusammenhängende Begebenheit, indem die Krankheit und Heilung des Löwen den Mittelpunct bildet.

**) Bei der Weide = bei Todesstrafe.

lich sprang er dem Löwen mit Kraft in das Ohr und es gereichte jenem zum grossen Schaden. Reinhart, der in der Nähe verborgen lag, sah es mit an.

Man sagt, dass es nicht weise sei, seinen Feind zu verachten; der Löwe gewann Kummers viel. Die Ameise kroch zum Gehirn hin, dass der König aufschrak und sprach: „Gnädiger Gott, was mag das übeles sein? o weh, ich muss Trauer darüber haben, dass ich das Gericht so lange versäumte; ich will es nicht mehr thun.“ Der Löwe schrie sehr laut, manches Thier vernahm es, und kam schnell herzu und fragte: „Was ist geschehen?“ Er sprach: „Mir ist weh, ich muss es gestehen; ich weiss wohl, es ist Gottes Schlag, weil ich des Gerichts nicht pflag.“ Alsbald gebot er einen Hof, die Boten wurden weit in das Reich gesandt und der Tag über sechs Wochen angesagt. Die Hochgestüle (Tribünen), welche man errichtete, waren gut und stark und kosteten über tausend Mark. Ich nenne euch, wer dahin kam: zuerst der Elephant, der Strauss und der wohlbekannte Wisen (Auerochs), dann kam der Zobel, der Marder und der schnelle Leopard (der truoc ûf ein gügerel); beide, der Hirsch und der Bär und die Maus und der Maulwurf; da kam der Luchs und das Reh, das Kaninchen und der Hermelin; die Geiss und der Widder, der Steinbock hob sich hernieder von dem Gebirge, auch kam aus dem Walde der Hase und das wilde Schwein; die Otter und das Murmelthier; das Kameel kam auch, der Biber, eine Schar Igel, der Harm (eine Wieselart) und das Eichorn, der Ur und Künin der Hengst, und Baldewin, Reitze und das Meerrind, Krimel und manches andere Thier, das ich nicht nennen kann. Frau Hersant und Isengrim mit seinen Söhnen kamen auch. Der König ging an das Gericht. Reinhart war nicht am Hofe, aber er brachte seine Feinde doch in Noth; der König gebot selber, dass sie ihr Geschrei liessen.

Herr Isengrim suchte Recht und begehrte einen Fürsprecher; der König gewährte es ihm, und Brun, der

Bär, musste es sein. Dieser rief des Königs Recht und Güte an, und sprach: „Gewaltiger und erhabener König, Herr Isengrim klagt euch grosse und schwere Beleidigungen: dass er heute ohne Zagel vor euch steht, ist Reinharts Schuld; er schämet sich dessen fast sehr. Frau Hersanten, sein edeles Weib, hat er in dem Frieden, den ihr bei der Weide geboten, gehöhnet, ganz wider ihren Willen.“ Da sprang Krimel hervor und sagte: „Reicher König, vernehmet auch mich, denn diese Rede ist unglaublich und mag wohl erlogen sein; wie möchte sie mein Neffe nothzüchtigen? Frau Hersant ist grösser denn er; hat er ihr aber in Liebe beigelegen, so ist das kein Wunder, weil solche Dinge oftmals geschehen; nun weiss dass hier jemand sehr wenig; also saget, Frau Hersant, wie euer Mann euch hier in der Leute Mund bringt, dass muss euch unlieb sein, dazu lästert er seine Kinder, die schöne Jünglinge sind. Es sind in der That unnütze Klagen, Herr König, und ich sage euch fürwahr, hat Frau Hersant im Geringsten ihren Leib gegen Reinharten vertheidigt, so büss' ich für meinen Neffen.“ Isengrim aber klagte und sprach: „Ihr Herren, der Schaden beschwert mir nicht halb so viel den Mut als es der Schimpf thut.

Der König befragte bei dem Eide den Hirsch, was darin möge Rechtens sein. Randolt sprach: „Herr Isengrim hat viele Schmach ertragen, das kann Niemand in Abrede stellen; Reinhart sollte ihn wohl mit seiner Betrüglichkeit in Ruhe lassen. Sollte dieser ein edles Weib gehöhnet haben, phi, was sollt' ihm dann der Leib! ich verurteile ihn nach meinem Eide und meinem besten Wissen. Ihr sollt ihn belagern und könnt ihr ihn fangen, so muss er gehängt werden.“

Der König war selber erzürnt und sprach: „Ihr Herren, wollt ihr diesem Ausspruch folgen?“ Sie sprachen alle „ja!“ denn sie wollten gern Reinharts Schaden. Es redete Niemand dagegen als ein Kameel (*olbente*) von Tuschalân, das war rechtschaffen und weise, dazu

auch ein alter Greis; es legte die Füsse vor sich und sprach: „Herr König, vernehmt auch mich; ich höre manchen guten Knecht hier urteilen, was mich Unrecht dünket; bei dem Eide will ich es für Recht halten, dass wenn man hier bei Hofe jemand verklage und er ist nicht da, dass man es ihm sage und ihn dreimal lade; kommt er nicht, so ist es sein Schaden und es soll ihm an das Leben gehen. Das hab' ich nach meinem Eide gesprochen.“ Da ward Isengrim unfroh; die Thiere folgten aber alsbald, gross und klein, dem Ausspruche des Kameels.

Da kam Schantecler und Frau Pinte, die trugen auf einer Bahre ihre todte Tochter, und klagten, dass der rothe Reinhart diese an demselben Tage todt gebissen habe. Die Bahre wurde vor dem Könige niedergesetzt, was diesen erzürnte, aber Isengrimen lieb war. Schantecler hub eine grosse Klage an und sagte, dass Reinhart den König in seiner Herrschaft verhöhne und es sich herausgenommen, die gute Tochter todt zu beissen. Der König gewann einen zornigen Mut und sprach: „Bei meinem Bart (sam mir min bart), es muss der Fuchs Reinhart gewisslich räumen dieses Land, oder er hat den Tod an der Hand.“

Der Hase sah des Königs Zorn; da wähnte der Verzagte ihn verloren (das ist noch der Hasen Sitte), und bekam vor Furcht das Fieber. Der König hiess Herrn Brun, seinen Capellan, und die andern Chorknaben singen gehen, und die Todte ward begraben. Der Hase legte sich auf das Grab und entschlief; des ward er sehr froh, wie ich euch sagen muss, denn er verlor das Fieber. Er sprang auf und sagte dem König die seltsame Märe, dass das Huhn heilig wäre vor Gottes Angesichte. Da läutete man sogleich, und alle sagten, dass ein Zeichen geschehen wäre, und erhuben einen feierlichen Sang; das wusste Reinhart Niemanden Dank. Sie baten alle zusammen, dass der edle König diese Unthat rächen möchte; sie sprachen: „Gott hat vor unserm

Angesichte ein Zeichen gethan und Reinhart sollt' es vermieden haben, dass er diesen Heiligen ohne alle Schuld so gemartert hat."

Der König hiess seinen Capellan, Herrn Brun, zu Reinharten gehen; er wollte sich zwar weigern, doch that er, was der König gebot und ging zu ihm in den Wald. Er fand ihn vor seinem Loche, welches in einem Steine war, worin er Sicherheit vor seinen Feinden hatte; man spricht noch von der Burg und heisset sie Uebelloch. Reinhart empfing den Capellan des reichen Königs gut: „Willkommen, edler Schreiber! sprach er, nun saget mir, wie es am Hofe hergeht? Ich weiss wohl, ihr seid des Königs Rath." — „Du bist schwer verklagt worden; so lieb dir deine Ehre ist, komm hervor und vertheidige dich; man hat mich nach dir gesendet."

Reinhart sprach: „Herr Capellan, wir sollen erst einen Imbiss nehmen, so fahren wir desto besser nach Hofe (Reinhart hatte böse Absicht dabei); ich weiss einen Baum, der ist guten Honigs voll." — „Nun wohl hin, sprach er, den ess' ich gern." Herr Brun ging mit Reinharten hin, wo dieser wusste, dass ein Bauer einen Baum gespalten hatte; der Teufel hat ihn dahin geführt. Er sprach: „Mein lieber Freund, es soll uns alles gemein sein, und geht vorsichtig zu Werke*), es sind viel Bienen hier innen." Um die Bienen unterliess er es jedoch nicht und steckte den Kopf hinein, da ruckte Reinhart die Keile weg, das Haupt er ihm zerdrückte. Der Kapellan war gefangen, da mocht' ihm die Zeit bis zum Essen wohl lang werden. Herr Brun schrie: „Ach und O!" Reinhart fragte: „Warum thut ihr so? hatt' ich euch nicht vorher gewarnt? euch thun die Bienen etwas weh. Nun esset gemächlich, der König ist so reich, dass er es mir wohl vergelten kann." Drauf hub er sich schnell von dannen.

Der Capellan fing an zu klagen; da hörte er einen Wagen kommen, seine Angst wurde sehr gross und er

*) V. 1541. unde werbet mit sinnen.

strebte mit Kraft hinter sich (um heraus zu kommen). Als ihn der Fuhrmann ersah, eilte er in das Dorf*), lief zur Kirche, nahm die Glockenschnur in die Hand und läutete die Glocke wie zum Sturm, dass es über das Dorf hinschallte und die Bauern nach dem Schalle zusammen kamen. Der Bauer sagte ihnen nun die Märe, wie ein Bär ohne Jägerkunst gefangen wäre; „das hat Gottes Allmacht gethan, wie ich es euch zeigen kann.“ Mann und Weib machte sich da auf; das war ein ängstliches Ding. Da kam ein kluger Langbein**) dahin, wo Herr Brun war, er trug eine grosse Stange. Der Capellan hörte das Geräusch, seine Angst war gewaltig gross; er setzte die Füsse an den Block und zog sich heraus, aber er liess beide Ohren und den Hut darin, der Honig däuchte ihm nicht gut. Der Bote machte sich davon und nun höret den Spott: Reinhart sass vor seiner Burg und vergass seinen Mutwillen nicht; er sprach, da er Herrn Brun so blos sah: „Guter Herr Capellan, wo habt ihr euern Hut hin gethan? habt ihr ihn um Wein versetzt? o weh, das wäre ein Schimpf für mich, wenn ihr bei Hofe sagtet, dass ich ein schlechter Wirt wäre.“

Herr Brun sprach vor Zorn nicht, sondern blickte ihn nur finster an. Er kam blos (mit unbedeckten Haupte) bei Hofe an, und seine Klage wurde dort sehr gross; da drangen die Thiere herzu, alte und junge, und sahen die breite Platte. Da klagte grundloses Leid dem Könige sein Capellan; er sprach: „Das hat mir Reinhart gethan; ich gebot ihn, König, vor dir zu erscheinen, nun sieh, wie er mich in diese Noth gebracht hat, ich wäre lieber todt.“ Der König ward sehr erzürnt und fragte sogleich den Biber, was in dieser Sache Rechtens wäre?

„Herr, als mir darum ist kund,
1625. So sprech' ich bei dem Eide,
Niemanden zu Lieb' oder zu Leide,

*) V. 1568—69. dehein wort er mê gesprach ê er wider in daz dorf quam. Kein Wort mehr sprechen = eilen, sich nicht mit Redensarten aufhalten.

**) Kündec sprenzinc.

Und auch auf die Treue mein,
Dass dawider nichts soll sein:
Ich verurteil' ihm Leib und Gut,
1630. Und wer ihm irgend Vorschub thut,
Dass man in Acht den thun soll;
Dafür mögen die Herren stimmen wohl."

Randolt sprach: „Das ist Recht, diesem Spruche folgt mancher gute Knecht." Der Elephant sprach erzürnt: „Ich will ihm nicht folgen; es ist ein Urteil hier gegeben worden, das habt ihr alle vernommen und davon kann man nicht abgehen: man soll dreimal Boten nach ihm senden; der Teufel fahre dem in den Mund, der bei seinem Eide lügt, jemanden zu Liebe oder zu Leide." Diesem Spruche folgten alle, denn so war es recht; das gereichte zur Noth Herrn Dieprecht (dem Kater).

Der König hiess ihn vor sich kommen, und befahl ihm, zu Reinharten zu gehen. Dieprecht sprach alsbald: „Herr, mir ist das Landrecht nicht kund, er ist auch mein Verwandter." Randolt sprach: „Du magst in keiner Weise hiervon los kommen, ihr seid einander gar nicht hold." Der König gebot es ihm bei seinem Leben. Dieprecht sprach: „Das bringt mich in Noth." Da machte er sich auf und fand vor dem Walde seinen Neffen Reinhart. Dieser sprach: „Willkommen, lieber Verwandter, es thut mir von Herzen weh, dass du mich so lange vermieden hast, ich freuete mich lange nicht so über einen Gast." Dieprecht sprach: „Habe Dank, es dünket auch mich sehr lang; der König hat mich zu dir gesandt und schwört, dass du ihm das Land räumen sollst, wenn du nicht vor ihn kommst; alle Welt klagt über dich. Du hast sehr übel gethan, dass du seinen Capellan ohne Hut zurück geschickt hast." „Guter Neffe, versetzte Reinhart, ich sah Herrn Brun wahrhaftig in diesem Jahre nicht, ausser da mich Herr Isengrim jagte. Wolltest du mit mir gehen, so gäbe ich dir gern, was ich habe; ich habe hier ein vestes Haus, darin habe ich für meine Gäste manche Maus aufbehalten; da nimm du dir die

Besten.“ Die Nacht war hell, Reinhart verrieth da seinen Neffen.

Er führte ihn zu dem Hause und Dieprecht war der Speise froh. Es wohnte dort ein Pfaffe, dem Reinhart vielen Schaden gethan hatte; das musste nun auf Dieprecht übergehen. Der Pfaffe hatte eine Strickschlinge vor einem eingewühlten Loche*) aufgehängt, wie das die Leute noch thun. Reinhart legte sich auf die Lauer, und Dieprecht, der schnell in den Strick fuhr, wurde gefangen. Das hörte des Pfaffen Weib, sie sprach: „Auf, bei meinem Leben! wir haben den Fuchs gefangen, der uns Schaden gethan hat.“ Der heilige Prediger**) eilte geschwind, nahm eine Hippe***) in die Hand und ging dahin, wo Dieprecht war. Er wähnte, es wäre Reinhart. Dieprechten ward die Fahrt leid, er würgte sich und schrie laut; wegen der Finsterniss schlug der Pfaffe die Schnur entzwei und Dieprecht entfloh. Des Pfaffen Weib erhub innen einen grossen Zank, sie schlug ihren Mann an die Ohren, und da sie ein Scheit fand, so zerbleute sie ihm den Leib; ohne Wernburc, sein Kammerweib, hätte er das Leben verloren. Die Frau sprach: „Gott hatte mir Reinharten gegeben, den habt ihr mir wieder genommen.“ „Frau, sprach der Capellan, es ist mir übel bekommen, nun lasst mich wieder euere Huld haben.“

Dieprecht liess die Mäuse da und lief die ganze Nacht durch und kam mit grosser Anstrengung wieder nach Hofe. Er fand den König frühmorgens, und ging mit seinem Stricke zu ihm und klagte heftig über Rein-

*) V. 1695 hulloch. Grimm bemerkt, dass ihm dieser Ausdruck nicht klar sei. Ich vermute, dass es vielleicht die oben angegebene Bedeutung hat; also ein Loch, welches von einem Thiere gehöhlt, eingewühlt ist, weshalb auch eine Schlinge aufgehängt wird, um den Feind zu fangen.

**) êwarte, eigentlich Pfleger, Bewahrer des Gesetzes; so auch werden in Barlaam und Josaphat die heidnischen Priester genannt, s. Bd. I, 262.

***) V. 1707. Kippe steht im Text und dieser Ausdruck bezeichnet ein schneidendes Instrument, wie aus dem Folgenden hervorgeht. Hippe ist nur der Deutlichkeit wegen gesetzt.

hart. Er sprach: „König, ich war in Noth, Reinhart wollte mir den Tod geben für meine Botschaft; da beschirmte mich Gottes Allmacht. Herr, ich und euer Capellan sollen nicht mehr zu Reinharten gehen.“ Den König machte die Klage unmutig, auch hatte er Schmerzen von seiner Krankheit; Zorn erfüllte ihn, und er fragte den Eber, was hierin Recht sei, dass seine Boten, Herr Brun und Dieprecht, so widerrechtlich behandelt worden wären. Der Eber war erzürnt und sprach: „Ich verurteile ihn seiner Ehre und seines Gutes verlustig, seinen Leib in die Acht, sein Weib zu einer Wittwe, und seine Kinder zu Waisen.“ „Dem stimm' ich bei,“ sprach Isengrim. Der König fragte herum bei den Weisen und Einfältigen, ob die Versammlung in der Beistimmung folgen wollte. Krimel zögerte nicht, er sprach: „Edler und guter König, hat Herr Brun seinen Hut ohne meines Neffen Schuld verloren, so macht er unnöthigen Zorn; nun hat auch Herr Dieprecht vielleich Unrecht, denn er ist Reinharten gehässig; darum soll auch Niemand ein Urteil sprechen, welches euere Ehre schändete und euern Hof an Ansehen verlieren liesse, dass man anderwärts darüber lachte; man unterlasse nicht, meinen Neffen nochmals her zu entbieten.“ — „Der Bote musst du selbst sein, ich gebiete es dir bei deinem Leben; so Gott will, mag dir dein Neffe das Botenbrot geben.“ Da lachten sie alle. Krimel hatte wenig Angst darüber, nahm seinen Weg in den Wald und suchte seinen Verwandten.

Nu vernemt seltsaeniu dinc
1785. unde vremdiu maere,
der de Glîchesaere
iu künde gît, gewaerlich.
er ist geheizen Heinrich;
der hât diu buoch zesamene geleit
1790. von Isengrines arbeit.
swer wil daz ez gelogen sî
den laet er sîner gâbe vrî.
Nu sulewir her wider vân
da wir die rede hân verlân.

Krimel zog zu Reinharts Burg, worüber der Wirt sehr froh ward, als er ihn sah, und lachend sprach: „Willkommen Neffe, du sollst mir sagen, was sie zu Hofe über mich klagen?“ „Dir dräuet schrecklich, sprach er, der mächtige König: er höret über dich grosse Klage; wenn du heute an diesem Tage nicht kommst, so räume dieses Land, oder du hast den Tod an der Hand; kommst du aber vor das Gericht, zu Isengrims Angesicht, so verurteilt dich alle Welt.“ Er sprach: „Darum verlass ich's nicht, man wird mich nimmer mehr verweisen.“ Sie sassen nieder und assen.

Als der Tisch weggenommen wurde, machte sich Reinhart schnell in seine Kemenate, nahm das beste Hofgewand, welches er hatte: ein leinenes Pilgerkleid (wallekappe) und zog es an. Er nahm einen Arzeneibeutel (eins arztes sac) und ging wie einer, der Büchsen trägt mit Nelken und Zimmet, als ob er ein Arzt wäre. Er hatte manche unbekannte Kräuter bei sich. Er nahm einen Stab in die Hand und machte sich mit seinem Neffen aus dem Walde, schlug ein Kreuz über sich und sprach: „Gott, bewahre mich vor bösen Lügnern, dass sie mir keine Gefahr bringen.“

Als Reinhart zu Hofe kam, sprach manches grimmige Thier für sich: „Nun mögt ihr Wunder sehen wie Reinhart einhergeht, der manches Thier gehöhnet hat! Er ist Frau Hersantens Geliebter (amis): wenn sie beide an einen Baum gehängt würden, so sollte Niemand darüber klagen; was half ihr der böse Wicht!“ Die erzürnten Knechte schritten auf ihn zu, um Recht zu verlangen. Da klagte sehr Herr Isengrim, dass ihm sein Weib gehöhnet wäre. Da sprach der Capellan: „Er hat auch mir Leid gethan.“ Dieprecht sprach: „Sehet, wie er da steht, der euch so viel Schimpf zugefügt hat! Nun lasst euch nicht davon abbringen, ihr sollt ihn henken: denn er ist in Wahrheit ein Verräther.“ Schantecler klagte um seine Kinder; er sprach: „König, wir wissen, dass ihr unser rechter Richter seid, darum ist es sehr bitter für uns, dass ihr diesen Mörder stehen lasst, man sollte

ihn schon gehängt haben." Da sprach der Rabe Diezelîn: „Herr, henkt meinen Neffen."

Reinhart's List war gross, er sprach: „König, was soll das Gelärm? ich bin an manchen Hof gekommen, aber ich habe selten solche Ungezogenheit vernommen; in der That, es ist mir um euch leid." Der König sprach: „Es ist also." Da verbot er, ihn zu überschreien. Reinhart sprach: „Euch entbietet seinen Dienst, mächtiger König, Meister Pendin, ein Arzt von Salerno, der sähe euere Ehre gern, und dazu alle, die da sind, beide, die Alten und die Kinder, und geschieht euch irgend etwas an euerm Leibe, das mögen sie nicht überwinden. Herr, ich war in Salerno, darum, dass ich euch von diesen Siechtagen helfen möchte; ich weiss wohl, dass der Grund aller eurer Klage in dem Haupte sitzt. Meister Pendin lässt euch sagen, ihr möchtet nicht unterlassen, täglich diese Latwergen zu essen, die er euch gesandt hat." „Das thu' ich," sprach der König und liess seinen Zorn schwinden. Reinhart sprach: „Gar mancher Dorn hat mich in diesen sieben Wochen in den Fuss gestochen, das, o König, thut mir sehr weh; der Arzt entbietet euch weiter: wenn ihr einen alten Wolf finden mögt, den sollt ihr schinden heissen, auch müsset ihr eines Bären Haut haben." Der König sprach, das sei der Capellan. — „Damit ihr geneset, guter Herr, müsset ihr jedenfalls einen Hut von Katzenfell haben, oder es wäre, weiss Gott! euer Tod."

Der König hiess da Isengrimen und seinen Capellan hervorgehen. Er sprach: „Ihr sollt mir eure Häute geben, dass schulde ich, so lange ich lebe, euerm Geschlechte jederzeit; Reinhart hat mir die Krankheit kund gethan, welche mir leider zu aller Zeit in meinem Haupte liegt." „Gnade, Herr," sprach der Capellan, was wollt ihr für ein seltsames Unternehmen beginnen, den haltet ihr für einen Arzt, der gar Manchen mehr, weiss Gott! getödtet hat, denn geheilt, der auch vor euch schwer angeklagt ist." Da sprach zu ihm Herr

Isengrim: „Soll ich ein solches Recht erhalten für mein Weib, das ist eine schlimme Sache.“ Seinen Zagelstumpf streckte er hervor: „Seht, wie mich euer Arzt hinterwärts geunehrt hat; auch euch mag es wohl so ergehen.“ Herr Brun und Herr Isengrim wären sehr gern von dannen gewesen, aber es mochte nicht sein, dass sie entwichen, der König liess sie durch manchen starken Knecht greifen; man schund sie, auch Dieprecht ward geschunden. Reinhart sprach weiter: „Dies ist wohl gethan; wir müssen noch ein gesottenes Huhn haben mit gutem Eberspeck.“ Der König sprach: „Das soll Frau Pinte sein.“ Der König liess Schanteclern vor sich treten und sprach: „Ich muss zu einer Arzenei dein Weib haben.“ — „Nein Herr, sie ist mir lieb als mein Leben, esset mich und lasst sie leben.“ Reinhart sprach: „Das mag nicht sein.“ Der König liess Pinten fangen, Schantecler machte sich davon. Als das geschehen war, schnitt man dem Eber aus dem Dickbein ein sehr grosses Stück; die Arzenei verdross ihn. „Einen hirschledernen Riemen müssen wir haben.“ Der König liess den Hirsch vor sich treten und sprach: „Randolt, du sollst mir einen Gürtel geben, das blieb' ich dir stets verschuldet.“ „Herr, sprach der Hirsch, erlasset mir das um Gottes willen, es mag wohl bei der Welt Spott erregen, dass ihr dem folget, der nie Treue hielt; der Teufel hat ihn gelehret, dass er ein Arzt sein soll.“

Der König sprach: „Randolt, ich bin dir immer ausserordentlich hold gewesen; sterb' ich nun durch deine Schuld, das möchte dir stets leid sein.“ Er durfte es dem Könige nicht verweigern, er musst ihm einen Riemen leihen, von der Nase bis an den Schwanz; Reinhart war ihrer aller Verderben. Reinhart, der Wunder kann, sprach: „König, wärst du ein armer Mann, so könnt' ich dir nicht helfen; von Gottes Gnaden haben wir, womit du wohl genesen magst, wenn du mir folgsam sein willst.“ „Ja, sprach der König, mein Meister, was du mich heissest, das soll sein.“ Reinhart sprach: „Mein

Meister Pendin verlangt keinen Lohn weiter, als eines Biebers Haut." „Das soll sein, sagte der mächtige König, die send' ich ihm wahrlich." Er hiess den Bieber hervor treten und der musste die Haut lassen. Manches Thier sah das an und sprach zum andern: „Was wollen wir hier gewinnen? wir sollen uns von hinnen machen, ehe wir das Fell verlieren." Da machte sich manches Thier schnell davon und der Hof verlief sich. Krimel blieb da; das Kameel von Tuschalân und den Elephanten, der das gute Urteil gab, hiess der Arzt da bleiben.

Als alle von dannen zogen, blieb nur das Ingesinde, und Reinhart bat den König, dass er befehlen möchte, dass ein Bad bereitet würde. Der König gebot es dem Leoparden, und durch gute Knechte, denen der Tod ihres Herrn leid war, ward es gehörig gewärmt. Reinhart legte Gewürze genug in das Bad, setzte dem Könige den Hut von Katzenfell mit Klugheit auf und liess ihn in das Bad steigen. Meister Reinhart, der Arzt, fühlte eine Ader an, die zum Herzen geht und sprach: „König, ihr seid genesen, ihr mögt froh sein; der Tod war euch nahe, meine Kunst hilft euch aus aller Noth. Geht heraus, ihr habt genug gebadet, langes Bad schwächt die Siechen; ihr seid etwas bleich geworden."

Der König sprach als ein Mann, der gern von seiner Krankheit genesen wäre: „Dein Gebot ich gern erfüllen soll." Nun bettete ihn Reinhart wohl auf seines Capellans Haut, deckte ihn warm mit Isengrims Haut oben an den Schultern zu und machte es ihm oben am Haupte heiss. Als die Ameise das gewahr ward, kroch sie heraus aus dem Haupte und ging in das Katzenhaar; da nahm der Meister den Hut, hielt ihn an die Sonne und es war ihm grosser Gewinn, dass die Ameise darin war. Zornig sprach er: „Ameise, du musst sterben, du hast meinen Herrn in grosse Noth gebracht; dein Leben musst du darum geben." Die Ameise sprach zu Reinharten: „Es that mir Noth, denn der hehre König brach mir eine gute Burg; da geschah mir grosser Schmerz,

dass ich nicht genug klagen kann, denn meiner Verwandten lagen viel erschlagen. Darum hab' ich es gethan; willst du mich leben lassen, so lasse ich dich in meinem Walde über tausend Burgen gewaltig sein.“ Da Reinhart solche gute Sühne fand, liess er den Gefangenen alsbald los. Des war die Ameise froh und machte sich in den Wald; hätte sie diesen Lohn (miete)*) nicht gegeben, so wäre sie nicht am Leben geblieben.

> Sus geschiht ouch al den tac,
> 2070. swer die miete gegeben mac,
> daz er da mite verendet
> me, danne der sich wendet
> zerfüllene hêrren gebot
> mit dienest; daz erbarme got.

Reinhart ging wieder zu seinem Kranken und griff ihm an die Stirne: „Wie ist euch nun im Gehirne?“ „Wohl, Meister, dass es euch Gott lohne, ihr habt mir gut gearztet.“ Er sprach: „Wir sollen euch noch besser thun; weiss Jemand noch, ob das Huhn mit Petersilie gesotten ist?“ Ein Truchsess stand dabei und bejahete es. „Nun heisset es mir her tragen.“ Als dies geschah, hiess Reinhart seinen Herrn zum Imbiss gehen und gab ihm die Brühe (daz södelin) zu saufen, Frau Pinten ass er selber, der ungetreue Schlecker; Krimeln gab er den Eberspeck.

Er hiess den König aufstehen und etwas umher gehen; darauf bat Reinhart, der wenig Treue hat, den König um eine Gnade für seinen Freund, den Elephanten, dass er ihm ein Land zu Lehen gebe.

Der König sprach: „Das sei gethan, er soll Behêim (Böhmen) haben.“ Des ward der Elephant sehr froh, der König hiess es ihn empfangen, wie es recht ist. Der gute Knecht war als ein armer Mann gekommen und hatte nun Fürstenamt erhalten. Er ritt in sein Land und verkündigte die Märe, dass er der Herr wäre; da ward er sehr zerbleuet, auch gereuete ihm die Heimkehr.

---

*) V. 2067. miete = Preis, Lohn, Bestechung.

Als Reinhart so den Elephanten über ein Land gesetzt hatte, war es ihm der Schalkheit noch nicht genug. Er bat den König um die Gnade für das Kameel (die olbente), welches günstig für ihn geurteilt, dass es Aebtissin zum ehrsten werden möchte, so würde seine Seele gerettet sein. Der König that es gern und verlieh es ihm mit der rechten Hand. Es wähnte nun, gewisslich eine Aebtissin zu sein, nahm Urlaub und sprang fröhlich über den Hof. Es wusste Reinharten Dank, aber es kam in grosse Betrübniss. Als es in das Kloster kam, eilte alles schnell herbei, was davon Kunde erhielt, man fragte, wer es wäre? Es sprach: „Ich soll euch verkündigen, dass mich der mächtige König hier als Aebtissin eingesetzt hat.“ Da erzürnten sich die Nonnen, und der Aebtissin Leib wurde von den Klosterweibern bis auf den Tod zerbleuet; von den Griffeln litt es grosse Noth, sodann jagten es die Nonnen in den Rhein. Also lohnte Reinhart seinen Fürsprechern.

Ez ist ouch noch alsô getân,
swer hilfet ungetriuwen man
daz er sîne nôt übrwindet,
2160. daz er doch an im vindet
valsches; des hân wir gnuoc gesehen,
und muoz ouch dicke alsam geschehen.

So hatte Reinhart seine Urteilsprecher beseitigt; der Arzt war aber mit Falschheit da und verrieth auch den König. „Herr, ich will euch einen Trank geben, so seid ihr vollständig genesen.“ Da braute er des Königs Tod; Reinhart war übel und roth, das zeigte er da sehr wohl.

2175. Daz sol nieman klagen harte,
waz wânt er hân an Reinharte?
ez ist noch schade, wizze krist,
daz manec loser werder ist
ze hove, danne sî ein man
2180. der nie valsches began.
Swelh herre des volget âne nôt,
unde taeten si deme den tot

daz waeren guotiu maere:
boese lügenaere
2185. die dringent leider allez für:
die getriwen blîben vor der tür.

Als der König den Trank hatte, ging Reinhart hinweg und sagte, er wollte nach Kräutern gehen; er hatte ichts anderes gethan, als was er schon sonst begangen; er nahm Krimeln, der sein lieber Verwandter war, ei der Hand und sprach: „Ich will dir etwas sagen, er König kann nicht gesund werden, wir dürfen nicht änger hier bleiben.“ Da machten sie sich schnell nach em Walde. Reinhart sah Herrn Brun, den Capellan, hne Haut gehen.

Da er ihn sah, sprach er: „Saget, edler Schreiber, var euch die Haut zu schwer, dass ich sie euch nicht ragen sehe? Ich will euch sagen, ich denke in meiem Sinn, wenn ihr zum Winter Jemandes Fürsprecher ein sollt, der muss euch den Pelz leihen, er darf es uch nicht verweigern, denn ihr bedürft es wohl; o weh! ver hat euch den Hut genommen?“ Herr Brun antworete vor Zorn nicht, er sah Reinharten ungern, sein Wierwille war sehr gross und grimmig fletschte er um ich. Reinhart liess ihn da und hub sich nach seiner Burg.

Dem Könige wurde sehr weh; er sprach: „Wo ist Meister Reinhart? heisset ihn schnell hergehen, mich vill ein neues Uebel ergreifen. Es ist mir zu dem Heren geschlagen, er kann es wohl verjagen mit guten Kräutern, die er hat, er ist ein auserwählter Arzt.“ Man uchte den Meister, der König ward sehr unfroh und nan sagte ihm die leidige Märe, wie er hinweg wäre.

Der König sprach weinend: „Dass ich Reinharten e sah, darum verlier' ich das Leben, er hat mir Gift gegeben, ohne dass ich ihm etwas gethan habe; meinen dlen Capellan habe ich auf seinen Rath schinden lassen. Ver sich mit Ungetreuen einlässt, dem wird es leid, as muss ich gestehen, so ist auch mir nun geschehen.

Er kehrte sich gegen die Wand und endete sein Leben. Sein Haupt spaltete sich dreifach, neunmal faltete sich die Zunge. Alle weinten um den Tod des edlen Königs und droheten sehr dem guten Reinhart.

Hie endet ditze maere.
2250. daz hat der Glîchesaere
her Heinrich getihtet,
und lie die rîme ungerihtet;
dei rihte sît ein ander man,
der ouch ein teil getihtes kan:
2255. und hât daz ouch alsô getân,
daz er daz maere hât verlân
ganz rehte, als ez ouch was ê;
an sümelich rîme sprach er mê,
dan ê dran waere gesprochen.
2260. ouch hât er abe gebrochen
ein teil da der worte was ze vil:
swer im nu des lônen wil,
der bite im got geben,
die wîl er lebe, ein vroelich leben,
2265. und daz er im die sêle sende
da sei vröude habe ân ende.

XXXVII.

Reinaert.

Von dem niederländischen Gedichte „Reinaert“ ist hier eine Mit-
ıeilung zu machen, der Vollständigkeit wegen, und weil es dem
iederdeutschen Reineke zum Vorbilde gedient hat. Der Verfas-
er des Reinaert war ein flamländischer Dichter, welcher etwa um
as Jahr 1250 lebte und meistens nach französischer Quelle arbei-
ete. Er wird V. 1 des Gedichts blos Willem genannt, mit dem
usatze „der viele Bücher machte,“ also der auch durch andere
chriften bekannt war. J. Grimm vermutet, dass er *Willem die*
Matoc geheissen habe. (Matoc, bemerkt G., kann, da *mate* ist *so-*
ius, nach Kilian aber auch *pauper*, *miser*, ausdrücken entweder
ociolus oder *pauperculus;* zwei Beinamen, die ungefähr gleich gut
ir Dichter taugen.)

Willem's Werk verarbeitet in 3474 Versen mehrere Abenteuer
er Sage zu einem Ganzen, welches dem ersten Buche des Reineke
ntspricht und ein in sich geschlossenes Gedicht ist. In Bezug auf
en Werth der Dichtung sagt Grimm: „Ich stehe nicht an, ihm
nter allen Gedichten, die sich über diese Fabel erhalten haben, der
nlage und Ausführung nach, den ersten Platz einzuräumen. Alles
chreitet in leichter und gewandter Sprache und mit nie nachlas-
endem, sondern immer steigendem Interesse von Anfang bis zu
nde fort; alle Begebenheiten hängen gleich einer wahren Geschichte
est zusammen. Einzelnes, zu einzelnen Parallelstellen des franzö-
schen Epos gehalten, mag verlieren, und diesem in den ausge-
eichneten Branchen eine noch lebhaftere und glücklichere Poesie
ingeräumt werden müssen. Dem ausführlichen ächten Gedicht des
licheser, wäre es uns erhalten, dürften wir leicht grössere Frische
es Ausdrucks zuerkennen; allein der Haft jener einzelnen Branchen
ntereinander, ja der Vorfälle einer einzigen grossen, ist meisten-
heils fühlbar lose; Reinhart fängt erst mit V. 1239 an recht zu-
ammen zu halten, von wo an er bis ans Ende vortrefflich ist.
ielleicht aber gebürt dem Fläming nur ein Theil des ihm gespen-

deten Lobes; er versichert selbst, aus dem Französischen (Welschen) verdeutscht zu haben*); wenigstens hat keins der jetzt erhaltenen französischen Gedichte Ansprüche darauf zu machen, sein Original zu sein (S. CL)." „Er schöpfte auf Bitten einer Frau, deren Namen er verschweigt, aus einer französischen Quelle, welche vielleicht in der Nähe des Dichters, in französisch Flandern oder Artois ihren Ursprung haben könnte. Willem's Werk trägt aber ganz flandrische Färbung, und man kann nicht wissen, ob er dieselbe im Original vorfand, oder aus einheimischer Thiersage hineintrug (CLVI)."

„Matok's Werke ist eine, in Absicht auf Gehalt und Form, weit geringere, vermutlich auch ziemlich spätere Fortsetzung zu Theil geworden. Nach dem bedeutsamen und fühlbaren Schlusse der Fabel durfte sie nicht auf eine matte Weise von neuem aufgenommen und fortgeführt werden. Die ganze Fortsetzung ist aus einzelnen, guten und schlechten, Abenteuern zusammen getragen, die nur den Eindruck des Vorhergehenden schwächen; auch die Einkleidung ist viel schlechter und gemeiner (s. S. CLI)."

J. Grimm's ausführliche Einleitung zu diesem Gedichte steht (Reinhart Fuchs) S. CXLIX — CLXVI, wobei auch eine gedrängte Inhaltsangabe der verschiedenen Abenteuer ist, welche von einander gesondert sind. Das ältere Gedicht, Reinaert selbst, steht von S. 115 bis 234; eine Fortsetzung von 1038 Zeilen, welche aber nur Fragment ist, folgt von S. 235 — 267, sie gibt den Schluss des Gedichts; darauf folgen bis S. 290 Erläuterungen. Bei der Inhaltsangabe hat Grimm nach dem Schlusse des Matok'schen Gedichts bis dahin, wo das abgedruckte Fragment beginnt, die aus dem ältern und jüngern Gedichte entsprungene prosaische Bearbeitung zu Grunde gelegt. Eine vollständige Ausgabe beider Theile des Gedichts erschien unter dem Titel: *Reinaert de Vos, episch fabeldicht van de twaelfde en dertiende ceuw, met aenmerkingen en ophelderingen van J. F. Willems; — lexicon* - 8. (26 Bog. und 13 Steindrücke.) *Gent.* (Bonn, Marcus) 1836. Es kann hier genügen das alte Gedicht, welchem das erste Buch im Reineke entspricht, vollständig kennen zu lernen, da der Gang der Erzählung ganz im Reineke beibehalten ist.

---

*) V. 7. daer om dedi de vite soeken,
ende hēftse utten walschen boeken
in dietsche aldus begonnen.

(I.)*) Es war auf einem Pfingsttage, dass Busch ınd Hag von Laube grün waren. Nobel, der König, ıatte seinen Hof überall ausrufen lassen, und alle Thiere, gross und klein, kamen herzu, nur Reinaert allein nicht; ler hatte so viel Uebels gethan, dass er nicht dahin gehen durfte, denn er hatte krankes Lob. Als der Hof versammelt war, war fast keiner da, der nicht über Reiıaert zu klagen gehabt hätte (V. 41—60)**).

(II.) Isengrim und seine Verwandten traten vor len König und klagten. Isengrim sprach: „Herr König, um eure Edelheit und Ehre, aus Recht und Gnade erbarmt euch über das Unrecht, das mir Reinaert angethan ıat. Erbarmet euch vor allem andern deshalb, weil er nein Weib gehöhnt und meine Kinder beschimpft hat, ndem er sein Wasser auf sie gelassen, dass sie staarblind geworden sind. Wir waren einig geworden, einen Tag anzusetzen, wo Reinaert seine Unschuld darthun sollte, aber als die Heiligthümer gebracht waren, gerieth er in Angst und entfloh uns in seine Veste. Das können lie bezeugen, die hier zu Hofe gekommen sind. Mir hat Reinaert, das böse Thier, so viel zu Leide gethan, dass wäre all das Tuch, welches zu Gent gemacht wird, Pergament, es möchte nicht Alles darauf geschrieben werlen. Ich wollte aber noch schweigen, wenn nicht meiıes Weibes Schande wäre, welche weder verschwiegen ıoch ungerächt bleiben mag."

Als Isengrim gesprochen hatte, stand ein Hündchen uf, das hiess Cortois und klagte dem Könige auf französisch: dass, als es so arm gewesen in einem strengen Winter, dass es nicht mehr gehabt als eine Wurst, ıabe Reinaert, der böse Mann, ihm diese gestohlen. Tiert, der Kater, ward zornig, als jener diese Rede begann, er sprang mitten in den Ring und sprach: „Herr König, damit ihr Reinaerten unhold seiet, so wisset, dass

---

*) Die römischen Zahlen geben die Capiteleintheilung des Reincke Vos an.

**) Die ersten 40 Verse sprechen von dem Verfasser und dem Gedichte.

hier Niemand ist, weder jung noch alt, der nicht über ihn zu klagen hätte. Das, worüber Cortois jetzt klaget, das ist manches Jahr her, und die Wurst war mein, aber darüber klage ich nicht, ich hatte sie in einer Müle einem schlafenden Müller genommen. Es ist recht, dass die Klage abgewiesen werde."

Pancer, der Biber, sprach: „Dünkt es euch gut, Tibert, dass man die Klagen nicht beachte? Reinaert ist ein rechter Mörder, Strolch und Dieb, er hat Niemanden so lieb, auch den König, meinen Herrn, nicht, dass er nicht Leib und Ehre daran wagte, wenn er ein fettes Stück von einer Henne gewinnen möchte. Noch gestern am Tage hat er an Cuwaert, den Hasen, der hier steht, eine Bosheit begangen, die nicht leicht ein Thier thäte; denn bei des Königs Frieden und Geleit versprach er, ihm sein Credo zu lehren, und wollte ihn zum Capellan machen; er liess ihn vest zwischen seine Beine sitzen, und nun begannen sie beide zu lesen und laut ein Credo zu singen. Ich kam zufällig dahin, hörte ihrer beiden Sang und richtete meinen Gang dahin. Meister Reinaert bediente sich seines alten Spiels, hatte Cuwaert bei der Kehle, und hätte ihm gewiss den Kopf abgebissen, wenn ich nicht von Ungefähr hinzu gekommen. Hier, Herr König, sind noch die frischen Wunden und die Zeichen, welche er empfing. Wenn ihr das nicht rächen wollt, dass euer Friede so gebrochen ist, so wird es noch nach manchem Jahre euern Kindern vorgeworfen werden." — „Bei Gott, Pancer, ihr sagt wahr, sprach Isengrim, wäre Reinaert todt, es wäre gut für uns; Gott behüte mir mein Leben; wenn ihm dies vergeben wird, so wird er, noch ehe ein Monat vergeht, Manchen höhnen, der es nicht vermeint." (— V. 176.)

(III.) Da sprang Grimbert, der Dachs auf, der Reinaerts Brudersohn war, mit zorniger Rede: „Herr Isengrim, man weiss es wohl und es ist eine alte Lehre: Feindes Mund spricht selten gut. Versteht, ich wollte, ihr hingt an eurer Kehle wie ein Dieb, die Andern haben

'nrecht gethan. Herr Isengrim, wollt ihr ein Gericht
rgehen lassen und das selber empfangen, so will ich
ern dazu helfen und mein Oheim soll es auch nicht ab-
ehnen, und wer dem Andern das Meiste zu Leide ge-
ıan hat, soll es dem Andern büssen, von meinem Ohm
ıd von euch; wäre mein Ohm wohl bei Hofe und stände
ı der Gunst des Königs, wie ihr thut, so sollte es dem
önig nicht gut dünken, und es bliebe nicht ungestraft,
ass ihr sein Fell mit euern scharfen Zähnen so gefasst
attet, dass er es nicht ahnden konnte."

Isengrim sprach: „Habt ihr von euerm Ohm diese
ügen gelernt?" — „Ich habe darin nicht gelogen, ihr
abt meinen Oheim oft in mancher Weise betrogen, ihr
abt ihm von den Platteisen (Fischen), welche er euch
on dem Karren herunter warf, als ihr von Ferne folgtet,
ur eine Gräte, die ihr nicht mehr mochtet, und asset
ie Fische selbst. Und von dem Schweine, welches fett
ıd von gutem Geschmack war, gabt ihr ihm, als er
ein Theil verlangte, nur den Strick, woran das Schwein
ehangen und sagtet, es sei derselbe fett. Reinaert kam
amals in grosse Sorge, als er das Schwein gewann,
ass ihn ein Mann fing und in seinen Sack warf; diese
ein und dieses Ungemach litt er um Isengrim. Ihr Her-
en, dünkt euch das genug? Noch um mehr Ungemach
lagt er, dass Reinaert sein Weib geminnet; ich sage es
ı Wahrheit, es ist länger als sieben Jahr, dass Reinaert
ıre Liebe hatte; was denn also? sie klagt selber nicht,
rozu nun darum Wesen machen. Herr Cuwaert, der
lase, macht nun auch Klage über einen Schlag; da er
ein Credo nicht gut las, sollte ihn da Reinaert, der sein
leister war, nicht bleuen? Das wäre Unrecht, fürwahr.
ortois klaget um eine Wurst, die er in einem Forst
erloren; die Klage blieb besser verschwiegen. Ihr hör-
et, dass sie gestohlen war? *male quesite male perdite*;
ach Recht verliert man auf schlimme Weise, was man
uf unrechte Weise gewonnen. Wer soll Reinaerten
iissgönnen, dass er gestohlen Gut wegnahm? Reinaert

ist ein gerechter Mann; seit der König seinen Bann und Frieden geboten, hat er Keinem etwas gethan, denn er ist nun Eremit und Klausener geworden. Er trägt auf dem blossen Leibe ein härenes Hemde und geniesst innerhalb des nächsten Jahres kein Fleisch, weder wild noch zahm. Das sagte er, als er gestern kam. Sein Castel Malcrois hat er verlassen und sich eine Klause aufgerichtet, worin er liegt. Er lebt nur von Almosen, die man ihm gibt, er ist bleich und mager vor Pein, Hunger, Durst und scharfen Karinen, welcher er gegenwärtig für seine Sünden duldet." Als Grimbert also redete, kam von Berg zu Thal gezogen Canteclêr und brachte auf einer Bahre eine todte Henne, Coppe geheissen, welcher Reinaert Haupt und Hals bei dem Kropfe abgebissen hatte; das musste nun der König wissen. (— V. 290.)

(IV.) Canteclêr ging vor der Bahre, seine Flügel sehr schlagend, Coppens Brüder, die guten Hähne Cantaert und Craiant, die schönsten Hähne, die man fand zwischen Pòrtaengen und Polane, gingen zu den beiden Seiten und trugen jeder ein langes, hohes, brennendes Licht, sie riefen: „o weh und weh!" und vertrieben grosse Klage über den Tod ihrer Schwester. Pinte und Spronte trugen die Bahre und waren sehr betrübt wegen ihrer Schwester, die sie verloren hatten; schon von Ferne hörte man ihrer beider Klagelieder. So kamen sie in das Geding (vor Gericht). Canteclêr sprang in den Ring und sagte:

„Herr König, *)
um Gott und aus Gnaden
lasst euch erbarmen den Schaden,
den mir Reinaert hat gethan,
320. und meinen Schwestern, die hier stehn,

*) V. 316. . . . . . „here coninc
dor god ende dor ghenade
nu ontfaermet mere scade,
die mi Reinaert hêft ghedaen,
320. ende minen sustren die hier staen,

und haben der Betrübniss viel:
zu Anfang von April,
da der Winter war vergangen
und man sah die Blumen prangen
325. auf den Feldern die so grün,
da war ich wohl stolz und kühn
als ich mein Geschlecht betrachte:
junger Söhne hatt' ich achte,
junger Töchter sieben eben,
330. die voll Lust gar wohl zu leben,
die mir Rode klugbedacht
hatt' in einer Brut gebracht.
Sie waren alle fett und stark
und gingen in einem schönen Park,
335. der war belegen in einer Mauer;
Hier innen stand eine Scheuer,
da viele Hunde zugehörten,
dass sie manch schädlich Thier abwehrten;
da waren meine Kinder ungefährd't.
340. Das beneidete da Reinaert,
dass sie waren so sicher drinnen,
dass er keines mocht' gewinnen.
Denn Reinaert, der böse Nachbar,
Ging oftmals herum um die Mauer

---

ende sere hebben haren onville:
ten ingane van aprille,
doe die winter was vergaen,
ende men siet die bloemen staen
325. over al die velde groene,
do was ic fier ende coene
van minen groten gheslachte:
Ic hadde jongher sonen achte,
ende jongher dochtern sevene,
330. dieu wel luste te levene,
die mi Rode die vroede
hadde bracht te dien broede.
sie waren alle vet ende staerc,
ende ghinghen in ên scone paerc,
335. dat was beloken in ene mure;
hier binnen stoet ene scure;
dar vele honden toe hôrden,
dat sie menich dierfel scôrden;
dies waren mine kindre onvervaert.
340. dit benidde dus Reinaert
dat siere waren so vaste binnen
dat hire neghên conste ghewinnen.
want Reinaert, die felle ghebure,
hoe dicken ghinc hi om de mure

345. Und legte um uns seine Tücken;
So ihn die Hunde mochten blicken,
riefen sie dann mit lautem Schall.
Beim Graben wär' er bald einmal
durch Zufall von ihnen ergriffen,
350. dass ich ein Theil von seinen Pfiffen
Diebstahl und Raub ihn büssen sah,
denn sehr stob ihm der Pelz da.
Dennoch kam er heil von dannen,
dass ihn Gott möchte verdammen!
355. Wir waren seiner lange quitt;
Neulich kam er als Eremit,
Reinaert, der mörderische Dieb,
und brachte mir Siegel und Brief
zu lesen, Herr König,
360. wo euer Siegel daran hing."

Als ich den Brief anfing zu lesen, däuchte mir darin geschrieben zu stehen, dass ihr königlich über alle euere Reiche allen Thieren Frieden geboten und auch den Vögeln mit; auch brachte er mir andere Neuigkeiten und sagte, dass er ein Klausner geworden, er hätte über seine Sünden grosse Reue. Er zeigte mir auch seine Pilgerkleidung und sagte, dass ich ganz sicher leben möchte, da er alles Fleischessen abgelobt, befahl mich Gott, da er noch seine Gebete zu sprechen hätte und ging weg. Ich wurde dadurch sicher gemacht und ging mit meinen Kindern ausserhalb der Mauer, da hatte uns der Bösewicht Reinaert die Thür versperrt und raubte

---

345. ende leide om ons sine laghen;
alsene dan die honde saghen,
riepen si nae met haerre cracht.
ene waerf waert hi up de gracht
bi auonturen daer belopen,
350. dat ic hem sach èn dèl becopen
sine diefte ende sinen rof,
dat hem die pelse sere stôf.
Nochtan quam hi bi baraten,
dattene god mocte verwaten!
355. Doe waerwi sîns langhe quit;
sint quam hi als èn hermit,
Reinaert, die mòrdadeghe dief,
ende brochte mi seghele ende brief
te lesene, here coninc,
360. daer hu seghle ane hinc.

ines meiner Kinder und so hat er uns, wo Wächter nd Hunde uns nicht schützen konnten, immer mit seinen Listen umringt und meine funfzehn Kinder bis auf vier getödtet, das lasst euch erbarmen, Herr. (— V. 420.)

(V.) Der König sprach: „Nun, Dachs Grimbêrt, uer Oheim, der Klausner war, hat so gute Fasten gealten, dass, wenn ich ein Jahr lêbe, es ihm zu Hause ommen soll. Nun hört, Canteclêr, was soll das Reden veiter? Euere Tochter liegt hier erschlagen, — Gott nöge sich ihrer Seele annehmen — wir mögen sie nicht inger hüten, wir sollen unsere Vigilien singen und daach den Leichnam mit Ehren zur Erde bringen. Dann vollen wir uns mit diesen Herren berathen, wie wir am esten diesen Mord an Reinaert rächen mögen." Als er iese Worte gesprochen hatte, befahl er Jungen und Alten, die Vigilien zu singen. Da hörte man alsbald das *lacebo domino* beginnen und die Verse, welche dazu gehören. Ich sage euch in wahren Worten, dass es uns u lang wäre, zu sagen, wie man da sang und die Seeenmesse las. Nachdem die Vigilie gehalten war, legte nan Coppen in das Grab, welches inzwischen gemacht var im Grase unter einer Linde. Auf dem glatten Marnorsteine, der auf dem Grabe war, sprachen die darauf eschriebenen Buchstaben:

„Hier lieget Coppe eingescharrt,
die vordem selbst so gut gescharrt,
Reinaert der Fuchs biss sie zu Tod'
der ihr Geschlecht sehr bracht' in Noth."

Der König besprach sich nun mit seinen Alten, wie ie grosse Uebelthat am besten gerächt werden könnte, nd sie waren alle einig, dass ihn der König sollte entieten lassen, nach Hofe zu kommen, und dass Brun ihm ie Ladung vom Gericht bringen sollte. (— V. 477.)

(VI.) Der König trug dem Bär also die Botschaft uf, ermahnte ihn, klug zu sein und sich vorzusehen, enn Reinaert sei falsch und würde, wenn er könnte, im schmeicheln, ihn belügen und betrügen mit falschen Vorten und mit schönen und ihn gewiss verhöhnen.

Brun versetzte, der König solle unbesorgt sein, er werde sich nicht höhnen lassen. Darauf machte sich Brun auf die Fahrt, der sich sehr verletzt fühlte, dass ihn Jemand sollte überlisten können und Reinaert verhöhnen. Er lief durch einen Wald und eine Wüste und kam zu einem hohen und langen Berge, über den er mitten herüber musste, wenn er Maupertus erreichen wollte. Reinaert hatte so manches Haus, aber das Castel Maupertus war die beste von seinen Burgen; darin lag er, wenn er in Sorgen und Noth war. Als Brun an die Vormauer (barbecane) und die Pforte kam, durch welche Reinaert auszugehen pflegte, setzte er sich hin und sprach: „Seid ihr im Hause, Reinaert, ich bin Brun, des Königs Bote, er hat bei seinem Gott geschworen, dass, wenn ihr nicht vor das Gericht kommt und ich euch nicht gleich mit bringe, Recht zu nehmen und zu geben und in Frieden fortan zu leben, er euch zerschlagen und rädern lässt; Reinaert, thut, was ich euch rathe und geht mit mir zu Hofe.“ Reinaert hatte diese Rede vernommen und ging tiefer in seine Veste, um zu überlegen, wie er dem schlimmen Frass einen Streich spielen und selber bei Ehren bleiben möchte. (— V. 546.)

(VII.) Reinaert sprach darauf: „Habt Dank für euern Rath, Herr Brun, süsser Freund, der hat euch schlecht gedient, der euch diesen Gang machte und euch diesen Berg lang laufen liess; ich sollte wohl nach Hofe gehen, wie ihr mir gerathen habt, aber ich habe mir den Bauch so über die Maassen mit einer ungewohnten, neuen Speise überladen, dass ich fürchte, ich darf nicht gehen, ich mag weder sitzen noch stehen, so übersättigt bin ich.“ — „Reinaert, was assest du? was?“ — „Herr Brun, ich habe armselige Nahrung, ein armer Mann ist ja kein Graf; das mögt ihr bei mir wohl wissen. Wir armen Leute, wir müssen essen, hätten wir es Rath, was wir ungern thäten*); gute, frische Honigscheiben habe

*) 567. hadden wis raet, dat wie node haten = hätten wir es Rath, — d. i. könnten wir es vermeiden (Umgang haben), das wir ungern äszen.

ch aus Noth gegessen, aber wenn ich sie im Magen
habe, so bekomme ich Pein und Ungemach davon." Das
hörte Brun und sprach: „Wie, lieber Fuchs Reinaert, hal-
tet ihr den Honig so unwerth? Honig ist eine süsse
Speise, die ich vor allen Gerichten preise und die ich
vor allen Gerichten liebe. Reinaert, helft mir dazu, dass
ich es erlange, edler Reinaert, süsser Neffe, so lange ich
leben werde, will ich euch dafür lieb haben: Reinaert,
helft mir, dass ich's gewinne." — „Gewinnen, Brun?
Ihr habt euern Spott." — „Fürwahr, Reinaert, ich wäre
thöricht, wenn ich Spott mit euch triebe, das thu ich
nicht." Reinaert sprach: „Möchte das sein? ob ihr Ho-
nig essen möget, auf euere Treue, lasst es mich wissen;
möcht' es sein, ich sollte es euch satt geben; ich könnte
euch so viel davon verschaffen, dass ihr es mit zehn An-
dern nicht aufässet, wenn ich euere Huld damit verdie-
nen könnte." — „Selb Zehnen? wie mag das sein?
Haltet euern Mund davon und seiet sicher und gewiss,
hätte ich all' den Honig, der zwischen hier und Pörtu-
gale ist, ich ässe alles auf mit einem Male."

Reinaert sprach: „Brun, was sagt ihr? Ein Dörfe-
ler (Bauer), heisst Lamfroit, wohnt hier bei, der hat so
viel Honig, dass ihr es in sieben Jahren nicht ässet; das
will ich in euere Gewalt geben, Herr Brun, wenn ihr
mir hold sein wollt und bei Hofe für mich reden." Da
kam Brun und gelobte und sicherte es Reinaerten zu,
dass, wenn er ihn satt machte in Honig, er überall sein
steter Freund und guter Geselle sein wolle. Reinaert
erneuerte sein Versprechen, und als sie dieses Bündniss
gemacht hatten, kam der Fuchs heraus und sprach sehr
laut: „Ohm Brun, Geselle, willkommen; es steht so, dass
wenn ihr Nutzen davon haben wollt, ihr nicht länger hier
bleiben müsst: folget mir, ich will voran gehen, wir hal-
ten uns auf diesem krummen Pfad, ihr sollt noch heute
satt werden: sollte es nach meinem Willen gehen, so sollt
ihr heute noch, sonder Wahn, so viel haben, als ihr tra-
gen mögt." Reinaert meinte von grossen Schlägen, die

waren es, was er ihm bereitete. In solchem Gespräche kamen sie bei dem Zaune Lamfroits an. (— V. 646.)

(VIII.) Wollt ihr von Lamfroit hören? Das war, so wie man mir für wahr erzählte, ein Zimmermann von gutem Ruf, und hatte bei seinem Hofe eine Eiche liegen, die er aus dem Walde gebracht und entzwei spalten sollte und hatte zwei Keile hinein geschlagen, wie die Zimmerleute noch pflegen. Die Eiche war weit genug aus einander, darüber war Reinaert sehr froh. Reinaert sprach und log: „Ohm Brun, in diesem Baum ist über die Maassen viel Honig; prüft, ob ihr ihn in euere Kehle und euern Bauch bringen könnt, und dünkt euch die Honigscheibe gut, so haltet Maass, dass ihr selber euch nicht verderbet, denn ich wäre entehrt und enterbet, wenn es euch übel bekäme, süsser Ohm.“ Brun sprach: „Reinaert, sorget nicht. Wähnt ihr denn, dass ich unbesonnen bin? Maass ist zu allen Dingen gut.“ — „Ihr sagt wahr, sprach Reinaert, warum bin ich auch besorgt? geht zu und kriechet hinein.“ So führte ihn Reinaert zu seinem Gewinn und Brun liess sich so bethören, dass er das Haupt über die Ohren und die zwei vordern Füsse hinein steckte; Reinaert bemühete sich, dass er die beiden Keile aus der Eiche brach. Brun blieb gefangen in dem Baum. Der Neffe hatte seinen Ohm mit Bosheit so überlistet, dass der weder mit List noch mit Gewalt davon kommen konnte, sondern bei dem Hofe gefangen blieb. Was rathet ihr Brunen zu thun? dass er so stark und kühn war, kann ihm nichts helfen. Er sah wohl, er war betrogen; er begann zu lärmen und zu toben, er war mit dem Maule und den Vorderfüssen so vest gegriffen, dass er dachte, er würde nimmermehr entkommen. Reinaert stand von fern und sah Lamfroit kommen, der auf der Schulter eine scharfe Axt und eine Barte mit sich brachte; hier mögt ihr von Reinaert hören, wie er anfing seinen Ohm zu verspotten (rampineren): „Ohm Brun, miniert tüchtig, hier kommt Lamfroit und soll euch einschenken; habt ihr gegessen, so sollt ihr trin-

ken.“ Nach der Rede ging Reinaert, sonder Urlaub, wieder in sein Castel. (— V. 708.)

(IX.) Inzwischen hatte Lamfroit den Bären gesehen und gemerkt, dass er gefangen war; da war kein längeres Stehen, er lief weg mit Hast, wo er die nächste Hilfe wusste: in das nächste Dorf und machte da Allen bekannt, dass ein Bär da gefangen stände. Da folgte ihm ein grosses Heer. Im Dorfe blieb weder Mann noch Weib; um dem Bären das Leben zu nehmen, lief alles, was laufen mochte: der brachte einen Besen, der einen Flegel, der einen Rechen, ein anderer kam mit einer Stange gelaufen, so wie sie von ihrer Arbeit kamen; selbst der Pfaffe brachte aus der Kirche einen Kreuzstab, den ihm der Küster ungern gab. Der Küster trug eine Fahne, um damit zu stechen und zu schlagen. Des Pfaffen Weib, Frau Julocke, kam mit ihrem Rocken gelaufen, von welchem sie gesponnen hatte. Vor ihnen allen kam Lamfroit mit einer scharfen Axt gerannt. Als Brun den grossen Lärm hörte, sprang er auf, und brachte mit grosser Arbeit und Pein das Haupt heraus, liess aber ein Ohr und beide Backen darin. Gott machte nie ein so leidvolles Thier. Ehe er nun die Füsse herausbringen konnte, musste er auch beide Klauen und Handschuhe drin lassen; so gelangte er mit Schmerz heraus. Wie mochte er mehr entehrt sein? Die Füsse waren ihm so wund, dass er sie zum Laufen nicht brauchen konnte; das Blut lief ihm über die Augen, dass er nicht viel sehen konnte. Er durfte weder bleiben noch fliehen. Da sah er Lamfroit hergerannt kommen, darnach den Priester, welcher sehr lief, dann kam der Küster mit der Fahne, und darnach alle Parochianer (Leute aus dem Kirchsprengel), die Alten mit den Jungen; danach kam ihrer Spur nach eine solche alte Frau, die vor Alter kaum einen Zahn behalten hatte. Alles wollte auf den unglücklichen Brun los. Es war neben einem Flusse, dass Brun, das unseligste aller Thiere, von manchem Dörferer umringt war. Der Eine schlug, der Andere

stach, der Eine schlug der Andere warf; Lamfroit war der allerheftigste. Einer, hiess Lottram Langfuss, trug einen angebrannten Pfahl und stach ihm immer nach dem Auge; Frau Vulmaerte Grosstasche stiess ihn mit einem Stecken*). Abelquac und Frau Bave lagen beide unter den Füssen und stritten um eine Stange. Ludmoer mit der langen Nase trug einen Lodwapper**) an einer Schnur. Ludolf mit den krummen Fingern machte sich besonders hervor, denn er war nach Lamfroit der Vornehmste; Hughelin mit dem krummen Beine war sein Vater, das weiss man wohl, und war geboren von Abstale, und war der Sohn von Frau Ogernen, welche ehemals hölzerne Laternen verfertigte. Andere Weiber und andere Männer, mehr denn ich nennen kann, thaten Brunen grosses Ungemach, dass das Blut von ihm floss. Er empfing solche Bezahlung als ihm jeder beiläufig geben konnte. Der Pfaffe liess seinen Kreuzstab dicht Schlag auf Schlag auf ihn fallen und der Küster ging mit der Fahne ihm auch sehr zu Leibe. Lamfroit kam mit seinem scharfen Beile und schlug ihm zwischen Hals und Haupt, dass Brun ganz beträubt ward; bei diesem Schlage sprang er auf zwischen dem Fluss und der Hecke in einen Trupp alter Weiber hinein, und warf einen Theil davon in das Wasser, welches da floss, und weit und tief war. Des Pfaffen Weib war dabei; da wurde des Pfaffen Fröhlichkeit gering, da er sein Weib in der Flut sah, und er hatte kein Verlangen weiter, Brunen zu stechen oder zu schlagen. Er rief: „Seht, edle Parochianer, da schwimmt Frau Julocke mit Spindel und Rocken hin, nun macht und helft ihr, ich gebe euch auf Jahr und Tag vollen Pardon und Ablass für Alles, was begangen ist.“

Mann und Weib liessen nun den armen, elenden Brun

*) Die Stelle heisst (V. 703.):

ghinkene koken met enen stave;

Grimm bemerkt hiezu: „koken? unverständlich; vielleicht schoken (choquer) stossen.“ — Kieken sagt man im Niederländischen für stechen.

**) Was ein Lodwapper ist, bleibt dunkel. Wapper heisst ein Schnellbaum, Wipper, wie er z. B. an Brunnen ist; lood = Blei. Die Zusammensetzung gibt aber keinen Sinn.

für todt liegen, und gingen dahin, wo der Pfaffe es gebot, mit Stangen und Haken. Während sie so die Frau heraus zogen, kam Brun in den Fluss und entschwamm ihnen. (* Die Dörferer waren alle verdriesslich; sie sahen, wie Brun davon schwamm und sie nicht vermochten ihm zu folgen; sie standen am Ufer voll Unwillen und spotteten ihm nach. Brun lag in dem Flusse, da wo er den meisten Strom fand; hinabtreibend bat er, dass Gott den Baum verdammen und in den Bann thun möchte (verwaten), wo er sein Ohr und seine beiden Backen darin gelassen; auch fluchte er dem falschen Thier, dem bösen Fuchs Reinaert, der ihn mit seinem braunen Barte so tief in die Eiche kriechen liess; darnach Lamfroit wegen des Stäupens, welcher ihm solches Leid that. In solchem Gebete lag Brun so lange, dass er wohl eine halbe Meile von der Stelle getrieben war, wo die Dörferer blieben. Er litt grosse Schmerzen, war matt und vom Blute behindert, so dass er eine mühselige Fahrt hatte: da schwamm er an das Land und kroch an das Ufer. Ihr sahet niemals betrübter weder Thier noch Mann*). Das hatte er Reinaerten zu danken. (— V. 876.)

(X.) Nun hört, was Reinaert gethan hatte. Er hatte bei Lamfroit ein Huhn gefangen, ehe er geschieden

---

*) Die mit den Sternchen eingeklammerte Stelle umfasst die Verse 845 – 873, welche vollständig Deutsch wieder gegeben sind; zur Vergleichung mag hier die entsprechende Stelle aus Reinecke Vos folgen (V. 774—804), um daran die Abweichungen zu sehen.

„Als dies die Bauern alle sahen, riefen sie mit grossem Geschrei und Verdruss: Wahrlich, wir mögen uns wohl schämen! Sie hatten darüber grossen Unwillen und sprachen: Das ist dieser Weiber Schuld; recht zur Unzeit kamen sie hieher. Seht, er schwimmt weg seine Strasse. — Sie besahen den Block und wurden das gewahr, dass darin noch sass beides, Haut und Haar von Füfsen, von Ohren, das war ihnen lieb; sie riefen: komm wieder, ehrloser Dieb! Hier sind deine Ohren und Handschuh zum Pfande! — So folgte ihm zum Schaden die Schande; doch war er froh, dass er entkam; er fluchte dem Baume, der ihn fing, da er seiner Ohren und Fusse ledig wurde; er fluchte Reinecken, der ihn verrieth. Das war das Gebet, das er da las, die Weile, dass er im Wasser war. Der Strom lief schnell und stark, den trieb er nieder mit der Hast und kam in einer kurzen Weile beinahe eine ganze Meile; er kroch aus demselben Wasser an das Land, nie in der Welt sah Jemand ein betrübteres Thier. Er meinte, seinen Geist da aufzugeben, und glaubte keine Stunde länger zu leben; er sprach: O, Reinke, du falsche Creatur! auch dachte er an die schlimmen Bauern, dass sie ihn hätten so geschlagen an der Schandsaule, und dass Reinke ihn so tief hinein kriechen hiess.“ —

war, hatte es fern von allen Wegen auf einen Weg getragen, wo er einsam genug war und Niemand hinkam; als er hier das Huhn verzehrt hatte *), ging er niederwärts einen geheimen Pfad; er war völlig satt, das Wetter war schön und heiss, und er war gelaufen, dass ihm der Schweiss an den Backen herabfloss. Darum lief er an das Wasser, um sich abzukühlen; sein Herz war voll Freude mancher Art; er hoffte wohl, ganz sonder Wahn (ganz gewiss), dass Lamfroit den Bär erschlagen und in sein Haus getragen hätte. Er war vergnügt, dass er den, welcher ihm bei Hofe am meisten feindlich war, in den Tod geschickt hatte. Als er in diesen Gedanken war, sah er niederwärts und bemerkte Brunen; zuerst, da er ihn erblickte, hatte er statt der frühern Fröhlichkeit Reue und Zorn, und sprach: „Vermaledeiet, Lamfroit, möge dein Herz sein; du bist toller als ein Schwein, Lamfroit, arger Hurensohn, du verdienst wenig Ehre; wie ist dir dieser Bär entgangen, der dir zuvor gefangen war? Wie mancher Bissen ist daran, den gern mancher Mann hätte. O weh, Lamfroit, verdrehter Freund, was für eine schöne Bärenhaut hast du heute verloren, die dir zuvor gewonnen war!“

Reinaert liess das Schelten, und ging die Strasse nieder, um zu sehen, wie es mit Brun stand. Da er ihn ganz in seinem Blute liegen sah und siech und ungesund den armen Bären zu dieser Stunde, das sah Reinaert gern und verspottete ihn: „*siere priester, dieu vosaut!*“ (Herr Priester, Gott erhalte euch) — kennt ihr Reinaert den Ribaut **)? Wollt ihr ihn schauen, so seht ihn hier, den rothen Schalk, den schlimmen Geier! Saget mir, Priester, süsser Freund, bei dem Herrn, dem ihr dient, in welchen Orden wollt ihr gehen, dass ihr eine rothe

---

*) V. 889. hadde gheleit in sine male, d. i. in seinen Reisesack gelegt hatte. Hier nur scherzhafter Ausdruck für „in den Magen“ bringen, wie aus V. 892. „hi was uter maten sat“ erhellt.

**) Ribaud, Ehebrecher, oder noch etwas stärker, m. s. jedes französische Wörterbuch.

Kappe *) tragt? Ihr seid entweder Abt oder Prior? Der ging euch sehr nach dem Ohre, der euch die Krone geschoren hat. Ihr habt euern Schopf (*top*) verloren, ihr habt euern Handschuhe abgethan; ich wähne, ihr wollt euer Complet singen **)?" Das hörte Brun und ward sehr betrübt, weil er es nicht rächen konnte; er dachte, sein Herz sollte brechen und schlich wieder in das Wasser; er wollte von dem boshaften Thiere die Rede nicht hören. Er liess sich mit dem Strome hinabtreiben und kroch dann auf den Sand.

Wie soll nun Brun zu Hofe kommen? Möchte man ihm die ganze Welt geben, er ginge nicht auf seinen Füssen. Er war zu unsüss in der Eiche angestachelt, da er vorher von zwei Füssen die ganzen Klauen und das Fell verloren hatte. Er konnte nicht wohl bedenken, wie er am besten zum König gehen könnte. Nun hört, wie er die Fahrt bestand. Er setzte sich auf seine Schinken (*hamen*) und fing an mit grosser Scham auf seinem Steiss (*staert*) fortzurutschen, so wälzte er sich eine Weile fort. Das trieb er mehr denn eine Meile, bis er zu des Königs Hofe kam. (— V. 977.)

(XI.) Als man Brunnen in der Weise von fern herkommen sah, ward von Einigen gezweifelt, was sich da so herwälzen möchte; dem König ward das Herz unfroh, denn er erkannte Brunen und sprach: „Es ist mein Abgesandter (*seriant* = *serjent*), Brun, dem ist das Haupt so roth, er ist auf den Tod verwundet, ach Gott, wer hat ihn so gemisshandelt? Unterdessen war Brun so nahe gekommen, dass er dem König klagen mochte. Er sprach: „König, edler Herr, rächet mich um eurer eigenen Ehre willen an Reinaert, dem falschen Thiere, der mich meine schönen Backen verlieren liess, und mich so zugerichtet hat, wie ihr sehet." Der König sprach:

*) capproen = chaperon.

**) Von der Spötterei über den Honigschmauss, welche im Reineke Vos, V. 841—849. enthalten ist, findet sich im Reinaert keine Spur. Dagegen wird die ganze Schilderung von Bruns mühseliger Fahrt (Reinaert V. 961—975) im Reinke blos durch den einen Vers (877) gegeben: „he ruckede, he kröp mit groter plage."

„Wenn ich das nicht räche, so will ich verdammt werden!“ Danach rief er alle die Höchsten bei Namen, und entbot, dass sie allzusammen in seinen Rath kamen. Da beriethen sie, wie diese That am besten gerächt würde zu des Königs Ehre. Die meisten Herren riethen, dass man Reinaerten zum zweiten Male laden sollte, wenn der König wollte, und Rede und Widerrede (Klage und Vertheidigung) hören. Auch sagten sie, dass sie wohl dafür hielten, dass Tibêrt, der Kater, von ihnen an Reinaert der Bote sein sollte: er sei zwar klein, aber klug. Dieser Rath dünkte dem Könige gut. (— V. 1014.)

(XII.) Da sprach der König: „Herr Tibêrt, geht hin; ehe ihr wiederkehrt, sehet dahin, dass Reinaert mit komme; einige dieser Herren sagen, obschon Reinaert allen andern Thieren feindselig sei, so liebe er euch so, dass er euern Rath gern thue. Kommt er nicht, geht es ihm schlimm. Man soll ihn dreimal zu Gericht laden. Geht Tibêrt, das sagt ihm! — „Ach Herr, sprach Tibêrt, ich bin ein armer Wicht, ein kleines Thier. Herr Brun, der stark war und stolz (*fier*), konnte Reinaerten nicht gewinnen; in welcher Weise soll ich es beginnen?“ Da sprach der König: „Herr Tibêrt, ihr seid weise und wohl gelehrt; seid ihr auch nicht gross, dennoch ist mancher Mann, der mit List das bewirken kann, und mit gutem Rathe, was er mit Gewalt nicht thun konnte. Geht und erfüllet alsbald mein Gebot.“ Tibêrt sprach: „Nun helfe mir Gott, dass es gut gehen mag, ich soll eine Fahrt bestehen, welche mir schwer in meinem Sinn liegt; Gott führe nun alles zum Guten.“

Nun muss Tibêrt, der sehr betrübt und besorgt ist, die Fahrt thun. Als er auf den Weg kam, sah und bewirkte er von fern Sanct Martin's Vogel, der kam geflogen. Da ward Tibêrt hoch erfreut und rief: „Alles Heil will Gott, edler Vogel, kehre hierwärts deinen Flügel und flieg mir zur rechten Hand!“ Der Vogel flog einem Hag zu, wohin er seine Richtung nahm und flog Tibêrten zur linken Hand.

Dies Zeichen und diese Vorbedeutung*) däuchte Tibèrten nicht gut zu sein: hätte er den Vogel so schön nach der rechten Seite seinen Zug nehmen sehen, so hätte er gewähnt, gutes Glück zu haben; nun hatte er keine Hoffnung mehr darauf. Dennoch machte er sich selber Mut und zog hin, so wie Mancher thut, besser, als ihm zu Mute war. So lief er seinen Strich hin, bis er nach Maupertus kam und fand Reinaerten in seinem Hause allein stehen**). Tibèrt sprach: „Der reiche Gott müsse euch einen guten Abend geben. Der König drohet euch an das Leben zu gehen, wenn ihr nicht mit mir nach Hofe kommt.“ Reinaert sprach: „Tibèrt, wackerer Held, Neffe, ihr seid mir willkommen, Gott gebe euch Ehre und Ansehen; bei Gott, das gönn' ich euch wohl.“ — — (Lücke.) — Was kostete Reinaerten diese schöne Rede? Wenn auch seine Zunge gut spricht, sein Herz ist inwendig falsch. Das wird Tibèrt in kurzem gewahr werden. Reinaert sprach: „Ich will, dass ihr zu Abend bei mir herbergt, und Morgen mit dem Tage wollen wir ohne Zweifel nach Hofe gehen. — — (Lücke.) — Ich habe auch unter allen meinen Verwandten keinen, Tibèrt, darauf ich mich nun besser verlasse als auf euch. Hier war Brun, der Frass, hergekommen, er zeigte mir so falsches Gesicht und däuchte mir so übermütig, dass ich um tausend Mark den Weg nicht mit ihm gemacht hätte; das will ich nun mit euch, ohn' allen Wahn, morgen, wenn der Tag grauet.“ Tibèrt sprach: „Es ist besserer Rath, und es dünkt mich noch besser gethan, dass wir noch zu Abend nach Hofe gehen, denn dass wir bis Morgen warten; der Mond scheint auf der Haide so klar

*) V. 1055. gehemoet (jetzige Schreibung gemoet), eigentlich die Begegnung, wie im rein wörtlichen Sinne es auch V. 1106, 1109 und 2788 gebraucht wird, hier ist jedoch die vorbedeutende Begegnung darunter verstanden, wo es im mhd. ane ganc heisst, s. o. S. 210, Anmerk. 3. Vgl. Grimm's deutsch. Mythol. S. 650. Im Reinecke Vos steht an der entsprechenden Stelle nur: „hier watt he ser bedrovet van:“ jedoch kommt V. 997 (= V. 1110 im Reinaert) und V. 2595 (= 2788 im Reinaert) das Wort gemot vor; V. 995. im Reineke (= V. 1107. im Reinaert) steht moten.

**) S. 1067. allene staen verwendelike.

wie der Tag. Ich wähne, Niemand sah bessere Zeit zu unserer Fahrt.“ — „Nein, lieber Neffe, sprach Reinaert, es könnte uns da Einer begegnen, er sollte uns anreden und grüssen, der uns nimmermehr gut thäte, käme er uns bei Nacht entgegen*). Ihr müsst zu Abend bei mir herbergen.“

Tibêrt sprach: „Was sollten wir essen, Reinaert, wann ich hier bliebe?“ — „Darum sorge ich, lieber Neffe, es ist hier schlechte Zeit mit den Speisen; ihr mögt essen, wenn ihr es begehrt, ein Stück von einer Honigscheibe, das bekommt sehr gut; was sagt ihr, mögt ihr Honig essen?“ Tibêrt sprach: „Das ist nicht mein Geschmack. Reinaert, habt ihr sonst nichts im Hause? Gebt ihr mir eine fette Maus, damit liess ich euch genug gethan haben.“ — „Eine fette Maus? sprach Reinaert, süsser Tibêrt, was sagt ihr? hier nahebei wohnt ein Pfaffe, eine Scheune steht dicht an seinem Hause, darin ist manche fette Maus; ich wähne, man brächte sie nicht auf einem Wagen fort, so oft hör' ich den Pfaffen klagen, dass sie ihn aus dem Hause treiben.“ — „Reinaert, sind da so fette Mäuse? wollte Gott, ich wäre nur da.“ — „Tibêrt, sagte er, sprecht ihr wahr? wollt ihr Mäuse?“ — „Ob ich sie will? Reinaert, schweigt von diesem einen; ich liebe Mäuse vor allen Dingen. Wisst ihr nicht, dass Mäuse besser schmecken als irgend ein Wildpret? Wollt ihr meinen Willen thun, bringt mich dahin, wo sie sind; damit könntet ihr meine Huld gewinnen, und hättet ihr meinen Vater getödtet und mein Geschlecht allzusammen.“

Reinaert sprach: „Neffe, treibt ihr Spott?“ — „Nein, ich nicht, Reinaert, so mir Gott helfe.“ — „Weiss Gott, Tibêrt, wüsst' ich das, ihr solltet ihrer noch zu Abend satt werden.“ — „Satt? Reinaert, das wäre viel.“ — „Tibêrt, das sagt ihr zum Scherz.“ — „Wahrhaftig, Reinaert,

*) V. 1107 — 1110. Der Sinn ist: Am Tage wird uns Mancher begegnen, der uns freundlich anredet und grüsst; von demselben aber hätten wir uns nichts Gutes zu versehen, wenn er uns bei Nacht entgegen käme.

ei meinem Gewissen, hätte ich eine Maus, und sie wäre
ett, ich gäbe sie nicht für einen Byzantiner." — „Ti-
ert, geht gleich mit mir, ich leite euch an die Stelle, wo
h euch satt machen will, ehr scheide ich nimmer von
uch." — „Ja, Reinaert auf solchen Gang ginge ich mit
uch bis Mompelier." — „So gehen wir denn; wir sind
ier schon zu lange," sprach Reinaert. — — (Lücke.) —
a machten sie sich auf die Fahrt, Tibêrt und sein Ohm
einaert, und liefen, da sie hinlaufen wollten, dass sie
eine Zügel aufhielten, bevor sie an des Pfaffen Scheune
amen, welche mit einer Erdmauer ringsum eingefasst
ar. Da war Tags zuvor Reinaert eingebrochen, und
er Pfaffe hatte einen Hahn verloren, den er ihm nahm.
arüber war des Pfaffen Sohn Martinet zornig und grim-
ig, und hatte vor das Loch eine Schlinge gelegt, um
en Fuchs damit zu fangen; so gern wollte er seinen
ahn rächen. Das wusste Reinaert, das schlaue Thier,
nd sprach: „Neffe Tibêrt, hier kriecht in dieses Loch,
eiet nicht träge und lass, greift überall um euch. Hört,
ie die Mäuse pfeifen. Kehrt wieder heraus, wenn ihr
att seid; ich will vor dem Loche bleiben und hier draussen
arten; wir mögen nicht auf den Abend scheiden, Mor-
en gehen wir zusammen nach Hofe. Tibêrt, sehet, dass
r nicht schont, gehet essen und lasst uns kehren zu
einer Herberge mit Ehren; mein Weib soll uns gut em-
fangen." — „Soll ich in dieses Loch gehen? was sagt
r, Reinaert, ist es euer Rath? die Pfaffen verstehen
iel List, ich bestehe sie kaum." — „O weh, Tibêrt, wie
eid ihr blöde? Von wannen kam eurem Herzen diese
aghaftigkeit?"

Tibêrt schämte sich und sprang da hinein, wo er
ross Ungemach fand; denn ehe er es wusste, sass ihm
er Strick um seinen Hals vest. Also höhnte Reinaert
einen Gast. (— V. 1204.)

(XIII.) Als Tibêrt des Stricks gewahr ward, er-
chrack er, sprang fort und der Strick zog sich zu. Da
usste Tibêrt rufen und schnürte sich selber in der

Noth mit dem Strick; er machte ein so grosses Geschrei und so jämmerliche Geberdung, dass Reinaert es auf der Strasse hörte, draussen, wo er allein stand, und rief: „Findet ihr sie gut, die Mäuse, Tibêrt, und fett? Wüsste das nur Martinet, dass ihr hier zur Tafel sässet und das Wildpret ässet, welches ihr so verzehrt, er würde euch Sauce dazu bringen, so ein artiger Jüngling *) ist Martinet. Tibêrt, ihr sanget seit lange nicht besser **); pflegt man das an des Königs Hofe zu thun? Wollte Gott, der gewaltig ist, dass, Tibêrt, mit euch wäre Isengrim, der Mörder, in solcher Fröhlichkeit, wie ihr habt!" So hatte durch Tibêrts Unglück Reinaert grosses Vergnügen; (XIV. ***) Tibêrt stöhnte und schrie so laut, dass Martinet aufsprang. Martinet rief: „Ha, ha, Gott Dank! zu guter Zeit hat mein Strick gehangen; ich habe damit nun den Hühnerdieb gefangen, wie ich meine. Nun zu! wir wollen ihm den Hahn vergelten."

Mit diesen Worten ging er zu dem Feuer, steckte einen Strohwisch an und weckte Vater und Mutter und alle Kinder zusammen und rief: „Nun zu! er ist gefangen." Da mochte man in Hast sehen, alle die im Hause waren, selbst der Pfaffe wollte nicht zurückbleiben und kam mutternackt aus seinem Bette. Martinet war zu Tibêrt hingerannt und rief: „Hier ist er." Der Pfaffe sprang an das Feuer und ergriff seines Weibes Rocken; eine Opferkerze nahm Frau Julocke und steckte sie eilig an. Der Pfaffe lief Tibêrten zuerst an und schlug ihn mit dem Rocken, davon er man manchen Schlag empfangen musste. Martinet ergriff einen Stein und warf Tibêrten ein Auge aus; der Pfaffe, der nackt vor ihm stand,

*) V. 1221. so hovesch ên cnape. Auch im mhd. wird Knappe in dieser Bedeutung gebraucht, z. B. im Gedichte „von zwei Kaufmännern." vgl. o. S. 260.

**) V. 1222. ghi singhet ni lang so het. Die Stelle ist nicht recht verständlich; im Reineke heisst es (V. 1085.): „singet man so te hove, wan men et?" Das soll auch wohl der Sinn sein, dass R. fragt, ob man bei Hofe über Tische singe; allein das drückt der folgende Vers aus, und es möchte vielleicht der obige Ausdruck angemessen sein.

***) Den Besuch bei der Wölfin, welcher im Reineke Cap. XIII, V. 1090 — 1164 erzählt wird, hat Reinaert nicht.

hob zu einem grossen Schlag auf; als das Tibért sah, dass er doch sterben sollte, da sprang er auf den Pfaffen zu und brachte ihm einen empfindlichen Verlust bei durch Krallen und Zähne.

1270. ende spranc dien pape tusschen die bên.
in die burse al sonder naet,
daermen dien beiaert mede slaet.
dat dinc viel neder up den vloer:
die vrauwe was serich ende swoer
1275. bi der sielen van haren vader,
sine wilde wel om al gader
die offerande van enen jare,
dat niet den pape ghevallen ware
dit vernoi ende dese scame.
1280. soe sprac: „int slêts duvels name
moete dit strec sin gheset:
siet, lieve neve Martinet,
dit was van huwes vader ghewande;
siet hier mîn scade ende scande
1285. emmer mêr vòrt in allen stonden,
al ghenase hi van der wonden,
hi blivet ten soeten spele mat.“
Reinaert stont noch doe vor tgat *);
doe hi dese tale hòrde,
1290. hi loech, dat hem bachten scòrde.
ende hem crakede die tavèrne.
doe sprac hi te sinen scèrne:
„swighet Julocke, soete vrauwe,
ende laet sinken desen rauwe,
1295. ende laet bliven huwen toren;
wattan? al hevet hu here verloren
éuen van den clippelen sinen,
al te min so sal hi pinen:
laet bliven dese tale achter,
1300. gheneset de pape, en es ghên lachter,
dat hi ludet met ére clocken.“
Dus tròste Reinaert vrauwe Julocken,
die haer aerde sere mesliet.
Die pape mochte langer niet

*) Diese Stelle von V. 1288—1311. hat im Reineke keine entsprechende. Die ganze Verspottung der Frau Julocke durch den Fuchs fehlt.

1305. ghestaen, hi viel in ommacht.
doe hiefsene up met haerre cracht
ende droechene recht te bedde waert.
Hier binnen kêrde Reinaert
allene ter herbèrghe waert
1310. ende liet Tibêrt sere vervaert
ende in sorghen van der dôt. .

Tibêrt war in grossen Sorgen; da er Alle so beschäftigt mit dem Pfaffen sah, der verwundet da lag, machte er sich an die Schnur mit seinen Zähnen, biss sie entzwei und sprang aus dem Loche heraus. Er begab sich auf die garade Strasse, welche zu des Königs Hofe führte, und als er dahin kam, war es Tag und die Sonne begann aufzugehen. In der Weise eines armen Siechen kam Tibêrt in den Hof gerannt. Als der König bemerkte, dass jener ein Auge verloren hatte, da mochte man den König schrecklich dem Diebe Reinaert drohen hören. Er zögerte nicht lange, er rief seine Barone zu Rathe und fragte, was er am besten thäte gegen Reinaert's schändliche That? Da wurde mancher Rath gegeben, wie man Reinaerten zur Verantwortung brächte.

Da sprach Grimbêrt der Dachs, der Reinaert's Brudersohn war: „Ihr Herren, ihr habt manchen Rath; aber wenn mein Oheim auch noch so schlecht wäre, so soll man freies Gericht halten; man soll ihn dreimal vorladen, wie man es mit einem freien Mann thut, kommt er dann aber nicht, so ist er aller der Dinge schuldig, welcher er vor dem Könige von diesen Herren angeklagt wird.“ — „Wie wollt ihr, Grimbêrt, dass er geladen werde?“ sprach der König, „wer ist hier, der sein Auge oder seine Backen will in Gefahr (*avonture*) geben um diese falsche Creatur? Ich wähne, hier ist Niemand ein solcher Thor.“ Grimbêrt sprach: „So helfe mir Gott; ich bin so kühn, dass ich diese Botschaft dahin thun will, wenn ihr gebietet.“ — „Grimbêrt, geht hin und seiet klug und hütet euch vor Unfall.“ — Grimbêrt sprach: „Herr König, ich werde es.“ Also ging Grimbert nach

Maupertus. Als er dahin kam, fand er im Hause seinen Ohm, und Frau Ermelinen mit ihren Jungen im Gebüsch liegen. Grimbêrt begrüsste zuerst seinen Ohm und seine Muhme. Er sprach: „Wollt ihr euch des Unrechts nicht schämen, worin ihr lebt? Dünkt es euch noch nicht Zeit, Ohm Reinaert, dass ihr zu des Königs Hofe ziehet? Da seid ihr sehr angeklagt und nun zu dreimalen geladen. Versäumet ihr Morgen den Tag, so sorge ich, dass euch keine Gnade widerfahren mag. Ihr sollt am dritten Tage euer Castel Maupertus bestürmen sehen, ihr sollt Galgen und Rad vor euerm Hause aufgerichtet sehen; Weib und Kinder sollen schmählich das Leben verlieren, und ihr selber mögt dem nicht entgehen. Darum ist es der beste Rath, dass ihr mit mir zu Hofe gehet; es ist misslich, wie es ausfallen mag. Doch ist euch manchmal schon gute List eingefallen, dass ihr auch Morgen, freigesprochen von allem, mit des Königs Urlaub vom Hofe gehen könnt. (— V. 1396.)

(XV.) Reinaert sagte: „Ihr sagt wahr. Dennoch, Grimbêrt, komme ich dar unter des Königs Gesinde, das ich an dem Hofe finde, es ist auf mich erzürnt alles; käme ich davon, es wäre ein Zufall. Dennoch dünkt es mich besser zu sein (sehe, ob ich davon kommen kann), dass ich mit euch nach Hofe fahre; denn es wäre verloren fürwahr Castel, Kinder und Weib und dazu mein eigenes Leben. Ich kann dem Könige nicht entgehen, also will ich willig mit euch gehen*)." (— V. 1410.)

(XVI.) „Hört, sagte er, Frau Hermeline, ich befehle euch meine Kinder, dass ihr ihrer wohl pflegt; vor allen andern befehl' ich euch meinen Sohn Reinardin, ihm stehen die Barthaare am Kinne und Munde überall, ich denke, er soll nach mir arten. Hier ist Rossel, ein schöner Dieb, ich habe sie so lieb, als man Kinder haben mag; aber ich muss nun von hier weg, damit ich sehe, dass ich loskomme. Grimbêrt, Neffe, Gott müsse euch

*) Reincke ist hier umständlicher, das XV. Cap. hat 42 Verse (bis 1352).

lohnen.“ Mit artigen und schönen Worten nahm Reinaert von den Seinen Urlaub und räumte seinen eigenen Hof. Ach, wie betrübt blieb Frau Hermeline mit ihren kleinen Füchsleinen. Als Reinaert so von Maupertus schied und Haus und Hof unberathen stehen liess, sprach er zu Grimbêrt, als sie an die Haide kamen: „Grimbêrt, edler lieber Neffe, von Sorgen bin ich krank und zittere. Lieber Neffe, ich will hier beichten, hört meine Rede an, es ist kein anderer Pfaffe da. Wenn ich Alles gebeichtet habe, so wie es sich verhalten hat, wird meine Seele leicht sein.“ Grimbêrt sprach: „Ohm, wenn ihr beichten wollt, so müsst ihr auch allen Diebstahl und Raub verschwören, denn sonst hilft es euch rein gar nichts*).“ „Das weiss ich, sprach Reinaert, hört nun hierher, und sucht mir zu rathen, seht, ich komme, um euch um Gnade zu bitten für alle meine Missethat; nun hört Grimbêrt und versteht: *confiteor pater mater*, dass ich den Otter und den Kater und alle Thiere gemisshandelt habe, das reuet mich in der Beichte sehr.“ Grimbêrt sprach: „Ohm, wälscht ihr (redet ihr ausländisch)? wenn ihr wollt, sprecht gegen mich deutsch, dass ich es verstehen mag.“ Da sprach Reinaert: „Ich habe übel gehandelt gegen alle Thiere, die leben; bittet Gott, dass er es mir möge vergeben. Ich machte meinem Ohm Brun seine Krone blutig. Tibêrten lehrte ich (wo er sehr geschlagen wurde) Mäuse fangen in des Pfaffen Haus, wo er in das Netz sprang. Ich habe grosses Unrecht gethan gegen Canteclêr und seine Kinder; waren sie gross oder klein, ich raubte sie; mit Recht klagt er über den Fuchs. (— V. 1476.)

(XVII.) Auch der König ist mir nicht entgangen, und ich habe den Zorn und Unwillen (*mesprîs*) der Königin errregt, dass sie erst spät also viele Ehren von mir verwinden werden. Auch habe ich, das sage ich dir, Grimbert, mehr Leute betrogen, als ich dir sagen

*) V. 1450. oft en diet hu niet ên lôf = oder es thut euch nicht ein Laub.

kann. Und Isengrimm, merkt, hiess ich Ohm aus Hinterlist: ich machte ihn zu einem Mönch in Elmare, wohin wir uns begeben hatten; ich band ihm seine beiden Füsse an die Glockenleine; das Läuten war ihm so angenehm, dass er es lernen wollte: das verging ihm bald: denn er läutete so über die Maassen, dass die Leute, welche auf der Strasse gingen und in Elmare waren, wähnten, der Teufel sei da, und liefen dahin, wo sie läuten hörten. Ehe er da in kurzen Worten sagen konnte, ich will mich hier (in den Orden) begeben, hatten sie ihm beinahe das Leben genommen. Darnach habe ich ihm die Krone (Platte) gegeben, daran mag er sein Lebenlang denken, das weiss ich für gewiss; ich brannte ihm das Haar ab, dass die Haut zusammen schrumpfte. Später that ich ihm noch grössere Schmach, als ich ihn fischen lehrte; da er nun nicht entwischen konnte, empfing er manchen Schlag. Einmal führte ich ihn zu den Pfaffen von . . . blois; in dem ganzen Lande von Vermendois wohnte kein reicherer Pfaffe. Derselbe Pfaffe hatte einen Speicher, worin manches Schwein lag; darüber hab' ich oftmals gelacht. Unter dem Speicher hatt' ich verborgen ein Loch darin gemacht, da liess ich Isengrimen hinein kriechen; da fand er Rindfleisch in Kufen und viel Bachen hangen. Von dem Fleische liess er so viel durch seine Kehle gleiten, dass, als er wieder aus dem Loche gehen wollte, ihm sein Bauch war so dick geworden, dass er seinen Gewinn beklagte: da er hungerig hinein gekommen war, konnte er nicht wieder hinaus. Ich lief und machte grossen Lärm und Geschrei im Dorfe; nun hört, wie ich das anfing: ich lief dahin, wo der Pfaffe an seinem Tische sass und ass. Der Pfaffe hatte einen Kapaun, das war das allerbeste Huhn, das man im ganzen Lande fand, das nahm ich in meinen Mund von der Tafel, wo es stand. Als der Pfaffe das sah, rief er: „Fangt und schlagt ihn! Hilfe, wer sah solch Wunder je? Der Fuchs kommt so, dass ich zusehe und raubt mir in meinem eigenen Hause; so helfe

mir *sancta spiritus* gegen ihn." Er nahm das Tafelmesser und stiess die Tafel, dass sie hoch über mir hinflog mitten auf den Flur. Er fluchte sehr und schwur und rief laut: „Schlagt und fangt!" Ich voran und er nach. Sein Tafelmesser hatte er aufgehoben und brachte mich hingetrieben, wo Isengrim stand; ich hatte das Huhn in meinem Munde, dass sehr gross und schwer war, das musste ich da lassen, mochte es mir lieb oder leid sein. Da rief der Pfaffe: „Ha, Herr Dieb, ihr müsst den Raub hier lassen!" Er rief, und ich ging meine Strasse davon, wo ich hin wollte. Als der Pfaffe das Huhn aufheben wollte, erblickte er Isengrimen, dem nahete da eine grosse Pein. Er warf ihm in das Auge mit dem Messer. Dem Pfaffen folgten ihrer sechs, die alle mit grossen Stöcken kamen; und als sie Isengrim bemerkten, machten sie ein grosses Geschrei, und die Bauern kamen heraus und sagten es manchen andern, dass in des Pfaffen Speicher ein Wolf gefangen, der sich selber mit dem Bauche in dem Loche gefangen. Als die Bauern das hörten, liefen sie herbei, das Wunder zu beschauen und Isengrimen zu bleuen, so dass es ihm über den Spass ging: denn er empfing viele grosse Schläge und grosse Würfe; da kamen die Kinder von dem Dorfe und verbanden ihm die Augen; es stand so mit ihm, dass er still halten musste. Sie schlugen und stiessen ihn so sehr, dass sie ihn aus dem Loche zogen. Da erfuhr er viel Unglück; sie banden ihm einen Stein an den Hals, und liessen ihn gehen, und liessen ihn den Hunden sehen, die fingen an ihn zu jagen. Auch diente man ihm mit grossen Schlägen, so lange bis er gegerbt war: da fiel er nieder auf das Gras, als wenn er ganz todt wäre. Da war die Freude der Kinder gross: sie nahmen ihn und legten ihn auf eine Bahre und trugen ihn mit grossem Geschrei über Stein und Strauch. Draussen vor dem Dorfe blieb er über Nacht in einem Wassergraben (gracht) liegen. Ich weiss nicht, wie er von dannen kam. Darauf erwarb ich, dass er mir seine Huld zuschwur, ein volles Jahr später; das

that er auf die Uebereinkunft, dass ich ihn in Hühnern satt machen sollte; da führte ich ihn an einen Ort, wo ich ihm zu verstehen gab, dass zwei Hennen und ein Hahn in einem grossen Hause an einer Strasse auf dem Hahnebalken sässen, recht bei der Fallthür (Lucke). Da liess ich ihn auf das Dach klimmen und sagte, ich wollte ihm versprechen, wenn er durch die Lucke *(valdore)* kriechen wollte, so sollte er gleich vornan genug von fetten Hühnern finden. Er ging zur Thür hinein und kroch mit Gefahr und tastete hier und da umher, und als er nichts fand, sprach er: „Neffe, es ist hier besorglich: ich finde nichts.“ Ich sprach: „Ohm, was ist euch? Kriecht etwas tiefer hinein, man muss sich um Gewinn wohl bemühen; die vorn sassen, die habe ich schon weg.“ So liess er sich bethören, dass er die Hühner weiter hin suchte. Ich sah wie ich ihn verhöhnen mochte; und höhnte ihn so *), dass er von oben nieder auf den Flur fiel und es einen grossen Fall gab, dass sie überall aufsprangen, die im Hause schliefen. Die bei dem Feuer lagen, riefen: es wäre im Hause, sie wüssten nicht was, vor das Feuerloch gefallen. Sie standen auf und steckten Licht an. Da sie ihn da recht sahen, ward er bis auf den Tod verwundet. Ich habe ihn in manche Noth gebracht, mehr denn ich sagen kann. Aber was ich auch alles gegen ihn verbrochen habe, rechne ich nicht so sehr als dass ich Frau Haerswent, sein schönes Weib, verrieth, die er lieber als sein eigenes Leben hatte: Gott möge mir vergeben, ihr that ich, das mir lieber geblieben wäre zu thun, denn dass es gethan ist.“

Grimbert sprach: „Wenn ihr wollt klärlich gegen mich beichten und von euern Sünden frei werden, so

---

*) Wie der Fuchs es anfing, wird im **Reineke Vos** erzählt V. 1566—1572:

sach ik, dat ik en honen mochte;
ik krôp to rugge wedder ût,
dat venster vel to overlût,
do ik de stutte klinken lôsbrak.
dârvan Ysengrim so sere verschrak,
dat he vel enen swaren val
van deme balken, wente he was smal.

sollt ihr offen reden. Ich weiss nicht, worauf ihr das bezieht: ich habe an seinem Weibe übel gehandelt. Ohm, ich kann diese Rede nicht verstehen." Reinaert sprach: „Neffe Grimbêrt, wäre das anständig gesprochen, wenn ich blos gesagt hätte: Ich habe bei meiner Muhme geschlafen? Ihr seid mein Verwandter, ihr müsstet euch schämen, wenn ich bäuerisch spräche. Grimbêrt, nun habe ich euch Alles gesagt, worauf ich mich besinnen kann; gebt mir Ablass, darum bitte ich euch, und legt mir auf, was euch gut dünkt."

Grimbêrt war weise und klug, er brach ein Reis von einer Hecke und gab ihm damit vierzig Schläge für alle seine Missethaten. Darnach empfahl er ihm, gut zu werden, zu wachen und zu lesen, zu fasten und zu feiern (die Tage der Heiligen), alle die auf den rechten Weg zu weisen, die er aus dem Weg gekommen sähe, und er fortan alle seine Tage sich durch Geschicklichkeit nähren sollte. Darnach hiess er ihm Rauben und Stehlen verschwören. Nun muss Reinaert nach Grimbêrts Rathe seiner Seele pflegen und ging nach Hofe auf Gnade *). (— V. 1694.)

(XVIII.) Nun ist die Beichte gethan. Die Herren machten sich auf dem Weg zu des Königs Hof. Nun war ausser (abseit) der Strasse, welche sie eingeschlagen hatten, eine Priorei von schwarzen Nonnen **), wo manche Gans und manches Huhn, manche Henne und mancher Kapaun ausserhalb der Mauer zu weiden pflegten. Das wusste die schlimme Creatur, der ungetreue Reinaert, und sprach: „Bei jenem Hofe geht unsere rechte Strasse." Mit diesem Betrug führte er Grimbêrten bei der Scheune, da die Hühner ausserhalb der Mauer hier und da gingen. Reinaert ward der Hühner gewahr und seine Augen fingen an, umher zu gehen; vor den andern

---

*) Die Beichte und die Absolution sind hier vollständiger als im Reineke.

**) Im Reineke V. 1628 u. 29. heisst es:

dår lach ên klôster tor rechten hant,
dat hôrde gêstliken nonnen to.

ging ein Hahn, der fett und jung war: danach machte Reinaert einen Sprung, dass dem Hahne die Federn stoben. Grimbêrt sprach: „Ohm, mich dünckt, ihr seid unsinnig (tobt). Unseliger Mann, was wollt ihr thun? Wollt ihr noch um ein Huhn in alle die grossen Sünden fallen, die ihr in der Beichte abgethan habt? Das muss euch wohl sehr reuen.“ Reinaert sprach: „Aufrichtig gesagt (bei rechter Treue), ich hatte es vergessen, lieber Neffe, bittet Gott, dass er mir vergebe, es geschieht nimmer mehr.“ Da kehrten sie zurück über eine schmale Brücke. Wie oft sah Reinaert zurück, wo da die Hühner gingen! Er konnte sich nicht bezwingen, er musste seiner Gewohnheit pflegen. Ja, hätte man ihm das Haupt abgeschlagen, es wäre den Hühnern zugeflogen, so weit, als es gekonnt hätte. Grimbêrt sah wohl diese Bewegungen und sprach: „Unreiner Frass, dass euch das Auge so umgeht!“ Reinaert antwortete: „Ihr thut Unrecht, dass ihr mein Gebet also unterbrecht; lasst mich doch lesen zwei *pater noster* den Seelen der Hühner in dem Kloster und den Gänsen zu Gnaden, die ich so oft habe verrathen, die ich diesen heiligen Nonnen mit meiner List habe abgewonnen.“ Grimbêrt schwieg; aber Reinaert hatte immer seine Augen hinterwärts, bis sie auf die rechte Strasse kamen, die sie zuvor verlassen hatten; da kehrten sie sich zum Hofe hin. Reinaert bebte sehr, als sie dem Hofe begannen zu nahen, wo er sehr übel anzukommen wähnte. (— V. 1756.)

(XIX.) Als an des Königs Hofe vernommen wurde, dass Reinaert wäre zu Hofe gekommen mit Grimbêrt, den Dachs, ich wähne, dass da Niemand war, so arm und von so geringem Anhange, der nicht gegen ihn zu klagen begehrte: es war alles gegen Reinaert. Dennoch that er wie der Unerschrockene, wie ihm auch zu Mute war und sprach zu Grimbêrt, dem Dachs: „Führt uns die höchste Strasse.“ Reinaert ging mit dem Aussehen und so dreisten Gebaren, als ob er des Königs Sohn wäre und Keinem etwas zu Leide gethan hätte; dreistiglich

stellte er sich vor Nobel, den König, und sprach: „Gott, der alle Dinge beherrscht, gebe euch, Herr König, lange Freude und Ehre. Ich grüsse euch, König, und sage mit Recht, nie hatte ein König einen Knecht, der so getreu gegen ihn war, als ich war und bin. Das ist oftmals gezeigt worden; dennoch wollten solche, wie sie hier sind, mich gern euerer Huld berauben, wenn ihr ihnen glauben möchtet; aber das thut ihr nicht: Gott müsse euch lohnen. Es ziemt der Krone nicht, dass sie den Schalken und Schelmen leicht glaube, was sie erzählen. Dennoch sei es Gott geklagt: es gibt der Schalke zu viel in unsern Tagen, die anklagen können und selber nicht in rechter Weise überall gewonnen haben, denen soll man nicht glauben; die Schalkheit ist ihnen eingeboren, dass sie die guten Leute bethören, das räche Gott an ihrem Leben, und er müsse ihnen ewiglich solchen Lohn geben, als sie werth sind." Der König sprach: „O weh, Reinaert, o weh, Reinaert, unreiner Bösewicht, was könnt ihr euch schön anstellen: das kann euch nicht eine Spreu helfen. Nun lasst euer Schmeicheln, ich werde durch Schmeicheln nicht euer Freund; es ist wahr, ihr sollt mir in einer Sache in dem Walde gedient haben, da ihr schwerlich den Frieden gehalten habt, den ich geschworen hatte."

„O weh, was hab' ich Alles verloren!" sprach Canteclèr, der nahe dabei stand. Der König sprach: „Haltet euern Mund, Herr Canteclèr, nun lasst mich sprechen und lasst mich antworten auf seine Streiche."

„He, Herr Dieb, Reinaert, dass ihr mich lieb und werth habt, das habt ihr ohne euere Bemühung an meinen Boten sichtbar werden lassen, an dem armen Mann Tibêrt, Herrn Brun, dem seine Krone noch blutig ist; ich soll euch nicht schelten, ich wähne, euere Kehle soll es entgelten noch heute in einer Weile."

„*Nomine patrum christum file,*" sprach Reinaert, wenn meinem Herrn Brun noch blutig ist die Krone, so war er zerbleuet oder gehöhnt; wäre er unbescholten, er

wäre gerächt, ehe er in das Wasser floh. Auf der andern Seite Tibèrt der Kater, den ich beherbergte und empfing, wenn der ausging, um zu stehlen bei dem Pfaffen, ohne meinen Rath, und ihm der Pfaffe übel begegnete, bei Gott! sollte ich das entgehen, so möcht' ich mein Schicksal wohl schelten." Ferner sprach Reinaert: „König Löwe, wer zweifelt daran, ihr mögt thun, was ihr über mir gebietet, wie gut meine Sache auch sei; ihr mögt mir nützen oder schaden, wollt ihr mich sieden oder braten, oder hängen oder blenden, ich mag euch nicht daran verhindern. Alle Thiere sind in euerer Gewalt, ihr seid mächtig und ich bin gering, mein Beistand ist schwach und eurer gross: Bei Gott! schlügt ihr mich auch todt, das wäre eine schlechte Rache."

Mitten in dieser Rede sprang Belìn, der Rambock, auf und seine Frau, die mit ihm kam, das war Dame Hawi. Belìn sprach: „Gehn wir alle vor mit unseren Klagen!" Brun sprang auf mit seinen Verwandten und Tibèrt, der schlaue, und Isengrim, sein Geselle; Fòrcondet, das Eberschwein, und der Rabe Ticelìn, Pancer, der Biber, auch Brunèl — — (Lücke.) — *) — und das Eichhorn, Herr Rossêl, Dieweline, die artige Frau; Cantecler und seine Kinder machten grossen Federschlag, der Iltis, eine kleine Jagd, liefen alle in dieser Schar: alle traten offen vor ihren Herrn, den König hin, und liessen Reinaerten fangen (verhaften). (— V. 1872.)

(XX.) Nun ging ein Plaidieren an; nie hörte man von Thieren so schöne Rede vorbringen, als hier zwischen Reinaert und den andern Thieren gebracht wurden. Es wäre mir peinlich und schwer (alles zu sagen), darum kürze ich hier die Worte: die besten Reden kamen da vor. Die Klagen, welche die Thiere vortrugen, belegten sie mit guten Urkunden, wie sie schuldig wa-

*) V. 1863 heisst: „dat watervar, dat butsêl." Diese beiden Thiere sind nicht genau zu bestimmen. Grimm bemerkt dasselbe; das erste, das wasserfahrende, könnte vielleicht das Wasserpferd, Flusspferd sein. Für das zweite hat die Prosa bunsinc, und das könnte denn das jetzige busing, bonsing sein, welches einen Wiesel oder Marder bedeutet.

ren zu thun. Der König trieb die hohen Barone an, zu urteilen in Reinaerts Sache. Da gutachteten sie, dass man machen sollte einen Galgen, stark und hoch, und man Reinaerten, den schlimmen Gast, daran hinge bei seiner Kehle. Nun geht es Reinaerten aus dem Spiele*). (— V. 1890.)

(XXI.) Da Reinaert verurteilt war, nahm Grimbêrt, der Dachs, mit Reinaerts nächsten Verwandten Urlaub, denn sie konnten es nicht ertragen und nicht dulden, dass man Reinaerten als einen Dieb vor ihren Augen hängen sollte. Der König war sehr erfreut, als er merkte und wahrnahm, dass so mancher Jüngling mit Grimbêrt vom Hofe ging, der Reinaerten nahe stand. Er dachte in seinem Mut, hier mag anderer Rath zulaufen, ist auch Reinaert selber böse, er hat manchen guten Verwandten. Da sprach er: „Wie seid ihr träge, Isengrim und Brun? Reinaert kennt manches Gebüsch und es ist nahe am Abend. Hier ist Reinaert, entspringt er, kommt er drei Fuss breit aus der Noth: seine List, die ist so gross, und er weiss so manchen Schlich, dass er nicht in einem Jahre wieder gefangen wird. Soll man ihn hängen, wie soll man das machen? ehe man einen Galgen aufrichten kann, ist es Nacht.“ Isengrim war wohl bedacht und sprach: „Hier ist ein Galgen nahebei.“ Und mit diesen Worten erseufzte er.

Da sprach der Kater, Herr Tibêrt: „Herr Isengrim, es betrübt euer Herz, ich mache euch keinen Vorwurf darüber; aber es ist Reinaert, der alles angab und selber mitging, als man euere zwei Brüder, Rume und Widelank, hing; es ist Zeit, wollt ihr es ihm danken. Wenn ihr brav, wäre es schon gethan und er noch nicht unabgethan.“ Isengrim sprach zu Tibêrt: „Was ihr uns alles lehrt! gebräche uns nicht ein Strick, so wüsste heute sein Hals schon lange, was sein Hintertheil möchte wiegen.“ Reinaert, der lange geschwiegen hatte, sprach:

*) Im Reineke Vos ist das XX. Cap., welches den Versen 1873 — 1890 im Reinaert entspricht, wortreicher; es hat 35 Verse, also noch einmal so viel.

„Ihr Herren, kürzet meine Pein. Tibêrt hat eine gute Leine, die er an seiner Kehle davon trug, als er grossen Schimpf hatte in dem Hause, wo er den Pfaffen biss, welcher nackt vor ihm stand. Herr Isengrim, nun macht euch vorwärts, denn ihr seid nun dazu erkoren, und ihr, Herr Brun, dass ihr Reinaert, euern Neffen, den argen Lump, tödten sollt!" Da sprach der König: „Tibèrt soll mitgehen, er mag hinaufsteigen (auf den Galgen) und mag die Leine ohne euere Mühe tragen; Tibèrt geht voran. Dass ihr etwas littet, ist mir leid." Da sprach Isengrim zu Brun: „So helfe mir die Klosterkrone, welche oben auf meinem Haupte steht, ich hörte nie so guten Rath, als Reinaert selber hier gibt; er verlanget nach Klosterbier: nun gehen wir voraus, und brauen es ihm!" Brun sprach: „Neffe Tibèrt, nimm die Leine, du sollst mitlaufen. Reinaert soll nun meine schönen Backen und dein Auge bezahlen; wir wollen ihn so hoch hängen, dass alle seine Freunde Schande davon haben!" „Ja, er hat es wohl verdient," sprach Tibèrt und nahm die Leine; er that nie eine Arbeit so gern.

Nun waren die drei Herren fertig — — (Lücke.) — Das war der Wolf und Tibèrt und Herr Brun, der hatte zu seinem Schaden Honig stehlen gelernt. Isengrim war so vorsichtig, bevor er von dem Hofe schied, wollte er nicht unterlassen, seine Nichten und Neffen und alle, die am Hofe blieben, Einheimische und Gäste, zu ermahnen, dass sie Reinaerten vest hielten. Frau Aersant, seinem Weibe, befahl er bei ihrem Leben, dass sie bei Reinaerten stände und ihn bei seinem Barte nähme, und nicht von ihm schiede, weder aus Gutmütigkeit noch aus Lohn, noch aus Neid oder Noth, noch aus Sorge vor dem Tode.

Reinaert antwortete in kurzen Worten, dass alle, die da waren, es hörten: „Herr Isengrim, halbe Gnade! nun ist euch mein grosser Schaden lieb und ihr bringt mich zu Schimpf; ich weiss wohl, sollte meine Muhme alter That eingedenk sein, so thäte sie mir nimmermehr Unrecht. Aber ihr, Herr Isengrim und Herr Brun und Herr

Tibêrt, ihr habt mich so geunehrt, ihr habt es dahin gebracht, dass man mir das Leben nehmen soll und habt noch dazu bewirkt, dass, so wie mir einer nahet, er mich Dieb schilt. Darum müsst ihr, weiss Gott, alle drei geunehrt werden, wenn ihr nicht beeilt, dass geschehe, was ihr zu thun begehrt. Mir ist das Herz noch so kühn, dass ich wohl einmal sterben darf. Ward nicht mein Vater, da er starb, von allen seinen Sünden frei? Geht, richtet den Galgen auf, entweder spart ihr mich keinen Augenblick länger, oder euere Füsse und Beine müssen hinterwärts fahren!" Da sprach Isengrim: „Amen." „Amen," sprach Brun, „und hinterwärts müsse der fahren, der länger spart." Tibêrt sprach: „Beeilen wir uns!" und mit diesen Worten sprangen sie und liefen froh davon, und bemüheten sich, um die Wette über manchen Zaun zu springen, Isengrim und Herr Brun. Tibêrt folgte ihnen nach, ihm waren die Füsse etwas schwer von der Leine, die er trug. Dennoch war er rasch genug, das machte bei ihm der gute Wille. Reinaert stand und schwieg stille, und sah seine Feinde laufen, die ihm den Strick zu knüpfen wähnten. „Aber es soll bleiben," sprach Reinaert und schauete hinwärts, wo sie springen und sich drehen, er dachte: „*Deus*, was für Junker! Nun lasst sie springen und laufen; leb' ich, sie sollen noch bezahlen ihre Bosheit und ihre Verhöhnung, oder mir gebräche denn Reinardie (Reinarts-List); dennoch sind mir jene, die ich am meisten fürchte, lieber, wenn sie fern als nahe. Nun will ich einen Betrug versuchen, den ich vor Tages Anbruch in grossen Sorgen in der Nacht erfand. Hat meine List solche Macht, als ich noch hoffe, dass sie es thut, werde ich den König noch bethören." (— V. 2055.)

(XXII.) Der König blies ein Horn und hiess Reinaerten hinausführen. Reinaert sprach: „Lasst erst den Galgen aufrichten, woran ich hängen soll, und inzwischen will ich dem Volke meine Beichte bekannt machen; denn es ist besser, dass das ganze Volk meine Diebereien und Unthaten hört, als dass sie nachmals einen andern Mann

meiner Unthaten zeihen.“ Der König sprach: „Nun sagt an.“ Reinaert stand wie ein betrübter Mann und sah umher, hier und da. Darauf sprach er laut: „Hilf *dominus!* nun ist hier Niemand in diesem Hause, weder Freund noch Feind, gegen den ich nicht zum Theil übel gethan habe. Dennoch, ihr Herren, höret alle und lasst euch anzeigen und belehren, wie ich armer Mann zuerst zur Bosheit kam. Ich war ein gut gesittetes Kind spät und früh, und als man mich säugte, ging ich spielen mit den Lämmern, um das Geblök zu hören. Da biss ich eines todt und leckte zum ersten Mal Blut; es schmeckte so wohl, es war so gut, dass ich das Fleisch kosten musste. Da fand ich Leckerbissen daran so sehr, dass ich in den Wald ging zum Essen, wo ich sie blöken hörte; da biss ich zwei Böckchen todt. Am dritten Tage that ich noch mehr, und ich wurde dreister und kühner und biss Hähne und Hühner todt und Gänse, wo ich sie fand. Da mir der Zahn blutig wurde, ward ich so schlimm und unbarmherzig, dass ich alles todt biss, was ich fand und bekommen konnte.“

„Danach kam ich mit Isengrim in einem Winter, da ein strenger Frost war, bei Basel unter einem Baume zusammen; er hielt dafür, er sei mein Ohm und fing eine Verwandtschaft an herzuzählen; da wurden wir Gesellen; das mag mich mit Recht reuen. Da gelobten wir auf Treue rechte Gesellschaft einer dem andern, und fingen an zusammen zu wandern. Er stahl das Grosse und ich das Kleine, und was wir erjagten, war gemein, und wenn wir theilen sollten, war ich sehr froh, mocht' ich mein Theil halb haben. Denn wenn Isengrim ein Kalb, oder einen Widder oder einen Bock erjagte, so that er zornig und machte mir ein so saures und böses Gesicht, dass er mich damit von sich vertrieb und ihm mein Theil dazu verblieb; dennoch achtete ich das nicht. So manches Mal hab' ich verzichtet; wenn wir eine grosse Beute erlisteten, die ich und mein Ohm erjagten, einen Ochsen oder ein Schwein, so setzte er sich behaglich mit seinem

Weibe, Frau Haersent, und mit seinen sieben Kindern dazu, und ich konnte kaum die allerkleinste Rippe davon bekommen, die seine Kinder benagt hatten. Also genau habe ich mich erhalten. Doch war das meine kleinste Noth, denn ich trug zu grosse Liebe zu meinem Ohm, und ich hatte auch gewonnen, um wohl essen zu können; König, ich thu' es euch zu wissen, ich habe noch Silber und Gold, das alles in meiner Gewalt ist, so viel, dass kaum ein Wagen es auf sieben Mal wegtragen sollte."

Als der König dies hörte, fragte er Reinaerten schlau: „Reinaert, woher kam euch der Schatz?" Reinaert antwortete: „Das sage ich euch, wenn ihr es wissen wollt, so wie ich es weiss, weder aus Liebe noch aus Leid soll es nun verschwiegen bleiben; König, dein Schatz war bestohlen, und wäre er nicht bestohlen, so war der Mord geschehen an deinem Leben, bei meiner Treue, dass er allen deinen Freunden hätte reuen mögen." (— V. 2156.)

(XXIII.) Die Königin erschrack und sprach: „O weh, lieber Reinaert, o weh, Reinaert, o weh, o weh, o weh, Reinaert, was sagt ihr? Ich mahne euch bei der Fahrt, die euere Seele thun soll, dass ihr uns die lautere Wahrheit sagt und an das Licht bringt, was ihr von diesem Morde, von diesem Mordanschlage wisst, der gegen meinen Herrn geht; das lasst hier offenkundig hören!" Nun hört, wie Reinaert den König und die Königin bethören wird, und durch Schlauheit des Königs Freundschaft und Huld erwirbt, und ohne ihre Schuld Brun und Isengrim in sehr übele Lage bringt und in Hass und Unglück bei dem Könige. Die Herren, die so stolz waren, dass sie wähnten, Reinaerten Bier zu brauen, denen soll er nun, wähne ich fürwahr, Meth mischen, den sie mit Schanden trinken sollen. (— V. 2184.)

(XXIV.) Mit einem betrübten Gesichte sprach Reinaert: „Edele Königin, ihr habt mich nun darum gemahnt, und ich bin einer, der zu sterben denkt und nichts auf seiner Seele liegen lassen will; da es sonst so stünde, dass ich in die Hölle käme, wo Qual und Pein ist. Wenn der

König Ruhe gebieten lässt, so will ich mit Erlaubniss sagen, wie jämmerlich er verrathen war, um von seinen Leuten ermordet zu werden. Gleichwohl sind diejenigen, welche es hauptsächlich anstifteten, welche von meinen liebsten Verwandten, die ich nicht anklagen sollte, thäte es nicht die Sorge vor der Hölle, wo die hinkommen, wie man sagt, welche hier sterben und einen Mord wissen, welchen sie nicht an das Licht bringen.“ Dem Könige ward das Herz schwer und er sprach: „Reinaert, sprichst du mir wahr?“ — „Wahr“ sprach Reinaert, „fragt ihr mich das? Ihr wisst doch wohl, wie es mit mir steht. Bildet euch nicht ein, edler König, wenn ich auch ein armer Mann bin, dass ich solchen Mord zulassen sollte; wähnt ihr, dass ich eine Lüge mit auf meine lange Fahrt nehmen will? Nein, fürwahr nicht,“ sprach Reinaert.

Auf den Rath der Königin, welche des Königs Schaden sehr fürchtete, gebot der König laut, dass Niemand so kühn sein sollte, dass er ein Wörtlein spräche, bis Reinaert mit Bequemlichkeit nach seinem Willen ausgeredet hätte. Da schwiegen sie allzusammen stille. Der König hiess Reinaerten sprechen; Reinaert war voll schlimmer Streiche, seine Lage däuchte ihm jetzt gut, er sprach: „Nun schweiget überall, da es dem Könige lieb ist, so will ich sonder Brief die Verräther offen nennen, so dass ich keinen verschone, die ich anzuzeigen schuldig bin; wer den Schimpf hat, schäme sich dessen.“ Nun vernehmt alle zusammen, wie Reinaert seinen eigenen leiblichen Vater mit Verrätherei angab und auf einen seiner liebsten Verwandten log. Das war Grimbert der Dachs, der ihm von Herzen hold war. Das that Reinaert darum, dass man desto besser seinen Worten bei seinen Feinden glauben sollte, wenn er sie des Verraths anklagte. Nun hört, wie er das begann. Reinaert sprach: „Zu einer Zeit hatte mein Herr Vater des Königs Hermelinx Schatz an einem verborgenen Orte gefunden. Als mein Vater den Schatz gefunden hatte, wurde er bald so übermütig und so stolz, dass er alle Thiere verachtete,

die vorher seine Genossen gewesen waren; er liess Tibêrt den Kater in Aertinen (Ardennen), das wilde Land, fahren, wo er Brun den Bären fand; er entbot Brunen grosse Huld Gottes, und dass er nach Flandern kommen sollte, wenn er König werden wollte. Brun war darüber froh, er hatte das manchen Tag begehrt; daher machte er sich auf nach Flandern, und kam in das schöne Land Waes, wo er meinen Vater fand. Mein Vater entbot den weisen Grimbert und den greisen Isengrim, Tibêrt der Kater war der fünfte, und sie kamen zu einem Dorfe, welches Hifte hiess. Zwischen Hifte und Ghent hielten sie ihre Zusammenkunft in einer dunklen Nacht. Da kamen sie mit des Teufels Macht und Kraft hin und schwuren in dem wüsten Felde alle fünf des Königs Tod. Sie kamen auch noch darin überein, dass wenn einer von des Königs Verwandten es verhindern wollte, so sollte mein Vater mit seinem Silber und Golde jenen vertreiben, dass er nur Schimpf davon hätte. Das weiss ich und sage euch, wie es kam."

„Eines Morgens war mein Neffe der Dachs etwas in Wein betrunken, und bekannte es heimlich meinem Weibe, Frau Hêrmelinen, und sagte ihr Punct für Punct, wie sie in der Haide waren. Mein Weib ist eine listige Frau, sie gab Grimberten ihr Wort, dass es verhohlen bleiben sollte. Sobald sie aber zum Walde kam, wo ich war, und mich fand, erzählte sie es mir sogleich; es geschah ganz geheim, und sie sagte es auch bei solchen Wahrzeichen, dass ich es für wahr erkannte und mir die Haare aufwärts standen vor grosser Gefahr; mein Herz ward mir wahrhaftig so kalt wie Eis, dessen seiet sicher und gewiss."

*) „Die Frösche waren ehemals frei, und sie beklagten sich sehr, dass sie ohne Regierung wären, und machten einen solchen Lärm und Geschrei gegen Gott, dass er

*) Vielleicht fehlt hier etwas, wie: „denn ich dachte an jene Fabel." Im Reineke wird die Fabel eingeleitet mit den Worten (V. 2201.): ik wart andenken der poggen al. —

ihnen nach seinem Gebote einen König gäbe, der sie beherrschte. Dies baten die Alten und die Jungen. Gott erhörte die Frösche und gab ihnen zu einer Zeit im Jahre den König Adebar (*hodevare*), der sie in allen Landen, wo er sie fand, todt biss und verschlang, im Wasser und auf dem Felde, wo er sie in seiner Gewalt fand, er war immer gegen sie unbarmherzig. Da klagten sie; es war zu spät. Es war zu spät; ich sage es euch zweimal; sie, die vorher frei waren, sollen nun ohne Aenderung sein eigen bleiben immerdar, und ewiglich in Gefahr leben vor dem Könige Adebar. Ihr Herren, arme und reiche, ich fürchtete, dass dasselbe auch euch wäre zu Theil geworden; daher trug ich Sorge für uns alle. So habe ich für euch gesorgt, das dankt ihr mir nur wenig. Ich kenne Brunen als falsch und boshaft und voll von aller Uebelthat. Ich dachte, würde er unser Herr, so fürchtete ich sehr, dass wir alle verloren wären. Ich kenne den König, der so edelgeboren ist, so freundlich, so wohlgesinnt und gnädig gegen alle Thiere. Es däuchte mir in jedem Falle ein sehr schlechter Tausch, der uns weder zur Ehre noch zum Nutzen gereichen möchte. Darüber dacht' ich und trachtete, mein Herz litt grosse Sorge, wie ich meines Vaters bösen Anschlag zu nichte machen könnte, der uns einen Bauer und Frass zum Könige und Herrn zu machen dachte; immer bat ich Gott, dass er den König, meinen Herrn, in seinem Ansehen erhielte. Nun wusste ich wohl, dass, wenn mein Vater seinen Schatz behielt, sie wohl unter einander und mit ihren Genossen einig werden möchten, dass der König verstossen würde. Ich war oft in tiefen Gedanken, wie ich erfahren sollte, wo der Schatz läge, den mein Vater gefunden hatte. Ich bewachte genau meinen Vater zu allen Stunden und lag heimlich in manchem Busch, in mancher Hecke, sowohl im Felde als im Walde, wo mein Vater, der listige Alte, hinzog und hinlief; war es trocken, war es nass, war es bei Nacht, war es bei Tage, ich war immer auf der Lauer." (— V. 2374.)

(XXV.) „Danach begab es sich einmal, da ich mich mit grosser Gefahr versteckte und an der Erde gestreckt lag, und von dem Schatze, den ich begehrte, gern etwas vernommen hätte, dass ich meinen Vater aus einer Höhle herauslaufen sah. Da begann ich auf den Schatz zu hoffen, bei der Schlauheit, die ich ihn treiben sah, wie ich euch sagen will; denn als er aus der Höhle kam, sah ich wohl und beobachtete, wie er umher sah und darauf merkte, ob Jemand in der Nähe wäre; und als er Niemanden sah, lobte er den schönen Tag, und stopfte die Hölung mit Sande zu und machte sie mit dem andern Lande gleich. Dass ich es sah, wusste er nicht. Ich sah noch, ehe er von dannen ging, dass er den Schwanz liess darüber gehen, wo seine Füsse gestanden hatten, und dass er seine Spur mit Erde zudeckte. Da lernte ich von dem Schlauen, Listigen eine ziemlich meisterliche List, welche ich zuvor noch nicht kannte. Darauf zog mein Vater davon zum Dorfe, wo die Hahnen und die fetten Hennen waren. Sobald ich mich rühren durfte, sprang ich auf und lief zur Höhle; ich wollte nicht länger in Ungewissheit sein und ich kam alsbald dazu. Ich scharrte mit meinen Füssen schnell den Sand auf und kroch hinein; da fand ich grossen Gewinn, da fand ich Silber und Gold, als man je nur zusammen sah. Da schonte ich weder Nacht noch Tag, ich schleppte und trug, sonder Karre und Wagen, bei Tage und bei Nacht mit aller meiner Kraft. Mir half Frau Hermeline, mein Weib, und wir duldeten grosse Pein, ehe wir den übergrossen Schatz in ein anderes Loch brachten, wo er besser lag zu unserer Bequemlichkeit. Wir trugen ihn unter einen Hag in eine heimliche Höhle; da war ich reich durch den Schatz. Nun hört, was inzwischen die thaten, welche den König verrathen hatten. Brun der Bär sendete heimlich seine Grüsse aus in die Länder und versprach allen denen Reichthumer, welche ihm um Sold dienen wollten; er gelobte ihnen Silber und Gold mit freigebiger Hand zu reichen. Mein Vater lief im ganzen Lande umher und

trug Brun's Briefe; er wusste wenig, dass die Diebe zu seinem Schatze gekommen waren und ihn dessen ledig gemacht hatten; wäre ihm der Schatz nicht so bemaust worden, er hätte damit die Stadt von Lonnon (die St. London) kaufen mögen. Das gewann er mit seinem Laufen." (— V. 2444.)

(XXVI.) „So war mein Vater all umher durch das Land zwischen Elbe und Somme gelaufen und hatte manchen kühnen Kämpfer (*seriant*) mit seinem Golde gewonnen, der ihm zu Hilfe kommen sollte. Als der Sommer in das Land kam, kehrte mein Vater zurück, wo er Brun und seine Gesellen fand. Da erzählte er von der grossen Noth und mannigfachen Sorge, die er vor den hohen Burgen im Sachsenlande gelitten, wo die Jäger mit ihren Hunden alle Tage ausgezogen waren, die ihn manches Mal in Furcht setzten. Dann zog er die Briefe hervor, die Brunen sehr wohl gefielen, darin namentlich zwölfhundert von Herrn Isengrim's Verwandten verzeichnet standen, mit scharfen Klauen und weiten Rachen, ohne die Katzen und Bären, welche alle in Bruns Sold waren, und die Füchse mit den Dachsen von Thüringen und Sachsen. Diese hatten alle geschworen, vorausgesetzt, dass man ihnen den Sold zwanzig Tage im Voraus gebe, würden sie mit Macht zu Brun ziehen und ihm zu Gebote sein. Das verhinderte ich Alles; dankt Gott. Als mein Vater seine Botschaft ausgerichtet hatte, wollte er hingehen, um seinen Schatz zu besehen. Als er an die Stelle kam, wo er ihn zuvor gelassen hatte, war der ganze Schatz verloren und seine Höhle war aufgebrochen. Was hilft hier vieles Sprechen? Da mein Vater das sah, ward er kummervoll und voll Gram, dass er aus Zorn sich selber hing. So blieb durch meine Geschicklichkeit Bruns Sache stocken. Nun seht aber mein Missgeschick: Herr Isengrim und Brun, der Frass, sind in des Königs geheimen Rath offenkundig und der arme Mann Reinaert ist der Verlassene." (— V. 2494.)

(XXVII.) Der König und die Königin, welche beide auf Gewinn hofften, führten Reinaerten bei Seite zur Berathung und sagten ihm, dass er wohl thäte, wenn er ihnen seinen Schatz anzeigte. Als Reinaert das hörte, sprach er: „Sollte ich euch mein Gut weisen, Herr König, der ihr mich hängt, so müsste ich von meinen Sinnen sein.“ „Nein, Reinaert, sprach die Königin, mein Herr soll euch leben lassen und euch freundlich allen seinen Unmut vergeben, und ihr sollt fortan klüger sein und gut und getreu.“ Reinaert sprach: „Das thu ich, Frau, sobald mir der König nur vest vor euch gelobt, dass er mir seine Huld gebe, und mir alle mein Verbrechen und Schuld wolle vergeben; und dafür will ich dem Könige den Schatz weisen, wo er liegt.“ Der König sprach: „Ich wäre verrückt, wollte ich Reinaerten viel glauben; ihm ist das Stehlen und das Rauben und das Lügen eingeboren.“ Die Königin sprach: „Nein Herr, ihr mögt Reinaerten wohl glauben, war er auch zuvor falsch, er ist nun nicht mehr, was er war. Ihr habt gehört, dass er den Dachs und seinen Vater des Mordes beschuldigt hat, den er wohl andern Thieren hätte aufbürden können, wollte er böswillig, oder falsch, oder ungetreu sein.“ Der König sprach: „Holde Frau (gentel vrauwe), wenn ich auch wähne, dass es mir schaden sollte, da ihr es mir rathet, will ich auf euere Gefahr diese Uebereinkunft auf Reinaert's Treue annehmen; aber ich sage es ihm in ganzer Wahrheit, begeht er wieder etwas Böses, so sollen alle, die ihm angehören, bis in das zehnte Glied es bezahlen.“ Reinaert sah den König überlistet und ward froh in seinem Mut und sprach: „Herr, ich wäre unklug, wenn ich es euch nicht gelobte.“ Da nahm der König ein Stroh und vergab Reinaerten allzusammen seines Vaters böse Anschläge und seine eigenen Missethaten. Da war Reinaert sehr froh und das dünkt mich kein Wunder, denn er war vom Tode gerettet. (— V. 2552.)

(XXVIII.) Da Reinaert frei gelassen war, war er

ausser Maassen froh und sprach: „König, edler Herr, Gott müsse euch lohnen für alle die Ehre, welche ihr mir thut, und meine Herrin; ich sage es euch auf meine Treue, dass ihr mir viele Ehre erzeigt, so grosse Ehre und so grosse Güte, dass Niemand unter der Sonne ist, dem ich meinen Schatz und meine Treue so wohl gönne als euch, und meiner Herrin.“ Reinaert nahm nun einen Strohhalm und sprach: „Herr König, nehmt, hier übergebe ich euch den Schatz, den vor Zeiten Ermelinc besass.“ Der König empfing das Stroh und dankte Reinaerten so (mit solcher Geberde) als: „dieser macht mich hierdurch sinnbildlich zum Herrn (des Schatzes).“ Reinaerts Herz lachte so sehr, dass man es wohl an ihm wahrnahm, da der König sich so seinem Willen fügte. Reinaert sprach: „Herr, schweiget still; merket, wohin meine Rede geht: im Ostende von Flandern steht ein Busch, und heisst Hulsterlo. König, ihr dürftet froh sein, wenn ihr das im Gedächtniss behalten möchtet: ein Born, heisst Kriekepit, geht südwestlich nicht weit davon; Herr König, ihr dürft nicht wähnen, dass ich euch die Wahrheit irgend entstellte: da ist die grösste Wildniss, die man irgend im Reiche hat. Ich sage euch in Wahrheit, dass es bisweilen ein halbes Jahr ist, dass zu dem Born hinkommet weder Mann noch Weib, noch eine Creatur, die Leben hat, ausser der Eule und dem Schuhu, die dort im Kraut nisten, ohne andere Vöglein, die da gern sein mögen und ihr Heil versuchen. Da liegt mein Schatz behütet; merkt wohl, damit es euch nütze: die Stätte heisset Kriekepit. Dahin sollt ihr mit meiner Frau gehn; es weiss es auch keiner so genau, den ihr euch zum Boten solltet sein lassen, versteht mich wohl, König, um Gottes willen; aber gehet selber dahin und wenn ihr den Brunnen vorbei seid, werdet ihr junge Birken finden, Herr König, das sollt ihr beachten: die allernächst dem Brunnen stehet, König, zu der Birke gehet, da liegt der Schatz darunter begraben. Da sollt ihr graben und scharren ein wenig Moos auf der einen

Seite; da werdet ihr manch Geschmeide finden von Gold, reich und schön, da werdet ihr die Krone finden, die Ermelinc der König trug, und andere Kostbarkeiten genug, edle Steine, Goldarbeiten: man kauft sie nicht um tausend Mark. Ei König, wenn ihr das Gut habt, wie oft werdet ihr in euerm Mut denken: ei Reinaert, getreuer Fuchs, der du hier in das Moos den Schatz grubst mit deiner List; Gott lasse es dir gut gehen, wo du bist.“ (— V. 2626.)

(XXIX.) Da antwortete der König und sprach: „Reinaert, soll ich die Fahrt bestehen, ihr müsst mit auf der Fahrt sein und ihr müsst uns, Reinaert, helfen den Schatz ausgraben. Ich glaube nicht, dass ich allein mich dahin finde. Ich habe Aachen nennen gehört und Paris, ist es da irgend nahe? und so wie ich verstehe, schmeichelt ihr, Reinaert, und rühmt. Kriekepit, das ihr hier nennt, wähn' ich, ist ein erdachter Name.“ Das war Reinaerten unbequem und verdross ihn, und er sagte: „Ja, ja, König, ihr seid also nah als von Cöln in den Mai; wähnt ihr, dass ich euch den Weg weisen wolle nach dem Flusse Jordan? Ich werde euch wohl, wie ich hoffe, deutliche und genugsame Urkunde dafür zeigen.“ Laut rief er: „Cuwaert, kommt her, kommt vor den König, Cuwaert!“ Die Thiere sahen das mit an und wunderten sich, was es da gäbe. Cuwaert ging mit Besorgniss, er wunderte sich, was der König wollte. Reinaert sprach: „Cuwaert, habt ihr das kalte Fieber? ihr bebet; seiet fröhlich ohne Furcht, und sagt meinem Herrn, dem Könige, die Wahrheit; daran mahne ich euch bei der Treue, die ihr meiner Herrin schuldig seid, und die ich dem Könige schuldig bin.“ Da sprach Reinaert: „So sagt ihm: weist du wo Kriekepit steht?“ Cuwaert sprach: „Ob ich es weiss? wie sollt ich es nicht wissen? liegt es nicht bei Hulsterlo? auf dem Moor in der Wüstenei. Ich habe dort grosse Pein erduldet, manchen Hunger und manchen Frost und mancherhand Armut bei Kriekepit so manchen Tag, dass ich es nicht vergessen mag.

Wie möchte ich das vergessen, dass alda Reinout falsche Pfennige schlug, womit er betrog und seine Gesellen. Das war zuvor, ehe ich mit Rin meine Gesellschaft vest machte, die mir manchen Kuchen kostete.“ „O weh, sprach Reinaert, lieber Rin, guter Geselle, schöner Hund, wollte Gott, du wärst hier, ihr solltet zeugen gegen diese Thiere mit euerm Sohne, Rin, käme es darauf an, dass ich nie so kühn war, dass ich irgend eine Sache that, womit ich den König mit Recht gegen mich erzürnen mochte.“ „Geht wieder unter jene Knechte,“ sprach Reinaert, „eilig, Cuwaert, mein Herr, der König, hat nun zu euch nichts mehr zu sprechen.“ Cuwart wandte sich und ging von dem Rathe des Königs hinweg. Reinaert sprach: „König, ist es wahr, was ich sagte?“ „Reinaert, ja es ist, vergebt mir, ich that unrecht, dass ich euch misstrauete. Reinaert, guter Freund, nun überlegt euch den Entschluss, dass ihr mit uns geht zur Pfütze, wo der Brunnen steht, worunter der Schatz begraben liegt.“ Reinaert sprach: „Ihr redet wunderlich: denn ich wäre sehr froh, wenn es so mit mir stände, dass ich mit euch gehen könnte. Nein es ist, so wie ich euch anzeige und es euch sage, obschon ich mich schäme: da Isengrim hievor in des Teufels Namen in den Orden ging, und er zum Mönch geschoren wurde, konnte ihm die Präbende nicht genügen, womit sechs Mönche sich ernährten. Er klagte über Hunger und jammerte so sehr, dass es mich erbarmte. Da er jammerte und schwach ward, that es mir leid, wie es einem gehen mag, und gab ihm Rath, wie er entrann; deshalb bin ich in des Papstes Bann. Morgen wenn die Sonne aufgeht, will ich nach Rom um Ablass; von Rom will ich über See: denn ich kehre nimmermehr ehr wieder, bis ich so viel gethan habe, dass ich mit euch gehen mag zu euerer Ehre und zu euerm Nutzen, wenn ich wieder in das Land komme. Es wäre ein unanständiges Ding, solltet ihr, Herr König, euere Wanderung machen mit einem verfluchten Gebannten, als ich nun bin; Gott bessere

mich!“ Der König sprach: „Seid ihr schon lange im Bann?“ Da sprach Reinaert: „Ja es sind nun drei Jahr, dass ich von dem Dekan Hermann in voller Synode in den Bann gethan wurde.“ Der König sprach: „Reinaert, da ihr im Banne seid, so würde man mir einen Vorwurf daraus machen, wenn ich euch mit mir gehen liesse: ich werde Cuwaert oder einen andern mit mir zu dem Schatz gehen lassen, und ich rathe euch, Reinaert, dass ihr nicht unterlasst und danach gehet, dass ihr euch von dem Banne löset.“ „Ja, das thu' ich, sprach Reinaert, ich ziehe morgen auf Rom zu, wenn es nach meinem Willen geht.“ Der König sprach: „Es dünkt mir, dass ihr auf guten Wegen seid, Gott gönne euch, dass ihr es vollbringen mögt, Reinaert, so dass es euch und mir und uns allen nützt.“ (— V. 2754.)

(XXX.) Als diese Rede gethan war, stellte sich Nobel, der König, auf einen erhöheten Platz von Stein, worauf er allein zu stehen pflegte, wenn er in seinem Hofe zu Gericht sass. Die Thiere sassen in einem Ringe rund um, Jeder nach seinem Range (nachdem Jeder geboren war). Reinaert stand bei der Königin — — (Lücke) — „bittet für mich, edele Frau, dass ich euch lebend wieder schaue.“ Sie sprach: „der Herr, bei dem Alles steht, gebe euch von Sünden vollen Ablass.“ Der König und die Königin gingen mit einem frohen Sinn vor alle Thiere, arme und reiche, und der König sprach freundlich: „Reinaert ist hier zu Hofe gekommen und will, dafür lobe ich Gott, sich bessern mit all' seinen Sinnen, und meine Frau, die Königin, hat so viel für ihn gebeten, dass ich sein Freund geworden bin, und er mit mir versöhnt ist, und ich ihm frei gegeben habe beides, Leib und Glieder: Reinaerten gebiete ich vollen Frieden; zum andern Mal gebiete ich ihm Frieden und auch zum dritten Mal: und gebiete euch allen bei euerm Leben, dass ihr Reinaerten und seinem Weibe und seinen Kindern Ehre erzeigt, wo sie euch begegnen mögen, sei es bei Nacht oder bei Tage, ich will keine Klage mehr in Rei-

naerts Angelegenheiten hören: ist er zuvor ruchlos gewesen, so will er sich bessern und ich sage euch wie: Reinaert will Morgen früh Pilgerstab und Tasche empfangen und will nach Rom gehen und von Rom will er über See und nimmermehr von da wieder kommen, ehe er vollen Ablass von aller sündlichen That hat.“ (— V. 2800.)

(XXXI.) Diese Rede hatte Ticelin vernommen und floh dahin, wo er die drei Gesellen fand; nun hört, was er ihnen erzählen wird, er sprach: „Unglückliche, was macht ihr hier? Reinaert ist Meister Bottelier (Ausgeber) bei Hofe, und über die Maassen mächtig; der König hat ihn frei gelassen von allen seinen Missethaten und ihr seid alle drei verrathen.“ Isengrim begann zu antworten gegen Ticelin mit kurzen Worten: „Ich wähne, ihr lüget, Herr Rabe!“ Mit diesen Worten begann er abzuschaben (wegzugehen) und Brun folgte mit, sie streckten im Gehen ihre Glieder, indem sie zum Hofe des Königs liefen. Tibert blieb sehr bestürzt und blieb auf dem Galgen sitzen: er war seines rauhen Balgs wegen in so übergrossen Sorgen, dass er gern sein Auge, das er in des Pfaffen Scheune verlor, um Nichts gelassen haben wollte, wenn er nur versöhnt wäre. Er wusste nicht, was er vor Furcht thun sollte. Dann setzte er sich auf das äusserste Ende und klagte viel und oft, dass er Reinaerten jemals kennen lernte. Isengrim kam mit grossem Zorn vor die Königin gedrungen und sprach mit grimmigem Sinne gegen Reinaert so sehr, dass der König erzürnt ward und Isengrim fangen hiess und Brunen. Da wurden sie gefangen und gebunden; ihr sahet nie tollen Hunden mehr Schlimmes anthun, als man Isengrim und Brun that. Man behandelte sie als schlimme Gäste und band sie beide so vest, dass sie in der einen Nacht mit aller Kraft nicht ein Glied rühren konnten. Nun hört, wie er ihnen weiter mitspielt. Reinart, der sehr unbarmherzig gegen sie war, bewirkte es, dass man Brunen ein Stück Fell aus seinem Rücken schnitt, welches man ihm zu einer Tasche gab, einen Fuss lang und

einen Fuss breit. Nun wäre Reinaert schon bereit, wenn er vier neue Schuhe hätte. Nun höret, wie er das anfing, dass er die vier Schuhe gewann. Er raunte der Königin zu: „Frau, ich bin euer Pilgrim, hier ist mein Ohm Isengrim, der hat vier starke Schuhe, helft nun, dass ich sie anziehen mag. Ich nehme euere Seele in meine Pflicht, es ist Pilgrims Recht, dass er in seinen Gebeten alles dessen gedenket, was man ihm Gutes irgend gethan hat. Ihr mögt euere Seele dadurch fröhlich machen: lasst Hèrsenten, meine Muhme, mir zwei von ihren Schuhen geben, das mögt ihr wohl mit Ehren thun. Sie bleibet so in ihrem Gemach *)." „Gern, sprach die Königin, Reinaert, ihr mögt es nicht entbehren, dass ihr keine Schuhe habt; ihr müsst ausser Landes fahren in Gottes Schutz über Berge und in den Wald, und Kraut und Steine treten; deine Arbeit wird nicht klein, es ist dir Noth, dass du Schuhe habest, ich will gern mit meiner Macht dazu thun. Die Isengrim's wären auch wohl passend, sie sind sehr vest und dick, die Isengrim trägt und sein Weib: und sollte es ihnen an das Leben gehen, jeglicher muss euch zwei Schuh geben, womit ihr euere Fahrt thun sollt." (— 2884.)

(XXXII.) So hatte der falsche Pilgrim erlangt, dass Herr Isengrim bis zu den Knien verloren hatte von seinen beiden Vorderfüssen das Fell zusammt den Klauen: ihr sahet nie einen Vogel mästen (nudeln), der seine Glieder stiller hielt als Isengrim es that, da man ihn so jämmerlich entschuhete, dass ihm das Blut zu den Zehen herab floss. Als Isengrim entschuhet war, musste Frau Hèrsunt, die Wölfin, mit einem sehr betrübten Sinn sich auf das Gras legen und sich das Fell und die Klauen eben so von ihren beiden Hinterfüssen abziehen lassen. Diese That süsste wohl Reinaerten seinen betrübten Mut. Nun hört, wie er noch (spottend) klagte: „Muhme, sprach

---

*) V. 2869. „soe blivet thûs in haer ghemac," sie bleibt so in ihrer Bequemlichkeit — oder: sie bleibt so in der Stube.

er, Muhme, in wie manchen Verdruss seid ihr um meinetwillen gewesen! Das ist mir alles leid, ausser dieses Eine ist mir lieb, denn ich sage euch, ihr seid mir die liebste von meinen Verwandten, von der soll ich nun die Schuhe tragen. Gott weiss, es ist zu euerm Vortheil: ihr sollt an dem hohen Ablass Theil haben und an all' dem Pardon (der Vergebung), liebe Muhme, welchen ich in euern Schuhen über See erlangen werde.“ Frau Hêrsunten war so weh, dass sie kaum sprechen mochte: „Ach, Reinaert, Gott müsse mich rächen, dass ihr so über uns euern Willen habt!“ Isengrim zürnte und schwieg still, ebenso Brun, sein Geselle; ihnen war sehr schwer zu Mute. Sie lagen gebunden und verwundet; wäre auch zur selben Zeit Tibêrt der Kater da gewesen: ich darf wohl für gewiss sagen, er hatte zuvor so viel gethan, dass es ihm nicht unvergolten geblieben wäre. (— V. 2930.)

(XXXIII.) Was hilft's, dass ich es lang mache? Des andern Tages, ehe die Sonne aufging, that Reinaert seine Schuhe schnüren, die Isengrim zuvor gehörten und seinem Weibe, Frau Hêrsent, und hatte sie vest an seine Füsse gebunden, und ging hin, wo er den König fand und sein Weib, die Königin. Er sprach in angenehmer Weise: „Herr, Gott gebe euch guten Tag und meiner Herrin, die ich mit Recht preisen mag: nun gebt Reinaerten, euerm Knechte, Pilgerstab und Tasche und lasst mich gehen.“ Da liess der König schnell den Capellan, Belîn den Rambock, herbei rufen, und als er zu dem Könige kam, sprach der König: „Hier ist dieser Pilgrim, leset ihm eine Messe und gebet ihm Tasche und Stab.“ Belîn gab dem Könige zur Antwort: „Herr, ich darf das nicht thun, Reinaert hat selber gestanden, dass er in des Papstes Bann ist. Der König sprach: „Belîn, was thut's? Meister Jufroet (Gottfried) versteht uns; wenn ein Mann allein so viel Sünden gethan hätte als alle, die leben, und er wollte sich der Bosheit begeben und zu Beichte gehen und Pönitenz dafür empfangen, dass er über See fahren wollte, der möchte sich wohl selbst reinigen.“

Belin erwiederte dem Könige: „Ich thue dazu weder krumm noch recht, die geistliche Regel ist so, wenn ihr mich bei dem Bischof und dem Dekan vor Nachtheil sichern wollt.“ Der König sprach: „In acht Wochen wähne ich euch nicht so viel zu bitten; auch wäre es mir lieber, dass euere Kehle hinge, als dass ich euch heute bitte.“ Als Belin hörte, dass der König zornig gegen ihn war, ward er so erschreckt, dass er vor Furcht bebte und seinen Altar bereiten ging, und begann zu singen und zu lesen Alles, was ihm gut zu sein däuchte. (— V. 2980.)

(XXXIV.) Als Belin der Capellan demütig das Gebet, welches an der Tageszeit war *), gethan hatte, da hing er ihm um den Hals eine Tasche aus Brun's Felle; auch gab er dem bösen Gesellen den Pilgersab in die Hand dabei zu seiner Bequemlichkeit; nun war er zu seiner Fahrt gerüstet. Da sah er zum König hin; ihm liefen die heuchlerischen Thränen nieder in seine Barthaare, als ob er jämmerlich in seinem Herzen vor Reue grossen Schmerz hätte; das war aber um nichts anders, als dass er nicht allen, die er zurückliess, solche Pein hatte bereiten können, wie Brunen und Isengrimen. Dennoch trat er hin und bat sie alle, dass sie für ihn bitten möchten so getreulich, als sie wollten, dass er für sie bäte. Das Urlaubnehmen däuchte ihm spät, denn er wäre gern von dannen gewesen, und war noch so sehr in Furcht als einer, der sich selbst schuldig weiss. Da sprach der König: „Mir ist es leid, Reinaert, dass ihr so hastig seid.“ „Nein, Herr, es ist Zeit, man soll eine gute Handlung nicht aufschieben; euern Urlaub; ich will fahren.“ Der König sprach: „Gottes Urlaub.“ Da gebot der König, dass der ganze Hof mit Reinaert hinaus ginge, sonder allein die Gefangenen. — Nun wird Reinaert ein Pilgrim, und sein Ohm Isengrim und Brun liegen gebunden

---

*) Weil der geistliche Tag in sieben Gebetszeiten getheilt wurde, welche die Tagezeiten hiessen. Vgl. Bd. I, S. 206.

und siech von schweren Wunden. Mich dünkt und ich wähne das, dass Niemand so unlustig war, zwischen Pollane und Scouden *), der das Lachen liess, welcher Kummer ihn auch befallen, hätte er Reinaerten nun gesehen, wie wunderlich er dahin zog, und wie bequem ihm Tasche und Pilgerstab am Halse hing, und die Schuhe hier und da, die er an seinen Füssen gebunden trug, so dass er einem Pilgrim ähnlich genug sah. Reinaert's Herz lachte inwendig darüber, dass sie alle mit ihm gingen in so grosser Versammlung, die ihm vorher so feindselig waren. Da sprach er: „König, mir ist es leid, dass ihr so weit mitgeht; ich fürchte, es mag euch zum Nachtheil gereichen. Ihr habt zwei Mörder gefangen, nehmt an, dass sie euch entkommen, so habt ihr über euch noch mehr zu wachen, als ihr vorher irgend hattet; bleibt gesund und lasst mich gehen.“ Nach dieser Rede trat er auf seine zwei Hinterfüsse und mahnte die Thiere, grosse und kleine, dass sie alle für ihn bäten, wenn sie an allen Wohlthaten recht Theil nehmen wollten. Sie sagten alle, dass sie seiner in ihrem Gebete gedenken würden. — Nun hört weiter, was Reinaert that, da er von dem Könige schied; er stellte sich so betrübt, dass Einige sehr Mitleiden mit ihm hatten. Gegen Cuwaert, den Hasen, jammerte er: „O weh, Cuwaert, sollen wir scheiden! so Gott will, sollt ihr mich geleiten, und mein Freund Belin, der Rambock; ihr beide thatet mir nie etwas zu Leide. Ihr müsst mich weiter bringen, ihr seid von angenehmem Wandel, unbescholten und gutartig und ohne Klage bei allen Thieren. Euere (gute) Sitte ist beständig, so wie ich es machte in der Zeit, da ich ein Clausner war; habt ihr Laub und Gras, so tragt ihr kein Verlangen weder um Brot, noch um Fleisch, noch um eine absonderliche Speise.“ Mit solchen Lobreden hatte Reinaert diese zwei so bethört, dass sie mit ihm gingen, bis er vor sein Haus kam und vor das Thor von Maupertus. (— V. 3078.)

*) Jetzt Schouwen; Pollane ist nicht bekannt.

(XXXV.) Als Reinaert vor das Thor kam, sprach er: „Belin, Neffe Rambock, ihr müsst allein draussen stehen: ich muss in meine Veste gehen und Cuwaert soll mit mir gehen. Herr Belin, bittet ihn, dass er gut tröste Frau Hermelinen mit ihren kleinen Füchschen, wenn ich Urlaub von ihr nehme." Belin sprach: „Ich gebiete es ihm, dass er sie alle wohl tröste." Mit schönen Worten, Schmeicheln und List in mancherlei Weise brachte er arglistig Cuwaerten in seine Waldhöhle. Als sie in die Höhle kamen, Cuwaert und Reinaert zusammen, da fanden sie Frau Hermelinen mit ihren kleinen Füchslein, welche in Sorgen und in Furcht war; denn sie wähnte, dass Reinaert gehangen wäre. Als sie vernahm, dass er wieder heim kam und Pilgerstab und Tasche trug, däuchte sie das Wunders genug; sie war fröhlich und sprach: „Reinaert, wie seid ihr entgangen?" „Ich bin ein Pilger geworden, Herr Brun und Herr Isengrim sind Geiseln geworden für mich; der König hat, Dank habe er, Cuwaerten gegeben in rechter Sühne, dass wir nach unserm Willen mit ihm verfahren. Der König selber gestand es zu, dass Cuwaert der erste war, der uns gegen ihn verrieth, und bei der Treue, die ich euch schuldig bin, Frau Hermeline, Cuwaerten steht grosse Pein bevor, ich bin mit Recht auf ihn gram. Als Cuwaert das vernahm, wandte er um und wähnte zu fliehen, aber das konnte nicht geschehen, denn Reinaert hatte ihm die Thür abgewonnen und griff ihn mörderlich bei der Kehle, und Cuwaert rief: „Aus Gnaden helft mir, Belin, wo seid ihr? Dieser Pilgrim beisst mich todt!" Kaum hatte er so gerufen, da hatte ihm Reinaert die Kehle entzwei gebissen. Da sprach Reinaert: „Gehen wir nun essen diesen guten fetten Hasen." Die Füchslein liefen zum Schmause und sie gingen zum Essen allgemein. Ihre Reue war sehr klein, dass Cuwaert das Leben verlor; Ermeline, Reinaert's Weib, ass das Fleisch und trank das Blut. Ei, wie oft dankte sie für das gute (Essen) dem König, der durch seine Tugend (Gnade) die kleinen

Füchse mit einer so guten Mahlzeit beehrt hatte. Reinaert sprach: „Ich weiss wohl, muss der König leben bleiben, er würde uns gern Bier geben, das er selber nicht um sieben Mark Gold haben wollte.“ „Was ist das für Bier?“ sprach Hermeline. Reinaert sprach: „Das ist ein Strick und ein Querbalken und zwei Gabeln; aber kann ich, so werde ich entspringen; ich hoffe, ehe zwei Tagesladungen vorübergehen, dass ich mich um seine Ladungen nicht mehr kümmere, als er um die meinigen.“ Sie sprach: „Reinaert, was soll das sein?“ Reinaert sprach: „Frau, ich sage es euch, ich weiss eine Wildniss, wo langes Gebüsch ist und Haide, und die ist nicht unausgestattet mit guten Lagern und Speisen, da wohnen Hühner, Rebhühner und mancherhand Vögel. Wollt ihr es nun thun, Frau Ermeline, dass ihr mit mir dahin gehen wollt, wir mögen da sieben Jahr wohnen, wollen wir im Schatten wandeln und grosse Ruhe haben, ehe wir ausgespähet werden.“ „Ach, Reinaert,“ sprach Frau Hermeline, „das dünkt mich eine Mühe zu sein, die ganz verloren wäre; nun habt ihr das Land verschworen, nicht mehr darin zu wohnen und habt Pilgerstab und Tasche empfangen.“ Reinaert antwortete: „Besser geschworen als verloren“ sagte mir ein guter Mann zuvor in dem Rathe, den er mir gab. Denn keine Treue hilft was. Wenn ich auch diese Fahrt vollbrächte, sie hülfe mir nichts, sprach Reinaert; ich habe dem Könige einen Schatz versprochen, der mir nicht zur Hand ist, und wenn er die Wahrheit weiss, dass ich ihn belogen habe und dass er von mir betrogen ist, so wird er mich vielmehr hassen, als er irgend zuvor gethan hat. Dabei denk' ich in meinem Mut, das Wegziehen ist mir eben so gut wie das Bleiben, und Gottes Hass hat mein rother Bart doch, wie ich auch thue. Mich tröstet weder der Kater noch der Dachs, noch Brun, der mein Ohm war, weder um Gewinn noch um Schaden, das ich in des Königs Gnade komme, so lang ich lebe: ich habe so manche Angst gelitten.“ (— V. 3204.)

(XXXVI.) Der Rambock Belin zürnte sehr, dass Cuwaert, sein Geselle, so lange in der Höhle verweilte. Er rief als ob er sehr gereizt wäre: „Cuwaert, lasst es den Teufel walten! wie lange soll euch Reinaert da behalten? Kommt heraus und lasst uns gehen!“ Als Reinaert das vernahm, ging er hinaus zu Belin und sprach ganz ruhig: „Ei Herr, warum zürnt ihr so? Cuwaert sprach zu mir und seiner Muhme, warum mag er deshalb gescholten werden? Cuwaert gab mir zu verstehen, dass ihr sachte voran gehen möchtet, wenn ihr nicht länger hier bleiben wolltet. Er muss ein wenig bei seiner Muhme und ihren kleinen Füchslein verweilen, die sehr weinen und sich übel haben, dass ich sie verlassen soll.“ Belin sprach: „Nun sagt mir, Herr Reinaert, was habt ihr Cuwaert zu Leide gethan? So wie ich verstehen konnte, rief er um Hilfe nach mir?“ Reinaert sprach: „Was sagt ihr, Belin? Gott müsse euch berathen; ich sage euch, was wir thaten; da ich in das Haus gegangen kam und Ermeline von mir vernahm, dass ich über See fahren wollte, ward ihr zum ersten so weh, dass sie lange in Ohnmacht lag, und als Cuwaert das sah, rief er laut: „Freier Held, kommt her, helft mir meine Muhme laben, sie ist in Ohnmacht! Das rief er mit grosser Anstrengung; das waren die Worte und nichts anderes.“ „Fürwahr, ich verstand auch wohl, dass Cuwaert grosses Gejammer trieb; ich wähnte, es wäre ihm etwas Schlimmes zugestossen.“ Reinaert sprach: „Belin, nein, nichts; mir wäre es lieber, wenn meinem Weibe oder meinen Kindern ein Unglück zustiesse, als meinem lieben Neffen Cuwaert.“ (— V. 3252.)

(XXXVII.) Reinaert sprach: „Vernahmt ihr, dass mir der König gestern vor vielen hohen Leuten hiess, wenn ich aus dem Lande schiede, dass ich ihm ein paar Briefe schreiben sollte? Wollt ihr sie hintragen, Neffe Belin? Es ist alles geschrieben und fertig. Belin sprach: „Wüsste ich nur, dass euere Sache sicher wäre, so möchtet ihr leicht gebieten, dass ich sie dem König hin-

trüge, hätte ich nur ein Ding, wo ich sie hinein stecken möchte.“ Reinaert sprach: „Daran soll es euch nicht gebrechen; ehe des Königs Briefe hier blieben, ehe würde ich euch diese Tasche geben, Herr Belîn, die ich trage, und hänge sie an euern Hals und des Königs Briefe darin; ihr sollt auch grossen Gewinn davon haben, des Königs Dank und grosse Ehre; ihr werdet dem Könige, meinem Herrn, sehr willkommen sein.“ Das glaubte mein Herr Belîn. Reinaert ging in seine hintere Höhle und kehrte wieder, und brachte zu seinem Freund Belîn das Haupt Cuwaert's getragen in der Tasche steckend, und hing mit seiner argen List die Tasche Belîn an den Hals und empfahl ihm, dass er die Briefe nicht besehen sollte, wenn er sich gern den König zum Freunde machen wollte, und sagte ihm, dass die Briefe in der Tasche verborgen stäken, und dass wenn er reich werden wollte und seinen Herrn, den König, lieb hätte, dass er sagen sollte, dieser Brief sei auf seine Veranlassung geschrieben, und dass er den Rath dazu gegeben; der König würde es ihm Dank wissen.“ Als das Belîn hörte, sprang er auf der Stelle, wo er stand, mehr denn einen halben Fuss in die Höhe: so fröhlich war er über die Sache, die ihm so zum Schaden gereichte. Da sprach Reinaert: „Herr Belîn, ich weiss wohl, dass ihr in grosser Ehre steht am Hofe, weil ihr schön dichten könnt, wie ich es nicht kann. Man sagt aber, dass oftmals manchem Mann durch Gottes Gunst grosse Ehre geschieht von Dingen, die er nicht kann.“ Belîn sprach darauf: „Reinaert, was meint ihr, will Cuwaert wieder mit mir nach Hofe gehen?“ „Nein, sprach Reinaert, er soll euch auf diesem Pfade folgen, gehet langsam voran; ich muss Cuwaerten noch eine Angelegenheit entdecken, die verborgen ist.“ „Reinaert, so bleibt Gott befohlen,“ sprach Belîn, und machte sich auf die Fahrt. Reinaert kehrte in seine Waldhöhle und sprach: „Hier nahet uns Anklage und grosse Sorge, wenn wir bleiben; bereitet euch, Frau Hermeline und meine Kinder, zusammen und folget mir, ich bin euer

Vater; beeilen wir uns, dass wir davon kommen." Da zögerten sie nicht länger und machten sich auf die Fahrt, und Herr Reinaert, Ermeline und die Füchslein zogen in die Wüstenei.

Belìn, der Rambock, war so gelaufen, dass er ein wenig nach Mittag bei Hofe anlangte. Als der König sah, dass Belìn die Tasche wieder brachte, welche zuvor Brunen, dem Bären, so unsanft abgenommen war, sprach er zu Belìn: „Herr Belìn, wo kommt ihr her? wo ist Reinaert? wie kommt es, dass er diese Tasche nicht trägt?" Belìn sprach: „König, ich mag es euch sagen, wie ich es weiss. Als Reinaert nahe an seinem Castel war, sagte er mir, dass er euch, freier König, ein paar Briefe senden wollte und bat mich, dass ich sie zu euch bringen möchte. Er sagte, mehr denn sieben Briefe sollte ich um euertwillen tragen. Da hatte Reinaert nichts anderes, worin ich die Briefe tragen mochte, und er brachte mir diese Tasche und die Briefe darin steckend. König, ihr hörtet nie von einem bessern Dichter sprechen, als ich bin; diese Briefe dichtete ich ihm, gehe es mir zum Guten oder Schlimmen, diese Briefe sind bei meinem Rathe also gemacht und geschrieben." Da hiess ihn der König den Brief geben an Bostaert, seinen Schreiber: das war einer, der das Handwerk besser konnte, denn Jemand, der da war. Bostaert pflegte immer die Briefe zu lesen, die an den Hof kamen. Brunèl und er nahmen die Tasche von Belìns Halse. Als Bostaert, der Schreiber, die Tasche empfing, sah er Reinaert's Werk. (— V. 3378.)

(XXXVIII.) Als Bostaert das Haupt hervorzog und es sah, sprach er: „Hilfe! was für Briefe sind das! Herr König, das ist Cuwaert's Haupt! o weh, dass ihr Reinaert irgend getrauet habt." Da waren der König und die Königin betrübt und bestürzt. Der König schlug im trüben Sinne das Haupt nieder, nach einiger Zeit erhob er es wieder und stiess das schrecklichste Gebrüll aus, das von keinem Thiere jemals gehört ward; alle

Thiere waren erschrocken. Da sprang Firapêl, der Leopard, hervor, er war zum Theil des Königs Verwandter und konnte es wohl thun. Er sprach: „Herr König, warum treibt ihr so grossen Jammer? ihr gebärdet euch übel genug, als ob die Königin todt wäre. Zeigt euch in euerer Weisheit und lasst etwas von euerm Jammer ab. Der König sprach: „Herr Firapêl, mich hat ein schändlicher Wicht so sehr betrogen, dass ich erzürnt bin und mich selber hasse und meine Ehre verloren habe; die meine Freunde zuvor waren, der stolze Herr Brun und Herr Isengrim, die raubte mir der falsche Pilgrim; das geht mir so sehr zu Herzen, dass es an meine Ehre gehen soll und an mein Leben, es ist recht!“ Da sprach Firapêl: „Ist Unrecht gethan, so soll man es sühnen; man soll dem Wolf und dem Bär wieder guten Mut machen, und auch Frau Hersant, und ihnen ihr Missgeschick schnell bessern und wegen ihres Zornes und ihrer Pein sie durch den Rambock Belîn versöhnen, da er selber bekannt hat, dass er Cuwaerten verrieth, und danach sollen wir alle laufen — hat er übelgethan, soll er auch bezahlen — und sollen Reinaerten fangen und ihn an seiner Kehle hängen sonder Urtel, es ist recht.“ (— V. 3429.)

(XXXIX.) Da antwortete der König: „O weh, Herr Firapêl, möchte das geschehen, so wäre zum Theil der Kummer besänftigt, der mich plagt.“ Firapêl sprach: „Herr, ich will gehen und die Sühne machen.“ Da ging Firapêl der kühne hin, wo er die Gefangenen fand; ich wähne, dass er sie zuerst entfesselte und danach sprach: „Ihr beiden Herren, ich bringe euch Friede und Geleit; mein Herr, der König, grüsst euch und es reuet ihn sehr, dass er gegen euch übel gethan hat. Er bietet euch zur Sühne, wenn ihr es annehmen wollt, Belîn den Rambock und alle seine Verwandten von nun an bis zum Tage des jüngsten Gerichts (doemsdaghe), sei es im Felde oder Walde, habt sie alle in euerer Gewalt und tödtet sie nach Gefallen. Der König entbietet euch ferner, dass ihr ohne irgend ein Unrecht gegen Reinaert

und alle seine Verwandten möget zürnen und Böses thun, wo ihr sie belauern mögt. Diese beiden grossen Freiheiten will euch heute der König geben für ewige Zeiten, und dafür will der reiche König, dass ihr ihm veste Treue schwört, und er will auch nimmermehr gegen euch übel thun. Das bietet euch der König Löwe. Das nehmt an und lebt in Ruhe, ich kann, bei Gott, wohl dazu rathen.‘ Isengrim sprach zum Bären: „Was sagt ihr dazu, Herr Brun?“ Brun sprach: „Ich bin lieber in den Reisern als hier in dem Eisen; lasst uns zum König gehen und seinen Frieden empfangen.“ Da gingen sie mit Firapél und machten Frieden wegen aller Dinge. (— V. 3474.)

XXXVIII.
Reineke Vos.

Das niederdeutsche Gedicht „Reineke Vos“ hat sich einer sehr günstigen Aufnahme und weiten Verbreitung zu erfreuen gehabt, wozu sowohl der Werth der Dichtung selbst, als auch das Dunkel, welches sich über seine Entstehung verbreitet hatte, indem es als ein satirisch-allegorisches Werk, dessen Verfasser sich seiner Sicherheit wegen verbergen müssen, angesehen wurde, das Ihrige beigetragen haben. Die vollständigsten und gründlichsten Nachrichten über dieses Gedicht und seinen Verfasser finden sich bei Flögel: Geschichte der komischen Litteratur. Liegnitz und Leipzig 1786, Bd. III, S. 28 — 94, und bei J. Grimm: Reinhart Fuchs, S. CLXVI — CLXXX.

„Was für Verwirrung in der Geschichte des Reineke Fusches herrscht, sagt Flögel, und wie mancher wichtige Punct in derselben noch unaufgeklärt ist, werden diejenigen am besten wissen, die sich mit Litteratur beschäftigt haben. Meinungen streiten wider Meinungen, Mutmassungen durchkreuzen einander auf allen Seiten. Die Hauptverwirrung kommt meines Erachtens daher, dass man den Reineke Fuchs mit Gewalt und ausschliessungsweise zu einem deutschen Product machen wolle.“ Das war allerdings die Ursache, obschon es nicht in der Art zu verstehen ist, als wenn das Ganze als rein deutsche Erfindung angesehen wäre, denn in der Vorrede der ersten Ausgabe war ja gesagt, dass nach welscher und französischer Sprache gearbeitet worden; sondern dass der Stoff entnommen und die Form, wie die satirische Beziehung deutsch wären. Allein Reineke Vos ist nur eine zum Theil freie, zum Theil wörtliche Uebersetzung des niederländischen Gedichts Reinaert, wie das jetzt offen vor Augen liegt; auf die Bearbeitung des niederländischen Werkes hatte Flögel schon hingewiesen und zur Vergleichung auch das erste Capitel des prosaischen Reinaert (Delft 1485) mitgetheilt, auch vermutet, dass wohl eher noch ein älteres Gedicht möchte zu Grunde gelegt sein.

Was den Verfasser betrifft, so heisst es in der Vorrede der Lübecker Ausgabe von 1498: „*Hierumme dat man en moghe lesen und ok verstaen, ick Hinrek van Alkmer, Scholemester und Tuchtlerer des eddelen Dogentliken vorsten un heren, Hertogen van lottringen, umme bede wyllen mynes gnedyghen heren, hebbe dyt yeghenwertige boek uth walscher unde franszösischer sprake ghesocht un umeghesath in dodesche sprake to dem love un to der ere Godes, un to heylsamer lere der, de hirynne lesen; unde hebbe dyt sulve boek ghedeelet in veer part, un hebbe by yslyk capitel gesath eyne korte uthleyginge un meninge des sulfsten poeten, umme to verstaen den rechten syn des capittels.*“ Da nun *Scheltema* (Einleitung zu Reintje p. XXIX) aus *K. Burmans Utrechtsche jaarboeken* 3, 183. 373. in Urkunden von 1477 u. 1481 einen *Hendrik van Alkmaar* aufgezeigt hat, welcher aus Utrecht verwiesen und wieder in die Stadt aufgenommen wurde, so ist es möglich, dass dieser der Verfasser ist, und da er nicht wieder in der Stadt auftritt, mit Philippa von Egmond, Tochter Herzog Adolfs von Geldern, die sich 1485 mit Renatus II., Herzog von Lothringen vermälte, in lothringische Dienste ging und den seit 1486 gebornen herzoglichen Kindern als Lehrer gegeben wurde, doch findet sich darüber keine Nachricht (Vgl. Grimm a. a. O., CLXXVI). Das Gedicht wurde seinem Inhalte nach also gedeutet, wie hier der Hauptsache nach (aus der vollständigen Vorrede, s. Gottsched's Ausgabe, Lpz. 1752, S. 9—14) angegeben wird. „Auf dass ein jeder Lehrer dieses Buch gründlich verstehen möge, so muss er fleissig vier Conditionen oder Stände der Menschen bemerken. Der erste ist der Stand der Bauren, welcher sich mit seiner sauern und schweren Arbeit, die nach dem Befehle Gottes und um Adams Uebertretung willen, auf alle Menschen gelegt worden, von Viehzucht und Ackerbau ernähret und füttert. Und wiewohl dieser Stand sehr mühsam und mit mancherlei Auflagen sehr beschwert und beladen ist: so sind die Leute doch darum nichts frömmer, auch heut zu Tage nicht mehr so einfältig und ohne Betrug; sondern ein wildes, hinterlistiges und ungezähmtes Volk — dieser Stand wird durch die arbeitenden Thiere, als Pferde, Esel, Ochsen, Maulthiere u. s. w. verstanden. Aus diesem Stande sind noch drei andere Stände der Menschen entsprossen: der erste ist der Stand der Bürger und Kaufleute, und aller derer, die sich mit Umsatz der Waaren ernähren und vom Vortheile leben; wie denn die Kaufleute ein verschmitztes,

schlaues, verschlagenes Volk sind. — Dieser Stand wird durch die Thiere verstanden, welche von gemeinem Gute leben, als Marder, Eichhörnchen, Kaninchen, Hasen, Iltisse, Wieselchen u. dgl. m. Der zweite Stand, der aus dem ersten entsprochen ist, ist der Stand derer, die sich Geistliche nennen lassen, und von den zwei vorhin benannten und dem folgenden Stande leben. Diese werden im Buche mit verdeckten Worten wegen dreierlei Laster gestraft; nämlich wegen des Wuchers, des Geizes und der Unkeuschheit — (hier werden keine Thiere genannt). Der dritte Stand, der aus dem ersten entsprossen ist, sind die Fürsten und Herren, und die sich für edel achten und sich aus den beiden ersten Ständen erhalten. Diese werden durch den Leuen, Wolf, Bären, Luchs, Leopard u. s. w. verstanden."

Durch den Verfasser des Froschmäusslers, Georg Rollenhagen (gest. 1609), wurde Nicolaus Bauman als der wahre Bearbeiter des Reineke angegeben, indem er in seiner Vorrede zum Froschmäussler (erste Ausg. 1595) schreibt: „Dasselbig Buch hat ein gelehrter, scharfsinniger, Weltweiser Sachse gemacht, mit Namen Nicolaus Bauman, beim Ursprung des Wäserstroms bürtig: dieser, als er bei dem Hertzogen zu Jülich ein zeitlang in der Cantzeley für einen Rath und Secretarien gedient, durch die Fuchsschwäntzer bösslich hintergangen, und in Ungnaden gebracht ward, dass er sich mit grosser Gefahr von dannen an den Meckelburgischen Hoff begeben muste, da er dann auch Hertzog Magnussen Secretarius und lieber Mann worden; hat er aus sein selbst Erfahrung den Reinicken Fuchs, als wenn der im Hertzogthumb Jülich also ergangen wäre, weisslich beschrieben, und dem Buchdrucker zu Rostock, Ludowigen Ditzen, welcher ein Oberländer von Speyer, und ein guter Reimer war, verehret: derselbig hat die Glossen aus andern Reimbüchern dazu gesetzt, und ihn damit im Jahr 1522, als wenn's zuvor ein altes Welsch und Französisch gemacht worden, in Druck gegeben. Und ist diess Buch nicht allein von Gelehrten und Ungelehrten mit Fleiss gelesen, sondern weil der Löwe Reinicken König ist, und sechs Constantinopolitanische Kaysser auch den Nahmen Löwe gehabt, deren doch fast in 700 Jahren keiner gelebt, sind etliche auff die Gedancken kommen, es könte sich diese Geschichte mit einem Vornehmen Kayserlichen Hoffschrantzen an deroselbigen Hofe also zugetragen haben, das sich doch mit derselbigen Zeit, Orth, Sprachen und Sachen gar nicht zusammen reimen

lässet. Der Baumann aber ist hernach zu Rostock in S. Jakobs Kirchen ehrlich begraben (April 1526)." Schlimm ist es, dass Rollenhagen von der Lübecker Ausgabe 1498 und selbst von der Rostocker 1517 nichts weiss, dagegen eine A. von 1522 anführt, von welcher sich bis jetzt nirgends eine Spur aufgefunden hat. Möglicher Weise beruhet die Angabe auf einem Gedächtnissfehler Rollenhagens. Dieselben Umstände von Baumann erzählt, nur kürzer, Peter Lindeberg, selbst ein Rostocker (geb. 1562, gest. 1596) in seinem um 1590 geschriebenen, aber erst nach seinem Tode, 1596, gedruckten *Chronicon rostochiense*, p. 173. Auch berichtet Büsching in den wöchentlichen Nachrichten v. J. 1774, Stück IV, dass einer von den Nachkommen des Nicolaus Baumann, von dem auch eine Ausgabe des Gedichts veranstaltet wurde, nämlich Nicolaus Heinrich von Baumann, Kriegsrath und Ober-Bürgermeister der Stadt Goch im Cleveschen, dem Pastor Sybel zu Cleve, aus Nachrichten, die noch in der Baumannschen Familie aufbewahrt würden, mitgetheilt hätte (am 26. Februar 1773), dass Nic. Baumann der eigentliche Verfasser des plattdeutschen versificirten Reineke Fuchses wäre, und dass er blos vorgegeben, dass Heinrich von Alkmar dieses Gedicht aus der wälschen und französischen Sprache übersetzt habe.

Gegenwärtig lässt es sich nicht gut ermitteln, wie sich die Sache verhält. Dass Baumann's Angabe „aus dem Wälschen und Französischen übersetzt zu haben," nicht ganz richtig ist, möchte sicher sein und dies am Ende nur nach dem Niederländischen beibehalten. Matock's Gedicht ist bearbeitet worden und nicht gerade immer verschönert. Manches ist selbst missverstanden; bald ist verkürzt, bald ausgedehnt. Jedoch möchte wohl auch ein französisches Gedicht benutzt sein, denn es scheint nicht ganz willkürlich, wenn von dem niederländischen Original abgewichen wird, wie denn z. B. folgende Verse bei Matoc fehlen:

Wente it geſchach, dat ên quam gevaren,
de hadde grote vische up ener karen.
Ysegrim hadde geren der vische gehalet,
men he hadde nicht, dârmit ſe worden betalet.
175. he brachte mynen ôm in de nôt,
umme synen willen gink he liggen vor dôt
recht in den wech und stunt eventûr.
merket worden em ok de vische sûr?

do jenne mit der kare gevaren quam
180. und mynen om dârsulveft vornam,
hastigen toch he syn swert und fnel,
und menede neyneme ôme to rucken ên vel.
men he regede sik nicht klên noch grot;
do mende he, dat he were dôt,
185. he leiden up te kar und dachten to villen.
dit wagede he al dorch Ysengrims willen:
do he do vôrtan begunde to varen
werp Reinke etlike vifche van de karen.
Ysengrim van verne na quam
190. un defse vifche al to fik nam. —

Dafür heisst es in dem niederländischen Gedichte nur:

ghi hebt minen ôm bedroghen
aerde dicke in menegher wisen,
ghi meslèttene van den pladisen,
di hi hu waerp van der kerren
210. doe ghi hem volchdet van verren,
ende ghi die beste pladise up laset; —

Es könnte befremden, dass der Verfasser seine Quelle nicht genannt, allein dergleichen kommt auch sonst noch vor, wie unten bei dem Mückenkrieg ein Fall nachzusehen ist, dass Balthasar Schnurr sich auch als ein verbessernder Herausgeber geberdete, wo er nur etwas verwässerte. Es ist möglich, dass Baumann den bekannten Namen „Heinrich von Alkmar" vorschob, um, aus irgend welchen Gründen, unbekannt zu bleiben, er aber wirklich alleiniger Bearbeiter ist; oder, Baumann kann eine vorhandene Bearbeitung — in dem Verhältniss, wie Schnurr es zu Fuchs machte — überarbeitet haben. Doch da es nicht auszumachen ist, ist es gleichgiltig.

Der Beifall, den das Gedicht fand, war ausserordentlich und hat sich fortwährend erhalten, es mag wohl sein, dass der Reiz des Originals dazu beigetragen hat; aber abgesehen davon, bleibt es doch, wie auch J. Grimm zugesteht, ein gefüges, reinliches, und bei der sonstigen Armut sächsischer Poesie um diese Zeit ein hervorragendes Werk. Zu läugnen ist auch nicht, dass es in der niederdeutschen Sprache sich anmutiger ausnimmt, als in der Hochdeutschen, und als schon sehr zeitig eine hochdeutsche Bearbeitung erschien, hatte Joh. Wilh. Laurenberg (geb. 1591 zu Rostock, gest. das. 1659), welcher die Dichtung sehr schätzte, nicht ganz unrecht, wenn er in seiner IV. Satire „*Van Poesie und Rymgedichten*" sagt:

„In weltlicker wyſſheit ys kein boeck geſchreven,
dem men billick mehr rohm und loff kan geven,
als Reineke Voſs; ein schlicht boeck, darinnen
tho sehnde ys ein spegel hoher ſinnen.
Vorſtendigkeit in dem ringen gedicht
als ein dürbahr schat verborgen licht.
glyck als dat für schulet in der aſche,
und güldne penninge in einer schmerigen tasche,
Man hefft sick twar thomartert dat boeck tho bringen
in hochdütsche spraeck, men ydt wil gantz nicht klingen,
idt klappet gegen dat original tho recken,
als wen men plecht ein stücke vul holt tho brecken,
edder schmitt einen olden pott gegen de wand,
dat maket de wyl yuw ys unbekand
de natürlicke eigenschop dersülven rede,
welcke de angebahrne zierlicheit bringt mede.
Gy können nicht löchnen, dat bald yederman,
by uns hochdüdisch verstaen und reden kan,
men by yuw under hundert men kuēm einen fünde,
de unse spraeck verstaen veel weiniger reden künde."

Von den vielen Ausgaben und Uebersetzungen folgen hier blos die Angaben der niederdeutschen und hochdeutschen.

1. Reynke de vos. — Zu Ende: Anno dñi MCCCCXCVIII. Lübeck. In 4. goth. mit Holzschn. Die älteste und äusserst seltene Ausgabe. Ebert im bibliogr. Lex. gibt eine genügende Beschreibung.

2. Uan Reyneken dem voss vnde dessulften mennichuoldyger lyst myt anghehengedemm sedelikemm synne vnde veler guten lere Eyn höuesch kortwylich lesent. Rostock 1517. In 4. mit Holzschn.

3. Reyneke de Voss. Rostock Dietz, 1539. — 1543.

4. Reynke Voss de olde, nyge gedrucket, mit sidlickem vorstande vnd schonen figuren, erluchtet unde vorbetert. Rost. Dietz 1549, 4. mit Holzschn.

5. Van Reyneken Vosse dem Olden, syner mennichuoldig lyst vnd behendicheyt etc. Frankfurt a. M. 1550, 4. mit Holzschn. (In dieser Ausgabe sieht der Text dem von 1498 fast nicht mehr gleich).

6. Reynike de Voss nyge gedruckt, mit sydlikem verſtande vnd schonen figuren erluchtet und verbetert. Frkf. a. M. 1562, 4.

7. Reinicken Fuchs. Das ander teyl des Buchs Schimpff vnd Ernst. Frkf. a. M. 1544, 1545, 1556, 1562, (Fol.) 1574, 1587, 1590, 1608, 1617, (8.).

8. Reyneke voss de olde, nyge gedrucket, mit sidlykem vorstande vnde schonen Figuren erlüchtet vnde vorbetert. Rost. 1592, 4. mit Holzschnitt.

9. Reynicke de Vosz dat isz ain schön und nütte Gedichte, vull Wyssheit, goder Leren unde lustiger Exempele. Hamburg 1606, 8. mit Holzschn.

10. Reineke Fuchs. . . . . Auff das Neue mit allerhand jetzigen Zeit üblichen Reim-Arten . . . . ausgezieret: Mit etzlichen hundert Versen bereichet, mit unterschiedlichen Sitten und Lehrsätzen verbessert. Rostock, 1650, mit schlechten Holzschn. 1662.

11. De olde Reynike Voss, Feyn zyrliken up nyge gedrücket, mit sydlykem vorstande, und schönen Figuren, erlüchtet vnd vorbetert. Hamb. 1660. 8., mit Holzschn.

12. Reineke Vos mit dem Koker. Wolfenb. 1711, 4. — (Der Koker (Köcher) ist eine Sammlung von in Versen gebrachten Sprüchwörtern und Sittenlehren nach der Folge des Alphabets. Es wird dies für alt ausgegeben, rührt aber wahrscheinlich vom Herausgeber her.)

13. Der listige Reineke Fuchs. Zuvor niemals also gedruckt. o. O. u. J., 8. mit Holzschnitt. — Ist als Volksbuch und in Prosa zu Anfang des 18. Jahrh. erschienen.

14. Reinicke der Fuchs, nach der Ausgabe von 1498 ins Hochdeutsche übersetzt und mit einer Abhandlung von dem Urheber, wahrem Alter und grossen Werthe dieses Gedichts versehen von J. Cp. Gottsched. Lpz. u. Amst. 1752, gr. 4. mit KK.

15. Ritter Reinike von Waldburg. Dresden 1791, 8. — freie Bearbeitung.

16. Reinicke Fuchs in 12 Gesaengen, von J. W. v. Göthe. Berl. 1794, 8. (In Hexametern).

17. Reineke de Voss mit eener Verklaring der olden Sassischen Worde. (Herausgegb. von J. H. Voss und Gbr. Gf. Bredow). Eutin 1798, 8.

18. Reineke Fuchs. Ein Volksbuch. Aus den plattdeutschen Reimen in hochdeutsche Prosa aufs Neue getreu übertragen. Tübingen 1807, queer 8. mit KK.

19. Reineke der Fuchs von Dt. W. Soltau, in 4 Büchern und 12 Gesängen. Braunschw. 1823, 8. mit einem Bilde des Reineke in Steindruck nach Wilh. Tischbein. — 1830, 8. — Eine sehr gute Uebersetzung, dem Original möglichst nahe gehalten.

20. Reinke de Fos fan Hinrek fan Alkmer, upt nye utgegeven unde forklared dorg Dr. K. F. A. Scheller. Brunswyk 1825, 8. (Potsdam) 1835, 8.

21. Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Mit Einleitung, Glofsar und Anmerkungen von Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Breslau 1834, gr. 8. — Die beste Ausgabe des niederdeutschen Textes und mit sehr gutem Glossar versehen ($1\frac{1}{2}$ Thlr).

22. Reineke Fuchs. Für die Jugend bearbeitet. Mit Holzschnitten. Berlin 1837, 8. — 1840, 8.

23. Reineke der Fuchs. Für die gebildete Jugend bearbeitet. 2. Aufl. Leipzig 1837, gr. 12. — Mit (eilf) neuen Bildern verschönert, nach Zeichnungen von Prof. L. Richter in Dresden. 3te verbess. Aufl. 1840.

24. Reineke der Fuchs. Volksbücher 15, 16, 17. Herausgegeben von G. O. Marbach. Leipz. 1840.

Bei den vielen vorhandenen Ausgaben und Bearbeitungen kann hier der Auszug um so kürzer sein, und darf blos den Gang angeben mit etwa einer Originalstelle als Probe. Das Gedicht ist in vier Bücher getheilt; das 1. Buch hat 39 Capitel, das 2. Buch 9 Cap. das 3. Buch 14 Cap. und das 4. Buch 13 Cap. Diese Eintheilung ist ziemlich willkürlich und es würde die Theilung in zwei Bücher schon ausgereicht haben.

Erstes Buch*).

1. Cap. Wo de louwe, konnink aller deren, lêt ûtkrejêren unde vasten vrede ûtropen unde lêt beden allen deren to synem hove to komen. V. 1 — 32.

Nobel, der König, lässt um Pfingsten einen Hoftag ausrufen und Landfrieden gebieten; alle Thiere erscheinen, gross und klein, nur Reineke der Fuchs nicht, welcher so viel Böses gethan hatte, dass er sich scheuen musste. Da war keiner, der nicht über ihn zu klagen hatte, ausgenommen der Dachs, Grimbart.

2. Cap. Wo Reinke de vos von deme wulwe und velen andern deren wert vorklaget vor deme konnink. V. 33 — 148.

Isengrim, der Wolf, begann die Klage. Er trat mit seinen Verwandten vor den König und bat um Genugthuung wegen der erlittenen Beleidigungen. Reineke hätte sein Weib gehöhnet, seine Kinder durch Verunreinigung beschimpft, und da er sich dafür zur Sühne stellen solle, habe er sich durch die Flucht ihnen entzogen. Hierauf klagte das Hündchen Wackerlos, dass ihm der Fuchs eine Wurst geraubt; wogegen Hinze,

---

*) Es ist hier die Ausgabe von Hoffmann zu Grunde gelegt.

der Kater bemerkte, dass ihm die Wurst gehört und Wackerlos sie selbst gestohlen. Der Panther forderte Hinzen auf, die Klage beruhen zu lassen, Reineke sei ein Dieb und Mörder, erst gestern habe er den Hasen Lampe bei der Kehle gehabt, unter dem Vorgeben, ihm das Singen beizubringen, und nur durch seine Dazwischenkunft sei der Hase gerettet.

3. Cap. Wo Grimbårt de grevink Reinken verantwôrdet vor dem konninge unde wo he den wolf wedder wroget umme etlik quât. V. 149 — 300.

Grimbart der Dachs vertheidigte Reineken, dessen Bruders Sohn er war, er sagte wie Reineke um Isengrims willen in grosse Noth gekommen, da er für diesen Fische von einem Karrn geworfen, der Wolf aber ihm nur eine Gräte übrig gelassen; auch als er ein fettes Schwein geholt, habe es Isengrim aufgefressen und dem Fuchse nur das Krummholz, woran es gehangen, übrig gelassen. Wenn Isengrim gegen sein eigenes Weib rede, sei er thöricht. Frau Giermut habe von selber vor sieben Jahren Reineken seinen Willen gethan. Wenn der Hase klage, so thue er unrecht, denn der Lehrer könne den Schüler schlagen, sobald er seine Sache nicht ordentlich mache. Wackerlos habe selber gestohlen und kein Recht. Wie gewonnen so zerronnen. Wenn der Fuchs den diebischen Hund gehängt hätte, so wäre das Recht gewesen, aber aus Achtung vor dem Könige, der allein das Recht habe am Leben zu strafen, habe es Reineke unterlassen. Er sei ein rechtschaffener Mann, der jetzt als Klausner lebe, faste und sich kasteie, seine Burg Malepartus verlassen habe und eine Klause baue. Als so gesprochen wurde, kam Hennink der Hahn mit der todtgebissenen Henne Krassevôt.

4. Cap. Wo de hane mit groter drovenisse kumt unde klaget vor dem konnink over Reinken, bewysende syne missedât. V. 301 — 404.

Der Hahn klagte, wie Reineke ihnen immer nachgestellt, sie endlich sicher gemacht durch Verkündigung

des Landfriedens und die Nachricht, dass er selber Mönch geworden. Da sie nun ausserhalb der Mauer sich ergangen, habe er sie angefallen und von vierundzwanzig Kindern seien nur noch fünf übrig; der König möge sich erbarmen und das rächen.

5. Cap. Wo de konnink gink to rade mit synen undersaten unde wysen, wo unde in wat wyse he richten mochte rechtfertigen de bôsheit des vosses, unde wo de dode henne wart begraven, dâr de hanen stân alse de negesten vrunde sik mojende mit overtogen koggelen so westwert de wyse is. V. 405 — 455.

Der Löwe fragte den Dachs, was er nun zu dem frommen Leben Reinekes sage? liess dann das todte Huhn feierlich nach gehaltener Todtenmesse begraben, und ihm einen Leichenstein mit der Inschrift setzen:

> Krassevôt, hanen Henninks dochter, de beste,
> de vele eier leide in de neste
> de wol mit eren vôten konde fchraven,
> de licht under defsem stên begraven.

Man berieth sich, nun wie das Unrecht zu rächen, und die Weisen kamen überein, den Fuchs durch eine Botschaft vor Gericht fordern zu lassen.

6. Cap. Wo Brûn de bare mit enem breve wart gesant to Reinken, vnde wo he ene vant unde ansprak. V. 456 — 516.

Dem Bär wurde die Botschaft aufgetragen und nachdem er vom König ermahnt worden, sich nicht betrügen zu lassen, machte er sich auf und kam zu Reinekes Burg Malepartus. Er forderte den Fuchs auf, heraus zu kommen und mitzugehen; dieser aber zögerte bis er sich versichert hatte, dass der Bär allein war, ging in die Tiefe der Höhle und sann eine List aus.

7. Cap. Wo Reinke vorsichtigen sik bedachte, unde dârna ûtgink unde Brûnen mit vruntlichen wôrden wilkomen hêt. V. 517 — 608.

Da er merkte, dass Brun allein war, erschrak er nicht, kam heraus, hiess den Boten willkommen, bedauerte dass der König einen so vornehmen Mann mit dieser Mühe belastet, sagte dass er mitgehen wollte, aber gegenwär-

tig von einer ungewohnten Speise noch zu sehr beschwert werde. Auf die Frage des Bären: was er gespeiset? antwortete er, dass ein armer Mann, wie er, oft mit schlechter Speise vorlieb nehmen müsse, er habe nur Honig gegessen. Der Bär lobte dagegen die Speise und sagte, dass er sie sehr gern ässe, und Reineke versprach ihn dahin zu führen, wo er genug finden würde.

8. Cap. Wo Reinke mit Brûn dem baren gink unde ên leidede, dâr he honnich eten scholde, dat em ovel bequam; wo en Reinke bedrôch unde lêten stan beklemmet in deme bome efte blocke mit dem hovede unde by den vöten. V. 609 — 664.

Als der Abend gekommen war, führte Reineke den Bären auf das Gehöft des Bauern Rustevyl, wo dieser einen Baum gespalten und Keile dazwischen geschlagen hatte. In den Baum hiess der Fuchs den Bären den Kopf stecken, dort hätten die Bienen hinein gebauet. Als Brun Kopf und Vorderpfoten darin hatte und suchte, zog der Fuchs mit Mühe die Keile heraus, klemmte so den Bär ein, sagte dann, als der Bär durch sein Lärmen Rustevyln geweckt und herbei gezogen hatte, der Bauer komme und machte sich nach seiner Burg.

9. Cap. Wo Brûn gevangen van den buren geslân wart, entlik doch lôs kumt unde sik int water gift. V. 665 — 804.

Als Rustevyl den Bär also gefangen fand, lief er hastig dahin, wo die Bauern bei einer Gasterei beisammen waren und sprach: „Kommt hastig mit mir, auf meinem Hofe ist ein Bär gefangen!“ Sie folgten ihm alle, bewaffnet mit Gabel, Harke, Zaunstecken; der Kirchherr und der Küster mit ihrem Geräthe, Frau Jutte mit ihren Wocken. Alle schlugen und warfen nun auf den Bär los, der sich zwar herausgerissen aus dem Baum, aber die Haut vom Kopfe und den Vordertatzen darin gelassen hatte und sich nicht fort bewegen konnte. Er hatte manchen Steinwurf empfangen, da sprang Rustevyls Bruder hinzu mit einem dicken und langen Knüppel und gab ihm einen solchen Schlag auf das Haupt, dass er weder

hörte noch sah. Da sprang er wie rasend auf, rannte durch die Weiber, deren fünf in den vorbeifliessenden tiefen Bach fielen; darunter war des Pfaffen Magd, und der Pfaffe rief die Leute an, dieselbe zu retten, wofür er grossen Ablass versprach. Das rettete den Bär, er warf sich in das Wasser, schwamm beinahe eine Meile mit dem Strom und stieg dann an das Land. Niemals auf der Welt sah man ein betrübter Thier. Er dachte, er müsste seinen Geist aufgeben und verwünschte Reineken, die falsche Creatur.

10. Cap. Wo Reinke den geslagen Brûn by dem water liggen vant, ene bespottede, unde Brûn swygende sik van em wech makede. V. 805 — 878.

Als Reineke seinen Ohm mit solchem Vorbedacht auf den Honigmarkt gebracht hatte, lief er dahin, wo er Hühner wusste, holte eines, verzehrte es und trank aus dem Bache dazu. Er meinte, dass der Bär würde von Rustevyln todt geschlagen sein, und er nun einen Feind weniger habe. Da fand er Brunen sitzen, schalt auf den Bauer, der die Beute hatte so fahren lassen, freute sich aber, als der Bär so betrübt war; er verhöhnte ihn mit dem Honigschmause und trieb seinen Spott mit dem wunden Haupte, indem er den Bär fragte, in welchen Orden er getreten, dass ihm solche Platte geschoren. Der Bär konnte vor Schmerz nicht sprechen, und um des Fuchses Gespött nicht länger zu hören, kroch er in das Wasser, trieb mit dem Strome nieder und kroch auf die andere Seite. Mit grosser Mühe kam er matt und krank am vierten Tage nach Hofe.

11. Cap. Wo Brûn de bare wedderumme quam to hove sêr ovel gehandelt, klagende over Reinken. V. 889 — 908.

Als der König den Bär ansichtig wurde, erstaunte er über dessen Aussehen, und Brun klagte, dass Reineke also ihn behandelt mit Verrath. Der König schwur das zu rächen und berief einen Rath, welcher beschloss, einen neuen Gerichtstag anzusetzen und Reineken vorzuladen,

Hinze der Kater, welcher sehr klug sei, sollte die Botschaft ausrichten.

12. Cap. Wo Hinze de kater wart gesant van dem konninge to Reinken, en anderwerf eschen to dage und ên mit sik to bringen, unde wo he vór. V. 909 — 1066.

Der König trug dem Kater die Botschaft auf, und sagte, er möge Reineken sagen, dass wenn er sich nicht zum dritten Male laden lasse, möchte es seinem ganzen Geschlechte übel gehen. Hinze meinte, er als ein so kleiner Mann werde nicht viel ausrichten, da Brun es nicht im Stande gewesen wäre; doch übernahm er die Sendung, da ihm der König sagte, dass in manchem kleinen Mann mehr Weisheit wäre als im grossen. Wird mir ein gutes Zeichen rechter Hand sichtbar, so geht die Reise wohl. Als er auf den Weg kam, bemerkte er Sanct Martins Vogel und rief: „Gut Heil, edler Vogel, komm und flieg auf meine rechte Seite!“ Der Vogel flog auf die linke Seite; da wurde der Kater sehr betrübt, doch fasste er wieder Mut und kam nach Malepartus, wo er Reineken vor dem Hause sitzen fand. Er entledigte sich seines Auftrags, Reineke hiess ihn freundlich willkommen, nannte ihn Neffe, fragte, was er ihm zu essen vorsetzen sollte, denn morgen wolle er mit ihm gehen, aber in der Nacht zu gehen bringe Gefahr. Hinze wollte zwar die Nacht durch gehen, weil das Wetter schön sei, doch Reineke redete es ihm aus und der Kater fragte, was sie zu Abend essen sollten, wenn er da bliebe. Der Fuchs bot ihm frische Honigscheiben an, welche Hinze aber verschmähete, da er dergleichen nicht esse. „Habt ihr nichts anderes im Hause? sagte er, gebt mir doch eine fette Maus, damit bin ich am besten zufrieden gestellt.“ Reineke stellte sich verwundert, dass Hinze Mäuse esse und versprach ihn an einen Ort zu führen, nämlich in die Scheune des Pfaffen, wo Mäuse genug wären. Sie gingen in der Nacht zur Scheune, wo vor ein Loch, durch welches Reineke eingebrochen und den Hahn des Pfaffen geraubt, eine Schlinge durch des Pfaffen Sohn

aufgestellt war, wie Reinke wusste. Als Hinze aufgefordert wurde, durch das Loch zu kriechen, hatte er erst noch mancherlei Bedenklichkeiten, wegen der List der Pfaffen, doch da ihn Reineke verhöhnte, schämte er sich, sprang in das Haus und sass in der Schlinge.

13. Cap. Wo Hinze de kater vorraden wart van Reinken unde int strik gebracht, gevangen mit losen valschen wórden, unde wat em weddervór. V. 1067 — 1166.

So wie sich die Schlinge zuzog, gebärdete sich der Kater kläglich; Reineke aber freute sich und höhnte ihn, indem er sagte: „Schmeckt das Wildpret gut? Martinet ist ein so gefälliger Knabe, dass er euch Senf dazu bringen würde. Singt man am Hofe so beim Essen? Ich wollte, dass Isengrim, wie ihr, in der Schlinge steckte.“ Er suchte nun die Wölfin auf; da er blos die Kinder fand, begrüsste er sie als seine Stiefkinder und veranlasste die Wölfin, welche dies vernahm, als sie heimkehrte, den Fuchs zu verfolgen, fiel aber in seine Schlinge, und wurde von ihm entehrt, als sie gerade ihre Ehre vertheidigen wollte.

14. Cap. Wo Hinze, alse he gevangen was, wart geslagen, geschendet unde so lôs kam. V. 1167 — 1310.

Als Hinze in dem Strick gefangen sass, rief er erbärmlich nach seiner Art. Das hörte Martinet, welcher meinte, der Fuchs habe sich gefangen, darum Vater und Mutter weckte und mit diesen in die Scheune ging, um den Hühnerdieb zu tödten. Hinze wurde sehr geschlagen, büsste sogar ein Auge ein, sprang aber, da er sah, dass es auf seinen Tod abgesehen war, verzweifelt auf den Pfaffen los, und brachte diesem eine schwere Beschädigung bei, worüber die Papenmeiersche sehr untröstlich war und den ganzen Handel verwünschte. Darüber vergass man den Kater, welcher den Strick zernagte und durch das Loch wieder hinaus sprang. Uebel zugerichtet kam er bei Hofe an. Der König drohete Reineken alle seine Ungnade, berief seine Weisen und Barone und

begehrte neuen Rath. Grimbart bestand darauf, dass, wie es freien Leuten Recht sei, Reineke zum dritten Male geladen werden müsse; komme er dann nicht, so ergehe das Recht, und er sei aller der Dinge schuldig, welche gegen ihn vorgebracht. Als der König fragte, wer nun noch Leben und Gesundheit daran setzen würde? erbot sich der Dachs selber, die Botschaft auszurichten, wie sie auch beschaffen sei. Grimbart machte sich auf nach Malepartus und fand Reineken mit Frau und Kindern. Er richtete, nach freundlicher Begrüssung, seinen Auftrag aus und ermahnte Reineken, nun ja mit ihm zu kommen, da es ihm sonst das Leben kosten würde, wie auch Frau und Kindern; erschiene er aber, so würde er sich wohl durch manche List noch frei machen können.

15. Cap. Wo Reinke deme grevinge antwôrde, de ên vorbodede unde eme rêt, dat he mit eme to hove ginge. V. 1311 — 1352.

Als Grimbart so zu Reineken gesprochen hatte, sagte dieser: Oheim, ihr habt recht, es ist das beste, dass ich mit gehe, ich hoffe des Königs Gnade zu erlangen, denn er kann meinen Rath nicht entbehren, das verdriesst Einige, und darum stehen sie mir nach dem Leben; es ist also das beste, einen vortheilhaften Vertrag zu schliessen.

16. Cap. Wo Reinke ôrlof nam van syneme wyve unde mit deme grevinge to hove gink, unde wo he up deme wege bichtede. V. 1353 — 1412.

Reineke befahl Frau Ermelinen die Kinder und ging mit dem Dachs fort. Unterwegs sagte er, er wolle, da kein Priester vorhanden, und er doch am Ende in den Tod ginge, ihm, dem Dachse, sein begangenes Unrecht beichten. Er bekannte also, dass er an allen Thieren, welche lebten, gesündigt; dass er wissentlich den Bär mit dem Honigschmause und den Kater mit dem Mäusefangen in das Unglück gebracht; auch der Hahn klage mit Recht, denn er habe dessen Kinder gewürgt.

17. Cap. Wo Reinke vôrtan bichtet etlike syne missedât, sunderliken, wo he den wulf vaken heft bedrogen. V. 1413 — 1622.

Selbst der König sei ihm nicht entgangen, er habe

ihm oft Schande angethan, eben so der Königin. Besonders aber hätte er den Wolf geschändet. Es seien ungefähr sechs Jahr, da er sich in das Kloster Elemâr begeben und der Wolf zu ihm gekommen, der auch Mönch werden wollte. Er habe dort an dem Glockenstrange gezogen und das Läuten habe ihm so gut gefallen, dass er sich mit beiden Füssen habe an den Strang binden lassen, damit er seine Lust recht stillen möchte. Darüber seien aber die Leute zusammen geeilt und der Wolf sei kaum mit dem Leben davon gekommen. Ebenfalls zu Elemâr habe er ihn gebeten, ihm eine Platte zu scheren, das habe er gethan, indem er ihm die Haare so vom Haupte gebrannt, dass ihm die Schwarte zusammen geschrumpft. Auch bei dem Fischfanglehren habe der Wolf Prügel bekommen. Besonders aber, als er ihn im Jülicher Lande in eines reichen Pfaffen Haus geführt, um sich recht satt an Fleisch zu essen, da habe er sich so dick gefressen, dass er nicht wieder durch das Loch zurück gekonnt; er, Reinecke, habe dem Pfaffen einen Kapaun vom Tische genommen und sei bis zum Vorrathshause hingelaufen, habe dort den zu schweren Kapaun fallen lassen, und beim Aufnehmen desselben habe der Pfaffe den Wolf gemerkt, die Leute zusammen gerufen und Isengrim sehr zerprügelt und endlich in eine schlammichte Grube geworfen. Hinterher habe er ihm auch beim Hühnerfange zu einer Tracht Prügel verholfen. Seinem Weibe habe er grosse Unehre angethan, was ihm leid thue.

„sêt, dit isset, dat ik van al mynen sinnen
unde up desse tyt kan bedenken,
1590. dat myne sele mochte krenken.
up dat myne sele kryge quytêren,
so bidde ik sêr umme absolvêren,
unde settet my, dat ju dunket gût. —
Grimbârt was listich unde vrôt,
1595. he brak ên rys by deme wege
und sprak: ôm, nu slagt ju dre slege
up juwe hût mit desseme ryse,
und legget it dan, dâr ik ju wyse,

und springet dår drewerf over her
1600. sunder strumpelen overdwêr.
denne kusset dat rys sunder nyt.
In ên teken, dat gy gehôrsâm syt,
desse penitencie ik ju sette,
hiermit sy gy von alre smette
1605. quyt und van allen sunden,
de gy ye deden vôr dessen stunden;
wente ik vorgeve se ju alle,
wo vele der ôk is in deme talle. —

Dit dede Reinke ane allen vordrêt.
1610. Do sprak Grimbårt: „ôm, nu sêt,
dat gy yu bēteren mit guden werken,
leset juwe salmen und gât tor kerken,
vastet de rechte rettede tyt,
vyret de hilgen dage mit vlyt,
1615. trostet de kranken in al juwen dagen,
wyset de to wege, de dårna vragen,
juwe almisse schole gy gêrne geven,
und vorsweren juwe bose leven,
alse roven, stelen und vorraden:
1620. so kom gy ane twyvel to gnaden. —

Reinke sprak: „ik wil mit vlyt
dit willigen dôn al myne tyt. —

18. Cap. Wo Reinke mit Grimbart deme grevinge vôrtgeit na des konninges hof vor en kloster over. V. 1623 — 1684.

Nach vollbrachter Busse ging Reineke mit seinem Beichtvater zu Hofe, konnte aber zweimal der Versuchung nicht widerstehen, sein Gelübde zu brechen, als er Hühner sah, ja das erste Mal griff er sogar einen Hahn, und liess ihn nur auf Grimbart's Vorhaltung.

19. Cap. Wo Reinke kumt in den hof vor den konnink, deme he ôt modichlick tônyget, unde vindet dår welke, de over ên klagen. V. 1684 — 1790.

Als man am Hofe vernahm, dass Reineke käme, wollte gross und klein ihn sehen, aber den Fuchs kümmerte das nicht; er schritt dreist einher, stellte sich vor den König und bat ihn, seine Verantwortung zu hören. Der König wollte nichts davon wissen, und hielt ihm

seine Schandthaten vor; allein der Fuchs versetzte, dass der Bär ja stark genug sei, sich selbst zu vertheidigen, und wenn der Kater stehle, so sei ihm recht geschehen, wenn er dafür Schaden genommen. Der König könne mit ihm machen, was er wollte, denn er stände in seiner Macht, seine Hilfe sei nur schwach; aber wenn er ihn auch todt schlage, so würde das eine schlechte Rache sein. Doch wolle er in dieser ganzen Sache gerechtfertigt und aufrichtig erscheinen. Da sprach der Rambock, Belin: „Nun ist rechte Zeit, wenn wir klagen wollen. Da kam Isengrim mit seinen Verwandten, Brun, Hinze, Lampe der Hase, der Esel Baldewin, Wackerlos der kleine Hund, Ryn der grosse Hund, Metje die Ziege, Hermen der Ziegenbock, Eichhorn, Wiesel, Hermelin, Ochs, Pferd, auch eine grosse Schar wilder Thiere; der Hirsch, das Reh, Bokert der Bieber, Kaninchen, Marder, der wilde Eber, Bartolt der Storch, Marquart der Häher, Lütke der Kranich, Tibbeke die Ente, Alheit die Gans, — alle diese kamen und klagten über den Fuchs. Auch Hennink der Hahn und seine Kinder klagten und noch viele andere Vögel mehr, und Thiere, die ich nicht nennen kann. Sie dachten mit scharfen Sinnen darauf, wie sie ihn des Lebens berauben möchten und traten vor den König, so dass man Klagen ohne Zahl hörte.

20. Cap. Wo Reinken von velen synen wedderparten vorklaget wart in swaren saken, wo he islikem antwôrt gaf, doch int leste mit tûgen overwunnen wart unde to deme dôde vorôrdêlt. V. 1791 bis 1826.

So viele Klagen aber gegen den Fuchs vorgebracht wurden, so wusste er doch Jedem Antwort zu geben und sich sehr geschickt zu vertheidigen. Allein nun traten gewichtige Zeugen auf, lauter aufrichtige, wahrhaftige Männer, die zeugten über ihn, dass er der Missethaten schuldig. Da ging der König in den Rath und sie beschlossen einmütig, dass er des Todes schuldig sei; man sollte ihn binden und aufhängen. Da erschrak Reineke

sehr, als ihm der König selber das Urteil sprach, und man sofort ihn fing und band.

21. Cap. Wo Reinke gevangen und gebunden wart unde wart gevoret na deme dode, unde wo Reinkens vrunde orlof nemen. V. 1827 bis 1938.

Als das Urteil so ergangen war, betrübten sich seine Freunde sehr, wie Martin der Affe, Grimbart der Dachs, und andere, die zu Reineke's Geschlechte gehörten. Sie mochten das Unglück nicht weiter ansehen und nahmen Urlaub. Reineke war ein Bannerherr, er wurde seiner Ehren entsetzt und zu schimpflichem Tode verurtheilt. Isengrim, Hinze und Brun nahmen Reineken's wahr und ermunterten sich, ja auf ihn zu achten, und erinnerten an das erlittene Unrecht. Hinze sollte den Strick in die Höhe ziehen, Isengrim wollte die Leiter zurecht stellen und die Andern sollten ihm darin beistehen.

22. Cap. Wo Reinke bat umme tyt, syne bicht openbår to dôn, unde wat he bichtede in meninge sik lös to dedingen unde andere in de sulve last to bringen, so it geschach, do he by den galgen quam. V. 1939 — 2054.

Reineke war in grosser Angst; er dachte: Möchte ich in dieser Noth und zu rechter Zeit eine neue List ersinnen, damit mir der König das Leben gäbe und bei diesen dreien die Schande bliebe. Er ersuchte alle Umstehenden, dass sie ihre Bitten mit den seinigen vereinigen möchten, dass ihm der König gestatte, seine Beichte öffentlich zu thun vor Allen, damit nicht etwa noch ein Unschuldiger seinetwegen in Gefahr käme. Die meisten Thiere wurden durch seine Worte bewegt und der König gestattete es. Da ward Reineke etwas froh und fing an: „Nun helfe mir *spiritus domini*, denn ich sehe hier Niemanden stehen, dem ich nicht etwas gethan hätte. Da ich klein war, ging ich unter die Lämmer, biss eines todt und lernte zuerst Blut lecken, dann tödtete ich vier Ziegen, darauf ging ich an Hühner, Enten u. s. w., was ich nicht essen konnte, verscharrte ich im Sande. Dann

kam ich zu Isengrim, der mir sagte, er sei mein Oheim; wir gingen zusammen, er stahl das Grosse, ich das Kleine; er theilte aber niemals redlich. Doch ich litt keine Noth, denn ich hatte einen grossen Schatz an Gold und Silber, den ein Wagen auf sieben Mal nicht wegführen mochte.“ Als der König von dem Schatze hörte, fragte er, wo der hergekommen, und Reineke antwortete, er wolle es nun nicht länger verschweigen, der Schatz sei gestohlen, und es wäre schon angestellt gewesen, den König zu ermorden, wenn der Diebstahl nicht gelungen. Sein Vater habe deshalb eine schlimme Fahrt aus dieser Welt zu ewigem Schaden gethan, doch sei es des Königs Nutzen gewesen.

23. Cap. Wo de konnink lêt swygent beden unde Reinken van den ledderen wedder afstygen, up dat he ene bet vragede. V. 2055 bis 2084.

Als die Königin hörte von dem Morde, der gegen ihren Herrn angestiftet, entsetzte sie sich und forderte den Fuchs auf, jetzt, bei der weiten Hinfahrt seiner Seele, die Wahrheit zu bekennen. Der König aber hiess Jedermann schweigen und Reineken von der Leiter kommen, denn die Sache gehe den König selbst an, damit er ihn besser verstehen könnte. Da kriegte Reineke bessern Mut. Der König nahm ihn ganz allein vor, nur die Königin war dabei. Nun fing Reineke mit Macht an zu lügen, denn er dachte: könnte ich nun des Königs und der Königin Huld gewinnen, und meine Feinde in die Noth bringen, worin ich war, so möchte ich das als ein grosses Glück anrechnen; aber ich muss über die Maafsen lügen.

24. Cap. Wo Reinke openbâr wroget unde besecht synen egenen vader unde syne anderen vrunde, uppe dat in sodaner maneren syne vyende mede worden besecht, unde wo he by sodanen stucken wart vorloset. V. 2055 — 2245.

Die Königin sprach weiter: „Reineke, lasst uns in dieser Sache die rechte Wahrheit wissen, damit euere

Seele unbeschwert bleibe.“ Reineke versetzte, dass er es thun wolle, denn sterben müsse er doch einmal, und er wolle, so gern er's thue, lieber seine Blutsfreunde anklagen, als in der Hölle Pein leiden. Nun sagte er, dass sein Vater auf einem verborgenen Pfade König Ermenrich's Schatz gefunden, dadurch stolz und hochmütig geworden, und mit Isengrim, Brun, Grimbart und Hinze sich verschworen, den König Nobel zu ermorden und Brunen zum König zu machen. Er hätte dies dadurch erfahren, dass Grimbart, als er eines Morgens viel Wein getrunken, seiner Frau es gesagt, welche es Ermelinen der Füchsin mitgetheilt, von der er es gehört. Nun habe er aber gefürchtet, dass bei solchem Regentenwechsel es ihnen gehen möchte, wie den Fröschen, als sie den Storch zum König erhielten; denn er kenne Brun's Schalkheit und Uebermut, und es wäre ein schnöder Wechsel gewesen für einen edlen König einen plumpen Bauer und unedlen Frass zu haben; daher habe er gedacht, wie er das stören möchte. Er habe eingesehen, wenn sein Vater den Schatz behielte, würde er sich eine Menge Anhänger erwerben und die Sache zu Stande bringen; darum sei er immer auf der Lauer gewesen, wo sein Vater den Schatz haben möchte.

25. Cap. Wo Reinke spricht unde vervolget syne upgehavene loggen van deme schatte, unde spricht so hier volget. V. 2247—2304.

„Einesmals lag ich in der Erde und lauerte, wo ich am besten erfahren möchte, wo der Schatz läge, da sah ich meinen Vater aus einer tiefen Steinritze herauskommen, sich sorgfältig umsehen, die Höhlung mit Sand zumachen, dass alles dem andern Boden gleich wurde, sodann mit dem Schweif darüber fahren und auch seine Fussspur mit dem Munde verwischen. Da merkte ich wohl, dass der Schatz da liegen möchte, machte die Oeffnung auf und fand viel Gold und Silber. Tag und Nacht trug ich nun, während mein Vater bei denen war, welche den König verriethen, mit Frau Ermelinen den Schatz fort. Brun und Isengrim sandten inzwischen ihre

Briefe aus in manche Länder, an alle, welche Sold gewinnen wollten. Brun wollte sie alle aufnehmen, die kämen, und wollte ihnen den Sold in Voraus geben. Mein Vater trug ihre Briefe und wusste nicht, dass ihm sein Schatz gestohlen war.„

26. Cap. Wo Reinke noch spricht van syneme untruwen vader, unde wo de syn ende nam, dårmit he syne loggen slut. V. 2305 — 2358.

Als mein Vater mit Beschwerde durch die Länder zwischen Elbe und Rhein gelaufen, hatte er manchen Söldner gewonnen mit seinem Golde, der Brunen zu Hilfe kommen sollte; nun kam er im Sommer wieder in das Land zu Brunen und seinen Gesellen. Er erzählte von seiner gefahrvollen Reise, besonders in Sachsen, zeigte die Briefe der Gesellen vor, darin standen zwölfhundert von Isengrims Verwandten, mit scharfen Zähnen und weiten Rachen, ausser den Anhängern des Katers, Bären, der Vielfrasse und Dachse, aus Thüringen und Sachsen die auf das erste Aufgebot kommen wollten, wenn sie dreiwöchentlichen Sold zum Voraus erhielten. Das hatte ich aber verhindert, denn als mein Vater über sein Gold ging, fand er nichts und hängte sich vor Zorn selber auf. So blieb Brun's Sache liegen; aber Isengrim und Brun haben die ersten Stellen im Rathe des Königs, und Reineke, der seinen eigenen Vater übergeben hat, ist ein armer Mann. Wo sind die hier, die das thun würden, sich selbst zu verderben, damit ihr gerettet würdet?“

27. Cap. Wo Reinke den konnink unde de konniginne vorleidet mit loggenen unde se in wånhopeninge bringt van dem schatte. V. 2358 bis 2424.

„Der König und die Königin hofften beide auf Gewinn: sie nahmen Reineken beiseits und fragten, wo der Schatz liege? Reineke meinte, es könnte ihm das nichts helfen zu sagen, da er doch gehangen würde, während man den Dieben und Mördern glaubte, welche ihm nach dem Leben ständen. Die Königin versetzte, dass ihn der König würde leben lassen, aber er sollte künftig

klüger und getreu sein. Dann, sagte Reineke, wolle er den reichen Schatz anzeigen. Der König wollte die Sache für eine Erdichtung halten, aber die Königin meinte, dass es wohl Wahrheit sei, da er seinen Vaterund seine besten Freunde nicht geschont. Der König liess sich so überreden und verzieh Reineken alle seine Unthaten. Da war Reineke über die Maassen froh, dass er vom Tode gerettet war.

28. Cap. Wo Reinke deme konninge danket und der konniginnen, unde syne loggene vervolget, up dat he moge entkomen ût der last. V. 2425 — 2480.

Der Fuchs dankte dem Könige und der Königin, sagte, dass er Niemanden den Schatz lieber gönne, und er wolle nun anzeigen, wo derselbe läge. Gegen Osten von Flandern sei eine grosse Wüstenei, darin ein Busch, Husterlo, und ein Brunnen, Krekelput; in diese grosse Wildniss komme im ganzen Jahre weder Weib noch Mann, nur Eule und Schuhu; hier liege der Schatz. Der König solle mit Reinekes Frau dahin, denn er wisse keinen getreuern Boten und der König müsse selber dahin. Wenn er Krekelput vorbei sei, werde er zwei junge Birken finden, nahe bei der Pfütze; da liege der Schatz begraben. Der König werde viel schönes Geschmeide finden, Ringe und auch Ermenrichs Krone, welche Brun hätte tragen sollen. Sie sei sehr kostbar und der König werde gewiss den getreuen Reineke loben, dass er mit seiner List dort den Schatz vergraben.

29. Cap. Wo Reinke valsche jodoch schynende ôrsaken vôrwendet, worumme he mit deme konninge na deme schatte nicht reisen dorve. V. 2481 — 2568.

Der König sprach: „Hört, Reineke, ihr müsst mit auf die Fahrt, ich kann die Stätte allein nicht finden. Ich habe wohl Aachen, Lübek, Köln und Paris nennen gehört, aber wo Husterlo und Krekelput ist, davon habe ich nie etwas gehört; ich fürchte, es sind erdichtete Namen.“ Das hörte Reineke nicht gern; er sagte, er weise

ja den König nicht nach dem Jordan, es sei nahe hierbei in Flandern, auch rief er Lampen herbei und forderte ihn auf bei seinem Eide, zu sagen, ob er wüsste, wo Husterlo und Krekelput in der Wüstenei lägen. Der Hase sagte, es sei ein Busch, wo der krumme Symonet lange Zeit falsches Geld geschlagen; er habe von Ryn, dem Hunde, dort viel ausgestanden. Der König entschuldigte sich nun wegen seines Misstrauens, und Reineke sagte, er könne nicht mitgehen, weil er Isengrim's wegen im Bann sei; daher bäte er, dass er nach Rom um Ablass ziehen dürfte, von dort wolle er dann über Meer, um völlig von seinen Sünden gereinigt zu werden. Der König billigte das.

80. Cap. Wo de konninnk openbâr Reinken vorgaf alle syne missedât, de he gedân hadde, unde gebot enem isliken, dat he Reinken unde de synen scholde eren unde reverencie beden. V. 2569 — 2608.

Als dies nun abgemacht war, trat der König auf einen hohen Stein, hiess Jedermann schweigen und niedersitzen, je nach seinem Range. Reineke stand bei der Königin. Der König erklärte, dass Reineke, den man habe hängen wollen, unter seinem Schutze stehe; er habe dem Hofe solche Dienste erwiesen, dass er ihm seine ganze Huld wieder schenke, auch habe die Königin so für ihn gebeten, dass er ihn frei gegeben und sich mit ihm versöhnt; er habe ihm Leben und Gut geschenkt und gebe ihm vollen Schutz, auch gebiete er, Reineken, sein Weib und seine Kinder an jedem Orte und bei Tag und Nacht zu ehren; er wolle keine Klage mehr über Reineken hören, der ausserdem Morgen nach Rom aufbrechen wolle zum Papst und von dannen über das Meer und nicht eher zurück kommen, als bis er vollkommen Ablass erlangt.

81. Cap. Wo Reinkens wedderparte sik vorschreckenden unde untovreden weren, do Reinke lôs wart, unde wo Ysengrim und Brûn gevangen worden unde ovel gehandelt. V. 2609 — 2660.

Hinze sprach in grossem Zorn zu Isengrim und Brun: „Nun ist all' unsere Mühe verloren, ich wollte, ich wäre

zu Lundertune! Ist Reineke wieder in des Königs Gunst, so wird er alle seine Kunst anwenden, damit wir drei recht geschändet werden; ein Auge hat er mir schon geblendet, das andere steht nun in Gefahr." Isengrim und Brun redeten vor der Königin manches Wort gegen Reineken. Darüber ward der König zornig und liess sie binden und schliessen. So kriegte Reineke's Sache einen Umschwung; auch erwirkte er es, dass ihm aus Brun's Rücken ein Stück Fell geschnitten wurde zu einem Ränzel, einen Fuss lang und einen Fuss breit. Danach bat Reineke die Königin, dass sie ihm ein Paar Schuhe verschaffen möchte; Herr Isengrim kann ein Paar entbehren und Frau Giermut eben so, er sei der Pilgrim der Königin. Das versprach ihm die Königin, und wenn es beider Leben koste.

32. Cap. Wo Ysegrime syne vorvöte unde syneme wywe de achtervöte worden afgestrepet, dâr Reinke schô af krech, unde wo Brûnen ên stucke van syneme velte wart gesneden, Reinken to eneme renzele. V. 2661 — 2700.

Reineke, der falsche Pilgrim, erlangte es also, dass dem Wolfe und der Wölfin das Fell von den Knien abwärts von den Füssen gezogen wurde sammt den Klauen, und dass Brunen ein Stück Fell aus dem Rücken geschnitten wurde. Er ging nun zur Wölfin und verhöhnte diese, welche vor grossem Schmerz nichts sprechen konnte als: „ach, Reineke, Gott muss uns rächen!" Isengrim und Brun lagen gebunden und schwiegen; wäre Hinze, der wilde Kater, da gewesen, Reineke würde ihm auch das Wasser gewärmt haben.

33. Cap. Wo Reinke ôrlof nam unde schede ût deme hove, unde vinsede sik, wo he wolde pelegrimacie gân, unde wo eme de ram den staf dede unde den renzel anhangede. V. 2701 — 2746.

Des andern dages, des morgens vro,
Reinke smerede syne scho,
de Ysegrim kortes hadde verlôrn.
und ôk syn wyf den dach dâr bevôrn.
2705. he gink to deme konnink und sede:
here, juwe knecht is nu rede
to gânde over de hilgen wege.
betet juwen prêster, dat he my sege,

dat yk under der benedyginge
2710. de pelegrimacie vullenbringe. —
De rambok was de kapellân,
de de gêstliken dink plach to vorstân;
he was ôk schryver und hêt Bellyn,
den rep de konnink to sik in.
2715. he sprak: „gy scholden Reinken also vôrt
overlesen welke hilge wôrt;
he mot ene lange reise nu gân.
henget ôk eme den renzel ân,
dârto dôt gy eme synen staf!" —
2720. Bellyn dem konnink antwôrt gaf:
here, hebbe gy des nicht vorstân,
dat Reinke is in des pawes bau?
ik queme to plasse dat is wis,
wente de bischop myn overste is,
2725. und wan eme dit worde gesecht.
ik do Reinken wêr krum efte recht.
doch konde man dat so ummedryven,
dat ik mochte ane schaden blyven,
by dem bischoppe, heren Anegrunt,
2730. und syneme provesto, her Losevunt,
und vor Rapiamus, syneme deken,
so wolde ik de benedyginge spreken
over Reinken, juwen pelegrim. —
De konnink sprak: wat schal de rym
2735. und de velen unnutten wôrt,
de hier van ju werden gehôrt?
wille gy nicht lesen recht noch krumme,
dâr sla sik de düvel umme!
wat achte ik den bischop in deme dome!
2740. hore gy nicht, Reinke wil to Rome;
he wil sik beteren, wil gy dat storen? —
Bellyn klouwede sik by den oren;
do he den konnink sach tôrnich wesen,
he begunde vôrt in deme boke to lesen.
2745. over Reinken, de des weinich rochte,
it halp so vele, alse it mochte.

34. Cap. Wo Reinke ging syne vârt unde togede sik sêr drôvich, unde alle dere eme volgen mosten vorder weges. V. 2747—2825.

Als über Reineken gelesen war und er fertig zu sein begann, ward ihm Stab und Sack gegeben und er stellte

sich, als ob er nach Rom ziehen wollte, liess auch verstellte Thränen über sein Gesicht laufen, als ob sein Herz sehr jammerte. Aber es that ihm nur leid, dass er nicht alle so, wie Brun und Isengrim in das Unglück bringen konnte. Da nahm er Urlaub bei dem Könige, den er nochmals vor den beiden Gefangenen warnte und ging dann aus dem Hofe. Der König gebot, dass alle Thiere ihn eine Strecke Weges begleiten mussten. Um unkenntlich zu sein, hatte sich der Fuchs einen Bart von Flachs gemacht und eine wächserne Nase. Er stellte sich sehr demütig und betrübt, und sagte zu Lampe und Bellin, dass sie, als ein Paar fromme, unbescholtene Leute, ihn aus Liebe wohl noch ein Stück Weges weiter begleiten könnten. Denn sie seien ganz unverdächtig, da sie nur von Laub und Gras lebten und weder Fleisch noch Brot genössen. So bethörte Reineke die beiden Einfältigen, dass sie mit ihm gingen bis vor sein Haus Malepartus.

35. Cap. Wo Reinke Lampen mit sik innam unde eme syn lyf nam, unde wo he syneme wyve sede de wyse, wo he losquam. V. 2826 bis 2994.

Als sie vor die Veste kamen, sagte Reineke zu Bellin, er müsste vor der Thür stehen bleiben, während er selber mit Lampen hineinginge; er möchte Lampen bitten, dass er Reineken's Weib tröste, welche betrübt sei und leicht noch betrübter werden würde, wenn sie hörte, dass er auf Pilgrimschaft ziehe. Als sie in die Höhle kamen, erkundigte sich die Füchsin, wie es Reineken ergangen, und dieser sagte, dass er Isengrim und Brun als Bürgen am Hofe gelassen, er müsse nach Rom und Jerusalem ziehen, Lampe habe ihn verrathen, darum habe der König ihm diesen mitgegeben. Lampe sei grosser Pein werth. Der Hase erschrak bei diesen Worten, rief um Hilfe und wollte entfliehen, aber Reineke fasste ihn bei der Kehle und biss ihn todt. Darauf verzehrte er ihn mit Frau und Kindern, sagte, dass er sich aus der Gefahr losgemacht, dass aber der König bald finden würde, wie er ihn belogen, und dann sei er in grosser Gefahr,

daher wollten sie das Land verlassen und nach Schwaben ziehen. Frau Ermeline rieth aber, da zu bleiben, weil die Burg vest sei und Reineke von seinen Bauern alles bekommen könnte. Das gefiel Reineken und er sagte, dass er nicht viel zu Rom verloren hätte und nicht nach Jerusalem käme und wenn er zehn Eide geschworen; denn ein erzwungener Eid gelte nicht, und er wolle den König schon bethören und ihm Schellen anhängen; er wolle ihm Schaden thun, wie er es nicht dächte, und er solle es ärger finden, als er es suchte.

36. Cap. Wo Bellyn Lampen eschede unde rêp, unde wo Reinke Bellyne mit lôsheit bedrêchliken tosprak. V. 2995 — 3024.

Bellin stand draussen und fing an zu keifen und rief: „Lampe, wollt ihr da bleiben? Kommt und lasst uns gehen!" — Da ging Reineke heraus, sagte, dass Lampe bei seiner Frau, welche seine Muhme wäre, bleiben wollte, und Bellin möchte nur voran gehen. Bellin fragte, was das Geschrei „Bellin, helft mir!" bedeutet habe? Reineke sagte, Lampe habe so gerufen, als die Füchsin vor Schreck bei den Nachrichten in Ohnmacht gefallen. Bellin sprach: „Dem sei, wie ihm sei, er rief doch sehr betrübt." Reineke versicherte, dass Lampen nichts geschehen sei, ehe wollte er, dass ihm selber etwas widerfähre, als dass Lampe in Schaden käme.

37. Cap. Wo Reinke den rambok Bellyn bedrôch unde ene to platte brochte. V. 3024 — 3122.

Reineke sprach: „Bellin, ihr hörtet wohl, dass ich dem Könige ein Paar Briefe schreiben sollte, das hab' ich gethan, während Lampe mit seiner Muhme sprach, wollt ihr diese überbringen?" „Sie sind doch wohl verwahrt, lieber Reinaert? sprach der Bock, ich habe auch nichts, wo ich sie hinein stecken könnte." Reineke sagte, dazu würde die Tasche aus Brun's Fell gut sein. Er steckte also Lampe's Kopf in die Tasche und hing diese Bellinen um, dem er sagte, er möchte ja nicht die Tasche aufmachen, denn die Briefe seien gut verwahrt, und

der König würde ihm eine gute Belohnung geben, wenn er sie so unangerührt überbrächte. Er könnte auch sagen, dass er Reineken den Plan zu diesem Briefe angegeben, um so grösser würde seine Belohnung sein. Auf die Frage, ob Lampe mitginge, wurde er beschieden, dass er nur vorausgehen möchte, denn Reineke habe mit dem Hasen noch Einiges zu besprechen. Bellin machte sich schnell auf, um nach Hofe zu kommen. Als der König sah, dass er Reineke's Ränzel trug, fragte er, woher Bellin komme? wo Reineke sei und weshalb er dessen Ränzel trage? Bellin sagte, dass er zwei Breife von Reineken bringe, wozu er selber den Rath gegeben. Der König liess Bokert den Biber, der sein Notarius und Schreiber war, rufen, sandte auch zu Hinzen, und befahl nachzusehen, was Bellin brächte.

38. Cap. Wo Bellyn quam vor den konnink unde hadde den renzel an deme halse und dróch darinne Lampens hovet, dat he sulven nicht en wusste. V. 3123 — 3184.

Als Bokert mit seinem Kumpan Hinze den Sack aufgethan hatte, zog er Lampen's Kopf heraus und rief laut: „Das ist ein seltsamer Brief; wo ist der Mann, der ihn schrieb?“ Der König und die Königin erschraken; der König schlug sein Haupt nieder und sprach: „Ach, Reineke, hätte ich dich wieder! ich bin betrogen, Reineke hat grosse Lügen gesagt.“ Der Leopard, des Königs nächster Blutsfreund, sagte: „Was betrübt euch denn so, als wenn die Königin selbst todt wäre? Fasset Mut, seid ihr nicht Herr des Landes?“ Der König sagte, dass ein Bösewicht mit schändlichem Rath ihn soweit gebracht, dass er den stolzen Brun und Isengrim gestraft, und das reue ihn nun. Der Leopard schlug als Auskunftsmittel vor, dem Bären, dem Wolfe und der Wölfin den Bock zu übergeben, als den Anstifter von Lampen's Tod, und dann wollten alle nach Reineken laufen und ihn hängen, ohne ihn zum Reden kommen zu lassen, denn seine Worte seien so schlau, dass, wenn er zum Reden komme, man ihn nicht hänge.

39. Cap. Wo Brûn unde Ysegrim ût der venknisse worden gelaten, unde wo ên de konnink den rambok unde al syn slechte gift in ere gewalt vor ene sone unde beteringe. V. 3185 — 3246.

Als dies der König gehört hatte, sprach er, dass er nach des Leoparden Rathe thun wollte, und bat denselben, die beiden Herren herzuholen, man sollte sie mit grossen Ehren wieder in den Rath einsetzen. Sie sollten den Rang vor allen andern haben und Jedermann ihnen Ehrerbietung bezeigen. Der Leopard ging zu den Gefangenen, löste sie und sagte: „Ich bringe guten Trost.“ Darauf verkündigte er, dass ihnen der König, der an ihnen missgehandelt, ihnen als Entschädigung und Sühne Bellinen mit seinem ganzen Geschlechte überlasse, auch Reineken, sein Weib und seine Angehörigen, damit sie alle Schuld vergessen möchten. So wurde auf den Rath des Leoparden die Sühne zu Stande gebracht und von der Zeit Lämmer, Schafe und das Geschlecht Bellin's nicht mehr von den Bären und Wölfen geschont. Der König verlängerte den Hof auf zwölf Tage, um den Beiden noch mehr Ehre anzuthun.

Zweites Buch.

Wo to deme hove des konninges, den he helt, quemen nicht allene de dere, men ôk de vogele in groter versamelinge, klagende over Reinken, unde spreken under sik, so hier na volget. 3247 — 3274.

„Der König zu sich uns entbot,
wir müssen nach Hofe, das ist nun Noth.
3250. Nichts hilft nun Reineken mehr seine Kunst,
er ist dick in des Königes Ungunst.
So viele unser sind in dem Thal,
über Reinken woll'n wir klagen all,
wenn an den Hof wir kommen sind,
3255. er hat es grob um uns verdient.
Ja wir, desgleichen auch unsre Kinder,
haben grossen Schaden von ihm nicht minder:
unsre Eier und Jungen er nimmer spart,
davon kriegt er nur schlimme Fahrt.
3260. Wir wollen euch rechten Beistand thun,
dass er tüchtig werde geschändet nun

für seine Bosheit und falsche List,
damit er uns schadet' seit langer Frist.
Ja, hätten wir ehe uns so besprochen,
wir hätten uns lange wohl gerochen
3265. an Reineken, dem ehrlosen Diebe;
wird er nun gehangen, das geschieht uns zu Liebe.
Ja, Reineke pflegt zu sein verwegen,
man lasse uns frei unsre Klage darlegen;
den Schaden, den er zu thun uns gepflegt,
3270. dafür kriegt er nun sein rechtes Recht.
Ja, der König hat das Urteil gegeben,
Reineke soll nicht länger leben,
nun wird alle Schandthat an ihm gesühnt,
wie er es oftmals schon verdient.

1. Cap. Van deme groten hove, den de konnink hêlt, unde wat mannigerhande dere unde vogele dar quemen. V. 3275 — 3414.

Als nun der Hof so bereit war, wie zuvor geschrieben steht, kamen nicht blos die Thiere, sondern auch die Vögel dahin, und man war bei Spielen, Turnieren und Tänzen sehr fröhlich; der König sah vergnügt zu und sass mit seinen Herren an einer Tafel und ass. Am achten Tage kam das Kaninchen und klagte, dass Reineke es mörderisch angegriffen, als es bei seiner Burg vorbei gegangen, wo der Bösewicht als Pilgrim gesessen; mit Mühe sei es ihm entkommen. Dabei zeigt es seine Wunden auf. Danach kam auch Merkenouwe, die Krähe, und klagte vor dem Könige, wie Reineke, indem er sich todt gestellt, sie getäuscht, und die gute Scherpenebbe todt gebissen und vor seinen Augen gefressen; sie selber habe sich kaum auf einen Baum retten können vor seinem Sprunge. Der König möchte sich erbarmen.

2. Cap. Wo de konnink na der klage des kânynen unde des kreien sik tôrnede, unde wat he sprak. V. 3415 — 3442.

Der König ward zornig und versprach, die Bosheit zu rächen; er schalt sich thöricht, dass er sich habe überlisten lassen und seiner Frau nachgegeben, die Herren sollten nun rathen, was zu thun sei.

3. Cap. Wo de konnink rede makede in tòrne mit al den deren unde vogelen unde wolde Reinken sòken, unde wo dit Ysegrime unde Brûnen sêr behagde. V. 3442 — 3524.

Isengrim und Brunen gefiel das sehr. Die Königin bat aber den König, sich nicht zu erzürnen und auch das *audi alteram partem* nicht zu vergessen. Darum stimmte der Leopard ein; aber Bär und Wolf sprachen, dass zu den andern Schandthaten des Fuchses noch komme, dass er den König mit dem Schatze belogen, und wenn er hätte zu Hofe kommen wollen, so würde er es schon haben erfahren können. Der König erklärte darauf, es sei nicht nöthig, auf den Fuchs zu warten, alle sollten sich fertig machen, am sechsten Tage wohl bewaffnet, ihm zu folgen, um nach Malepartus zu ziehen. Alle erklärten, dass sie das thun wollten.

4. Cap. Wo de grevink lêp to Reinken unde ên warnede, unde vormeldede eme den rât, de over ên was gegan. V. 3525 — 3630.

Grimbart der Dachs machte sich alsbald auf und lief, seinen Oheim beklagend, nach Malepartus, um ihn zu warnen. Er fand Reineken vor seinem Hause, wo er eben ein Paar junge Tauben gehascht hatte. Der Fuchs hiess ihn willkommen und fragte, ob er gute Zeitung brächte, da er so gelaufen sei. Der Dachs machte ihn mit der neuen Gefahr bekannt, doch Reineke schlug das nicht hoch an, lud den Dachs ein, mit ihm zu speisen, sagte, dass er mit nach Hofe gehen wollte, bat aber, gegen die Füchsin nichts zu erwähnen.

5. Cap. Wo Reinke sprach van sinen kinderen, und den anderen dach vòrtgink mit dem Grevinge na des konninges hof. V. 3631 bis 3696.

Reineke lobte gegen den Dachs die guten Eigenschaften seiner Kinder, wie ihm diese ähnlich würden. Sodann gingen sie schlafen, und am andern Morgen eröffnete Reineke seiner Frau, dass er nach Hofe müsste, sie sollte sich aber beruhigen, es werde nicht viel auf sich haben.

6. Cap. Wo Reinke mit syneme ome, deme grevinge, echt gink to dem hove des konninges, unde wo Reinke bichtede. V. 3697 bis 3828.

Als sie zusammen fortgingen, sagte Reineke, er wolle weiter beichten, was er inzwischen gethan. Er habe aus Hass dem Bär ein Stück Fell aus dem Rücken schneiden und Wolf und Wölfin an den Füssen schinden lassen, habe den König mit dem Schatz belogen, Lampen getödtet und Bellinen mit dem Kopf zum König geschickt, er habe auch das Kaninchen angefallen und die Krähe todt gebissen. Bei der vorigen Beichte habe er aber vergessen, dass er den Wolf einst in grosse Gefahr gebracht, als derselbe fast vor Hunger gestorben wäre und hätte einer Stute ein viermonatliches Füllen abkaufen wollen. Da habe die Stute gesagt, der Preis stände auf den Huf geschrieben, und habe den Wolf, welcher nachgesehen, so vor die Stirn geschlagen, dass er mit genauer Noth mit dem Leben davon gekommen. „Nun Neffe, sprach er, habe ich alles gesagt; es ist misslich, wie es mir bei Hofe gehen wird, doch bin ich nun sonder Gefahr, ich bin von Sünden rein. Ich will mich auch gern nach euerm Rathe bessern und wieder zu Gnaden kommen."

7. Cap. Wo Reinke noch bichtet unde etlike sunde entschuldigen mit umme quader exempele der prelaten. V. 3829 — 3930.

Grimbart sprach: „Euere Sünden sind gross, aber wer todt ist, bleibt todt; ich will euch um euere Angst Alles vergeben, Lampe's Tod ist freilich das Schlimmste bei der Sache." Reineke versetzte, Lampe und Bellin hätten ihn sehr gereizt, und es sei in gegenwärtiger Zeit schwer, sich zu halten, da die Prälaten mit so schlimmen Beispielen vorangingen, Jeder raube und stehle, und man hinge nur die kleinen Diebe.

8. Cap. Noch van Reinken bicht, unde ist ene stravinge veler quaden unde en lof der guden. V. 3931 — 4096.

„Seht, Ohm Grimbart, sprach Reineke, wer nun durch die Welt gehen muss, und sieht also die Prälaten an, von

denen ein Theil gut, ein Theil schlecht sind, der fällt leicht in Sünde. Die Welt ist voll Afterredens, falsche Propheten gehen umher, viele Pfaffen haben Kebsweiber, und halten ihre Kinder wie Herren. Gute Geistliche sind ehrenwerth, aber sie sind selten u. s. w. Grimbart antwortete, es könne nichts helfen, von fremden Sünden zu reden, wenn man nicht seine eigenen Vergehen beichtete.

9. Cap. Wo Marten, de ape, reisede na Rome, unde Reinken motte unde syne sake mit sik nam, unde van etliken to Rome. V. 4097 bis 4234.

Der Affe, welcher nach Rom reisen wollte, sprach Reineken Mut ein, sagte, dass er seine Sache dort betreiben und ihm Ablass verschaffen wollte durch seine Freunde, denn der Papst selbst sei ein alter Mann, ohne grosses Ansehen. Reineke solle nur nach Hofe gehen und sich an die Aeffin wenden, welche sehr gut bei dem Könige und der Königin angeschrieben stehe, auch ein sehr kluges Weib sei.

Drittes Buch.

1. Cap. Wo Reinke mit Grimbart deme grevinge quemen in den hof, unde wo Reinke syne worde makede vor dem konninge, V. 4235 bis 4285.

Als Reineke an den Hof kam, fand er viele, die ihm nichts Gutes gönnten und ihm nach dem Leben standen; er kriegte wohl etwas zweifelhaften Mut, doch fasste er ein Herz und trat, als ihm der Dachs zugesprochen, vor den König, verneigte sich, sagte, dass er vielfältig angeklagt und verläumdet sei, der König aber würde mit seiner Weisheit schon das Wahre herausfinden.

2. Cap. Wo dat rochte quam, dat Reinke was gekommen in den hof, unde wo Reinke al syne bedregerye unde bösheit entschuldigede, sunderliken van der kreie unde dem kanynen. V. 4287 — 4454.

Als nun Jeder vernahm, dass Reineke Vos nach Hofe kam, däuchte das Manchem wunderbar, und sie drängten sich herzu, seine Verantwortung zu vernehmen. Der König sagte ikm, dass alle seine Worte nichts hel-

fen sollten, er sei durch und durch ein Bösewicht. Der Fuchs dachte, wärst du doch zu Hause geblieben. Er fasste sich aber, sagte, indem er den König erinnerte, wie er manchen guten Rath gegeben, dass ihm der Affe versprochen, seine Sache in Rom zu besorgen. Das Kaninchen habe ihn schlimm verläumdet; es sei zu ihm gekommen, da er seine Hora's gelesen und habe ihn um etwas Speise gebeten. Er habe es mit in sein Haus genommen und als es gegessen, habe einer seiner Söhne von dem Uebriggebliebenen essen wollen, und das Kaninchen habe ihn da auf den Mund geschlagen. Da sei der andere Sohn hinzugesprungen und habe es bei der Kehle gefasst; er aber habe dazwischen geschlagen, um die Kinder aus einander zu bringen, und wenn das Kaninchen einen Schlag abgekriegt, so könne er nichts dafür. Was die Krähe betreffe, so habe sie einen Fisch gefressen und sei an einer Gräte erstickt. Wolle man ihm nicht glauben, so biete er als Edelmann einen Zweikampf an. Kaninchen und Krähe erschraken; sie hatten keine Zeugen und wollten den Zweikampf nicht wagen.

3. Cap. Wo de wulf und de bare sunderliken wurden bedrovet, do se segen, dat de kreie unde dat kanyn nicht bleven by erer klage unde sus wechrameden, unde wo de konnink Reinken verhoret. V. 4455 — 4570.

Brun und Isengrim wurden sehr betrübt, als sie sahen, wie die Krähe und das Kaninchen den Hof verliessen. Der König sprach: „Wer klagen will, trete heran; gestern waren deren so viele, wo sind sie heute? Reineke sagte, dass mancher den andern hart anklage, der es lassen müsste, wenn sein Gegner da sei; so hätten es jene beiden mit ihm gemacht, doch wolle er ihnen vergeben, wenn sie ihn in Gegenwart der Herren um Gnade bitten wollten. Der König fragte nun: wie Reineke dazu gekommen, Lampen zu tödten und Bellinen den Kopf mit zu geben, so dass der Bock darüber auch das Leben habe verlieren müssen? Reineke stellte sich verwundert, dass Bellin Lampen umgebracht, bedauerte

beider Tod, da er ihnen Kostbarkeiten mitgegeben, welche Bellin habe unterschlagen wollen. Der König, welcher nicht alles verstand, ging in sein Gemach, wo die Aeffin, Frau Rukenouwe, bei der Königin war. Diese fing an, zu Reinekes Gunsten zu reden: „Wie klug er ist, erinnert ihr euch, Herr König, aus seinem Rechtsspruche in dem Streite, den der Mann und die Schlange hatten.“

4. Cap. Wo de spinne sprikt vor dem konninge van deme lintworme, efte slangen, unde van deme manne; umme dat se den konnink sachtmodig mochte maken up Reinken, so sprak te dit Reinken to eren. V. 4571 — 4802.

Der König erwiederte: er besinne sich nicht recht darauf, die Aeffin möchte es noch einmal erzählen. Sie sprach nun: „Der Mann fand die Schlange in einer Schlinge. Er machte sie los, da sie Frieden gelobte; als sie aber zusammen gingen, ward sie hungrig und fuhr auf den Mann zu, der ihr kaum entsprang. Sie entschuldigte diesen Anfall mit den Worten: „Noth kenne kein Gebot.“ Die Krähe, der Bär und der Wolf, welche in der Sache befragt wurden, entschieden zu Gunsten der Schlange; der Mann berief sich auf den König, und hier bei Hofe entschied Reineke: es könne ehr kein Urteil gesprochen werden, ehe nicht beide Theile in dem früheren Verhältniss wären, also müsse die Schlange gebunden werden, wie sie in der Schlinge gewesen. Als dies geschehen war, sagte er: nun stände es dem Manne frei, sie loszumachen oder nicht.“ Der König sagte darauf, er wolle sich berathen, Reineke sei doch ein Schalk. Die Aeffin versetzte, dass sein Geschlecht gross sei, das möge der König bedenken.

5. Cap. Wo de konnink anderwerf Reinken vraget in deme rechte umme Lampen dôt, unde wat grote loggen Reinke lôch, sik mede to ontschuldigende. V. 4803 — 4852.

Der König fragte nun den Fuchs, wie es kam, dass er und Bellin den frommen Lampe tödteten und er das Haupt als Brief schickte? Da klagte Reineke, dass Bel-

lin ihn so hintergangen und die grossen Kostbarkeiten unterschlagen, sein Weib habe gleich nichts davon wissen wollen, dass sie den beiden mitgegeben würden. Die Aeffin sagte: wenn die Schätze nur über der Erde wären, so würden sie sich schon ausfragen lassen. Reineke erwiederte: wer sie hätte, würde sie nicht herausgeben; doch wolle er, wenn er frei komme, danach die ganze Welt durchziehen.

6. Cap. Wo Reinke spricht unde lacht sêr utermaten von deme êrsten klenode, unde secht, it sy gewest ên rink mit enem eddelen stene, des doget he al mit loggen ût spricht lank unde brêt. V. 4853 bis 4932.

Reineke erzählte nun von dem ersten Kleinode, welches ein Ring gewesen von grossen Kräften, von Gold mit eingeschmolzenen lasurnen Buchstaben und mit einem edeln Steine. Dieser Ring hätte vor Krankheit und Pestilenz bewahrt, vor Gift u. s. w., hätte glucklich und beliebt gemacht.

7. Cap. Wo Reinke spricht ene andere loggen unde secht êrst van eneme kostliken kamme unde denne vört van deme spegele. V. 4933 — 5040.

Sodann habe er für die Königin einen Kamm und Spiegel aus seines Vaters Schatze gesandt, zwei Stücke, um welche ihn sein Weib oft gebeten; aber die Königin habe sie am meisten verdient, da sie sich seiner so oft angenommen, und da sie von edler und hoher Geburt sei. Der Kamm war von dem Bein eines Pantherthiers verfertigt, eines edlen Geschöpfes, welches zwischen Indien und dem Paradiese wohnt, schön ist und wohlriechend, dass es alle Thiere an sich zieht. Auf dem Kamme stand allerlei schönes Bildwerk, in rothem Zinnober und blauem Lasur die Geschichte, wie Paris über den Apfel bei den drei Göttinnen entscheidet.

8. Cap. Wo Reinke syne loggen sterket, unde sprikt van deme wunderliken, schonen unde kostliken spegel, van syner doget, unde wo he gestalt was, unde ôk van den historien, de darup weren ge-

wracht, dar de erste van was van eneme manne unde perde unde herte .V. 5041 — 5100.

Nun höret auch von dem schönen Spiegel; das Glas war ein klarer Beryll, und man sah darin, was eine Meile davon geschah, bei Tag und Nacht. Wer Gebrechen im Gesicht oder Fehler in den Augen hatte, verlor sie, wenn er hinein sah. Der Rahmen, von kostbarem Holze, war rings einen und einen halben Menschenfuss breit und darauf standen schöne Historien mit ihren Auslegungen darunter. Die Erste war von dem Pferde, welches sich aus Neid über den Hirsch dem Menschen anbot zu jenes Verfolgung und dadurch ein Sklave wurde, den der Mensch nicht wieder frei liess.

9. Cap. Wo Reinke sprikt van deme esel unde hunde, unde lucht to degen noch van deme spegel. V. 5101 — 5158.

Die zweite Geschichte war von dem Hunde und Esel, welche bei einem reichen Manne dienten. Der Hund ass Leckerbissen und that nichts als den Herrn schmeichlen, der Esel musste schwere Säcke tragen, bekam grobe Kost und Schläge. Da wollte er den Herrn auch liebkosen, wie der Hund, um so gute Tage zu haben, aber der Mann erschrak, rief die Knechte herbei und sagte, schlagt den Esel todt. Da wurde er in den Stall gejagt und blieb Packesel wie zuvor.

10. Cap. Hier sprikt Reinke de dritte historie, de up deme spegel stunt gewahret, so he se de al legende, unde is van synem vader, dem olden vasse, unde van dem wilden kater, de in dem holte lopt, den he hier schendet mit wôrden. V. 5159 — 5212.

Ferner stand auf dem Spiegel, wie Reineke's Vater und Hinze sich bei einem Wasser verbündeten, alle Beute zu theilen, und wenn sie verfolgt würden, einander beizustehen. Nun hatten sie viele Reisen zusammen gemacht, da kamen eines Tages viele Jäger mit vielen Hunden. Hinze sprach: „Nun ist guter Rath hier theuer.“ Der alte Fuchs sagte: „Es ist ein Abenteuer; ich habe einen Sack voll Rath. Hinze kletterte auf einen Baum,

und als die Hunde Reineke's Vater jagten, sprach er: „Ohm, macht doch den Sack nun auf." Der Fuchs entkam mit Mühe in ein Loch, welches ihm bekannt war.

11. Cap. Noch lucht Reinke ene andere historie, unde sede, dat de ok stunt up dem spegel, alse van dem wulwe unde dem krone. V. 5213 — 5282.

Der Wolf fand die Ueberreste eines todten Pferdes und kriegte beim Fressen einen Knochen die Quere in den Hals. Das machte ihm grosse Schmerzen, und er bot schönen Lohn für den, der ihm den Knochen herausziehen wollte. Das mochte keiner, endlich that es der Kranich; aber als er seinen Lohn forderte, sagte der Wolf: er müsse selber Lohn empfangen, dass er dem Kranich nicht den Kopf abgebissen. — Solche Geschichten und andere mehr standen auf dem Spiegel. Reineke sagte: er hätte sich für zu unwürdig gehalten, solche Schätze zu besitzen, hätte sie daher dem Könige und der Königin senden wollen, so grosses Leidwesen auch seine Kinder darum gehabt.

12. Cap. Wo Reinke sprikt vor dem konninge van der doget synes vaders, wo de sulve des konninges vader gesunt makede dorch de leves enes wulwes von seven jaren. V. 5283 — 5392.

Weiter erzählte Reineke, wie sein Vater Arzt bei Hofe gewesen und des Königs Vater geheilt mit der Leber eines siebenjährigen Wolfes, da derselbe sonst keine Hilfe mehr hätte finden können. Dafür wäre sein Vater sehr geehrt worden. Jetzt sei es anders, man gedenke seines Vaters Tugend nicht mehr und die gierigen Schälke würden erhöhet.

13. Cap. Noch wo Reinke sprikt bedrêchlike wôrde, dârmit he sik sulven entschuldiget unde andere belastet, unde is wo der wulf unde vos tosamene vengen ên swyn unde en kalf. V. 5393 — 5520.

Der König erwiederte: wenn Reineke's Vater so angesehen bei Hofe gewesen, so müsse das lange her sein, er wisse nichts mehr davon, aber seiner, Reineke's, Streiche wisse er viele. Reineke versetzte, der König

möchte sich daran erinnern, wie die Theilung des Schweins von Isengrimen gemacht, als der Löwe für sich und seine Frau davon gewünscht, und wie er, der Fuchs, hinterher das Kalb getheilt. Da habe ihn der König gelobt, und er möge nur an das Kalb und Schwein denken, um zu sehen, bei wem die grössere Treue.

14. Cap. Wo de konnink gesacht modiget wart over Reinken unde lovede eme syner loggen, unde nam en echt to gnaden. V. 5521 bis 5624.

Der König wurde besänftigt, wollte aber doch nach dem Rechte handeln, und fordete Jeden auf, vorzutreten, der klagen wollte; Reineke log nochmals, dass Bellin und Lampe von ihm gegangen, und machte den König nach den Kleinodien lüstern. Alle Thiere fast meinten, Reineke spräche die Wahrheit, und der König tröstet ihn, dass er frei reisen sollte, die Kleinodien aufzusuchen. So wurde der König angeführt. Nur Isengrim beruhigte sich nicht und behauptete, dass Reineke lüge; er wisse noch drei grosse Sachen auf ihn zu bringen, und wolle es im Zweikampfe mit ihm ausmachen. Denn wenn man keine Zeugen habe, und Reineke zum Reden komme, so gehe er immer frei aus. Darum solle er nun von hier nicht gehen, bevor er ihm zu Rathe gestanden hätte.

Viertes Buch.

1. Cap. Wo Ysegrim de wulf echt klaget over Reinken den vos. V. 5625 — 5702.

Isengrim trat klagend vor und sagte: Reineke sei ein böser Schelm, so sei er vor einem Jahre gewesen und sei noch so. Unter dem Vorwande, ihr den Fischfang zu lehren, habe er die Wölfin auf das Eis eines Teiches geführt zu einem Loche und ihr gesagt, sie müsse den Schwanz in das Wasser stecken, dann würden sich die Fische daran setzen. Als der Schwanz eingefroren, habe er sie, fast vor Isengrim's eigenen Augen, der von einer Anhöhe herab gekommen, über-

wältigt, bei dessen Anblick und Anrufen aber sei er entflohen. Der Wölfin Geschrei habe Bauern herbei gezogen, und mit Mühe hätten sie beide vor diesen nur das Leben behalten.

2. Cap. Wo Reinke sik verantwördet echt gegen Ysegrim den wulf, unde wo he echt de wulvinne to plasse brochte in dem sôt; ene merklike fabele. V. 5703 — 5854.

Reineke vertheidigte sich hierauf also: Er habe allerdings ein Mal der Wölfin einen Weg gezeigt, auf welchem sie zu Fischen kommen könnte, aber sie sei in ihrer Gier von der rechten Strasse abgekommen und darüber im Eise vest gefroren; er habe sie heraus ziehen wollen, da habe ihm das Fluchen Isengrim's, der hinzu gekommen, solchen Schrek eingejagt, dass er davon gelaufen. Dass die Bauern beide verfolgt hätten, wäre sehr gut gewesen, denn dadurch wäre ihr Blut erwärmt worden, dass sie nicht erfroren. Frau Giermut stehe selbst da, sie solle sagen, ob es anders sei; er bitte sich eine Woche Frist aus, um sich mit seinen Freunden zu besprechen, was er dem Wolfe antworten solle. Frau Giermut sprach: „Reineke Fuchs, all' euer Betrieb ist Schalkheit und Büberei. Ich fand euch einst bei einem Brunnen, woran zwei Eimer waren, ihr wart in den einen gestiegen und nieder gesunken, nun stöhntet ihr, und als ich es hörte und euch fragte, wer euch dahin gebracht, sagtet ihr, ihr hättet so viel Fische gegessen, dass euch der Leib weh thäte, wenn ich auch welche essen wollte, sollte ich in den Eimer steigen. Ich dummes Weib glaubte euch, stieg in den Eimer und ihr gingt nun in die Höhe; das wunderte mich, ich sprach: „Wie geht das zu?“ Ihr antwortetet:

„Also geht die Welt auf und nieder!
5805. Das ist nun so der Lauf der Welt.
Mit uns ist es g'rad so bestellt:
Der wird erniedrigt, erhöhet der,
Danach nun einer hat Tugend mehr.
Das ist nun der Welt Ordnung so!“

Damit sprangt ihr heraus und lieft euere Strasse. Mich fanden Bauern und sagten: „Da sitzt der, der unsere Lämmer frist und zogen mich heraus und ich bekam Schlag über Schlag.“ Reineke sprach: „Es ist gut, dass sie euch getroffen haben, ich hätte so viel nicht aushalten können.“ Isengrim sagte: „Ja, von Reineken habe ich den meisten Schaden; einsmals kamen wir in Sachsenland zu einem Berg, da war eine Affenhöhle, da liess er mich hinein kriechen; er wusste, dass es sehr schlecht darin war, und hätte ich nicht bei Zeiten das Thor erreicht, so hätte ich ein Ohr eingebüsst. Er gab die Aeffin für seine Muhme aus; ich meinte, ich wäre in der Hölle gewesen.“

3. Cap. Wo Reinke sprikt van den mêrapen efte mêrkatten, wo he mit deme wulve mank de quam: noch ene andere fabele. V. 5854 — 5878.

„Isengrim ist nicht recht bei Sinnen, sagte Reineke. Es sind drittehalb Jahre, dass ich ihm in das Sachsenland folgte, aber was èr von den Meerkatzen sagt, ist erlogen. Martin und Rukenouwe sind meine Verwandten; aber die Meerkatzen sehen aus wie Teufel, und dass ich einmal Muhme zu ihr gesagt habe, das that ich des Vortheils wegen, denn ich wäre sonst erfroren.“

4. Cap. Wo Reinke den wulf mank de mêrkatten bringet, dâr he in grote vârlicheit synes lyves quam. V. 5879 — 6096.

Reineke erzählte: „Isengrim war sehr hungrig und wir kamen zu einer Höhle, da schickte er mich hinein, um Speise zu suchen. Darin fand ich die Meerkatze mit ihren Jungen, gräulich hässlichen Thieren, und es stank wie in der Hölle. Ich nannte die Meerkatze aber Muhme und da war sie freundlich, gab mir zu essen und ein Stück Hirschbraten für meine Frau und Kinder mit. Das brachte ich Isengrim, da er aber nicht satt wurde, sagte ich ihm, er möchte in die Höhle gehen, da sei genug, doch müsse er sich hüten, die Wahrheit zu sagen. Er forderte aber auf grobe Weise zu essen, sagte, die

Kinder der Meerkatze sähen wie Teufel aus und empfing natürlich seinen Lohn von der Meerkatze.“

5. Cap. Wo Ysegrim Reinken nicht konde vorwinnen mit nener klage, do bot Ysengrim Reinken enen hantschen unde eschede ên to kampe. V. 6097 — 6162.

Isengrim sagte: „Wir wollen endlich dem Dinge ein Ende machen.“ Darauf hielt er den Fuchse alle seine Lügen vor, schalt ihn einen Verräther und Mörder und forderte ihn zum Zweikampf. Reineke nahm die Aufforderung an, sich auf seine List verlassend, Moneke der junge Affe und Grimbart der Kühne wurden seine, Hinze und Brun Isengrims Bürgen.

6. Cap. Wo de apinne Reinken lerede unde andere syne vrunde de nacht over by eme bleven. V. 6163 — 6246.

Die Aeffin sagte zu Reineken, dass sie von ihrem Manne ein Gebet gelernt, welches dem, der es frühmorgens nüchtern gebetet, an dem Tage vor dem Tode bewahre; sie wolle es ihn lehren. Reineke dankte und sagte, seine gerechte Sache würde ihm am meisten helfen. — Die Freunde leisteten ihm Gesellschaft. Die Füchsin liess ihm am Leibe das Haar abscheren und ihn mit Oel salben; sie hiess ihn sehr viel trinken, aber das Wasser bis zum Kampfe halten; sich vom Wolfe jagen lassen und dann gegen den Wind laufen, damit jener Staub in die Augen bekomme; auch müsse Reineke suchen dem Wolf mit dem im Harne nassgemachten Schwanze Schläge in das Gesicht zu geben, um ihn zu blenden. Sodann schliefen sie. Am Morgen gab die Otter dem Fuchse eine junge Ente und sie gingen dann auf den Kampfplatz.

7. Cap. Wo Ysegrim unde Reinke bede to kampe quemen, unde wat se bede vor ede sworen up malkander. V. 6247 — 6298.

Der König lachte als er Reineken also beschoren und beschmiert sah. Reineke neigte sich vor dem König und der Königin. Die Kreiswärter, Leopard und Luchs, brachten die Reliquien, auf welche der Wolf den frühe-

ren Eid, dass der Fuchs Ehebrecher, Mörder u. s. w. sei, wiederholte, Reineke aber schwur, dass Isengrim einen Meineid gethan. Nun gingen alle aus dem Kreis und iessen die Kämpfer allein.

8. Cap. Wo de kamp wart begunt, unde wat list Reinke brukede. V. 6299 — 6528.

In diesem Kampfe war Reineke anfangs im Vortheil, da er dem Wolf Staub in die Augen trieb und ihn mit dem harnnassen Schwanze in die Augen schlug, ihm auch, da er so geblendet war, ein Auge ausriss. Isengrim ward rasend vor Zorn; es gelang ihm einen von Reinekens Vorderfüssen zu fassen und nun bat der Fuchs, der sich verloren wähnte, um Gnade, und versprach alle mögliche Sühne. Als der Wolf sich nicht bereden liess, fasste er denselben an einer empfindlichen Stelle, dass er vor Schmerz aufschrie, wobei der Fuchs den Fuss frei bekam, und der Kampf nun zum Vortheil des Fuchses fortgesetzt wurde.

9. Cap. Wo Reinke mit kloker list den kamp wan, in deme dat he den wulf hadde vatet by synen broderen, dår he nicht vele mochte lyden. V. 6529 — 6602.

Der König, welcher keinen von beiden verlieren wollte, gebot dem Kampfe Einhalt zu thun, Leopard und Luchs traten dazwischen. Reineke neigte sich und erklärte sich bereit, des Königs Willen zu befolgen, wenn man ihm den Sieg zuerkenne und wenn seine Freunde einverstanden wären. Diese sagten, man solle des Königs Befehl erfüllen. Da erhob sich grosser Jubel. Reineke kniete vor dem Könige, welcher ihm sagte, er hätte seine Sache gut und mit Ehren ausgeführt. Alle Zwistigkeit solle nun beendigt werden.

10. Cap. Wo Reinke sprikt vor deme konninge ene fabelen van den hunden stravende de gyricheit. V. 6603 — 6670.

Reineke sprach: „Herr, euerm Rathe folge ich gern. Als ich herkam, schrie Mancher über mich, weil sie glaubten, ich würde überwunden werden, an den Ausgang dachte Keiner. Sie glichen den Hunden, die einst

lauernd an einer Küche standen; da sahen sie einen Hund heraus kommen, der hatte ein Stück Fleisch genommen, allein der Koch hatte ihm auch dabei mit heissem Wasser das Hintertheil verbrühet. Sie sagten: der muss des Koches Freund sein. Der Hund aber sagte: „Besehet mich erst hinten und dann preiset mich, wenn ich es werth bin. Da sie seinen Schaden sahen, wollte keiner in die Küche gehen. Damit meine ich die Geizigen, in deren Munde siehet man das Fleisch und man preiset sie, so lange sie bei Macht sind; schlägt aber ihr Regiment um, so fällt ihnen das Haar aus, das sind ihre Freunde. Ich will das beste Theil erwählen und meine Freunde sollen sich meiner nicht schämen. Wüsste ich Eurer Gnaden Willen, so wollte ich allzeit danach leben.“

11. Cap. Wo de konnink Reinken antwôrde up de fabelen van den hunden unde Reinken wedder hôch vorhogede mank synen heren. V. 6670 — 6695.

Der König sprach: „Was helfen viele Worte? Ich habe Alles wohl gehört und den Sinn wohl verstanden. Ich will euch wieder oben an setzen in meinen Rath als edlen Baron. Helft alles zum Besten kehren, der Hof kann eurer nicht entbehren. Ich will keine Klagen mehr über euch hören und ihr sollt selbst Kanzler sein und das Reichsiegel haben. Was ihr bestellt und schreibt, das soll bestellt und geschrieben bleiben.“ — So ist Reineke an der Fürsten Hof nun der Allergrösste geworden.

12. Cap. Wo Reinke mit groter ere schedede ût deme hove, unde boven allen anderen des konninges hulde unde vruntschop behêlt. V. 6696 — 6790.

Reineke dankte für die grosse Ehre und versprach erkenntlich zu sein. — Isengrim war übel zugerichtet. Man trug ihn auf einer Bahre nach Haus und viele Aerzte kamen, um ihn zu heilen. Er hatte wenig Ruhe vor Schmerzen und vor Scham, auch sein Weib war sehr betrübt. Reineke schied mit ansehnlichem Geleit von des Königs Hofe. — Betrachtungen des Dichters, dass

mit Reinekens List leicht einer die Oberhand in der Welt hat.

13. Cap. Wo Reinke mit synen vrunden gink na syner borch, unde wo se ôrlof van eme nemen. V. 6790 — 6844.

So ging Reineke mit seinen Freunden nach Hause. Er dankte ihnen für ihren Beistand und bot seinen Dienst dagegen an. Jeglicher schied nun von ihm. Reineke erzählte Frau Ermelinen den glücklichen Ausgang des Handels und wie er jetzt sehr in Gunst bei dem Könige stehe und dass, was er mache, gut sei. Darüber war die Füchsin froh und ihre Söhne auch. Reineke lebte nun in grossem Ansehen.

6835. „Fabelen und sodaner bysproke mere
wêrden gesat to unser lere,
up dat wy undoget scholen myden
und leren wysheit to allen tyden.
dit bôk ist sêr gut to deme kôp,
6840. hier steit vast in der werlde lôp.
wultu wêten der werlde stât
so kôp dit bôk, dat is rât.
alsus endiget sik Reinkens historie.
God helpe uns in syne ewige glorie!

XXXIX.
Des Hundes Noth.

Im grossen Koloczaer Codex das zwei und vierzigste Gedicht; gedruckt bei Mailáth und Köffinger, Nr. 6, S. 115 — 125, wo es 300 Verse zählt, indem die Ueberschrift:

Ditz buchel heizet des hundes not,
der nach was von hunger tot.

mitgezählt ist. Bei J. Grimm: Reinhart Fuchs, Berlin 1834, steht das Gedicht S. 291 — 301 und zählt 292 Verse, indem die vorstehende Ueberschrift fehlt, wie auch die Schlussformel:

Hie endet sich des hundes mere,
Got der erlose uns aller swere.

und die Verse (im Kolocz. Cod. nach V. 82, bei Grimm nach V. 80):

Sie leitet iz von dem wege
In einer furch stege.

endlich sind auch V. 221 — 223 (Kolocz. Cod.)

Wer gesach von gletzen,
oder von kretzen.
sulchen strit

bei Grimm zusammengezogen in den einen Vers (217):

wer gesach von kratzen solhen strit.

Der Verfasser ist nicht bekannt. Ein Theil der Erzählung findet sich in einer Ehstnischen Thierfabel, von welcher Grimm a. a. O. S. CCLXXXIV. (nach dem 8. Hefte von Rosenplänter's Beiträgen zur genauen Kenntniss der ehstn. Spr. Pernau 1817, S. 120 ff.) den Inhalt mitgetheilt hat.

Ein Hund lag in grosser Noth, er war beinahe vor Hunger todt. Eine Lerche sang über ihm in süssem Tone sehr wonniglich. Als der Hund das sah, sprach er zur Lerche: „Wohl dir, du kleines Vögelein, dass du

so froh sein magst, dass du so süsse singest, dich so hoch schwingest und dich so sehr freuest. Ich weiss nicht, worüber ich, Armer, mich freuen soll; mein Herz ist voll Betrübniss. Mein Meister hat mich aus dem Hause geschlagen, ich kann keine Speise erjagen, auch nicht erwerben; darum muss ich Hungers sterben.“ Die Lerche hörte das und flog ihm näher.

Sie sprach: „O weh, du armer Hund, dein Kummer ist mir kund geworden, und wenn du es mir Dank wissen wolltest, so wollte ich meinen Sang lassen, und wollte dafür bewirken (fügen), dass du wohl Speise satt würdest.“ „Womit, Frau?“ sprach er. Sie sprach: „Dort kommt ein Kind her, das soll dem Pflüger zu essen tragen; nun merke, was ich dir will sagen: ich schaffe, dass es die Speise, die es trägt, niederlegt. Dann locke ich es hinweg, dass es dich nicht sehen kann: das nimm du denn wohl wahr, und hebe dich schnell dahin, nimm den Käse und das Brot und büsse deines Hungers Noth.“ „Gern, Frau,“ sprach der Hund. Da kam alsbald ein Kind daher gegangen, das trug Brot und dazu Käse genug. Die Lerche setzte sich ihm an den Weg, fing an sich schlau zu benehmen und so wunderlich, dass sie den Knaben damit äffte. Sie begann geschwind vor dem Kinde zu laufen. Als das Kind ihrer gewahr ward, machte es sich schnell herzu, und wollte die Lerche erjagen, da begann sie zu flattern (vederslagen) in all der Weise, als ob ihr ein Fittig ab wäre und sie nicht fliegen könnte, so wollte sie das Kind betrügen: das griff oft nahe bei ihr hin, aber sie liess sich doch nicht fangen. Es griff oft dahin, wo sie sass, dann flog sie aber davon. Das Kind dachte in seinem Sinn, meine Anstrengung hilft nicht; da ich so schwer trage, kann ich den Vogel nicht erjagen, meine Mühe ist ganz vergebens; trüge ich nicht so schwer, so finge ich den Vogel wohl. Es that recht, wie ein Kind soll, und legte nieder, was es trug. Es ist selten Jemand so klug, dass er es nicht eben so machte, wenn er einen Vogel sähe;

geschweige denn Kinder, denen die Vögel so lieb sind. Das Kind legte sein Tuch nieder, und machte sich nun wieder dahin, die Lerche zu fangen, konnte sie aber nicht ereilen. Sie leitete es hin in einen Grund. Der arme Hund hub sich auf und schlich zu dem Tuche hin, da lag ein Käse, der war weich, vier Eier ass er schnell ungeschält und ungeschnitten; er dankte der Lerche im Herzen dafür *). Als er Käse und Eier gegessen hatte, suchte er weiter, bis er das Brot heraus bekam, das nahm er und hub sich von dannen bei dem Wege in ein Kornfeld. Also hatte das Kind die Speise verloren.

Der Hund befand sich sehr wohl; als die Lerche merkte, dass er wohl satt wäre von Speise, hob sie sich auf in die Lüfte und sang, dass ihre Stimme laut erklang. Das Kindlein sah ihr jämmerlich nach und sprach: „O weh, du kleines Vögelein, du müssest immer unglücklich (*unsaelic*) sein! Hast du mich nun so betrogen und bist deinen Weg geflogen? Könnte ich mich an dir rächen, ich wollte dir dein Gefieder ganz ausrupfen!“ Das Kind ging zurück, da fand es sein Tuch leer, darüber ward es sehr betrübt. Weinend ging es zurück zur Mutter. Ob das Kind etwa geschlagen wurde? Davon kann ich nichts sagen; von dem Hunde sage ich wohl, dass er voller Freude war.

Die Lerche flog alsbald hin, wo sie den Hund liegen fand: „Geselle, wie befindest du dich?“ „Eia, Frau, seht, da bin ich wahrlich aller Freude voll, mir wurde es niemals so wohl.“ Er sprach: „Meine herzliebe Frau, wenn es mit euerm Willen sein möchte, wollt' ich euch um ein Ding bitten, und würde mir damit geholfen, so befände ich mich noch weit wohler.“ Die Lerche sprach: „Was ist das?“ Nun habt ihr oft vernommen, wie es bisher so geschehen ist, wer satt ist, der ist gern froh, so ging es dem Hunde da auch. Er sprach zur Lerche: „Gott weiss wohl, mein Herz ist aller Freuden voll, und

*) V. 68. Er begunde der lërchen guotes biten. —

dass ich Freude ungern entbehre; Frau, könnt ihr mir mit irgend etwas dazu verhelfen, dass ich ein wenig lache?“ Sie sprach: „Das mag dir wohl geschehen, und willst du Kurzweile sehen, so stehe auf und hebe dich dahin; dort dreschen zwei kahlköpfige Männer in einer Scheune hierbei. Da du nun belustigt sein willst, so will ich dort fügen, dass du des Lachens satt werdest.“ Die Lerche flog voran, und der Hund ging hinterher; sie eilten sehr, bis sie die Scheune sahen. Die Lerche sprach: „Ich will dir sagen, was du thun sollst; du sollst ganz still schweigen und auf die Scheune steigen, luge dann durch das Dach hinein, so will ich dein Herz alsbald wohl erfreuen.“ „Dank, Frau,“ sprach der Hund.

Der Hund trug Verlangen nach der Sache. Er stieg auf die Scheune, da hatte er bequeme Gelegenheit. Ueber der Tenne war das Dach mitten durchgebrochen, da kroch er hinein, so dass er alles wohl sah, was in der Scheune geschah. Da standen zwei drinnen mit hochfärtigem Sinn, die hatten auf dem Haupte weder Haare noch eine Mütze. Da kam das kleine Vögelein durch den Zaun herein gebrochen und setzte sich dem einen auf den Kahlkopf, der andere Mann ersah das und schlug einen grossen Platz seinem Gesellen auf die Glatze. Das Vögelein sah sich wohl vor und wich auf die Seite hin. Er sprach: „Warum hast du mich geschlagen?“ „Geselle, das will ich dir sagen; es kam ein kleines Vögelein, und flog dir an dein Haupt, das wollte ich geschlagen haben. Anders kann ich dir nicht sagen; wenn es dir weh thut, ist es mir leid, das sag' ich dir in Wahrheit, und sage es für ungelogen.“ Da kam die Lerche geflogen, das glaubet fürwahr, dem andern an das Haupt; ehe er es selbst gewahr wurde, da schlug auch der Geselle ihm einen grossen Schmitz auf die Glatze, wäre ihm das Haupt gläsern gewesen, es möchte zerbrochen sein. Er sprach: „Traun, Geselle, nun hast du mich viel stärker geschlagen, denn ich dich, das wird auch dir zu Leide!“ Da warfen sie beide die Flegel nieder auf das Stroh, fielen zusammen,

und wollten sich an dem Haare raufen; da hatten sie kein Haar und war ihr Raufen vergebens. Sie fingen an, einander sehr auf den Glatzen zu kratzen, so empfing eines jeglichen Glatze manchen ungefügen Kratz, dass je nach dem Kratze das Blut ging aus der Glatze. Da war es Glatz wieder Glatz, da war es Kratz wieder Kratz. Wer sah solchen Streit von kratzen, als sie zu der Zeit hatten. Sie thaten wie die Thoren, zogen sich an den Ohren und hatten grosses Ungemach. Als der Hund oben auf dem Dache das Kratzen sah, fing er an zu lachen: ihm ward vom Lachen so weh, dass er auf der Scheune weder liegen noch stehen konnte. Da fiel er bald mit einem harten Fall durch die Scheune nieder auf die zwei Drescher. Der Hund war sehr schwer und that den Dreschern weh; da kratzten sie sich nimmermehr. Sie glaubten erst gewiss, der Teufel fiele hinein: als sie des Hundes gewahr wurden, zerdraschen sie ihn also gar, dass er mit Mühe durch den Zaun entrann; anders wäre er nicht davon gekommen.

Der Hund legte sich da in das Gras, wo er vorher gelegen hatte. Die Lerche flog alsbald hin, wo sie den Armen liegen fand. Sie sprach: „Geselle, wie gehabst du dich?“ „Eia, Frau, da bin ich geschlagen also sehr, dass ich nicht mehr mag; mir ist der Rücken abgewalkt und ich muss einen Arzt haben, wenn ich länger leben soll.“ Die Lerche sprach: „Der wird dir wohl; mag dir ein Arzt irgend frommen, so warte, ich will bald kommen.“

Die Lerche flog gleich dahin, wo sie einen Wolf auf einer breiten Haide gehen fand, der suchte auch seine Weide. Sie sprach: „Herr Wolf, bedürft ihr irgend des Essens?“ „Ja, Frau, ich bin beinahe vor Hunger todt.“ „Wolltet ihr es mir denn Dank wissen, so wollt' ich meinen Sang lassen und wollte euch dahin weisen, wo ein sehr feister Hund liegt, der mag euch nicht entrinnen.“ „Dank, edle Königin,“ antwortete der arme Wolf da. Er war von Herzen darüber froh. Die Lerche flog voran

und der Wolf folgte ihr; sie flog sogleich wieder hin zum Hunde. Sie sprach: „Geselle, schläfst du? Willst du den Arzt nun sehen, so richte dich auf, dort geht er her.“ „Wo, liebe Frau?“ sprach er.

Als er den Wolf erblickte, sprach er jämmerlich: „Nein, Frau, lass ihn dort, ich bin wohl gesund.“ Er machte sich schier auf und floh: es war kein Zaun so hoch, er sprang doch darüber, als ob er flöge. Ich wollte, dass dem, der aus Zärtlichkeit oder Bequemlichkeit Krankheit bei sich vorgibt, eben so geschähe, wie diesem armen Hunde. Der floh sehr schnell alsbald, dass er vor dem Wolfe sein Fell rettete, und mit Mühe davon kam, wie siech er auch zuvor gewesen war.

XL.
Die Wolfsklag.

Der Verfasser dieses Gedichts nennt sich am Schluss Christian Auer; er lebte unter der Regierung Kaiser Friedrich III., wahrscheinlich in Schwaben. Weiter ist nichts von ihm bekannt. Das Gedicht zählt 194 Verse und ist nach einer Wolfenbüttler (Helmstädter) Handschrift aus dem XV. Jahrh., worin unter andern Gedichten auch die Priameln stehn, welche Eschenburg in seinen Denkmälern abdrucken liess, in dem Jahresbericht der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, 1837, S. 28 — 34, von Dr. Lyser mitgetheilt worden.

Nun schweigt und hört eine grosse Klage, die einst von einem Wolf geschah. Die Klage that er zu der Zeit, als er viele Kaufleute hin auf die Messe nach Frankfurt reiten sah. „O, sprach er, ihr seid eine selige Geburt, dass man euch tragen lässt und treiben und euch bei gutem Frieden bleiben lässt. Was bin ich für ein unseliges Thier! Die Welt versündigt sich sehr an mir. Trüg' ich eine Gans hin über den Rhein, es spräche Niemand dass sie mein wäre, Jung und Alt liefen mir nach und schrien alle: „Lauft voran und fahet diesen grossen leidigen Landdieb" und würden mir meinen Balg zerzausen, dass ich es auf die Länge nicht mehr leiden mag. Die offnen Strassen muss ich meiden und muss mich schmiegen in die Welt. Denn wo ich auf weitem Felde laufe, da bedürfte ich sowohl hinten als vorn Augen. Ich bin als ein unseliges Thier geboren. Und lief ich vor einem Zöllner her, er fragte nimmer: „Wer ist der?" Er hiess mich schmähen, finge selbst an, und obschon ich ihm nie ein Leid gethan, so hübe er doch an und hülfe mich fangen. Sollt' ich ihm dann nicht Verdruss bereiten? Solcher Sinn berührt mich nie, wenn man hinzieht nach Frankfurt, dass ich einen reichen Kaufmann finge, der

mir entgegen ritt oder ging, dass ich ihm sein Hab und Gut nähme, das kommt mir nie in den Sinn. Denn meine Biederkeit ist so gross, und fände ich tausend Mark Silbers, ich wollte doch keines davon wegtragen, dass man desto weniger über mich klagen sollte. Noch habe ich keinen Nutzen gehabt von meiner Biederkeit; wenn alle Kirchen unverschlossen da ständen, so wären vor mir Kelche und Glocken sicher. Wenn ich einen Schäfer seinen Hund locken höre, so dünkt mich, die Feinde wollen in das Land. Komm' ich dann vor eine Müle geraunt, so sperrt man hinten und vorn zu und meint, ich wolle ihnen den Esel auffressen. Und ich lebe doch nie auf üppige Weise und begehre nur meine einfache Speise; dennoch kann ich mich kaum ernähren. Ich darf auch bei keinem Wirte zehren, denn er behielte mich nicht mit Treue, er würde mich mit einem Knittel bleuen und mich recht als einen Dieb hinaus jagen, das wäre mir zumal nicht lieb; das allerunseligste Thier bin ich, der Wolf. Und käm' ich hin vor einen Bischof, und verstände viel Kunst, und wollte die treiben, man liesse mich dennoch nicht mit Friede bleiben. Und könnt' ich singen oder sagen, man würde mich doch zum Thor hinaus jagen, und würde die Jagdhunde an mich hetzen, die würden mich da beschimpfen und verletzen, und bereiteten mir viel Unglück, das wär' ihrem Herrn ein Osterspiel. Was hab' ich armer Wolf gethan, dass man mich nicht mit Friede lassen will? Nun hat mich Gott eben sowohl geschaffen als wie den allerfrömmsten Pfaffen oder sonst einen Edelmann, der seine Sache sowohl stellen kann, dass er auf hohen Rossen reitet, vielmehr zu Stechhofen denn zum Streit, und wo eine hübsche Bäuerin wäre, der wäre er sehr nachstellend (gefährlich), und schliche ihr nach, bis er sie fällte. Nach solchen Sachen habe ich nie getrachtet. Die Herren auf den hohen Vesten, die können ihre Pferde mit Hafer mästen, und treiben sie selten auf die Weide, wie oft ich auch grossen Hunger leide, so konnte ich ihnen doch noch nicht einmal beikommen. Sie können

das Ihrige sehr vest beschliessen mit Thor, Brücken und Ketten; das thun auch die Bürger in den Städten, sie schliessen auch alle Nacht zu ihr Thor, so heul' ich armer Wolf dann davor, und habe doch weder Hütte noch Haus, und muss auch auf das Feld hinaus des Winters in den kalten Schnee. Dann erst geschieht mir armen Wolf recht weh, dass ich habe nirgend einen Pfennig zu verzehren. Ich muss mich von den Bauern nähren, denen muss ich heimlich stehlen und nehmen. Denn wo die Bauern über mich kämen, Sanct Peter möchte mir nicht Huld erwerben, ich müsste von ihren Händen sterben. Und käme ich vor eines Bauern Thür, so liefe ein grosser Hund hervor, und würde mir seine Zähne entgegen bleken und bellte mich an, und würde die Bauern und das ganze Dorfgesinde aufwecken. Wie wohl ich nun gar keine Nahrung da finde, so rennte mir doch Jeglicher besonders nach, recht als hätte ich das Dorf verbrennt. Dennoch kann ich nicht ohne zu essen bleiben. Ich lasse Meth und Wein, schönes Gewand und Specerei sicher vor mir dahin fahren, daran thu' ich keinen Schaden. Dennoch hab' ich weder Fried' noch Ruh, und käm' ich zu einem Koch gelaufen, und wollte einen Braten von ihm kaufen, so würde er mich mit einem Knittel schlagen, und mich mit heisser Lauge brühen, dass ich meinen Winterpelz verlöre, denn er achtet es nicht, und wenn ich todt fröre. Und lief ich einem Bauer über den Acker, so hetzte er auf mich: „auf, wacker an ihn dran!“ Trabt ich dann über eines Meiers Wehr, und käme ein Hafner mir entgegen, dass ich nur die Häfen wollte anschauen; er würde mich bald mit einem grossen Prügel schlagen und spräche, ich wollte ihm das Ross erwürgen; also bedürft' ich wohl eines Bürgen. Da sie mir nichts verkaufen wollen, so muss ich so von ihnen zehren und rauben. Und doch lass ich sie nicht frei, ich stehle mir etwas hinweg. Kann ich es von dannen tragen, so ist es meinem Magen gut. — So gross ist der Bauern Uebermut, welche mir so viel zu Leide thun; sie wollen mich nicht lassen zu den Leuten, also kann ich weder hacken noch reuten, viel weniger als ein Edelmann, der auch genug von ihnen will haben.

dem müssen sie es vorarbeiten. Zwar müssen sie mich auch ernähren, und wäre ihres Geschreis noch so viel; nach Recht will ich sie alle Tage pfänden, wie viel man mich auch schmähet und doch Niemand frei bleibt. Das thue ich mit der Schrift: Man findet viel mehr Leute in der Hölle als Wölfe, die jeden Tag rauben. Darum, so soll man mir glauben, dass ich nicht stäte Herberge habe, sie wollen mich nicht zu den Leuten lassen. So darf ich mich auch nicht öffentlich bemerklich machen. Ich sehe oft zu Markt führen Käse, Schmalz und Rinder hintreiben; ich muss draussen bleiben und darf auch nicht hinein kommen, es müste gar ein guter Jahrmarkt sein. Brächt' ich viel breite Pfennige mit, und würden die Bauern meiner gewahr, so erhübe sich grosser Lärm, Schlag, Stich und Verwundung, und würde ein grosser Auflauf; das passt mir dann auch nicht. Nun hab' ich das wohl in meinen Sinnen, wer mir möchte ein Geleit gewinnen zu dem römischen Königreich, da wollt' ich's klagen sicherlich, dass wenn ich durch ein Dorf ginge, man mich weder schlüge noch finge. Man müsste mich in Ruhe lassen. Einer müsste grosse Gewalt haben, der dagegen sein wollte. Bei der Donau und an dem Rhein, da sind gar viel treulose Bauern, die wollen mir nur den Weg vermauern. Darum will ich sie nicht lassen schlichten. Wer diesen Krieg will verrichten, der muss ein gewaltiger Mann sein, Kaiser Friedrich nimmt sich das nicht an. Er heisst kein Recht darum besetzen, und lässt mich schmähen und hetzen und mich armen Wolf blenden. Darum will ich hin und her pfänden, wen ich erschleichen mag, er sei arm oder reich."

185. Das was des wolffs clag
Die er hett vor jehnem hag.
Keyner sprech: „gee hereyn."
Ein wolff musz gar lang ungessen sein,
Pisz einer sprech: „see hin den praten
190. Untz dich got wöll mer beraten."
Ein wolff sucht vil manchen list,
Merkt wenn er hungerich ist,
und gar gern vol wer
Schreibt uns Cristannus Awer.

XLI.

Rathsversammlung der Thiere.

Dieses kleine niederdeutsche Gedicht von 86 Versen steht bei Brun's: „Romantische u. a. Gedichte in altplattdeutscher Sprache" S. 131 bis 140, und seine Abfassungszeit dürfte wohl das XIV. Jahrh. sein. Ausser dem Löwen, als König, dem Wolfe und Fuchse treten fast keine vierfüssigen Thiere auf, nur noch das Einhorn, sonst lauter Vögel. Ob Umke, V. 37, für Unke = Schlange steht, ist mir noch nicht wahrscheinlich. Alle Thiere geben ihren Rath in zwei Zeilen, nur auf den Pfau kommen sechs und auf das Einhorn vier; allein hier möchten wohl Thiernamen ausgelassen sein. Der Inhalt der Rede bedingt das bei beiden nothwendig, wenn man auf die Bedeutung Rücksicht nimmt, welche jene Thiere in der Fabel haben.

Koning. To hove sint gi hir laden,
dat gi uns dat beste raden.
Arn. Wes, here, mit rade milde,
so en wert die êre nummer wilde.
Valke. Swummet, here, umme tucht
van der erde ho in de lucht.
Swan. Wultu hebben koniges namen:
du scalt di boser lude schamen.
Havik. Dinen vient scaltu klemmen,
10. wedder dinen frunt nemede gremmen.
Foysan. We di myt truwe mene,
den hebbe lef, he si grôt edder clene.

König. Zu Hofe seid ihr hier geladen, dass ihr uns das Beste rathet. — Adler. Sei, Herr, mit Rathe mild (sei gnädig), so wird dir nie die Ehre fehlen. — Falke. Schwebe, Herr, um der Zucht willen, von der Erde hoch in die Luft — Schwan. Willst du Königes Namen haben, so sollst du dich böser Leute schämen. — Habicht. Deinen Feind sollst du klemmen, wider deinen Freund niemals grimmig sein. — Fasan. Wer es treu mit dir meint, den habe lieb, er sei gross oder klein. —

Sperwer. Wes, here, in dogeden wis:
dat is wol der vorsten pris.
Sedik. Undersceden to allen dingen,
dat mach di wol to êren bringen.
Blavot. Grote leflikea dinen vrunt:
dat fromet di to aller stunt.
Tritteldave. Enes dinges si wis:
20. truwe unde êre to lovende is.
Bomvalke. En ding rade ek diner êre:
lat de valschen rede mere.
Isenbort. Ek rade di, here koning,
vorchte got boven alle ding.
Swenseken. Nim dat beste an dinen môt:
meret êr arch, wan gut.
Lercke. Lat dor leve denen dik
mer, wan dor vorchten, rade ik.
Drosele. Wes, here, dinen lüden gut,
30. wultu vor scaden sin behut.
Goldamer. Dit ret itlik in dinem lande,
dor sin vordel alle stande.
Ertseken. Richte nicht over alle clage:
merke, we di wâr sage.
Sisik. Gnedich scaltu bi richte sin:
dat stet wol den êren din.
Umke. Wen di arme lude clagen,
den scaltu richten unvorsagen.
Berkhane. En dink si di gelert:
40. hebbe dogenthafte lüde wert.
Struss. Du en salt nicht sorgen:
trorent si di vorborgen.

Sperber. Sei, Herr, durch Tugenden weise (ausgezeichnet), das ist wohl der Fürsten Preis. Papagai (Sittich). Unterscheiden in allen Dingen, das mag dich wohl zu Ehren bringen. — Blavot (?). Grüsse lieblich deinen Freund, das nützet dir zu jeder Zeit. — Turteltaube. Eines Dinges sei gewiss, Treue und Ehre ist zu loben. — Baumfalke. Ein Ding rathe ich deiner Ehre, lass die unwahren Reden gänzlich. — Isenbort (?). Ich rathe dir, Herr König, fürchte Gott über alle Dinge. — Bachstelze. Verlass dich am meisten auf deinen Mut, vermehret ehr das Böse als das Gute. — Lerche. Lass dir mehr aus Liebe denn aus Furcht dienen, rathe ich. — Drossel. Sei, Herr, deinen Leuten gut, wenn du vor Schaden behütet sein willst. — Goldammer. Dir rath jeglicher in deinem Lande, um seines Vortheils willen jeder Stand. — Ertseken (?). Richte nicht über alle Klage, merke, wer dir die Wahrheit redet. — Zeisig. Gnädig sollst du bei dem Gerichte sein, das steht deiner Ehre wohl an. — Umke (?). Wenn dir arme Leute klagen, denen sollst du Recht sprechen unweigerlich. — Birkhahn. Ein Ding sei dir gelehrt: halte tugendhafte (ausgezeichnete) Leute werth. — Strauss. Du sollst nicht sorgen; Trauren sei dir verborgen. —

Pawe. Ik bin van nature clar;
des nym an my war.
[?] Noch clarer is dat clet,
dat mit dogede wert angelet.
[?] Na den loven du nicht scalt leven,
dar du de sele motest umme geven.
Enhorn. Du scalt kuscheit plegen:
50. so machstu in êren sterven.
[?] Dar is jo de valscheit myn:
to de lochteren siden, here, ik bin.
Chuz. Et allene, wat du hest,
bidde nimmer nenon gast.
Raven. Roven unde stelen,
dat scaltu wetten unde helen.
Wige. Nym ogen scelke in dinen rat:
laten dek alleyn, sent se quat.
Kivit. Te di van den lûden:
60. dat vromet di, kanstu di behûden.
Wedehoppe. Seet, here, in myn nest:
unrenichet is aller best.
Nachtegale. Du scalt nicht de lûde vlên,
de spreken künnen, wat se sên.
Stork. Du en scalt nicht vorsman,
wat di kan dorch de stroten gan.
Specht. We di mest erwerven,
den scaltu allererst vorderven.
Sthare. We kann vorraden unde melden,
70. den lat des nicht entgelden.
Wagestert. Do den lüden guten wan:
lat de tyt so hen gan.

Pfau. Ich bin von Natur klar: das nimm an mir wahr. (Ist doch wohl Aeusserung des Stolzes, also etwa: ein Fürst braucht weiter kein Verdienst als seinen Stand.) — *[?] Noch klarer ist das Kleid, welches mit Verdienst angelegt wird. — [?] Nach dem Glauben sollst du nicht leben, dafür du müsstest die Seele geben. — Einhorn. Du sollst Keuschheit pflegen: so magst du wohl in Ehren sterben. — [?] Da ist nun die Falschheit mein (Sinn): ich, Herr, bin auf der Huren Seite. — Ghuz (Gans?). Iss allein was du hast, bitte nimmer einen Gast. — Rabe. Rauben und Stehlen, das sollst du wissen und hehlen. — Weihe. Nimm offenbare Schalke in deinen Rath, sie lassen dich allein, sind sie misslaunig. — Kibitz. Entzieh dich den Leuten, das nützt dir, kannst du dich behüten. Wiedehopf. Seht, Herr, in mein Nest, Unreinlichkeit ist das allerbeste. — Nachtigall. Du sollst nicht die Leute fliehen, welche sagen konnen, was sie sehen. — Storch. Du sollst nicht verschmahen, was dir kann durch die Kehle gehen. — Specht. Die dir das Meiste erwerben, die sollst du zuerst verderben. — Staar. Wer verrathen und angeben kann, den lass das nicht entgelten. Wagestert (?). Erhalte die Leute bei guter Laune und lass so die Zeit hingehen.

Sperlik.	Du en-kanst nicht genesen,
	du motest en schalk wesen.
Kukkuk.	Enes dinges si wis:
	Boshet scadet to êren nicht.
Gos.	Wes vul unde trach
	vormit alle ungemach.
Wulf.	Nym dines vromen ware:
80.	vrage nicht, wur de sele vare.
Kron.	Kundichliken scaltu gan:
	de armen scaltu vorsman.
Wachtel.	Du scalt der lüde boshet proven:
	dek alle tyt darinne oven.
Vos.	Wultu hebben vrede,
86.	lat reyneken lopen mede.

Sperling. Du kannst nicht bestehen, wenn du nicht ein Schalk bist. — Kukuk. Eines Dinges sei gewiss, Bosheit hindert nicht, zu Ehren zu kommen. — Gans. Sei voll (= iss dich satt) und trage danach jedes Ungemach. — Wolf. Nimm deines Vortheils wahr und frage nicht, wie die Seele fahre. — Kranich. Mit Schlauheit sollst du handeln und die Armen verschmahen. — Wachtel. Du sollst der Leute Bosheit erproben und dich allezeit darin üben. — Fuchs. Willst du Frieden haben, so lass Reinecken auch mit laufen. —

XLII.

Der Froschmäussler,

von Georg Rollenhagen.

Georg Rollenhagen war zu Bernau in der Mittelmark am 22. April 1542 geboren. Er besuchte die Schulen zu Prenzlau, Mansfeld, Magdeburg und Wittenberg und erwarb nur kümmerlich seinen Unterhalt. Er studierte Theologie, ward 1563 Rector in Halberstadt, erlangte einige Jahre später die Magisterwürde in Wittenberg, ging dann nach Braunschweig und Goslar und wurde 1575 Rector an der Stadtschule in Magdeburg, als welcher er nach vielfachen körperlichen Leiden starb im J. 1609. Von seinen deutschen Schriften sind hier zu erwähnen:

Vier Bücher wunderbarlicher, unerhörter und unglaublicher Reisen *Alexandri M. Plinii secundi, Luciani* und *S. Brandani*, durch Luft, Wasser, Land, Hölle, Paradies und den Himmel; —

und sein berühmtestes Werk, welches hier des weitern zu berücksichtigen:

Froschmeuseler, der Frösch und Meuse wunderbare Hofhaltung, der fröhlichen auch zur Weysheit vnd Regimenten erzogenen Jugend zu anmuthigen, aber sehr nutzlichen Leer aus den alten vnd Reymdichtern, von vieler zahmer und wilder Thiere Name vnd Eigenschaft Bericht. In dreyen Büchern. Magdeburg 1595, 8. 1596, 8. 1600, 8. Frkfrt. 1683, 8. Leipz. 1730, 8.

Eine Nachbildung dieses Werkes ist: „Der neue Forschmäusler“ von Stengel. Köln 1796. Auszugsweise bearbeitet ist das Rollenhagensche Gedicht durch Karl Lappe, Stralsund 1816.

Rollenhagen wurde zu diesem Gedichte veranlasst durch die Vorlesungen, welche der Doctor der Medicin und Professor der griechischen Sprache, Veit Ortel von Winsheim, als 65jähriger Mann zu Wittenberg im J. 1566 über Homer's *Batrachomyomachie* hielt. Einige der Studenten, um ihrem Lehrer eine Freude zu machen, bearbeiteten das Gedicht lateinisch, französisch und deutsch,

Rollenhagen in vorliegender Art. Seine Arbeit fand besondern Beifall, und der leutselige Professor gab dem Jüngling schriftliche Anleitung: „Wie man die Rathschläge von Regimenten und Kriegen, nützlich hineinbringen und also eine förmliche deutsche Lection, gleichsam eine Contrafactur dieser unserer Zeit, daraus machen könnte.“

Das Gedicht hat ungefähr 10,000 Verse und wird hier nur kurz seinem Gange nach, nebst ein paar Hauptstellen, angegeben werden können, da es über den eigentlich gesteckten Kreis hinausgeht, jedoch der Vollständigkeit wegen, so wie der nachfolgende Mückenkrieg, nicht übergangen werden sollte.

Das Erste Buch.

Von dem Haufzstande und Privat-einsamen Leben. Auch von verschmitzter Leut Hoffpractiken, alles in der Mäuse, Katzen und Füchse Sachen vorgebildet.

Aesopische Historia. Defz Froschmäuselers.

Das Erste Buch.

Sehbald Baufzback der Frösche Kunig, und seine Hoffdiener, halten an ihrem See einen frölichen Meytag, mit allerley Ritterspiel und Kurtzweil, und weil Bröseldieb, defz Mäusekönigs Parteckenfressers, und der Königin Leckmüllen einiger Sohn, aufz seiner Jaget ungefehr anlanget, daselbst in der Hitz seinen Durst zu leschen, von ihnen ersehen, zu ihrer Gesellschaft genötigt, von dem Könige und seinen Hoffleuten statlich empfangen, auch umb sein Geschlecht und Standt gefraget wird; rühmet er sein Königlich herkommen, und dafz er zwar weise, grossmütig und stark, aber dennoch den Mäusefallen, Katzen und Falken zu einfältig, und mit seinem Standt wol zufrieden bleibe. Welches denn dem Froschkönig wolgefält und sagt, es sey eine sonderliche Tugend, dass man sich seinen Beruff gefallen lasse, erzehlet auch, wie Ulysses Diener dz nicht haben thun kōnen. Darauf Bröseldieb ferner der Stadt- und Feldmaufz-Gastung erzehlet. Und als der Frosch-König aufzführlichen Bericht von der Mäuse Feinden begehret, sagt Bröseldieb erst von den betrieglichen Mäusefallen und mörderlichen Gifft. Insonderheit aber klaget er über Murner die Katzen, wie er unwissend ehemahls der in die Klauen gerathen wäre, wo ihn seine Frau Mutter nicht verwarnet hätte, welche denn unter andern ihn berichtet, wie Murner wäre aus einer untreuen Menschen-Bulerin zur Katzen worden, und den Haufzhanen Riechwetter hätte fressen wollen. Und obgleich Reinickfuchs sich von tausend Künsten rühmete, und von Niemand denn

von den Bergembsen, Hürten und Partithändlern, item, von dem Alchymistischen Goldkefer und Schatzgräber aufz Geitz betrogen, und von der Bäuerin wegen der Hünerlust bey Nacht erschlagen wäre: So wäre ihm doch der Murner mit Verstandt, List und Kunst in vielen stücken überlegen, also dafz er aus Arglistigkeit sich auch todt gestellet, und seinen Bruder Seumezeit und Schwestern sampt andern Mäusen ermordet und gefressen hätte. Zuletzt sagt er auch von dem Wiesel- und Falcken-Geschlecht, was ihnen die zu Leyde thun, und wie er sich in solchem Unglück tröste.

Das ist das Erste Buch.

Die Lehre ist, dafz man in gemeinem Leben und Haufzhaltunge Gottfürchtig, Fleifzig, Gutthätig und Fürsichtig seyn solle, mit seinem Stand vorlieb nehmen, und sich am Geringen genügen lassen: So dürffte man nicht wider Gewissen handelen, und grossen Betruge und Gefährligkeit unterworffen seyn. Denn wie S. Paulus schreibet, 1 Timoth. 6. Es ist ein grofzer Gewinn Gottseligkeit, und ein Herz, das ihm genügen lässet. Denn die reich werden wollen, fallen in des Teuffels Stricke.

Das Erste Theil.

Von der ersten Kundtschafft des Mäuse-Königes Sohns Bröseldiebes, mit dem Frosch-König Baufzbacken und ihrer Hoffhaltunge.

Das erste Capittel.

Kurtze Summe und Inhalt des gantzen Buchs.

Das Hoffhalten, die Feind und Macht,
Das Blutbad, und erschrecklich Schlacht,
Der Mannhafften Frösch- und Mäus-Helden
Wil ich in diesem Buch vermelden.
5. Gott verleih darzu Rath und Gnad,
Dass es zur Lehr und Lust gerath.
Ihr freyen Schulkünst allgemein,
So der Poeten Musae seyn,
Tret auch herzu und steht mir bey,
10. Dafz ich, was nütz und lieblich sey,
Weifzlich bedenck, Künstlich auffzeich,
Des euch zur Ehren auch gereich.
Denn weil ihr seyd Jungfräwlein zart,
So bleibt ihr stets fröhlicher Arth,
15. Seht nicht ernstlich saur alle Stund,
Sagt oft wahr mit lachendem Mund,
Damit im Schertz die gute Lehr,
Bei der Jugend schafft desto mehr.
Lasset die auch etwas Weifzheit
20. Allhie lesen in Fröligkeit.

Und an Fröschen und Mäusen sehen,
Wie es pflegt in der Welt zu gehen,
Wie kans besser seyn denn dafz Musen.
Einmahl reden von den Frösch und Mäusen.
25. Vnd ihr junge lustige Knaben,
Die Lust zu erbar Kurtzweil haben,
Und suchet gern bey allen Sachen,
Dass ihr in Freuden habt zu lachen.
Wollet den Reymen ohn beschweren,
30, Mit gutem Nachdencken zuhören.
Sol euch ohn zweiffel mehr Nutz schaffen,
Denn alles Narrenspiel der Affen,
Der man auch wol zu lachen pflegt,
Obs gleich nicht viel in Beutel trägt.
35, Die Alten aber, die ihr Lehr,
Mit ernsten Pochen machen schwer,
Und keine Schertz mehr leiden wollen,
Difzmahl ihr Urlaub haben sollen.
Ein wenig treten uberseit,
40. Wollen sie hören ander Zeit,
Wenn uns die Nasn auch worden blaue,
Und Haar und Bart gefärbet graue.
Odr noch wol eh zu guter Stund.
Wermuth ist nicht immer gesund.
45. Man trinckt auch wol ein neuen Wein,
Und leckt ein frischen Honigseim,
Damit sich die Natur verneue,
Was täglich ist bringet Abscheue.
Wie auch der alten Meister Trutz,
50. Der Wechsel ist voll Lust und Nutz.
Und macht zur Arbeit munter Hertzen,
Darzu dienet difz unser Schertzen.
Dafz wir in Gottes Namn anfangen,
Also ist der Handel angangen.

Das ander Capittel.

Von Bröseldiebes, des Mäuse-Königs Sohns, Kundschafft mit dem Frosch-König.

55. Da Aschanes mit seinen Sachsen,
Aus den Hartzfelsen ist gewachsen,
War mitten in dem grünen Wald,
Ein springendes Brünlein süfz und kalt,
Das an den Falckenstein herflofz,
60. Sich in ein grofzen See ergofz,
Und da am warmen Sonnenschein,
Wässert viel Bäum und Blümelein,
Viel Frösch und Fisch, viel Krebs und Schnecken,
Das Rohr wuchs wie die Haselstecken,
65. Bey Narrenkolben, Schilff und Weyden,
Bey Kräutern schwer zu unterscheiden.
Als obs das Schilff-Meer selber wär,
Dadurch Moyses führt Gottes Heer.

Dass nicht allein die Nachtigal,
70. Da sang, das klang in Berg und Thal,
Sondern das Rohrsperling und Grafzmusch,
Und ander mehr im finstern Busch,
Ihr Nest und Wohnstedt so besungen,
Und die Stimmen gegen Himmel klungen,
75. Dass im Wasser der Widderhall,
Sein Antwort gab mit Freudenschall.
Daselbst von vielen alten Jahren,
Die Frösch der Herrschafft mächtig waren,
Das Sehebold Baufzback wol gedacht,
80. Hoff hielt mit Königlichem Pracht,
Und der gantzen Frösch Nation,
Auch unterthan was seiner Kron.
Wie nun anfieng der grüne Mey,
Wolt der König von Sorgen frey,
85. Mit seines Hofes Dienern all,
Ein Freudenspiel halten einmal:
Und satzt sich aus dem Sonnenschein,
Besonders hin von der Gemein,
Auff ein Hügel mit grünem Mofz,
90. Ueberwachsen, schönweich und lofz,
Dass die Bachmüntzen und Poley,
Auch Schatten gnug machten dabey.
Und liess für ihm seine Trabanten,
Und die seine Herrschafft erkannten,
95. Sich da üben im Ritterspiel,
Da kurtzweil auch treiben gar viel,
Mit Wassertreten, untersincken,
Mit offnem Maul, doch nicht vertrincken:
Ein Mück in einem Sprung erwischen,
100. Künstlich ein rotes Würmlein fischen,
Auff gradem Fufz auffrichtig stehen,
Und also einen Kampff eingehen;
Einander mit tanzen und springen,
Im grossen Vortheil überwinnen.
105. *Etlich* die Unterleffs auch hingen,
In See, und fingen an zu singen:
Sol, fa, ut, ut, sol, fa, sol, ut,
Concordia ist zu allen dingen gut.
Zu guter Stundt sind Alt und Jung,
110. *Concordia* klunckerlekunck.
Dazu quackten im nassen Grafz,
Etlich den untersatzten Bafz.
Fürwahr ein Thor derselbig war,
Der selber aufzstundt all Gefahr,
115. Denn dass er *Concordiam* bewahrt,
Veracht Coard, Morr, Moarx, Marquard:
Die andern den zuwider thaten,
Ans Ufer aufz dem Wasser traten,
Damit sie zu den andern fiengen,
120. Die Regalstimm köndten einbringen,

Rieffen das hat gethan gar gecksch,
Krachs, Wrecke, Vki, Kekechs,
Ryller, Tryller, Kulo Tulunck,
Das beklaget sich alt und jung.
125. Zerrten so mit dem Wasserklanck,
Die Waldvöglein zum Kampfgesang,
Dafz man durch Wassr und Wald difz Krachen,
Ein wunder Freudensaal hört machen.
Wie Jung Gesellen zu Sommerszeit,
130. Am Wasser und Wiesen suchen Freud.
Wie auff den Schulen die Studenten,
Baden, und tauchen gleich den Enten,
Schwimmen künstlich, wie Gänfz und Schwanen,
Fischen, fahren im Schiff und Kanen.
135. Fechten, schlagen Ball, springens Kleid,
Wissen von keiner Traurigkeit.
Singen auch ihre vielstimmige Reyen,
In Pfeiffen, Zithern, Lauten, Geygen,
Fein kunstreich nach der Musen Arth,
140. Kein frölicher Volck gefunden ward.
Also thaten die Fröschlein auch,
Hielten ohn Sorg ihr Spiel und Brauch.
Wie selig war die güldne Zeit,
Da in der gantzen Welt die Leut
145. Lebten in Fried und Frölichkeit,
Also ohn alles Hertzeleid.
Indem aber die Wasserkind,
Also auffs Spiel bestürtzet sind,
Und die Sonne von oben rab,
150. Nunmehr den kürtzten schatten gab,
Aber die allergröste Hitz,
Stiefz aus des Himmels Mittelspitz,
Kam aus dem Wald ein kleiner Mann,
Hat ein schön weifzes Peltzlein an,
155. Rote Korallen umb den Halfz,
Ein Leibgürtel vergüldet als,
Und führt ein Schwäntzlein als ein Schwerd,
Trabet hereiner wie ein Pferd,
Und ging den andern allen für,
160. Denn es folgten noch andre vier,
Mit Aschfarben Peltzelein,
Solten seine Trabanten seyn.
Der eilet durstig zu dem See,
Denn der Sonnen Hitz that ihm weh,
165. Und sprang zum Wasser ab vom Land,
Lehnet sich auff die lincke Hand,
Neigt das Haupt, dafz sein kleiner Bart
Voll Wassers als voll Perlen ward,
Weil er ihn gar ins Wasser steckt,
170. Und dasselbig so geitzig leckt,
Als wenns Zucker und Honig wär,
Das Zünglein wand sich in die quer,

Wischet das Näfzlein und den Mund,
So weit es den abreichen kund,
175. Und schmatzet wie die kleinen Kind,
Wenn sie an der Mutter Brust sind:
Wie schmeckt mir das Wasser so süfz,
Sprach das Mäufzlein, wie ein Milchmufz,
Wenn mans mit dem Durst wurtzen mag,
180. Wie ich gethan hab diesen Tag.
Nun glaub ich, dafz Darius spricht,
So wohl hab ihm geschmecket nicht,
Was er sonsten sein lebenlang
Zuvor, und hernach afz und trank,
185. Als das trüb Wasser so in der Flucht,
Sein Durst zu leschen ward gesucht.
Das sah und hört ein Frosch von fern,
Fuhr ab zum König seinen Herrn,
Saget, dass aufz dem Wald ins Rohr,
190. Fünff Männlein wären gangen vor,
Als obs der kleinen Zwerglein wären,
Ihr vier nandten den fünfften Herren,
Der hätt ein Westerhembdlein an,
Zwar klein, aber ein schöner Mann,
195. Trugen all Türkisch Knebelbärth,
Auch Ohren als ein mutig Pferdt,
Und Händlein wie der Menschenkind,
Wust nicht woher sie kommen sind.
Das Wasser würd ihn sehr wol schmecken,
200. Soviel als sie desselben lecken.
*D*er König schickt Grünrock zu sehen,
Und starker Trabanten achtzehen,
Wärn sie feind, solt er sie gleich fangen,
Wo er sie anders möcht erlangen.
205. Wären sie aufz der Nachbarschafft,
Ankommen in Lieb und Freundschafft,
Solt er sie zum Gespräch herbitten,
Wären bei ihm gar wol gelitten.
*S*ie sprungen ab zum See in eil,
210. Schossen hinaufz gleich wie die Pfeil,
Ihren Kundschaffer immer nach,
Zu verrichten befohlne Sach:
Bald ward Grünrock der fünff gewahr,
Sprach, diese Reise ist ohn Gefahr,
215. Es sind Mäufzmännlein, wie ich sehe,
Ohn dafz eins weifz ist als der Schnee.
Das bin ich bey ihm ohngewohnt,
Schaut wol dafz ihr derselben schont,
Und ihrer keinen thut ein Leid,
220. Ehe denn wir hören gut Bescheid.
Last mich sie erstlich sprechen an,
Ich wil gar bald prüfen den Mann.
*D*em Männlein difz ein Wunder war,
Was doch bedeut der Frösche Schaar,

225. Die so Rottenweifz herzu kämen,
Sein Diener wolten die Flucht nehmen,
Das wolt das Herrlein nicht gestehen,
Sondern zuvor den Aufzgang sehen.
Wie nun die Frösch ans Ufer kamen,
230. Aus dem Wasser den Aufftritt nahmen,
Trat das Herrlein muthig hinan,
Sprach, Ho glück zu mein lieber Mann,
Ich bin an euerm See ankommen,
Hab ein frisches Trüncklein genommen,
235. Weil ich durstig war von der Jagt,
Und hätt doch gern kundschafft gefragt,
Wie es doch nur immermehr käm,
Dafz ich euer keinen vernehm.
Vermeint ihr hätt ein Traurigkeit,
240. Klaget beisammen euer Leid.
Nun seh ich ja, dafz ihr difzmahl,
Frisch und frölich ankommet all.
Dessen ich mich sampt euch erfreue,
Und euer Ankunft gar nicht scheue.
245. Kan ich euch für den Wassertranck,
Wiederumb erzeigen einen Danck,
So thue ich das ohn all Beschwern,
Wol euch zum Ehren dienen gern.
Danckbarkeit ist eine schöne Tugend,
250. Zieret das Alter und die Jugend,
Wen man undanckbar nennen kan,
Dem hangen alle Laster an.
Der Grünrock sampt seinen Gefehrten,
Mäuler und Augen weit auffsperrten,
255. Verwunderten sich über die Red,
Die das weifze Pelzmännlein thät:
Und sprach, Gnad Herr wir sind ankommen,
Dafz unser König gern vernommen,
Eur Ehrnveste Gegenwart,
260. Begert in Gnadn, wolt unbeschwert,
Euch nennen, und ihr Majestät
Besuchen, dafz sie jetzt der stätt,
Am Ufer erwartet der Ansprach,
Es ist ja eine ehrliche Sach.
265. Dafz aber auch unser Sehetrunck.
Wolgeschmackt ewren Hertzen jung,
Hören wir, und gönnens euch gern,
Fordern dafür auch kein Verehrn.
Denn wie die Sonn und Lufft ist gemein,
270. Sol auch der Tranck des Wassers seyn.
Dafz unsre Voraltern für Jahren,
Mit ihren grofzen Leid erfahren.
Nur dafz ihr seyd unser Freundschafft,
Haltet getreue Nachbarschafft.
275. Das Männlein sprach, ists wie ihr sagt,
Dafz euer König mein Namen fragt,

Und mich selber wil reden an,
So wil ich mit euch zu ihm gahn,
280. Führt mich nur hin zu Land mein Strafz,
Im Wasser weifz ich keinen Pafz;
Denn ich bin des Mäufzkönigs Sohn,
Hab daheim mein Scepter und Kron,
Dass ihr aber so gar freundlich
Itzt gegen mir erzeiget euch
285. Ich gar zu grofzen Danck annehm,
Hab dafür jtzt kein Gab bequem,
Ohn etliche früereiffe Kirschlein,
Die schenck ich nun euch in gemein.
Die hab ich auff der Jagt erstiegen,
290. Die abgefallen lassen liegen.
Der Kern taug in der Kirschen nicht,
Die man nicht mit der Hand abbricht.
Ich hab auch süfz Erdbeer dabey,
Nim ein Händlein voll oder drey;
295. Damit griff er seinem Trabant,
In die weite Tasch mit der Hand,
Und both ihm die Verehrung dar.
So bald die Frösch wurden gewahr,
Die schöne rothefarbe Beern,
300. Kont sich das Herrlein kaum erwehrn,
Dafz sie ihm die Hände erschnapten,
So geitzig sie alle zutapten,
Und danckten für die Mildigkeit,
Erboten ihre Dienstbarkeit.
305. *W*eil sie also die Beerlein schlungen,
Hat sich die Post zurück geschwungen,
Und dem König vermeldet schon,
Dafz ankähm des Mäufzkönigs Sohn.
Darumb gieng der König herfür,
310. Bifz an desselben Ufers Thür.
Dafz er ihn ehrlich wolt empfangen,
Neben und hernach kam gegangen,
Der Hoffediener grofze Schaar,
Des Gastes all zu nehmen wahr.
315. Wie der Priester Jaddus verwegen
Dem Alexander gieng entgegen,
*D*er jung König als er gesehen,
Den Froschkönig zu ihm angehen,
In seinem grünen Sommerkleid,
320. Mit Goldbremlein zu jeder Seit,
Und Augen wie die Morgenstern,
Schön herfür gleissen in der fern,
Dazu den buntfleckten Hauffen
Der Frösch, die all kamen gelauffen,
325. Wie im Herbst Rottenweifz die Krahen,
Wenn sie am späten Abend sahen,
Reinicken Fuchs zu Felde liegen,
Mit eim Geschrey herumbher fliegen,

Entsetzt er sich erst wol etwas,
330. Dafz er gemacht keinen Verlafz,
Mit seinen Dienern, die gar bald
Auch kommen würden aus dem Wald.
Wo sie ihn doch ansprechen solten,
Wenn ja die Frösch untreu seyn wolten.
335. Er gedacht aber, es ist Unehr,
Dafz ein König verzaget wär.
Du wilt hintreten ohne Scheu,
Des Manns Gegnwart schreckt wie ein Löw,
Und braucht damit höfflich Geberd,
340. Wands Angesicht züchtig zur Erd.
Fast mit der rechten Hand die Brust,
Und neiget sich wie er wol wust.
Nachmals Credentzt er ihm den Stand,
Dieselbe seine rechte Hand.
345. Gab sie dem König, der zuvor,
Sein Hand ihm da anboth empor.
Und sprach, bifz willkomn, lieber Gast,
Setz dich daher zu mir in rast,
Und ruh wol aus die Mattigkeit,
350. Deine Reifz ist ohn zweiffel weit.
Denn ich dich zuvor nie erkant,
Damit nahm er ihn bey der Hand,
Und setzt sich neben ihm ins Grafz,
Da das weiche Mofzpolster was.
355. Das Männlein sich in Ehren wehrt,
Setzt sich doch endlich auf die Erd.
Die Diener warten auff von fern,
Wollen ihr Wort anhören gern,
Wie auch die Fröschlein allesamen,
360. Mit grossen Drang heranher kamen.
Dafz für getümmel an dem Ort,
Niemand höret sein eigen Wort,
Der König aber gab ein Zeichen,
Dafz sie plötzlich all musten weichen,
365. Und jederman zur seit abgehen,
Nur vier Trabanten blieben stehen.

Das 3. Cap. Bröseldieb rühmet sein Geschlecht und Weifzheit. — 4. Br. rühmet seine Mannheit, Stärck und Ansehen. — 5. Baufzback lobet, dafz Br. sein Mäufz-Geschlecht ehrlich hält, und erzehlt, was sich mit des Ulysses Gesellschaft bei der Circe zugetragen habe. — 6. Ulysses fraget seine verwandelte Diener, ob sie wieder wollen Menschen werden. — 7. Ulysses lässet seine Diener wieder zu Menschen machen. — 8. Circe begehrte Ulyssem zum Ehegemahl, aber vergeblich. — 9. Bröseldieb sagt, wie die Stadtmaufz zur Feldmaufz sey zu Gast gekommen. — 10. Die Feldmaufz gehet in die Stadt zu Gaste. — 11. Von der Fröschen Feinde. —

Der Ander Theil.

Von der Mäuse Gefahr und Feinden, Insonderheit von Murners der Katzen Geschwindigkeit.

1. Cap. Bröseldieb klaget über die Mäusefallen. — 2. Bröseldieb sagt, wer Murner sey. — 3. Wie der Murner aufz einer schönen Jungfrau zur Katz worden. — 4. Beschreibung des Haufz-Propheten. — 5. Riechwetter sagt den Murner eine Historia von einem Official und Pfarrer. — 6. Murner wird Reinicken Gevatter, und offenbaret ihm seine einige Nothkunst. — 7. Reinick verspricht Murners einige Kunst und rühmet seinen Sack voll. — 8. Reinick betreugt Hippocras den Raben umb den Käfz. — 9. Reinick erwürgt des Haufz-Propheten Grofzvater. — 10. Reinick bringt Petz den Beeren mit dem Manthiere zum Kampff. — 11. Reinick bringt Petzen zum Honigbaum, dafz er dabei erschlagen wird. — 12. Reinick dient auf seinen Nutz und ander Leut Schaden. — 13. Reinicke berichtet, was seines Vaters Seele macht. — 14. Wie Reinick von den Bergembsen betrogen wird. — 15. Wie ein Alch[illegible]istischer Goldkefer sich bei Reinicken anwirbt, und der Philosophen Stein machen lehret. — 16. Von mancherley Alchymistischen Goldmachen: und wer sich dessen gebraucht habe. — 17. Wie Reinicken das Goldmachen gerathen ist. — 18. Der Meeraff wil Reinicken Weibe Schätze graben. — 19. Eins Bauern und Haselwurms Uneinigkeit, v[illegible] der Welt höchstem Dank. — 20. Reinick hört des Haselwurms Antwort auf des Bauern Bericht. — 21. Reinick findet das Urtheil zwischem dem Bauern und dem Haselwurm. — 22. Reinick vertrauet des Bauern Zusag, und bekömpt darüber der Welt höchsten Lohn. — 23. Murner's eine Kunst ist besser, denn Reinicken gantzer Sack voll. — 24. Murner ist Reinicken Arzt. — 25. Murner betreugt die Mäuse mit seinem Todtliegen. — 26. Bröseldieb klaget über den Wiesel und Falcken, und rühmet seine Gedult.

Das Ander Buch.

Von Bestellung des Geistlichen und Weltlichen Regimentes, in der Frösche Rahtschlägen vorgebildet.

Proverb. XVI. Des Menschen Hertz schläget seinen Weg an, aber der Herr allein gibt, dafz er fortgehe.

Inhalt des andern Buchs, genandt Froschmäuseler.

Folgendes kurtzweilig Gedicht,
Ist bedächtig so zugericht,
Dass man sehe, was Menschen-Kinder
Berathschlagen mancherley Wunder,
5. Wie sie gern nach ihrem Kopff wolten,
Dass die Regment bestellt seyn solten.

Wie sie die Obrigkeit versprechen,
Der bösen Untugend herrechnen,
Der frommen Tugend gar vergessen,
10. Den Nutz mit eitel Schaden messen.
Und geht doch nicht nach ihrem Rath,
Sondern wies Gott geordnet hat.
Und wenns gleich Gott auch läst geschehen,
Und gar nach ihrem Willen gehen,
15. So gräth es doch nicht solcher Arth,
Wie es zuvor gemeinet ward.
Gott und Weifzheit machts gar allein,
Dafz Regiment beständig seyn.
Es pflegt aber also zu gehen,
20. Dafz grofz Verenderung geschehen,
Wenn Kirchenlehr verändert wird,
Ob sichs gleich wol odr nicht gebürt.
Wie man sonst spricht, in Gottes Namn,
Fange sich alles Böses an.
25. Dieweil man aber Herren-Kinder
Nicht so erziehn sol wie die Rinder,
Sondern noch jung dazu gewehnen,
Dass sie die Regiment erkennen,
Lernen wie der Leut Urtheil gehen,
30. So alles aufzwendig ansehen,
Nicht bedencken der Sachen Grund,
Was davon sagt der Weisen Mund,
Und wollen doch nichts ernstlichs lesen,
Es däucht sie ein langweilig Wesen,
35. So ist an den Kindischen Tandt,
So viel Müh und Arbeit gewandt,
Dafz man daraus Spielweifz solt sehen,
Wie der Welt Reich und Rathschläg gehen,
Und wie sie auch billich gehn solten,
40. Obs junge Herren lesen wolten,
Und etwas nützlichs daraus fassen.
Tugend lieben, Untugend hassen.
Denn difz ist des Reimdichters Ziel,
Dafz er zwar Fabeln schreiben wil,
45. Und damit eine Kurtzweil machen,
Der man in Freuden hab zu lachen,
Aber dennoch lehre was lieb und werth,
Und gut ist zum Leben auf Erd.
Gott geb hiezu auch seine Gnad,
50. Dafz wolgemeinet wol gerath.

Aesopische Historia des Anderen Buchs.

Im andern Buch sagt der Frosch-König Baufzback des Mäuse-Königs Sohn Bröseldieben von seinem Königreich, was es damit für einen Zustand habe. Dafz sie anfänglich ihren Eltern und keinem Könige seyn unterworffen gewesen. Als aber die Welt böser geworden, ihr Priester Beyfzkopff sich für einen König aufgeworffen, und sie umb

Freyheit, Güter und Seel bringen wollen, darüber ihm der Elbmarx aus Gottes Wort widersprochen. Und dahero haben sie aus noth, von Bestellung der Regierung im Weltlichen Regiment einen Reichs- und Rathstag halten müssen.

Damals sey Fürst Krumruckers Bedenken gewesen, man solle keinen König wehlen, dieweil die Könige gemeinlich auff Pracht und Tyranney fielen. Es wäre besser, dafz man zu Wiederbringung und Erhaltung voriger Freyheit, den Beifzkopff der Weltlichen Herrschafft entsetzet, und ein jeder Fürst, Graff und Herr, nach seinem eigenem Recht und Willkür regierete. Dafz auch eine jede Stadt und Dorff seine eigene Obrigkeit wehlete, und sie auff den Nothfall alle mit gesambter Hand den Feinden widerstunden. Welche Art des Regiments die Griechen *Democratiam*, das ist Allemanns Regiment nennen.

Fürst Grauekopff will auch zu keinem Könige rathen: dafz aber derselbe keine Hohe, Allgemeine Obrigkeit seyn solle, lässet er sich nicht gefallen, darumb dafz der gemeine Mann sich selbst nicht regieren und rathen könne, viel weniger gutem Rath folge. Es sey besser, dass man etliche wenig der allerweisesten Männer erwehle, und ihnen das allgemeine Regiment des Landes vertraue. Von denen sey mehr Raths und Hülffe zu hoffen, wenig Ungerechtigkeit und Tyranney zu befürchten. Diese Form des Regiments nennen die Griechen *Aristocratiam*, dafz ist der besten Männer Regiment.

Fürst Wolgemuth hält beyden Widerparth, beweiset, dafz besser sey, dafz man einen König habe. Welches die Griechen *Monarchiam*, das ist, eines Mannes Regiment nennen. Und als dieser Rath von allen Reichs-Ständen für den besten geachtet wird, und man sich der Wahl wegen nicht vergleichen kan, bitten die Frösche sämptlich GOTT umb einen König. Verachten aber dennoch den Bloch, den ihnen Gott erstlich zum Könige verordnet. Darauff schickt Gott ihnen den Storch zum König, für dem sie auffs Land nicht tretten dürffen, und derwegen endlich im See ihren eigenen König erwehlen. Und den Beifzkopff in die offenbahre Sudersee verweisen.

Nach dieser Beredung setzt der Frosch-König des Mäuse-Königs Sohn auff den Rücken, wil ihn mit sich in sein Schlofz zu Gast führen. Weil aber er unterwegens für der Wasserschlang, so ihnen begegnet, sich ins Wasser taucht, mufz des Mäusekönigs unschuldiger Sohn daselbst ersauffen, im See sterben und umbkommen. Difz ist das ander Buch.

Die Lehr aber ist. Dafz man gemeinlich auff veränderte Religion und alter Landordnung, auch Veränderung der Regimenten erfolget, wie Plato sagt: *Mutata Musica, mutatur Republica.* Und dafz in der Religion das beste sey: die Lehrer bleiben bei der Heiligen Göttlichen Schrifft, und enthalten sich der Weltlichen Obrigkeit und Ge-

walt. Denn diese Lehr und Gebot gibt unser Heyland Jesus Christus selbst seinen Jüngern da sie zanckten, wer unter ihnen nechst dem HErrn Christo der fürnehmste sein solle. Da spricht er, Luc. 22. Marc. 10. Matth. 10. Die Weltlichen Könige herschen, und die Gewaltigen heisset man gnädige Herrn. Ihr aber nicht also.

In dem Weltlichen Regiment aber sey das beste, dass man einen König habe. Denn wie Salomon sagt, Proverb. 28. *Propter peccata terrae multi sunt principes eius.* Der nicht nach seinem Muthwillen, sondern nach beschribenem Rechte regire. Wie GOTT selbst der Israeliten Regenten befohlen hat, Deut. 17 und Josua 1. Cap. Lafz das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht, auff dafz du haltest und thust aller Dinge nach dem, das drinnen geschrieben steht. Alsdann wirds dir gelingen in allem, das du thust, und wirst weifzlich regieren können.

Und insonderheit dafz man sowol die schlechten einfältigen, stillen, als die gestrengen, kriegerischen Könige für Gottes Ordnung ehre, liebe und fürchte.

Und endlich dafz Freundschafft in grofzer Gefahr, auch bey grossen Herrn solte selten beständig bleiben. Gott allein ist der gröste Herr, und der gröste beständigste Freund. Davon saget der 146. Psalm. Verlasset euch nicht auff Fürsten, sie sind Menschen, die können ja nicht helffen, denn des Menschen Geist mufz davon, und er muss wieder zu Erden werden. Alsdenn seyn verlohren alle Anschläge. Wol dem, des Hülff der Gott Jacob ist, des Hoffnung auff den Herrn seinen Gott stehet, der Himmel, Erden, Meer und alles was drinnen ist, gemachet hat. Der Glauben hält ewiglich.

Der Erste Theil.

Von Veränderung des Regiments bey den Fröschen, und wie es wol zu bestellen sey.

1. Cap. Von Veränderung des Regiments bey den Fröschen. — 2. Vom Betrug der Priester bey den Fröschen. — 3. Auffruhr der Frösche wider ihren Priester. — 4. Beschreibung des Froschpriesters. — 5. Krummrückers Rath, dafz man einen stoltzen verzagten, oder auch zu starken und muthigen König weifzlich erwehle. — 6. Dafz auch fromme Monarchen verführt werden.

Das Ander Theil.

Von des allgemeinen Pöbels Regiment, dafz es bös, und wenig vornehmer weiser Herren Regiment besser sey.

1. Cap. Dafz bey Königen grosse Gefahr sey. — 2. Wie die Hasen der Löwen unglückliche Lehrmeister werden. — 3. Was der

Hase dem Könige für Rath gibt, und wie es geräth. — 4. Dafz des gemeinen Pöbels Regiment gutem Rath nicht folge. — 5. Der Schlangen böse Regiment. — 6. Der Vögel, insonderheit der Nachtigal, Lerch, Storchs und Spechts Rath. — 7. Doctor Sperlings Rath. — 8. Der Schwalben und Eulen Rath. — 9. Der frommen und klugen Vogel Rath wird verworffen. — 10. Die Turteltaub wird von den Affen wegen ihres guten Raths zerrissen. — 11. Dafz bey dem Gemeinem Manne vergeblich gute Ordnung gemacht wird, wo man nicht nachdrückt mit der Schärff. — 12. Freye Leute straffen ist gefährlich. — 13. Freye Leute geben ungern zum Regiment, darum kans keinen Bestand haben. — 14. Gemeiner Pöbel macht offt einen Aufflauff, ohn Ursach. — 15. Krieg ohne Raht bringet grossen Schaden. — 16. Graukopff lobet ein Regiment, darin ihr wenig der allerbesten die Oberhand haben.

Das Dritte Theil.

Dafz ein Regiment durch einen König am besten bestellt werde.

1. Cap. Dafz man in allen Sachen auff den rechten Brauch, und nicht auff den Mifzbrauch sehen solle. — 2. Dafz der Welt himmelisch Regiment ein Königreich sey. — 3. Dafz auch im lebendigen Leibe ein König regiere. — 4. Dafz der Elementen, und der Glieder Regiment im Leibe ohne König unbeständig sey. — 5. Dafz eines Königs Regiment das allerbeste sey. — 6. Dafz man einem König billich Tribut gibt. — 7. Dafz auch die Bienen und andern Thiere ihren König haben.

Das Vierdte Theil.

Wie den Fröschen ihre Wahl, und insonderheit der Block-König gerathen sey.

1. Cap. Die sieben Fürsten können der Wahl nicht einig werden. — 2. Die Frösche bitten Gott umb einen König. — 3. Die Frösch verachten den König. — 4. Der Block wird bei den Fröschen verbeten. — 5. Der Alten Rath wird verlacht, Und der König verstossen.

Das Fünffte Theil.

Von des Storchs Regiment bey den Fröschen.

1. Cap. Wie der Storch der Frösche König wird. — 2. Wie der Storch das Frosch-Königreich annimpt und anfähet. — 3. Des Storchs Landrecht und *Execution*. — 4. Die Frösche suchen bey den Alten Rath und erwehlen einen neuen König. — 5. Des alten Marxen

Rath, wie man daheim ein Regiment bestellen soll. — 6. Kedarlaomar, des Marxen Sohn wird zum König erwehlet. — 7. Ursprung des Königlichen Stammes, bifz auff König Baufzbacken.

Das sechste Theil.

Von des Beifzkopff Ampt und Macht.

1. Cap. Was von dem Beifzkopff berathschlaget worden. — 2. Was mit dem Beyfzkopff und in der Religion für Ordnung gemacht worden. — 3. Der Frösche-König bittet den Mäuse-König zu Gast. — 4. Wie Baufzback Bröseldieb wil heimführen. — 5. Von Bröseldiebs kläglichem Abschied.

Das Dritte Buch.

Von Kriegssachen, was dabei zu berathschlagen, und vorzunehmen sey: in der Frösche und Mäuse Kriegs-Helden vorgebildet.

Proverb. XX. Anschläge bestehen, wenn man sie mit Rath führet, und Krieg sol man mit Vernunfft führen.

Inhalt des dritten Buchs, genannt Froschmäufzler.

ALl Menschen so geschaffen sind,
Halten allein klug ihre Kind,
Die ander Thier in dieser Welt,
Sonst jeder unvernünfftig hält.
5. Dennoch der Bestien Art difz ist,
Dafz keine ihres gleichen frist.
Kein Löw, Bäer, Wolff, Luchs, Fuchs je was,
Der Löwn, Bäern, Wölff, Lüchs, und Füchs frafz,
Kein Adler, Rab, Kräe, und Schaffhaufz,
10. Hackt dem andern die Augen aufz.
Liebr nimbt sich eins des andern an,
Stehn in der Noth für einen Mann,
Vnd richten ihre Stärck und Streit,
*W*ider frembde Geschlecht und Leut.
15. Der Löw verfolgt die Wölff und Bäeren,
Bäer und Wölff die Lämmer verzehren,
Der Luchs und Fuchs Hasen und Hennen,
Lamb, Haafz und Huhn ihr Kräuter kennen.
Damit sie ihren Hunger büfzen,
20. Laub, Grafz und Korn unfreundlich grüfzen,
Der Adler fängt Kräen und Raben,
Der Schaffhaufz mufz viel Mäuse haben.
Und darff nimmer kommen ans Liecht,
All Vögel seyn widr ihn gericht.
25. Also all Thier zu Felde liegen,
Jedoch ihr Geschlecht nicht bekriegen.
Viel billiger der Mensch das thät,
Wenn er kein Sünd im Herzen hätt,

Wenn nicht der alte Cains-Zorn,
30. Ihm von Natur wär angebohrn.
Wenn ihn nicht trieb die alte Schlang,
Die ein Mörder war von Anfang.
Erbarm sich GOtt, Engl, Vieh und Leut,
Der erschröcklichn Unsinnigkeit.
35. WEgen dieser bösen Ursachen,
Können wirs nicht wol anders machen,
Ohn dafz der Fromm auch kriegen lerne,
Er thuts gleich gern oder ungerne,
Darumb halten Mäufz und Frösche Rath,
40. Wie man sonst bey den Menschen that,
Was zu thun sey oder zu lassen,
Nun sie einander feindlich hassen,
Und bifz in Todt verfolgen wollen,
Daraufz die Kinder lernen sollen,
45. Wie Krieg durch Gut und Blut hergehe,
Vnd das End in Gotts Händen stehe.
Kein Vortheil ist bey Kriegn und Streiten,
Gott verleih Fried zu unsern Zeiten.

ÆSOPISCHE HISTORIA des Froschmäufzlers.

Das dritte Buch.

In diesem dritten und letzten Buch, hält der Mäuse-König Par-
kfresser Rath, mit allen Reichs-Fürsten, wie er seines Sohnes Todt
den Fröschen, mit gewaltiger Hand rächen wolle.

Das lässet sich Fürst Rath-Hülffer wolgefallen, sagt sein Bedencken
i frembder Hülff und Beystande, so man darzu gebrauchen solle.

Fürst Reifzmeelsack aber warnet für frembden Beystande, meinet,
wollen allein den Fröschen starck genug sein, wofern man einig
ibe, eilend zur Sachen thue, und die Frösch unversehens überfalle.

Fürst Vorklug lobet den Rath. Jedoch dafz man sich nicht un-
ächtig übereyle.

Diesen dreyen widersetzt sich Friedlieb, und widerräth den gantzen
ieg. Welchen doch ein junger verwegener Mann, Milchramlecker,
lacht und den König in seinem Vornehmen bestätiget. Darauff der
nig den Fröschen entsagt, die gleicher gestalt Kriegs-Rath halten.
rinn Fürst Quadrat auch für gut und rathsam ansiehet, dass man
a ohne Krieg mit den Mäusen vergleiche.

Fürst Wataracks aber meinet, sie solten sich lieber belagern, denn
offenen Feld-Schlacht auffbringen lassen.

Darwider doch Fürst Mordachs die Feldschlacht träglicher achtet,
nn man frembden Beystand haben köndte.

Den aber Fürst Rana genannt Padderan, ihm nicht gefallen lässet,
ndern hoffet, die Frösch wollen für sich selbst allein der Sachen wol
hen.

Nach diesem Rathschlag rüsten sich beyde Hauffen, bestellen ihre Ordnung, und ziehen zu Wasser und zu Lande so erschröcklich gegen einander, dass die Geister in Bergen und Wassern, Item: die Engel im Himmel darüber ihre Rathschläge halten. Und haben erst die Frösch hernach die Mäuse die Ober-Hand. Bifz endlich Gott die Krieger mit einem Donner erschröckt, und die Krebs aus dem See herfürbringt, den Fröschen zum Beystande. Dadurch die Mäuse verjagt, und die Feld-Schlacht zuletzt getrennet und geendiget wird. Difz ist das dritte und letzte Buch.

Wir lesen aber beym Cicerone, als der berühmte Kriegs-Fürst Hannibal von Carthago, in der Stadt Ephesus, bey dem König Antiocho war, und ihn die Hoff-Junkern in die Schule führeten, habe ein Gelehrter, wohlberedter Philosophus, Phormio genannt, ihme als einem Kriegs-Mann zu Ehren, etliche Stunden lang ein stattliche künstliche Rede oder Predigt gethan, wie man weifzliche und glückliche Kriege führen solte. Da nun dieses Mannes Verstand und Kunst alle rühmeten und fragten, wie er ihm gefiele? gab er zur Antwort: Er hätt viel alte Narren gesehen, aber keiner der gröber Stücken geschwärmet hätte, denn dieser Phormio, der wolte viel von Kriegen sagen, und wär sein Lebelang nicht ins Feld kommen, hätte weder Gezelt, noch Schlacht-Ordnung, noch Feind je gesehen, oder das geringste Ampt im Regiment verwaltet. Denn unser Weifzheit und Anschläge wollen in keinem Handel weniger eintreffen, denn im Kriege.

Solche Narren sind unsere Frösch und Mäuse äuch. Wollen aber dennoch junge Leut im Scherz berichten, dafz offtmals aus schlechter, unbedachter, auch wol unverschulter Ursach grofz Unglück entsteht. Davon der Poet sagt: *Eho quam levibus pereunt ingentia causis.* Dafz Krieg wol zu bedencken sey, dieweil er beiden Partheyen grossen gefährlichen Schaden zufüget, und vielmals also geräth, als anfänglich niemand war in den Sinn kommen. Darumb, dafz ihre Regiment und Händel in Gottes Hand stehen: Derselbig kan den fliehenden Fliegen zischen, dafz sie kommen und nicht beschmeissen, er kan auch den unsinnigen Leuten aller seiner Creaturen ein Gebifz ins Maul legen, und ein solch Ziel setzen, das sie nicht können überschreiten.

Derentwegen, wenn in diesem Buch geschrieben wird, dafz GOtt Gerechtigkeit lieb habe, und Ungerechtigkeit zeitlich und ewiglich straffe, auch an denen so unschuldige Hasen ermorden:

Dafz die Frösch umb einen König bitten, und die Maufz in ihrer letzten Noth den Fröschen propheceyet, GOtt werde ihre Unschuld rächen:

Item, wenn sie beyderseits für der Schlacht einen Fufzfall thun, und GOtt umb Sieg anruffen, und GOtt darauff durch seinen Engel,

der auch durch Bileams Esel redet, den bösen Geistern, und mit Donner den Mäusen wehret.

Soll der vernünfftige Leser allezeit bedencken, dafz man zwar Frösche, Mäuse, Haasen und andere Thier nennt: aber dennoch wie Daniel und Johannes in ihren Offenbahrungen, allenthalben Menschen darunter mahlet und meynet.

Denn ob gleich Iob am 39. Cap. fraget, wer bereitet den Raben ihre Speise, wenn seine Jungen zu GOtt ruffen, und fliehen irre, wenn sie nichts zu essen haben? Und David darauff im 145. und 147. Psalmen antwortet: GOtt gebe dem Viehe sein Futter, auch den jungen Raben die ihn anruffen: aller lebendigen Creatur Augen warten auff ihn, und er gebe ihnen Speise zu seiner Zeit. Wie GOtt auch dem Tyrannischen Pharao Frösche, Läuse, Ungeziefer, Heuschrecken, und in der Philister Land die Mäuse, als sein sonderlich und unüberwindlich Kriegs-Volk zu uns abführet.

GOTT schlägt auch bey den Egyptern alle erste Geburt an Menschen und am Viehe, aber bey allen Kindern Israel mufz nicht ein Hund mit seiner Zunge lippern. Und derselbigen Sachen mehr, so in diesem Buch angezogen werden.

Dennoch mufz man hiebey den Verstand haben, den uns S. Paulus lehret, 1. Corinth. 9., da er sagt, im Gesetz Moysis steht geschrieben, du solt dem Ochsen nicht das Maul verbinden, der da drischt.

Sorget GOtt für die Ochsen, oder sagt ers nicht allerdings umb unsertwillen? Denn es ist ja umb unsertwillen geschrieben.

Also ist auch alles, was in diesen Büchern von der Frösche und Mäuse Gebet, und ihrer Errettung geschrieben wird, nicht insonderheit von ihnen, sondern eigentlich von den Menschen zu verstehen, deren Gebett GOtt erhöret, und sie durch seine Allmacht gnädig schützet und handhabet.

Derhalben ist aufz diesem Buch der Heydnische leichtfertige Tand des Homeri gar weg gethan, darin die Frösche und Mäuse den Jupiter, welcher der Chaldäer Bel, und Belus, wie Virgilius redet, der Syrer Baal, das ist ein Buler oder lieber Herr, der Griechen *Zeus*, *Deus*, *Theos* und *Tagathon*, das ist ein Lebendiger, Sehender und das höchste Gut, der Lateinischen *Deus*, der Deutschen Sachsen, *Theut*, Döget und *Gad*, das ist wol gewifz war, der Lateiner *Mars*, *Esaiae* 65. Cap. Vnd aller Heyden Oberster Himmlischer Regent, aber der Jüden zu des HERRN Christi Zeiten: Beelzebub und Oberster der Teuffel war, umb Hülff und Beistand anruffen.

Und als Jupiter im Himmel umbfraget, welcher GOTT den Fröschen oder Mäusen beyspringen wolte:

Antwort Pallas, Jupiters Tochter, und eine Göttin der Weifzheit, sie wolle keinem Theil Beystand leisten.

Denn die Mäuse hätten an ihrem Bilde im Tempel den Schleyer und Rock voll Löcher gebissen, den sie doch mit grossem Fleifz und Kunst selber genehet, und könte die Seyde dem Kramer, der sie täglich mahnete, noch nicht bezahlen. Sie hätten auch das Oel aufz dem Lampen aufzgeleckt.

Die Frösch hätten sie ehemals, als sie aufz dem Krieg gekommen, und müde gewesen, mit ihrem Quacken am Schlaff geirret.

Darnach wendet Mars, der GOtt des Kriegs, für, wenn den Mäusen solt gewehret werden, wären alle Götter zugleich zu schwach, wenn Jupiter nicht den Donnerkeil brauchen wolt, damit er ehemals die Giganten bezwungen hätte.

Etliche Philosophen aber heben diese *Deliberation* und Göttliche Fürsorge für seine Creatur gar und gantz auff, und sagen:

Deus magna curat, parva negligit.
GOtt nimpt sich grosser Sachen an,
Läst die geringschätzigen stahn.

Diese liederliche Reden von GOtt und Göttlicher Weifzheit und Allmacht, die sie unter Pallas und Martis Namen verstehen, sind wissentlich übergangen: Damit man allerseits Gottesfürchtige, und nicht Gottlose Heydnische Leut darunter verstehe, und die lieben Kinder, denen diese Händel fürgeschrieben werden, von GOttes Sachen nicht leichtfertig zu reden und zu handeln gewöhnen. Insonderheit aber, dafz die Anruffung, Schutz und Errettung in Nöthen, nicht dem Teuffel, oder den Creaturen, mit Gotteslästerlichen Gespött, sondern dem Herrn Zebaoth, das ist, dem Könige und Herrscher, ja dem Schöpfer, Erhalter und Regenten aller Creaturen, den Kleinen sowohl als den grossen, wie er sich in seinem warhafften ewigen Wort offenbaret hat, gegeben werde.

Davon das Buch der Weifzheit am 14. Capit. also redet: HErr du liebest alles, was da ist, und hassest nichts, was du gemacht hast. Denn du hast freilich nichts bereitet, da du Hafz zu hättest. Wie kan etwas bleiben, wenn du nicht woltest, oder wie könt erhalten werden, das du nicht beruffen hättest.

Du schonest aber allen, denn sie sind dein, HErr, du Liebhaber des Lebens, daher auch David im 148. Psalm von den unvernünfftigen Thieren fordert, dass sie GOtt loben und preisen sollen, da er spricht:

Lobet den Herren auff Erden, ihr Walfische, und alle Thier, und alles Viehe, Gewürme und Vögel. Und ist demnach nicht unbillich, dafz auch unser Frösch und Mäuse nicht den Teuffel, sondern den wahren GOtt loben. Dem sey Lob und Ehr in alle Ewigkeit. Amen.

Das erste Theil.

Wie der Mäuse-König mit Kriege seines Sohns Todt zu rächen und die Frösch sich zu wehren vornehmen.

1. Cap. Wie Bröseldiebs Todt offenbahret, und der Krieg berathschlaget wird. — 2. Der Mäuss-König berichtet, warumb er die Mäuss zu sich beruffen habe. — 3. Rath-Hülffer giebt Rath, dafz mans den Fröschen nicht schencken solle. — 4. Was die Mäufz für Beystand werben können. — 5. Fürst Reifzmehlsack warnet für frembder Völker Beystand im Kriege. — 6. Pranger das Pferdt streitet mit Hornunge dem Hirsch. — 7. Von der Fledermaufz und Storchs Beystandt. — 8. Dafz Einigkeit auch durch geringe Leuthe viel aufzrichte. — 9. Der Ochs und Esel stürmen mit ihrer Gesellschafft ein Waldhaufz. — 10. Fürst Vorklug räth, dafz man alles mit wohlbedachtem Rath angreiffe, und sich nicht übereyle. — 11. Friedlieb widerrieth den gantzen Krieg. — 12. Fürst Milchramlecker wehlt den Krieg für Frieden, dem auch der König beyfällt. — 13. Wie den Fröschen der Krieg wird angesagt, und was sie dabei rathschlagen. — 14. Quadrat widerrieth den Krieg. — 15. Wataracbs widerrieth die Feldschlacht, und wehlet die Belagerung. — 16. Mordachs wil, dafz man eine Feldschlacht halten soll. — 17. Rana gibt Rath, man solle keinen frembden Beystand haben.

Das Ander Theil.

Von beyder Heer, der Mäuse und Frösche wunderbarlichen Rüstung und Orden.

Das I. Capittel.

Von der Mäuse Rüstung.

WIe nun der Kriegs-Rath war gehalten,
  Von den Jungen und von den Alten,
Fiengen beyd Theil an sich zu rüsten,
  Auff das allerbest wie sie wüsten,
5. Machten ihr Ordnung mancherley,
  Die Mäus sind gar hurtig dabey.
Erstlich, wie denn die Krieger pflegen,
  Sie ihren Beinharnisch anlegen,
Den sie aus frischen Bonen machten,
10. Und fast die gantze Nacht zubrachten,
Damit die Schalen wurden hohl,
  Und sich zun Beinen schickten wol.
Der Brustharnisch der war aus Rohr,
  Künstlich gefast hinten und vor,
15. Und mit einer Wieselshaut verbunden,
  Die sie neulich hatten geschunden,

Ihr Schild waren auss Horn gebissen,
Von einer alten Latern gerissen.
Ihr Spiefz Nadeln, spitzig und schmal,
20. Aufz tichtem Ertz geschmiedet all.
Zuletzt nahmen sie gross Nufzlauben,
Und satzten sie auff ihr Sturmhauben.
Sie musterten auch jedermann,
Und wer da war an Fäusten lahm,
22. Oder sein Finger nicht hat all,
Etlich gelassen in der Fall,
Dafz er kein Spiefz wohl führen kunt,
Dem legten sie ein Gbifz in Mund,
Und brauchten ihn gleich wie ein Rofz,
30. Das war ein lächerlicher Pofz,
Jedoch hat ein jedes Geschlecht,
Damit sein eigen Weis und Recht,
Nach seines Landes Sitt und Brauch,
Davon nachmals wird folgen auch.
35. Der König abr insonderheit,
Hat angethan ein Wunderkleid,
Eines Kohlschwartzen Maulworffs Haut,
Dafür den Mäusen selber graut.
Der Augen Stätt war weit gezerrt,
40. Das Maul auch schrecklich auffgesperrt,
Dafz man die weifze scharffe Zähn,
Ordentlich sah beynander stehn,
Die Handschuh waren abgeschnidten,
Die Beinlein geräumt in der Mitten,
45. Dafz er könt führen Schwerdt und Stangen,
Den Feind erlegen oder fangen,
Von Achsel aber zur Hand,
Vom Wieselschwantz ein Ermel stand.
Der Beinharnisch war hell und klar,
50. Wie ein Crystal durchsichtig gar,
Von einem Federkiel gedrehet,
Mit des Maulworffs Sohl unternehet.
Zu schürtzen er sich auch anfieng,
Mit einem Gülden Gürtelring,
55. Darein viel schöner Glöcklein hiengen,
Die prächtig konten einherklingen,
Darnach legt er an das Halsband,
Darauff viel Geldes war gewandt,
Für Gold, Edelstein und Perlen,
60. Von den hoffärtgen Mannthier-Kerlen,
Die es den zarten Königs Kinden,
Für Armring pflagen anzubinden,
Sein Grofzvatter hatt es erworben,
Als des Käysers Sohn war gestorben,
65. Und die Mutter dasselb Halsband,
Aus Zorn hinwarff hinter die Wand,
Da sein Grofzvatter hielt die Wacht,
Und gab auf seinen Vortheil acht.

Die Königliche Kron zuletzt,
70. Er auff des Maulworffs Haupt auch setzt,
Bevestigt zur Seithen mit Häfften,
Und viel Gülden Nadeln und Stefften,
Damit sie nirgend weichen kundt,
Sie war von Gold formieret rund,
75. Mit zwölff geraden spitzen Stralen,
Wie man die Sonn pflegt abzumahlen,
Die hatten des Königs Vorfahren,
In einem Auffruhr fur viel Jahren,
Aus den Kirchenschätzen bekommen,
80. Und den Götzen vom Haupt genommen,
Dieweil es doch sonst würd entführt,
Von andern, den es nicht gebührt.
Wie er also ward angekleidt,
Hing er das Schwerdt an seine Seit,
85. War ein zweischneidig Federmesser,
Und auch nirgend zu finden besser,
Das Häfft von weifzem Helffenbein,
Jedoch wars abgebissen klein,
Dafz es füglich wär und bequem,
90. Wenn man es in die Fäuste nehm,
Die Scheide war derselben Art,
Wie der Beinharnisch gemacht ward,
Aber nach der Kling fein gebogen,
Mit Gold und Seyden überzogen,
95. Von Jungfrauen die ihren Lieben,
Geruchblümlein zierlich drein schieben,
Ja auch die Zettel darein stecken,
Der Knaben Lieb damit zu wecken,
Das ward allhie gebraucht zum Streit,
100. Alles ändert sich mit der Zeit,
Zu dem er an dem Arm zu Linck,
Von Ertz gemachte Schild auffhieng,
Am Rand die Mäus die Katz anbinden,
Sie erbärmlich und kläglich schinden,
105. In der Mitt stund ein Fledermaufz,
Breitet Flügel und Klauen aufz,
Hatt drey Köpff und ein Katzenschwantz,
Die Farb war schwartz, die Ohren glantz,
Welchs der Mäuse Reichs-Wapen war,
110. Und solt bedeuten offenbar,
Es wär der Mäus Monarchia,
Europ, Afric, und Asia,
Ihr Regiment im Finsternifz,
Ihr letztes End der Katzen Bifz,
115. Ihr bester Rath die wacker Ohren,
Wer der nicht braucht, der wär verlohren.
Es stund ein Reimlein auch dabey,
Bedeut die Katzen-Schinderey:
Ein kleinen Feind lafz unveracht,
120. Denn wenn du schläffst, so hält er Wacht.

Mit dieser Rüstung, Schild und Schwerdt,
Sprang er gleichs Fusses auf sein Pferd,
Und nahm den Spiefz von seim Trabant,
Grofzmüthig in die rechte Hand,
125. Und warff sein Pferd künstlich herumb,
Zur Rechten, Lincken, quer und krumm,
Und sprach, das wolt der liebe Gott,
Helff mich rächen meins Sohnes Tod,
Sein Pferd abr war starck und geschwind,
130. Wie man die Ackermäuse find,
Nicht die Beinen viel Ascherfahl,
Sondern braun, und grösser zweymahl,
Beynah an der Haufzratzen Stand,
Und ward eine Mühlmaufz genannt,
135. Mit kurtzen Ohren, Haupt und Hals,
Als ehmals war des Bucephals,
Den Alexander pflag zu reiten,
Wenn er seinen Feind wolt bestreiten,
Es war auch auff ein bsonder Art,
140. Mit einer Wieselshaut verwahrt,
Die war mit Spangen so besetzt,
Dafz er drunter blieb unverletzt.
Die andern Fürsten, Graffen, Herren,
So dem König stritten zun Ehren,
145. Hatten sich nicht minder gerust,
So gut als jeder kunt und wust,
Wär hie viel zu lang zu beschreiben,
Wir lassens der Kürtz halben bleiben.

Das II. Capittel.

Von der Mäuse Schlacht-Ordnung und Rath.

Wer im Krieg nicht hat Rath und Orden,
150. Ist mehrertheils geschlagen worden.
Darumb ward hie fleifzig bedacht,
Wie man mit Rath die Ordnung macht,
Des Volcks verschont, allen Vortheil,
Den Feind abdrüng in grofzer Eyl,
155. Dass auch dem König und der Fahn,
Den Eyd leistet ein jederman,
Derhalben weil zuvor beschlossen,
Man könt den Fröschn reissen Possen,
Wenn man vom Berg wolt nieder jagen,
160. Und die Spiefz tapfer an sie wagen,
Solt dazu erst den Vortrab haben,
Mit den muthigen Schweitzer-Knaben,
Der Hauptmann über die Landsknecht,
Milchramlecker mit allem Recht,
165. Denn er hat dem König zu Ehren,
Des Friedlieben Rath helffen wehren,
Darumb zog er auff gar verwegen,
Mit seinem Schild, Helbart und Degen.

Der Knecht Rüstung war auch dergleichen,
170. Sie wolten den Fröschen eins reichen,
Herr Stöltzer das Hauptfähnlein führt,
Und schwangs herumb, wie sichs gebührt.
Es war aber im grünen Feld,
Ein Milchkübel-Wapen gestellt;
175. Und drüber drey seltzame Käfz,
Mit eim seltzamen Reimgelefz:
Hast Lust dazu, so bschütz die Kuh,
Ohn vorgehnd Müh, ist selten Ruh.
ZU jeder Seith sah man darneben,
180. Hie ein weifz, dort ein schwartzes schweben,
Auch andre mehr blaubund gestricht,
Bemahlt sonst mit alter Geschicht,
Das ihr einer zum Wapen trägt,
Zwey Stellhölzlein Kreuzweis gelegt,
185. Und darunter zwey Ziegen-Käs,
Der Reim: *In hoc signo vinces*:
Das Holtz gibt die sieghaffte Pfeil,
Das mir ward mit Gefahr zu Theil.
Ein andr: Zwey Händlein krumm gebogen,
190. Die sich um ein Geldtasche zogen.
Wer was wil haben hie auf Erden,
Greiff zu, eh die Händ gbunden werden.
Die Spanier liessen diese fliegen,
Und hofften auch mit obzusiegen,
195. Wenn sie schossen in grofzer Eyl,
Im Ab- und Zulauff ihre Pfeil,
Denn die Mannthier daselbst ohn mafzen,
Lieber Katzen denn Hasen frafzen,
Und liessen die Ribben all liegen,
200. Da konten sie Bogen aufzbiegen.
Es war aber also gemeynt,
Dass die Schützen reitzten den Feind,
Von dem See auffbrächten gar weit,
Und darnach sich theilten zur Seit,
205. Dafz der König durch ihre Mitt,
Unversehns nähm den Antritt,
Die Feind denn mächtiglich angrieff,
Und mit ihnen Berg unter lieff,
*D*arumb folget nach dem Anzug,
210. Mit schwartzen Reitern Fürst Vorklug,
Und der König in der Person,
Des Reichs Fahn mit der Gülden Kron,
Und dreyköpffigen Fledermaufz,
Ward geführet weit oben aufz,
215. Recht für des Königes Leib-Gward,
Drauf folget die Deutsche Art,
Der Brunschwiegischen Hofeleuth,
Die waren vertröst auf reiche Beut,
Ihr oberster Fürst Reifzmehlsack,
220. Gedeucht ihm ein guter Fürschlag,

Ein Semmel, Knackwurst und ein Kann,
  Hatten sie gemahlt in der Fahn,
Der Reim: Nach einem guten Trunck,
  Wagt mancher Held ein hohen Sprung.
225. Hertzog Wurstlieb war im Nachtrab,
  Führt die Pommern zun Seiten ab,
Mit Fürst Schinckenfrassen Beystand,
  Und vielen andern ungenannt,
Mit Schluckbruder der kühnen Maufz,
230. Und ihrem Fähnrich Hans Sauffaufz,
Auch Herr Mostwein mit seinen Knaben,
  Sahen so freundlich wie die Raben.
Ihr Wapen war ein Bircken-Meyer,
  Ein Schincken und neun Oster-Eyer,
235. Der Reim aber: Was Hirsch, was Hinde?
  Gott ehr die Sau mit ihrem Kinde.
*DI*e Deutschen hielten sich zu Recht,
  Zur Lincken Frantzösische Knecht,
Drey Lilger waren im Fähnlein,
240. Dabei ein Hahn und dieser Reim:
Zwey Ding prangen fröhlich herein,
  Die Lilg am Wasser, der Mann beym Wein.
*V*ornehmlich ging ein grofzer Mann,
  Unter den Deutschen vornen an,
245. War Beifzhart der Mäus Hercules,
  Darumb ich seiner ungern vergefz,
Sein Sturmhaub war ein Hirsch-Gestalt,
  Die er denn zuvor mit Gewalt,
Ein Schröter von dem Kopff gerissen,
250. Das Ghirn inwendig aufzgebissen,
Und die Hörner daran gelassen,
  Stand gar erschröcklich übermaassen.
Am Leib trug er ein weifz Hermlein,
  Mit einem schwartzen Schwäntzelein,
255. Und von eim Hasenbein ein Keul,
  Gleich als ein Marmelsteinen Seul.
Brockenfrafz war nur seines gleichen,
  Der keinen Maulworf wolt entweichen,
Und all die Frösch allein erschlagen,
260. Bifz wir zuletzt noch werden sagen.
Denn er die gantze Nacht gesessen,
  Ein Ledern Beutel durchgefressen,
Und den zum Harnisch angethan,
  Der Kopff mufz zum Boden aufzstahn,
265. Die Händ durch beyde Seithen griffen,
  Dafz die Mäus selber für ihm lieffen,
Wenn er sein halbe Scheil auffsatzt,
  Und mit dem Schlachtschwerdt herein platzt.
*D*En folgt Stückeldieb ihr Gesell,
270. War nicht allein an Füssen schnell,
Sondern so starck in beyde Hände,
  Dafz er sich brach durch alle Wände,

Hat übrn Hals bifz zum Elnbogen,
Ein rauhes Schweinsohr angezogen,
275. Dafz die Spitz unten niedrig hieng,
Und fast bifz auff die Fersen gieng,
Und auff dem Haupt ein Schuch vom Schwein,
Unter dem Hals verbunden fein,
Sah aufz, gleich als der wilde Mann,
280. Der mit Bernern zu streiten kam *),
Und wollt ganz unbewehret gehen,
Mit blofzer Faust den Feind bestehen.
ZU aller Zeit im Hinterhalt,
Waren die Wahlen all bestallt,
285. Führten im Fähnlein einen Krantz,
Als die Mägdlein brauchen am Tantz,
In der Mitten ein Hertz mit Ohren,
Als an Kappen tragen die Thoren.
Der Reim: Umb schöner Mägdlein Krantz,
290. Mein Hertz im Schertz wagt eine Schantz.
Zogen sie nach einander an,
Mehr denn zehnhunderttausend Mann,
Als von Serah geschrieben wird,
Als Xerxes und der Totla führt,
295. Damit die gantze Welt zu fangen,
Obs gleich nach ihrem Wundsch nicht gangen.

Das III. Capittel.

Friedlieben Auffzug.

Als diese Ordnung war bestellt,
Kam auch auffgezogen ins Feld,
Der alte Fürst Friedlieb mit Namen,
300. Vom Magdeburger Sachsen-Stammen,
Und liefz sich beim König einwerben,
Er wolt mit siegen oder sterben.
Und wartet nur auf sein Befehl,
Wo er solt heben seine Stell.
305. Der König antwortet im Zorn,
Friedlieb zieh hin zum kalten Born,
Da ist Fried, aber hier ist Streit,
So bleibt er für Gefahr gefreyt,
Der Gesandter verstund es nicht,
310. Und bracht Friedlieben zum Bericht,
Es wäre difz des Königs Will,
Beym kalten Born soll er halten still,
Damit zog Friedlieb hinten weg,
Nach des kalten Borns schmalen Steg,
315. Denn so hiefz am Ufer ein Gos,
Daraufz die Quell zum See hinflofz.

*) Vermutlich Anspielung auf das Gedicht: Ecken Ausfahrt, worin Dieterich von Bern mit dem Riesen Eck kämpft.

Er hat aber drey Reiter-Fahnen,
Und zehn Fähnlein Landsknecht beysamen,
Die von sein eigen Unterthanen,
320. Waren die allerbesten Hahnen,
In vielen Kriegen wohl versucht,
Ob gleich keiner Potz-Marter flucht *),
Denn das kunt er gar nicht erdulden,
Dafz sie mit Gotteslästerung schulden.
325. DIe Reiter führten Spiefz und Schwerdt
Ihr Bogen hiengen an dem Pferd,
Die Köcher hinten an dem Rück,
Der Schild am lincken Arm zurück,
Ein rothe Burg war ihr Hauptfahn **),
330. Darauff sah man erhoben stahn,
Ein Jungfrau in eim grünen Kleid,
Die zeigt ein Kräntzlein wohl bereit,
Von Blümlein je länger, je lieber,
Bringen manchem ein heimlich Fieber,
335. Es ward mit Buchstabn auch bedeut,
Umb diese Meyd ist all Arbeit.
Der Knecht Hauptfähnlein war ein Roofz,
Im weifzen Feld gesetzet blofz,
Mit eim besondern Reimgedicht,
340. Wer Rosen bricht, die Finger sticht.
Ihr Rüstung, kurtz und lange Spiefz,
Ein Kurt so durch die Scheiden stiefz,
Ihr viel führten Schleuder und Bogen
Davon Kugeln und Boltzen flogen.
345. Etlich genannt die Unversehrten,
Trugen ein Keul neben den Schwerdten,
Oder ein scharffe Zimmeraxt,
Künstlich mustert mit buntem Wachs.
Damit man auch an allem End,
350. Seine Krieger für andern kennt,
Bey finster Nacht insonderheit,
Wenn die erreicht der späte Streit,
Fürst Friedlieb insonderheit wolt,
Dafz jeder ein Hembd führen solt,
355. Ueber seine Rüstung gethan,
Dafz sie all würden weisse Mann ***).
ALs sie nun also einherzogen,
Und sich von den andern abwogen,
Musten sie als die albern Thoren,
360. Gar einfältig Gespött anhoren.

---

*) Potz Marter war ein Lieblingsfluch der frommen Landsknechte; vgl. auch Büsching: Hans Sachs I, 133. Sanct Peter mit den Landsknechten.

**) In den beiden Fahnen V. 330—340 wird das vollstandige Wappen der Stadt Magdeburg beschrieben.

***) Das hatten die Magdeburger 1531 bei einem Ausfalle gethan, als Moritz von Sachsen die Stadt belagerte.

Einer riefſ: sih die Jungfraun-Knecht,
Sind nur zum Tantz und Bett gerecht.
Der ander lachte der Manier,
Dafz viel ihr angebohrn Pitschier,
365. Hatten hinden ins Hembd gedrückt,
Und führtens zierlich auff dem Rück.
Die Dritten rieffn: weicht ab, weicht abe,
Eur Fürst zieh, da er Frieden habe,
Da er kein Nagel tret in Fufz,
370. Weit gnug davon ist gut fürm Schufz.
Friedlieb antwortet nicht ein Wort,
Zog ordentlich an seinen Ort,
Gedacht, ihr solt erfahren recht,
Ob wir Mägdlein seyn oder Knecht.

Das IV. Capittel.

Von der Mäuse Schiffrüstung.

375. Nach dieser Rüstung ward bedacht,
Wie man es auff den Nothfall macht,
Wenn etwa eins ins Wasser käm,
Dafz sie da nicht ihr Ende nehm,
Nemlich dafs die waren gebohrn,
380. In Last-Seeschiffen, bey dem Korn,
Des Schiffs Gewohnheit und der See,
Was dazu ghört gelernet meh,
Die sollten in Schiffen auffwarten,
Zu sehn wie sich die Händel karten,
385. Und in der Noth mit Hülff erscheinen,
Damit die Frösch ertrancken keinen.
DEs waren sie willig bereit,
Machten zwölff Schiff in kurtzer Zeit,
Von weiten langen Kürbsenschnidten,
390. Nach der Läng getheilet zur Mitten,
Und fein meisterlich aufzgehauen,
Das wie ein Schiff war anzuschauen,
Als Lucianus auch vor Jahren,
Sah auff dem Meer zum Streit anfahren.
395. In jedes stunden dreissig Mann,
Hatten Piecken und Büchsen an,
Und Rautenkräntz auf ihrem Haar,
Das gut für das Gifftpulver war,
Davon ihr nachmals hören werd,
400. Führten Bartn und Beil, keine Schwerdt,
Von Lampen Gläfzlein abgeknickt,
Und in ein Höltzlein eingestickt.
Ihr Ruder waren breit Höltzlein,
Die sie mit Speck genommen heim,
405. Aufz den Mäusfallen, zum Verdriefz,
Die Krücken, lange Vogelspiefz,
Aufz Schindelholz glatt abgeschnitten,
Da ihre Söhn daheim auffritten,

Für Steurhöltzer waren recht frisch,
410. Harte Schwäntz vom gebraten Fisch,
Die Siegel waren Facilet,
Für Lailach gbraucht im Wochenbett,
Die sie von langer Zeit gespart,
Den Mägdlein entruckt und verwahrt.
415. SOnst hatten sie geladen schwer,
Etlich viel tausend Stein zur Wehr,
Und schwartz Gifftpulver von Pomfeiſz,
Bereitet nach der Tarter Weiſz,
Den Fröschn zu werffen ins Gesicht,
420. Daſz sie nimmer gesehen nicht.
Dazu haben sie Distel-Käulen,
Den Fröschen zu schlagen viel Beulen,
Und Doren-Stecken lang und rund,
Damit die Frösch zu kratzen wund.
425. IHr Gubernator Acht sein nicht,
Wuste gar viel alter Geschicht,
Von Schiff-Kriegen, Freybeuterey
War offtmals gewesen dabey,
Da man einander auf dem Nacken,
430. Mit Handbeylen pfleget zu backen,
Und frech zu stürtzen über Boort,
Davon sprach er sehr grosse Wort.
Ubr das erste Schiff hat Befehl,
Der Lug ins Loch, war etwas scheel.
435. Das ander führet Schmäckebart,
Seiner Geburt Jüdischer Art,
An Haar und Bart überall schwartz,
Und der war der Schiffleuth Wundarzt.
Das dritt regieret Riech den Wind,
440. Ein wunderseltzam muthig Kind,
Kunt untertauchen biſz zum Grund,
Wie ein Fisch und wilder Seehund,
Wenn man ein Groschn ins Wasser warff,
Fand er ihn wieder, sah so scharff,
445. Das vierdt Beiſz-hart-Brott-wohlgemuth,
Ein Mann zu allen Dingen gut,
Er kunnt wohl steuern und wohl fahren
Hat es gelehrt von jungen Jahren.
Mit dem fünfften kam Hindermutz,
450. Durfft einem Wolff bieten ein Trutz.
Und frey springen ins Angesicht,
Ein kleiner Rauch der biſz ihn nicht.
Strohknicker der ſeltzam Compan,
Muste das sechste Schifflein han,
455. Kriech Strohdach war gekleckt so vest,
Er machte darin sein Mäusenest.
Der Apfelschmack der siebend war,
Hat auff dem Haupt kein redlich Haar,
Der Wind hat sie all hingenommen,
460. Nachdem er widr auſz Frankreich kommen,

Von seiner liebsten Frau Madon,
Ein solch Arbeit gibt solchen Lohn,
Sonst war er nicht leichtlich verjagt,
Und von Hertzen gantz unverzagt,
465. Nach dem folget der Rindenfuchs,
Führt ein bunt Peltzlein wie ein Luchs,
Denn wie ihn betreuffet der Speck,
Waren gewachsen weisse Fleck,
Und denn Schmierback und Erbsenfex,
470. Der Vornekufz und Hintenlex,
Die fuhren mit einander abe,
Gar schleunig und in vollem Trabe,
Sechs Schiff voran und sechs hernach,
Der Gubernator wol zusach,
475. Und liefz derhalb im Mittel gahn,
Sein Indianisch Nüssenkahn,
Darin hat er vier starck Bootsknecht,
Die konten den Kahn führen recht,
Sie machten aber kein Geschrey,
480. Dafz die Frösch nichts merkten dabey,
Sondern rückten am Ufer dort,
Heimlich verborgen an eim Ort.
NOch hatten sie ferner bedacht,
Wie man dem Feind ein Schrecken macht,
485. Sobald die Schiffschlachtung angieng,
Dafz man gegen über anfieng,
Und am See aufrichtet viel Stangen,
Liefz daran weisse Tüchter hangen,
Und in dem Wind herumbher schweben,
490. Die solten ein Nachdencken geben,
Als hielten da über der Tieff,
Noch ander etlich hundert Schiff,
So den Mäusen auch beystehn wolten,
Dafz sie die Frösch all tödten solten,
495. Also waren die Mäus gerüst,
Wie man aufs allerbest nur wüst.
Und sandten Kundtschafft zu erfahren,
Wozu die Frösch gesinnet waren.

Das V. Capittel.

Der Frösch mancherley Rüstung.

DIe Frösch nahmen ihr Sach in acht,
500. Rüsten sich auch mit aller Macht.
Mit Schilff sie ihre Bein bekleiden,
Von Seeblumen Harnisch bereiten,
Ihr Schild war ein rundes Seeblath,
Ihr Spiefz, ein Bintz die ein Spitz hat,
505. Ihr Helm ein buntes Schneckenhaufz,
Also butzten sie sich heraufz,
Und difz für den gemeinen Mann,
Die aber wolten vornen dran,

Und machten dafz den Mäusen graut,
510. Trugen ein Fisch odr Schlangen Haut,
Grosse Keulen von Wassernüssen,
Da wolten sie die Mäufz mit grüssen.
Auch ihr viel hatten aufz Fischgräten,
Flitzbogen künstlich Krum getreten,
515. Damit schossen sie scharffe Spitzen,
So den Fischen am Rücken sitzen,
Sie brachen auch fein in der Mitt,
Die Muscheln auff längliche Schnitt,
Wie ein zweyschneidig Glafz gehört,
520. Das wurden scharff gleissende Schwert,
In einer Rohrwurtzel verwahrt,
War ein besonder Scheiden-Arth.
Darnach waren sie gar geschwind,
Namen so gebohren sein blind,
525. Satzten ihnen auff ihrem Kamm,
Ein feinen hurtigen Hoffemann,
Der seine Stang wol wust zu führen,
Ritterlich sein Pferdt zu regieren,
FUr allen sah man König Baufzback,
530. Also dafz man für ihm erschrack,
Dafz den Fröschen für ihm selbst graut,
Er trug ein grün Eydechsen-Haut,
Die von seim Häupt hing bifz zur Erd,
Und war für Schöfz und Stich bewehrt.
535. Darauff er ein Schlangenkron führt,
War für den Fall auch offt probirt,
Am Halfz hätt er ein Perlen-Kragen,
Ein Perlen-Gürtel umb den Magen,
Ein Schwert von einer Perlen Mutter,
540. In einem langen Schneckenfutter.
DEr Schildt ein gantze Perlen-Schal,
Der man allzeit find zwey zu mahl.
Darin war künstlich aufzgegraben,
Und mit Farben zierlich erhaben,
545. Ein Biber, der sich sehen liefz,
Als wär er zugleich, Hund, Frosch, Fisch,
Weil sein forder Fufz und der Mundt,
Sich arten nach der Katz und Hund,
Die hinder Froschfüfz und der Schwantz,
550. Sich Frosch und Fisch vergleichen gantz.
Durch dieses Bildt ward angedeut,
Die Wunder-Natur der Froschleut,
Die beyd zu Wasser und zu Landt,
Mit schwimmn und hüpffen sind bekant,
555. Und doch nicht stumm sind wie die Fisch:
Sondern ruffen und bellen frisch,
Am Rand lafz man Concordia,
Ein Häupt, ein Hertz, drey Thiria.
MAn zog ihm auch dafür sein Rofz,
560. Schön bekleidet mit gülden Mofz,

Von Widerthan und Venus-Haar,
Das voll kleiner Schneckhäufzlein war,
Wie ein Pantzer zusamm gedrehet,
Und räuscht, wenn sich das Pferd beweget.
565. Darauff sich König Baufzback satzt,
Und that drey Lufftsprüng in den Platz,
Nahm seinen langen Bintzen-Spiefz,
Den er sein Heroldt tragen liefz,
Sprach, wenn ich den Mäufzkönig hätt,
570. Und er mich gleich ums Gotts-Will bäth,
Wolt ich ihn mit dem Spiefz durchstechen,
Und die Spitz im Hertzen abbrechen.
Defzgleichen sagtn die andern Herrn,
Sie wolten sich all Mannlich wehren.

Das VI. Capittel.

Der Frösch Schlacht-Ordnung.

575. DEs Königs Rath ward auch bedacht,
Und die Schlachtordnung so gemacht,
Dafz in der Mitt die leichten Knaben,
Solten ihrn Stand und Angriff haben.
Zur Seiten aber die schwer Gerüsten,
580. So die Mäufz zu beringen wüsten,
Häuptmann Mohrtantz solt vornen an,
Mit dreyn Fähnlein zum Angriff stahn,
Die alle Bogenschützen waren,
Und im Steinwerffen wol erfahren,
585. Aufz Hollandt und Seelandt ankommen,
Als sie den neuen Krieg vernommen.
Das Hauptfähnlein war ein Seeblatt,
Drei Heringsköpff das Wapen hat,
Mit dem Reym: Wilt Ehr davon tragen,
590. So mustu den Kopff daran wagen.
Damit trat Rülinger herfür,
Und war der andern Ehr und Zier.
Dem folgten in der Mitt die Schützen,
Die Steinwerffer zur Seit herstürtzten.
595. Mit dem Befehl, dafz der Lerman,
Die Steinwerffer erst fiengen an,
Den Feind lockten aus dem Vortheil,
Darnach die Schützen in der Eyl,
Sobald die Feind wolten anlauffen,
600. Gliedweifz abschossen in den Hauffen,
Und die vorn stunden niederfielen,
Liessen die Hindern auch abzielen,
Wenn das geschehn wieder auffsprüngen,
Den Feind mit neuen Pfeilen empfiengen,
605. Bifz der Feind zu nechst rück heran,
Alsdenn solten die letzten Mann,
Zurück nach dem See hinab fliegen,
Zur lincken Seit wieder aufzbiegen,

Sich an des Feindes Nachtrab machen,
610. Das dient zum Sieg in allen Sachen,
Fürst Wasserfreud sollt sie regieren,
Und zu dem Feind an und abführen,
NAch diesen sah man ziehen an,
Zur Rechten den Feldobersten Ran,
615. Und etlich tausend Frisisch Frösch,
Deren ein jeder safz zu Rofz,
Lang Spiefz führten und kurtze Degen,
Hielten sich wunderlich verwegen.
Ein weifz Milchtuch war ihr Häuptfahn,
620. Das ein Kuhmagd hat fallen lan,
Da sie im Graben wusch die Gelten,
Darin sie sonst die Milch hinstelten.
Das Wapen ein Rothkefferlein,
Der Reim: Fleugst nicht, so bist du mein.
625. ZUr lincken Hand zog auch daher,
Der Feldmarschalk mit seinem Heer,
Fürst Mordax mit den Reuters-Knaben,
Die ankommen waren aus Schwaben.
Führten Schwerter, Armbrust, Hammer,
630. Wolten den Mäusen bringen Jammer.
Ihr fürnehm Fahn war ein Schnuptuch,
Das ehmals ein schön Mägdlein trug,
Und bei dem kühlen Brunn vergafz,
Bey dem sie mit ihrn Buhlen safz.
635. Das Wapen ein rots Regenwurm,
Der Reym, der Wurm erhält den Sturm.
HInder dieser folgt die Blutfahn,
Gemahlt von roten wilden Mahn,
Darnach rückt der König dabey,
640. Mit seiner starken Leib-Guardey,
Darunter viel Schweitzer auffwarten,
Mit Degen und mit Hellebarten,
Die führt Marcon, ein tapffer Mann,
Ein hübscher Höptzger wolgethan.
645. AUch war da mit Keulen bestellt,
Aus Dietmarsen manch starker Held.
Darnach mit Gurtelbeil, und Krücken,
So wohnen an der Seestädt-Brücken.
ENdlich die Engelländische Schützen,
650. Mit ihren Waltmannischen Mützen,
Mit ihrem Fähnrich, Frog genant,
Der führt sie aus dem Schiff auffs Land,
Denn Seewasser macht er nicht lecken,
Es wolt ihm gar zu saltzig schmecken,
655. Bifz man die oberste Häuptfahn,
Auch für den König sah hergahn,
Ein gülden Haut von einer Schlangen,
Darein sah man ein Wapen hangen.

Drey gelbe Wasserlilgen fein,
660. Im blauem Feldt mit diesem Reim:
Wer diese Blumen frisch wil sehen,
Der mufz danach ins Wasser gehen.
DEr König auch bewahret ward,
Von Fürst Watarachs und Quadrat.
665. So aus der Marck, Cassuben, Wenden,
Und von des Havellandes Enden,
Viel Reuter und viel Knecht mitbrachten,
Und den König grofzmüthig machten.
Führten ein gelb Marcomyr-Wapen,
670. Mit drey schwartzen Krötenquappen,
Ein Reym: Wir sterben nicht umbsonst,
Mangelt dir Gunst, so brauch dein Kunst.
ZUletzt nach allem kam gelauffen,
Mancherley Volck von grossen Hauffen,
675 Aus Braband, Holland, Polen, Reussen,
Und Liefland, Churland und aus Preussen,
Die solten Spiefz und Gabeln brauchen,
Die Mäufz in das See-Wasser tauchen.
Bifz dafz sie all würden umbracht,
680. So war der Frösch Ordnung gemacht.

Das VII. Capittel.

Von der Frösch und Mäuse Kundschafft.

Der dritte Theil.

Von der Mäufz und Frösch erschrecklichen Blutigen Schlacht.

1. Cap. Rathschlag der Berg- und Wassergeister über diesen Krieg. — 2. Der Frösch und Mäuse Fufzfall, und Ermahnung an die Kriegsleute. — 3. Des Mäusekonigs erbieten gegen die Frösch und ihren König. — 4. Wie die Frösch und Mäuse zusammentreffen. — 5. Wie dem Apfelschmack seine Schiffahrt gerathen sey. — 6. Wie der Maufzkönig umbringet wird. — 7. Wie Friedlieb sein Volk anführet und den König erlöset. — 8. Wie das Kriegsheer von neuem wider einander aufffzeugt. — 9. Wie die zween Könige mit einander zu streiten kommen. — 10. Wie die übrigen Frösch erledigt werden. — 11. Der Krebs Auffzug wider die Mäufz. — 12. Von der Käfer Einfall auf die flüchtigen Mäuse.

SALOMON.
Vanitas Vanitatum et OMNIA Vanitas.

XLIII.
Der Mückenkrieg.

Der ursprüngliche Verfasser des Gedichts ist Teofilo Folengo *(Merlino Cocaio)*, geb. 1491, gest. 1544, welcher als Jüngling den Mückenkrieg *(Moscaea)* dichtete. Ueber ihn und das Original ist in „Gesch. der macar. Poesie und Samml. ihrer vorzüglichsten Denkmale, von F. W. Genthe. Halle u. Leipzig 1829" ausführlich gesprochen worden und der Originaltext selbst ist vollständig abgedruckt. Sechsunddreissig Jahr nach Folengo's Tode erschien zu Schmalkalden eine Deutsche Bearbeitung, deren Verfasser sich aber nur durch die Buchstaben H. C. F. unter der Vorrede bezeichnete, auf dem Titel sich aber gar nicht nannte. (Vergl. Gottsched's Lexicon d. sch. Wissensch. u. Künste. Lpz. 1760, Sp. 1130, wo aber fälschlich statt des C ein E steht; und Koch's Comp. etc. Th. I, S. 117.) Dies ist auch, so viel bis jetzt bekannt, bei allen Ausgaben vor 1612 der Fall. Schnurr aber erklärt in der Vorrede zu seiner Bearbeitung (Aija) die Buchstaben, indem er sagt: „Der Emmeisen vnnd Muckenkrieg, sehr Kurtzweilig zu Lesen. Beschrieben durch Hanss Christoffen Fuchs, den Eltern, in Wallenburg und Armschwang *Equitem Francum P. m.*" —

Diese Stelle gab zuerst Neumeister wieder in seiner „*dissertatio de poetis Germanicis seculi XVII, Wittenberg* 1708, 4. *pag.* 95" und aus ihm scheint zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Irrthum, als sei Schnurr der Verfasser des Mückenkriegs (augenscheinlich noch bei Koch, Comp. etc., Th. I, S. 117, berichtiget Th. II, S. 353) glücklich beseitigt worden zu sein.

Die Lebensnachrichten über Fuchs sind äusserst ungenügend; Jahr und Ort seiner Geburt und seines Todes bleiben im Dunkeln, und Jöcher (Gelehrten-Lex. 1740, 4. Bd. II, Sp. 790) sagt wenig mehr als Schnurr: „Joh. Chrstph. Fuchs, ein Fränkischer Ritter, Erbherr auf Wallenburg und Arnschwang*) im 16. *Saecl.*, gab eine

*) Arnschwang oder Armschwang liegt am Böhmerwalde, an dem Flüsschen Cham in Baiern. Wallenburg soll ein Hessisches Bergschloss, zwei Stunden

Paraphrasim in omnes Psalmos Davidis heraus." Wir können, da die von Gottsched angeführte Ausgabe von 1580 zwar die älteste bekannte, vielleicht aber nicht die erste überhaupt und die bei Gottsched (Reinicke Fuchs. Lpz. 1752, S. 65.) angeführte Stelle, wovon weiter unten die Rede sein wird, durch eine Gottsched'sche Ungenauigkeit unter den alten, Baumann zugeschriebenen Anmerkungen zum Reinicke Fuchs gelesen wird, wohl annehmen, dass die Blütenzeit des Verfassers ehe vor als um das Jahr 1580 vestzusetzen sei, da Balthasar Schnurr doch sonst nicht so von der Verschollenheit des Dichters sprechen durfte, wie er es in der Vorrede thut.

Nach Fuchs unternahm Balthasar Schnurr zu Lendsidel in Franken (welches jetzt zu Würtemberg gehört und im Jaxtkreise unweit Crailsheim liegt), am 24. Februar 1572 geboren, eine Bearbeitung des Gedichts, wobei er angeblich eine Handschrift zu Grunde gelegt haben will. Dass er zu Hengstfeld und Ambishagen d. Z. Prediger war, geht aus dem Schluss seiner Vorrede hervor, welche unterzeichnet ist: „*Datum* Ambisshagen *ex musaeulo in aedibus Parochialibus* 18. *Juny. Anno Christi* 1611. Balthasar Schnurr von Lendsidel." Das Jahr seines Todes ist mir noch unbekannt, 1624 lebte er aber noch; er wird als Verfasser folgender Schriften genannt: Kunst- und Wunderbüchlein zur wohlbestellten Haushaltung; der Ameisen und Mückenkrieg; das Lied: „O grosser Gott von Macht," nebst andern deutschen Gedichten. (Vergl. Jöcher, Gelehrten-Lexicon 1750. Bd. IV. Sp. 317). Seine Ausgabe des Gedichts erschien 1612, 8.

Ausgaben des Gedichtes sind:

1) Muckenkrieg, ein artiges Gedicht, wie die Mucken neben jren Consorten, sich wider die Amaysen vnd jren Beystand zu Felde gelagert, auch endlich zu beyden teilen ein starkes treffen, vnd grewliche Schlacht mit einander gehalten haben; in drei Büchern abgetheilt, 1580 gedruckt zu Schmalkalden, bey Michael Schmuck.

So lautet der Titel dieser Ausgabe nach dem Gottsched'schen Handlexicon (oder: kurzgefasstes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste. Lpz. 1760, gr. 8. Sp. 1130—31) und diese Angabe wird bestätigt durch die *Bibliotheca Gottschedii pag.* 120, wo

---

von Schmalkalden, gegen die Ruhl belegen, gewesen sein; Vergl. Grosses und vollständiges geographisch - critisches Wörterbuch; Leipzig 1744 (Th. I—XIII, Fol.) Th. XII, S. 607.

diese Ausgabe gleichfalls angeführt wird. Vielleicht ist Schmalkalden der rechte Druckort dieses Gedichts und die angeführte Ausgabe die erste; da das Schloss Wallenburg nach der obigen Anführung bei Schmalkalden belegen war, und Fuchs vielleicht hier seinen Mückenkrieg verfasste. Eine Gottsched'sche Ungenauigkeit liesse zwar an eine beiweiten frühere Ausgabe denken, wie dies auch Ebert, *Bibl. Lex.* 733, Art. Schnurr, vermutet, doch wird die Unhaltbarkeit dieser Annahme aus Folgendem erwiesen werden. Koch (Comp. II, 353) gibt zu bedenken, dass Gottsched in der Ausgabe seines Reinicke Fuchs S. 65 unter den Anmerkungen Baumann's eine lange Stelle aus dem Mückenkrieg mittheilt. Gottsched legte, seinem eignen Geständnisse zu Folge (Einl. S. 50), zwar den Alkmarschen Text in der Ausgabe v. J. 1711, 4., zu Wolfenbüttel gedruckt, zu Grunde, sagt aber selbst: „Die Erklärungen meines Dichters habe ich so gelassen, wie sie theils in der ersten Alkmarschen Ausgabe von 1498 besage des Wolfenbüttelschen Nachdrucks (v. 1711) gestanden; theils auch wie sie in der Baumannschen von 1522 gewesen, die vermutlich Ludwig Dietz (in der Ausgabe von 1549, 4.) getreulich nachgedruckt haben wird." Diese letzte Ausgabe von 1549 besass Gottsched, und sie ward neben der Frankfurter von 1575, 8. vorzugsweise von ihm benutzt, wie er S. 50 der Einleitung weiter oben selbst angibt. Es würde also auch das Dasein einer Ausgabe des Mückenkriegs, mindestens vor 1549 gedruckt, durch die von Gottsched im Reinicke Fuchs angeführte Stelle bedingt werden. Bei genauerer Untersuchung ergibt sich aber, dass die ganze Stelle aus dem Mückenkrieg von ihm selber eingeschaltet worden ist. Wie sich bei Vergleichung folgender Ausgaben des Reinike Fuchs fand: „Reynke Voss de Olde. Rostock 1539, 4., ebendas. 1549—53. 4., ebendas. 1592, 4. — Wolfenbüttel 1711, 4. — Reynike Voss de Olde. Frankf. a. M. 1550, 4., ebendas. 1562, 4. Sie enthält augenscheinlich dieselben Anmerkungen der Rostocker Drucke. Reyneke Voss de Olde. Frankfurt am Main. 1575. 8. — Reinike Fuchs. Ander Theil des Buches: Schimpf und Ernst. Frankf. a. M. 1566, 8., ebendas. 1574, 8." —

Keine von allen diesen Ausgaben, worunter doch beide angeblich von Gottsched benutzten, enthält in den alten Anmerkungen zum fünfzehnten Capitel des ersten Buchs die bei Gottsched daselbst mitgetheilte Stelle, und daher ist die willkürliche Einschaltung des Herausgebers wohl ausser allem Zweifel. —

2) Mückenkrieg wider die Ameyssen, lieblich vnd nützlich zu lesen, Amberg.

So führt *Draudii bibliotheca librorum Germanicorum classica etc.* (Frankf. a. M. 1611, 4.) S. 427. (dasselbe Werk 1625, 4. S. 624.)

eine Ausgabe an, die vermutlich der von 1580 nachzustellen ist. Aus Draudius erwähnt ihrer Schnurr Vorrede. A. iiij b.

3) Mückenkrieg, *Tractatus de bello muscarum.* 1600, 4. Unter diesem Titel führt der *Catal. libror. Germ. alphabeticus. Frcf.* 1602, 4, *P. II*, *pag.* 243 eine Ausgabe an, welche bestätigt wird durch *Draudii bibl. class. lib. Germ. Frcf.* 1611, 4. S. 495, wo ebenfalls steht: „Mückenkrieg, 1600 in 4.," wenn nicht Draudius etwa aus dem erwähnten Katalog seine Nachricht geschöpft hat, und dieser die Octavausgabe v. J. 1600 meint, so dass 4 ein Druckfehler ist und 8 heissen soll.

4) Mückenkrieg: | Darin zu befinden | Welcher gestalt die Mücken, neben | jhren Mitverwanthen vnd Bundsgenossen, | sich wider die Ameissen, vnd derselben Beistand, | in merklicher anzal vn übergrossem Heer | zu Feld gelagert: | Auch entlich zu beiden theilen ein starkes tref | fen beschehen, vnd ein überaufz greuliche | vnd blutige Schlacht einarder | geliefert haben. | Alles mit sondern fleifz verfasset in | vnterschiedliche | drey Bücher. | Gantz kurzweilig zu lesen.

Hierauf folgt ein Holzschnitt, welcher den Mücken- und Ameisenkönig kämpfend vorstellt. Zur einen Seite des Holzschnitts steht von unten nach oben gelesen: „*Granestor*, der Ameissen König." Unter dem Holzschnitt:

Gedruckt zu | Muckenthal bei Ameifzhoffen. |

Hierunter ein Strich; darnach: Im Jahr 1600.

Das ganze Werkchen ist Hiiij Blätter in 8. stark, das letzte Blatt ist leer und auf der Rückseite desselben steht der Druckort des Titels, jedoch ohne Jahrszahl, wiederholt. In obiger Angabe des Titels bezeichnen die mit gesperrter Schrift gedruckten Worte die rothgedruckten des Originaltitels; die senkrechten Striche aber beschliessen jedesmal eine Zeile. Diese Ausgabe führt F. v. Blankenburg in seinen litterarischen Zusätzen zu J. G. Sulzers allgemeiner Theorie etc. Bd. III. (Lpz. 1798) S. 133. b. als von Schnurr, den er für den Verfasser hält, und als in 12. an. —

Nach einer Vergleichung dieser Ausgabe mit der von Gottsched angeführten Stelle, stimmen beide Ausgaben von 1580 und 1600 bis auf die Rechtschreibung, die Gottsched zum Theil auch änderte, ziemlich überein.

5) Ein schönes Gedicht, | der Ameisen vnnd Mucken- | Krieg, Künstlich beschrieben, vnd nicht | allein Lustig vnnd Kurzweilig, sondern | auch sehr Nützlich zu lesen. | Jetzundt auff ein newes dermassen zu- | gericht, das nicht allein ein jedes Buch in ge- | wiss Capitel vnnd Vnderscheid abgetheilt: sondern | auch die Capitel mit

jhren Glossen, Erinnerung | vnd Lehrpuncten geschmucket | vnd gezieret | Durch | Balthasarn Schnurrn von Lendsidel, der Poeterey besonderer | Liebhaber. |

Darunter ein Holzschnitt, einen Ritter im Harnisch zu Pferde mit einer grossen Fahne in der rechten Hand vorstellend, und darunter:

Getruckt zu Strafzburg, bei | Johann Carolo 1612.

Diese Ausgabe ist in 8. und L Bogen stark, scheint auch von allen Ausgaben die häufigste zu sein, obwohl auch sie zu den litterarischen Seltenheiten gehört.

Der Herausgeber sagt Vorrede Aij a: „Es ist mir, freundlicher lieber Leser, Kurtz verwichener zeit, von einem meiner guten Freund vnd Nachbarn ein geschriebenes Büchlein, welches folgenden Titul hatte, zugestellet worden: der Einmeisen vnnd Muckenkrieg, sehr Kurtzweilig zu Lesen. Beschrieben durch Hanfz Christoffen Fuchs, den Eltern, in Wallenburg vnd Armschwang, *Equitem Francum. P. m.* Vnd bin ich darneben gebetten vnnd angesprochen worden, das Ich solch Büchlein durchsehen vnd mich, als ein besonderer Liebhaber der Poeterey, darinnen erkündigen solle: Ob es vielleicht des Liechtes möchte würdig sein?"

Die von ihm besorgte Ausgabe weicht sehr bedeutend von der vorliegenden, im Jahre 1600 erschienenen, ab. So hat das erste Buch der Ausgabe v. 1600: 1028 Verse, bei Schnurr (1612) 1044 Vv. — Das zweite Buch bei beiden 894 Verse. Das dritte aber (1600) 770 Verse und 1612: nur 758 Verse. Die Inhaltsanzeigen sind natürlich bei keinem mitgezählt und sind auch in beiden gleich; aber die Veränderungen sind nicht immer auffallend, oft ist es blos die Rechtschreibung, auch finden sich die meisten und wichtigsten nur im ersten Buche, im zweiten und dritten sind sie sparsamer und unbedeutender. Die Capitelabtheilung stimmt ziemlich mit den Absätzen der frühern Ausgaben überein und ist durch die römische Zahl am Rande bei dieser Probe angedeutet. Die moralischen Glossen und Erklärungen tragen das Gepräge ihrer Zeit; oft liegen die angeknüpften Betrachtungen sehr fern, sind langweilig und flach, manche aber sind geistreich und anziehend.

6) Findet sich noch ein Abdruck des Mückenkriegs in dem Werke: „Newer vnd vollkommener Esopus darinnen allerhand lustige, Newe vnd Alte Fabeln, Schimpfreden, vnd Gleichnussen, theils auch warhafftige Geschichte, vnd aufzerlesene Historien, begriffen. Sampt beygefügter Morale, vnnd vermahnungspuncten Sprichwörtern vnd allerhand vernunfftmäfzigen Betrachtungen, zur ergötzlichkeit vnd Belustigung des Gemüths, vnd nothwendiger Lehre. Anjetzo zum erstenmahl in Druck gegeben *).

*) Dass diese Ausgabe besonders zu Nutz und Frommen der Jugend gemacht ist.

Huldricum Wolgemuth, Gedruckt zu Frankfurt, Bei Johan Hofern, in Verlegung Johan Treudels 1623" (in 8.) Ander Theil daselbst 1623 (oder 1625?)

Die letzte Ziffer ist in dem vorliegenden Exemplar, welches der Königl. Joachimth. Gymnasial-Biblioth. zugehört, schlecht ausgedruckt.) In diesem andern Theil steht S. 480 — 557 der Abdruck des Mückenkriegs. Er beschliesst das ganze Werk, denn S. 558 folgt schon das Register. In diesem Abdrucke sind alle die moralischen und kurzweiligen Vorreden und Einleitungen ausgelassen, so dass die Geschichte gleich selbst von den Versen anhebt: „Es wohnt ein weydlichs Volk auf Erd" etc. — Weder der Namen des eigentlichen Verfasser noch des vor Augen gehabten Bearbeiters ist angegeben.

7) Der Ameisen und Mückenkrieg, künstlick beschrieben und nicht allein lustig und kurzweilig, sondern auch sehr nützlich zu lesen, von Balthasar Schnurr von Lendsidel. Von neuem herausgegeben durch J. G. B(üsching). Leipzig 1806, bei Gräff, in 8. (8½ Bogen, 15 Sgr.)

Der Herausgeber dieser neuesten Bearbeitung vereinte den Zweck: „den Lesern Vergnügen zu gewähren" so gut als möglich mit dem der Erneuerung eines alten Gedichts. Die Schreibart modelte er, den alten Klang der Worte behielt er bei, wo es das Ohr der neuern Lesewelt erlaubte. Die moralischen Glossen nach Schnurr's Ausgabe (1612), die der Herausgeber allein benutzte, blieben weg und gewiss mit Recht. Er erklärte dagegen die von unserer Redeweise am meisten abweichenden Wörter, und schützte sich, gleich unter den ersten Versen des Gedichts, vor dem Verdacht eines schlechten Reimers durch eine grosse Anmerkung, dass nicht er, sondern Schnurr an auf Hohn gereimt habe. Getadelt zu werden verdient, dass er auf dem Titel seiner Ausgabe Schnurr förmlich als künstlichen Beschreiber des Gedichts einführt, da er in der Vorrede doch selbst den eigentlichen Verfasser nennt. Vergl. *Jen. A. L. Z.* 1807, *II.*, 69 ff.

8) H. C. Fuchf's heroisch-komisches Gedicht: der Mückenkrieg. Nach der Ausgabe von 1600 mit den Varianten der Schnurrischen Bearbeitung von 1612 und einer Einleitung. Herausgegeben von F. W. Genthe, Eisleben 1833.

---

geht aus S. 4. der Vorrede zum II. Theile hervor, wo der Verfasser sagt: „wir haben vns in solchen (Fabeln) sonderlich beflissen, alle vnzüchtige, vnflatige, vppige Reden aufzzusöndern, damit solche der blühenden jugend ohne Ergernufz vorgebildet vnd von menniglichen mit nutzen mögen gebraucht werden."

Vorrede an den Leser *).

Dieser Krieg ist vor vielen Jahrn
Anfangs von eim beschrieben worn
Der sich genannt Cocalium,
Mit einer art der Carminum,
Drinn er vermischt Welsch mit Latein 5
Wie dieser Verſz bey vns mag sein:
(Hic jacet in Dreckis qui modo Reuter erat.
Oder
Hei mihi Strasburgum quòd non queo schauuere turnum,
Cumq; bonis quòd non poſſum zechare Geſellis.)
Den hab ich nach müglichem Fleiſz 10
Verändert, vnd auff meine weiſz
In teutscher sprach Reime gebracht.
Hab ich jn nicht also gemacht
Daſz er mög jedermann gefallen
Hab ichs doch guter meinung allen 15
Zu angenemen dienst gethan,
Die jren lust bisweilen han
Solche kurtzweilige gedicht
Zu lesen. Acht mich auch verpflicht,
Des gering pfündlein, welchs mir Gott 20
Genediglich verliehen hat,
Mitzutheilen, nicht zu vergraben,
Damit man deſzen nutz mög haben.

Das Erste Buch.

Inhalt.

In diesem ersten Buch rüst sich
Der Mücken Heer zum Amaiſzkrieg,

---

*) Bei Schnurr (Strassb. 1612). Eine Kurtze Vorred des Autoris an den gutherzigen Leser.

V. 1—3. Es hat vor Zeiten diesen Krieg,
Einer beschrieben, welcher sich
Genennet hat Coccalium, — —

V. 5. Darinn vermischt . . . . . .

V. 6. Als dieser . . . . . .

V. 7—11. Hic jacet in Dreckiss
Qui modo Reutter erat,
Vt Corpus redimam,
Schuch, Tuch vnd omnia Vendam.
Diesen hab Ich von kurtzweil wegen,
Zur zeit wenn andre Spielen Pflegen,

V. 13—15. Hab Ichs nit Jedermann gemacht,
Zu seiner Ohren wolgefallen,
So hab Ich es doch den allen

V. 20—23. Das Pfund, welchs mir verlihen ist,
Wie wols gering, zu keiner frist.
Zu verbergen: sond rn an tag
Zu geben, das mans geniessen mag.

Die jhnen grofz schaden vnd hohn
Bewiesen hatten. Auch kömpt an
Der Rofzfliegen, Weinmücklein, Brämen 5
Vnd Schnackenhülff. Die hauffen nemen
Ihren Heerzug für über Meer,
Segeln mit gutem Wind daher.

X. Neptunus het sich in der tieff
Zu ruh gethan. Ehe er recht schlieff
Ihm seinen schlaff vrplötzlich brach
Ein grofz getümmel vnd gekrach, 620
Das ob jm auff dem Meer entstund,
Daraufz er sich nicht richten kundt.
Sein Schloss bidmet vnd kracht, als wann
Es ein erdbidem aufz solt stan.
Die Meergötter erschracken sehr, 625
Aber die Nymphä noch viel mehr,
Welche die furcht hin vnd her trieb,
Dafz keine bey der andern blieb.
Neptunus der Meerkönig sprach,
Was ist das für ein frembde sach? 630
Welcher Hellisch vnruhig Geist
Jetzt mir das schelmenstück beweist,
Euch so plötzlich in schrecken bracht?
Jetzt hab ich mich erst recht bedacht,
Es ist sonst niemand schuldig dran, 635
Denn Aeolus der lose man,
Der hat aus lauter übermut
Vnd fürwitz aufz befohlner hut
On mein vorwissen seine Windt
Heraufzgelassen, diese sind 640
Jetzt auff dem Meer, machen solch spiel,
Ich will jm stecken ein ander ziel.
Den schlegen sol er nicht entgehen,
Solt jn Sanct Vrbans plag bestehen.
Flugs bringt mir meine Gabel her, 645
Mein scharffes dreyspitziges Speer,
Ich will den frechen Lecker lehren,
Wie er mir sol das Meer umbkehren,
Mit seinen ungestümmen Winden,
Er sol an mir ein rechten finden. 650

XI. Weil er also vor zorne brennt,
Kam Triton gleich daher gerennt

Bei Schnur. 1612.

V. 3—4. Die jhnen Schaden, spott vnd Hohn
Bewiesen hatten: Auch kündt an etc.

V. 619. Vhrplötzlich seinen Schlaff jhm brach etc.

V. 624. Es ein Erdbidem sollt aufstahn.

V. 632. Hatt mir den Haussbossen beweist?

V. 646. Mein Schardlen . . . . . .

V. 651. Weil Neptunus vor zorne brannt etc.

Auff eim schnellen Delphin, vnd sprach:
Herr König thue ein wenig gemach,
Weder Aeolus noch seine Wind 655
Dieser Vngestümb vrsach sind
Es seglet oben auff dem Meer
Der Schnacken Armada daher,
Mit solcher anzal der Galeen,
Dafz ich jr nie hab mehr gesehen. 660
Zeugt aufz Magravacca herein,
Den Mucken beystendig zu seyn.
Sihe lieber, sihe, wie druckt das Meer
Diser grofz last der schiff so sehr,
Sihe, wie sichs beugt, wie mufz sichs schmiegen 665
Es dürfft wol vnterm last erliegen.
Doch ists kein wunder das sichs beugt,
Dann der Schiff Materi nicht leugt.
Die gröste sind aufz Muscheln gemacht,
Die von Sanct Jacob wern gebracht, 670
Von denen die dahin thun wallen,
Die andern sind Welsch Nüfzschalen,
Die kleinsten Eichelhülsen sind,
Die man in den Eichwälden find.
König Cosinus heist der man. 675
Der diesen gewalt führen kann,
Der dem Meer solch beschwerung macht
Vns Götter solche furcht einjagt.

XII. Neptunus sich darob entsetzt,
Sein hertz der schreck also verletzt, 680
Dafz er in dieser vngestüm
In seim Haufz wie ein Thor lieff umb,
Wust nicht wie ers solt fahen an,
Besorgt es würd zu trümmern gan.
Aber die Schnacken rückten fort, 685
Vnd kamen endlich in den Port
Des Muckenlands, als sie anfurn
Mit der grossen Armada wurn
Sie überaufz herrlich vnd schon
Entpfangen von Sanguileon, 690
Welcher das grofz Geschütz ablies,
Vnd thet viel tausend freudenschüfz.
Als der Schnacken Heerschar kaum gar
Aufz den Schiffen gestiegen war,

V. 654. Ey König thu . . . . . .
V. 661 — 664. Ziehen vom Land der Magrenkuh,
Genennet, zu Hilff den Mucken zu.
Ey lieber sihe wies Meeres Rucken
Dieser grofz last der Schiff thuet trucken.
V. 675 — 677. König Cosimus heifzt der Man
Der diesen Heersgewalt führen kann,
Der auff dem Meer solch wesen macht etc.
V. 691. Das grofz Geschütz man als ablief z etc.
V. 693. Der Schnacken Heerschar nach kaum gar etc.

Fieng sich wieder ein profzlen an 695
Als wolt der Erdboden vntergan.
  Wie man sich umbsah, sahe man ferr
  Vber die Berg ein grawsams Heer
Mit grossem prausen einher ziehen,
Darinn viel hundert Fehnlein fliehen. 700
  Gleich wie in ein polierten Stahl,
  Vnd in der hellen Sonnenstral,
Sahe man in dieses Heer hinein,
Was möchtens wol für Kriegsleute sein?
  Warns Schweitzer? warns Gasconier? 705
  Italiäner, Spanier?
Oder deutsch Landsknecht? Ey nein,
Sie waren nicht aufz Engedien,
  Kein Schwejtzer, kein Gasconier,
  Italiäner, Spanier, 710
Oder ein Landsknecht; Weinmücklein
Zogen über den Berg herein,
  Kamen den Mucken hülff zu thun,
  Ihr König hies Siccaboron,
Ein unverzagter frecher man, 715
Ja so ein wütender Tyran,
  Dafz auf dem gantzen Erdenkreis,
  Keinen grawsamern man ich weifz.
Hat mehr denn hundert mal im zorn
Bey seiner gülden Kron geschworn, 720
  Er wol die gantze Welt bezwingen,
  Vnd vnter seinen Scepter bringen.
Vnd das noch mehr ist, wöl er sich
An Jovem selbst richten mit Krieg.
  Dieser fürtrefflich küne Degen 725
  Allen Helden weit überlegen,
Hat in die gantz Ebrietet,
Ein grofz Provintz. Durch tausend Städt
  Darin man Rebensafft aufzprest,
  Er sein Gebot erschallen lest. 730
Des zukunfft war Sanguileo
Der Mucken König trefflich fro
  Vnd jm alsbald zur Proviand
  Hundert thunnen Käfzmatten sand.

V. 705. Warns Alpen Volk Engedier?
Warns Schweitzer etc.
Italiäner . . . . . .
Oder war es ein Türkisch Heer?
Warns Deutsche etc.
V. 711. Türcke, oder Teutsche etc.
V. 718. . . . . . . man nicht weiss.
V. 719. Hat offt in seim Donnerden Zorn etc.
V. 727 — 728. Hat innen die gantz Trunckenheit;
In allen Ländern weit vnd breit etc.
V. 734 — 735. Hundert Tonnen Käfzmaden sand.
Darnach . . . . . .

XIII. Demnach kam an von Mitternacht, 735
Ein überaufz schreckliche macht
Der Rofzfliegen, die in den Ronnen
Vnd in der Erden höln wonen,
So ein roh rauberisch gesind,
Dafz man seins gleichen nirgend findt, 740
Den Amaysen so spinnen feindt
Als wie die Hund den Katzen seynd.
Wie der Hafz fürcht den Hund, die Maufz
Die Katz, fürchten sich überaufz
Sehr, wollt schier sagen noch vielmehr, 745
Die Amaisen vor diesem Heer,
Vor dieser raubgierigen art,
Deren König eine küne schwart
Vnd Kriegsgurgel Myrprädo hies,
Welcher die Wehr nicht feyern lies, 750
Ob er schon solt mit Hercule
Selbst kempffen würd er nimmermeh
Sich wegern, dürfft jm wol die Feygen
Seinem brauch nach verächtlich zeigen.
In seim Heer eitel Fufzknecht zogen, 755
Darin viel hundert Fehnlein flogen.
Also wurden nach Martis willen
Damit er sein Blutdurst möcht stillen,
In kurtzer Zeit zusammen bracht
Fünff König mit all jrer macht: 760
Myrpräd, Cosin, Sanguileon,
Scannacabal, Siccaboron.
Ir ganzes Heer zu fufz vnd Rofz
Ein vnsegliche mennig was.
Vnd als ich glaublich erfahren han, 765
Zwantzig mal hundert tausend man.
Weh dir Amaifz, dann es rüst sich
Alle welt mit gewalt wider dich.

XIV. Bald liefz mit der Drommeten schall
Sanguileo der Kriegsherr all 770
Seine Kriegsleut, vnd sonderlich
Obersten, Hauptleut, Fenderich,

V. 751—754. Hett er gleich sollen mit Hercule
Ein Kampff aufsstehn förcht er sich nie
Solchs zu thun, dörfft jhm die feigen,
Da er noch Lebt verächtlich zeigen.

V. 757—768. Also Mars schnell zusammenbracht,
Fünff König mit all jhrer Macht.
Sanguileonem, Myrpraedon,
Cosimum vnd Siccaboron,
Auch Scannacabal den Riesen grofz.
Ihr gantzes Heer zu Fufz und Rofz,
Als ich gläublich erfahren han,
Was Zwantzigmahl Hundert Tausend Mann
O Arme Ameifz wider dich
Rüst sich die gantze Welt zum Krieg.

Auch Rittmeister vnd Leutenampt
Erfordern. Als nun allesampt
Im Feld beisamen waren, trat 775
Sein Königliche Majestat
Auff einen hohen stock vnd thet
Zu inen ein herrliche red,
Ein so schöne Oration,
Dafz sich verwundert jederman, 780
Dann er in dieser kunst viel bafz
Denn Cicero geübet was.
Als er allen mit seiner red
Ein gut hertz eingesprochen hett,
Brach allgemach der gantz Hell hauff 785
Mit Kriegsgebräuchlicher ordnung auff.
Sanguileo der thewre man
Legt auff den plan den Harnisch an,
Welchen jm Sterops hatt gebracht,
Aufz zweyen Kycherhülsen gemacht. 790
Ein gelb Rübsamblat war sein schild,
Ein starke Hirsehüls hübsch vergüld
War sein Helmlein, sein Schürtzer gar
Ein Nadelspitzige Sewporst war.
Indes führt man durchs Lager her 795
Sein freudiges tobendes Pferd,
Das war ein Grill, gar guter art,
Zu Kriegshändeln mit fleifz gespart,
Abgericht sich hoch zu erheben,
Zu springen uber alle gräben. 800
Wenns tobt vnd sprang, erschüttert sich
Vnter jhm das gantze erdreich,
Wens schnarcht, der nahe gelegen Wald,
Als von ein Donnerknall erschallt,
Wens schluckt, so stub ein grosser hauff 805
Sandts, bis an das Gewülck hinauff,
Ich mein es machte platz im führn,
Keim wollt zu nah zustehn gebürn.
Der Held mit eim fertigen sprung
Ohn vortheil sich in Sattel schwung, 810

V. 773. Rittmeister, vnd jhr Leutenant etc.
V. 782. Als Cicero etc.
V. 783. Da er ....
V. 784. Ein gutes Hertz gemachet hett etc.
V. 788. ...... sein Harnisch ..
V. 796. Sein frewdiges stehts Tobendes Pferd.
V. 798—800. Mit fleiss zu Kriegshandlen gespart
Abgericht vber alle Graben,
Ein sprung zu thun sich zu erheben.
V. 805. Wenns schlug, so staubt ......
V. 807. ..... machet ......
V. 809. ..... mit ringfertigem ......
V. 810. Im Huj sich in der Sattel schwung.

Vnd als zurück weich jederman,
Fieng er den Hengst zu tummeln an.
Sprengt, stutzt vn warff jn schnell herum,
Rent ein weil schlecht, ein weil die krümb.
Dafz jm das Volck, welchs jm zusahe, 815
Einhelliglich grofz Lob verjahe.
Gleichfals sahe man wie Reutersknaben
Die andern Mucken einhertraben
Auff Grillen, die im traben brangten,
Vor andern Pferden preis erlangten. 820
Nach diesem hübschen Zeug sahe man
Die dapffere Bremen ziehen an.
Aufz den het Scannacaballa acht
Schwader oder hauffen gemacht.
Denn er war ein geschickter man: 825
Der all sein thun fleissig besan:
Ein grosser Riefz von leib, doch weit
Weit grösser in geschicklichkeit.
Vbereilt sich nicht, gieng fein gemach,
Thets Fabio Maximo nach. 830
War nicht so frech vnd so verwegen,
Wie jetzt schier alle Kriegsherrn pflegen.
Alsbalden sich ein Krieg entspinnt,
Sind sie von stund an defz gesinnt,
Wollens alles zu stücken hawen 835
Das macht sie auch den grind offt krawen,
Die händ über den kopff zu schlagen,
Ja kost sie manchmal jren kragen.
Das thet Scannacaballa nicht,
Der war viel anders abgericht, 840
War sanfftmütig, besunn sich bafz,
Doch vnterdefzen nichts vergafz.
Einsmals erlangt er ritterlich
In einem schweren kampff den Sieg,
Den er mit einer Wespen thät, 845
Indem er jr entzogen hett,
Mit sonderer geschicklichkeit
Vnd kämpffischer bescheidenheit,
Ein spitzigen Stachel der gantz
Tödtlich sollt seyn, aufz jrem Schwantz. 850
Gegen jm auff der andern seiten
Zog über eine grüne Leiten

V. 811. Vnd als jhm entwich jederman etc.
V. 814. . . . . ein weil krum etc.
V. 829—830. . . . . . . thet fein gemach,
Fabio maximo thet ers nach.
V. 832. . . . . . Hauptleut . . . . . .
V. 834. . . . . . stunden defz gesindt etc.
V. 840. Er war . . . . . .
V. 842. Doch was jhm zustund nit vergafz.
V. 852. . . . . . grüne Heyden etc.

Der König Cosinus herein,
Daucht sich der schlimbsten keiner seyn,
Macht ein Kriegsbossen, wurff ein hacken, 855
Mit seinen unerschrocknen Schnacken,
Dieser König, der redlich man
Der hett ein Linsenhülsen an,
Ans Harnisch stat, die war so hert,
Dafz durch sie brechen kund kein schwerdt, 860
Die Schnacken sauffen Menschenblut,
Darnach jr hertz stets dürsten thut,
Füllen sich auch stets damit voll,
Das sieht man an jren mäulen wol.
Die Schnack braucht weder Dolch noch schwert 865
Wer Sieg zu erlangen begehrt
Mit jr, geb jr ein Partesan,
Vnd sehe denn was die Schnacke kann.
Es sind meiste theils hagre schwarten,
Wissen den brauch der Hellebarten. 870
Zu fuss ein sehr gerad gesind,
Kein Reuter vnter jn man find.
Nach diesen zog der dapffer man
Myrprädo mit seim Kriegsvolck an.
Den Rofzfliegen, die durch jn vorn 875
Also wern vnterwiesen worn,
Dafz sie neben andern wol bestunden,
Dem Kriegsgebrauch sein recht thun kunden,
Vnd ob sie wol mit rauberey
Beschreit, so sind sie doch darbey 880
So wol geübt in allen woffen,
Dafz man durch sie den sieg kann hoffen.
Sind rhumgirig, achten vielmehr
Durch dapffer that erlangte ehr,
Dann jr leben: Gebrauchen spies 885
Die man Gersten Ehrspitzen hies.
Ihr König der erschrecklich man
Allen feinden, hat angethan
Eins Meyen Kefers flügel weis,
Den ich mit lob hie billich preis. 890
Denn man kein löchlein an jm sach,
Wenn man schon auff jn schos vnd stach.
In allen Cronicken ich find,
Dafz dieses rauberisch gesind,
Die Amaisen stets hat mit krieg 895
Verfolgt, und stets erlangt den sieg.

V. 860. Das sie durchdringen kund kein Schwert.
V. 863. Damit sie sich stets füllen vol
Man siehts etc.
V. 871. . . . . . ein gar gerad . . . . . .
V. 873—874. Nach diesem Zug der dapffer Man
Myrpraedo mit seim Kriegsvolk kam.
V. 880. Befleckt, so sein sie doch dabey etc.
V. 886. . . . . . ahnspitzen hiefz.
V. 895. . . . . . stüts han mit . . . . . .

Hab nicht sorg dafz der Krieg verbleib,
Bis es die Amaifz gar auffreib.
Zwischen den auch zu keiner frist,
Einiger fried zu hoffen ist. 900
Nicht weniger richt Siccaboron
Der König sein Zugordnung an,
Mit seiner ausgezognen wehr,
Defz vorsatzs zu erlangen ehr
Vor andern, hat sich wol verbaut, 905
Mit eim stück einer Molchwurm haut.
Vnd sein Brust mit eim schilt verwart
Von einem schabenbalg so hart,
Dafz darein hafft kein Pfeil noch schwert,
Im Pfisterland findet man Pferd, 910
Seyn langschiffig, schwarz wie Kol
Deren Gestüd herkommen sol
Von vhralten schimleten Brod,
Welche die Weinmücklein zur not
Für Pferd gebrauchen, wie man dann 915
Sie jetzt darauff sahe ziehen an.
Ihr Schilt waren gemacht von Lein,
Ihr Helme aufz Mahenkörnlein.
Kein besser Schütze man jetzt find,
Als diese lose lawrer sind. 920
Denn sie sich allweg han beflissen,
Mit Weinbeerkörnlein zu schiessen.
Darumb ir jedem thut gebüren,
Deren am Sattelknopff zu füren
Die Köcher voll, damit sie wissen, 925
All schilt vnd Harnisch durch zu schiessen.

Das Ander Buch.

Inhalt.

Im andern Buch da rüsten sich
Gleicher gestalt mit gewalt zum krieg,
Die Amaisen, vnd kommen jnen
Die Wantzen, Leuse, Flöhe vnd Spinnen
Zu hülff. Auch greifft die Mucken an 5
Zu meer ein schreckliches Fortun.
Kommen doch endlich an zu land.
Schleiffens Schloss Atricos genannt.
Belegern auch Crappa die Stadt.
Vnd weil dieselbe Mangel hat 10

V. 910. Im Beckenland . . . . . .
V. 911. . . . . . . wie ein Kol etc.
V. 913. . . . . . . schimlichen . . . . . .
V. 922. Mit einer Weinb. . . . .
V. 7. . . . . zu hand.
V. 10. . . . . dieselb bald M. . .

An Proviant, kommen viel Wägen
Voll speis vnd tranck jr zu, dagegen
Wird Mustibibax der Heid geschickt,
Dafz er dieselb der Stadt abstrickt,
Dafz jm zwar nicht viel guts gebiert, 15
Dann er darob gefangen wird.
Siccaboron der wilde Knab
Thut mit den Flöen ein feine prob.
In der Stadt kömpt ein Meuterey
An tag, vnd rückt mit gewalt herbey 20
Mit den Amaisen der tewre Held
Granestor, vnd legt sich auch zu feld.
Myrmuca beut Siccaboron
Einen Kampff an, der wil nicht dran,
Veracht jn, willigt dafz ein Schlacht 25
Den Krieg zu richten werd verbracht.

Das Dritte Buch.

Inhalt.

Im dritten Buch werden verbracht,
Etlich scharmützel vnd ein Schlacht,
Bederseits ficht man ritterlich,
Vnd steht lang im zweiffel der Sieg,
Bis endlich Granestor das Feld 5
Vnd die Victoriam erhelt.
Sanguileo mit sein Bundsgenossen
(Scannacaballen aufzgeschlossen
Welcher dringt durch der Spinnen netz,
Die sie gericht hetten) zuletzt 10
Bleibt todt. Siccaboron der Held
Lang in der Stadt zur Wehr sich stelt,
Darein er was thörlich gerennt,
Doch endlich auch sein Leben endt.

V. 12. . . . . Trank in Huj dagegen
Mustibibax etc.
V. 18. . . . . . eine Prob.
V. 22. . . . . . vnd legt sich zu feld.
V. 4. Vnd steht im zweiffel lang etc.
V. 13. Darein er Thörlich war gerennt etc.